

Anfänge des Denkens #3 : Materialien zu einer interdisziplinären Soziologie der Steinzeit - von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe

Hennings, Lars

Preprint / Preprint

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hennings, L. (2020). *Anfänge des Denkens #3 : Materialien zu einer interdisziplinären Soziologie der Steinzeit - von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe*. (3. erw. u. erg. Ausgabe). Berlin: BoD - Books on Demand. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65215-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>



Anfänge des Denkens #3

Materialien zu einer interdisziplinären Soziologie der Steinzeit
– von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe

Lars Hennings

3. ergänzte und veränderte Ausgabe

#3

Berlin 2020

Anfänge des Denkens #3

Materialien zu einer interdisziplinären Soziologie der Steinzeit
– von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe

Lars Hennings

3. ergänzte und veränderte Ausgabe

Jede Form des Kopierens – Text und Abbildungen –
ist untersagt. Alle Rechte vorbehalten.

Berlin 2020

www.LarsHennings.de



Inhaltsverzeichnis

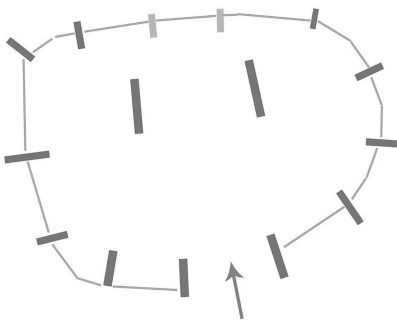
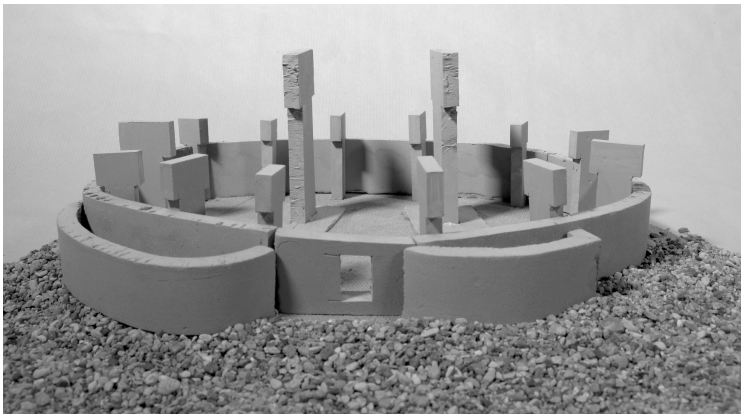
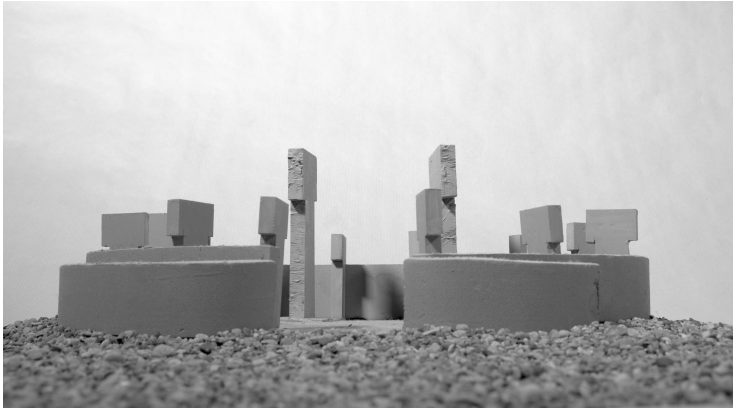
Hinweise zur Neuauflage: #3	9
Einführungen in die Soziologie der Steinzeit	9
Wie wird der Blick in die Kognition der Steinzeit möglich?	9
Der Göbekli Tepe als Hochkultur?	19
Hat Homo sapiens immer schon ein gleiches Gehirn?	21
Wie begann das humane Erkennen der Welt?	25
Was sind traditionales Denken und Prä-Bewusstsein?	27
Entstanden Denken wie Landwirtschaft durch frühe Urbanität?	31
Quellenlage – die Materialien	35
Sprache als Bewusstsein und Sinn	39
Zum Jung-Paläolithikum (Einleitung 2016)	44
Anfänge des Denkens (aus: Vorwort 2017)	53
Der Blick auf Geschichte	60
Neue Wissenschaften	62
Zur Entwicklung der „Person“	65
Neuanfang in Eurasia	69
Naher Osten	74
Lucy – Gehen, Zeigen, Denken	75
Die ersten Werkzeuge?	78
Gattung Homo	80
1. Der neue Mensch aus Afrika	83
Kognitiver Systemwechsel	85
Präfrontaler Kortex	88
Zum Beginn der Kultur	95
Symbolik	99
Vom Zeigen zur Sprache	105
Imitation, Kommunikation	108
> Exkurs: früher Spracherwerb	111
Kurzer Hinweis auf die Kulturfolgen	114
Zwischenergebnis 1	115
2. Gehirn und Kognition	116
Neurowissenschaften	120
Sozialwissenschaft	122
Zum Gehirn	125
Nachgeburtliche Ontogenese	128
Wie entsteht Gott?	129
Stadien der Ontogenese	132
Empathie, Theory of Mind, Adoleszenz	135
Typus Prä-Bewusste?	138
> Exkurs: Altruismus	141
Entwicklungspsychologie	147

Hirnforschung und Bewusstsein	151
> Exkurs: Epigenese	157
Undifferenzierter Geist – wirres Denken?	159
Psyche der Steinzeit im Alltag	164
> Exkurs: Gehirn-Geist-Bewusstsein-Prozess	167
Aggression	173
Vertrauen, Bindung	177
Ehre	181
Traditionales Denken	187
Prä-operatives Weltbild	192
Prä-logisch?	196
> Exkurs: Animismus	204
Zwischenergebnis 2	205
3. Evolution und sozialer Prozess	205
> Exkurs: Zu einigen Theoremen der Archäologie	211
Biologismus	217
Entwicklung des Sozialen	220
Ontogenese als Schlüssel zur Geschichte	229
Wissenschaftliche Hinweise	232
Zur Methodik	234
Soziale Evolution oder Prozess	236
Sich selbst verändernder Prozess	243
Prozesslogik, Konstruktivismus	250
Absteigen - Aufsteigen	254
Institutionenbildung und Sinn	258
Entstehung der Person in der Geschichte	261
Geschlecht in der Wissenschaft	264
> Exkurs: Über die Funde der Steinzeit	266
Zwischenergebnis 3	275
4. Rezente Urvölker	275
Traditionale Völker als Quellen?	278
Neuerungsfeindschaft	283
Kriegslust? Gewalt!	287
Der traditionale Mensch	292
Simple Wildbeuter:innen?	298
5. Sozialer Wandel im Jung-Paläolithikum	306
Zur Geburt des Homo sapiens	307
A. Ältere Wildbeuter:innen	310
Frühe Grabfunde	311
Prä-bewusste Kompetenz	313
Frühe Sesshaftigkeit	314
> Exkurs: Die Neandertalerin von Mettmann	317
Die erste Form der Kommunikation	319
Ursprache?	319

Rezente Ursprachen?	325
Höhlenmalerei	329
Kinderzeichnung	338
Höhlen-Heiligtum?	342
B. Jüngere Wildbeuter:innen im Übergang	348
Tragbare Kunst und Relief	350
Kulturen des Jung-Paläolithikums	354
Aurignacien	354
Gravettin	356
Solutréen	357
Magdalénien	359
Türkei, Naher Osten	360
Ursprungsmythen und Männermacht	364
Geschlecht	365
> Exkurs: Ethnographic Atlas	376
Frauen – Macht?	378
Die Frauen von Trobriand	382
Frauenarbeit	385
Männliche Fruchtbarkeit und Totenkult	390
Person	395
Gilgamesch	400
Inanna, Männergöttin?	403
Pädagogik in Sumer	405
> Exkurs: Archäologische Modelle Sozialen Wandels	407
C. Sozial-differenzierte Gemeinschaft	411
Die Eiszeit	417
Soziale Triebkräfte in der Steinzeit	419
Prozesse der Macht	420
Geschlechterverhältnis	427
Institutionalisierung	430
Religiosität	434
Urbanität als Entwicklungslinie	445
Jericho, Çatal Hüyük, Urukisierung	447
Logik und gebaute Umwelt	451
D. Insel im Urmeer – der Göbekli Tepe	456
Kunst	462
Was die Baustelle erzählt	466
Kulturgemeinschaft	471
Der Göbekli Tepe als Friedenssymbol?	475
Beispiele: Baruya, Trobriand	477
Institutionalisierung der Verwandtschaft	488
Heiliger Männerbund als soziale Integration?	495
Hausbau als Mass der Kognition	500
6. Zusammenfassung	502

Anhang	509
Zur passiven Entstehung von Leben	509
Introduction 2016 (English)	512
Ältere Exkurse	521
Exkurs: Darwin	521
Exkurs: Historisch-genetische Theorie	529
Exkurs: Traditionale Logik bei Marx/ Engels?	547
Literatur	555
Kurzfassung	575

Modell-Fotos: Göbekli Tepe



Göbekli Tepe: Grundrisssskizze Anlage D; rot = Pfeiler, Hellrot = vermutet; dünne grüne Linie = ungefähr Innenbegrenzung Mauer und „Sitzbank“; Pfeil = Mauer mit Einstieg. Die Wände erreichten wohl die Pfeilerköpfe (frei nach Schmidt, 2008, der hinten nur einen fehlenden Pfeiler sieht, also nur zwei grosse Felder). Platz für um 250 Personen, falls der Zutritt für einfache Leute überhaupt erlaubt war.

Zeiten: Jahre vor heute (= bp/ before present=1950; alle Angaben sehr grob)

14,5 Mrd.	Urknall	
4,5 Mrd.	Erde	
6,5 Mio	Trennung Affen und Menschen aus Primaten	
3,5 Mio.	Australopithecus (Südaffe; „Lucy“)	
1,5 Mio.	Homo erectus/ Neanderthalensis in Europa. (Out of Afrika I)	
300.000	früher Homo sapiens (Urmutter „Eva“ in Afrika)	
100.000	Homo sapiens in der Süd-Levante	
70.000	Besiedlung Out of Afrika II Asien, III Eurasien	
40.000 - 10.000	Jung-Paläolithikum, s. u.	
***	<i>stark überlappende Kulturen vor allem Westeurasiens</i>	
bis 40.000	Moustérien	kalt (Neandertaler;innen)
45.000	Châtelperronien	mittel (Homo sapiens)
40.000	Aurignacien	wärmer
32.000	Gravettien	wieder kälter
22.000	Solutréen	sehr kalt
17.000	Magdalénien	wieder wärmer
12.000	Ende letzte Eiszeit, Übergang Pleistozän zu Holozän	
	<i>Zeiträume vor allem Naher Osten/ Levante</i>	
14.000	Kebaran (Proto-Neolithikum)	domestizierter Hund
13.000	Natufien	
11.500 bis 10.500	PPNA (PrePotteryNeolithic A)/ PPNB	Kupfer
10.000	Neolithikum	dom. Getreide/ Tiere
	<i>Jung-Paläolithikum</i>	
40.000	Bilderhöhle El Castillo (roter Fleck)	
37.000	Abri Castabet (halbes Rind), Schwäbische Alb; Flöte, Figur	
32.000	Grotte Chauvet (Frankreich); Siedlungen: Kostenki (Ukraine)	
28.000	Dolni Věstonice (Tschechei)	Brennofen / Figur
14.500	Gönnersdorf (Rhein), Mežirič (Ukraine)	
13.500	Abu Hureyra (Nord-Mesopotamien = N-M)	
	Hallan Çemi, Qermez Dere (Nord-Irak)	
11.500 bis 9.500	Göbekli Tepe (N-M)	
	Çayönü PPNA runde, PPNB eckige Häuser (N-M)	
11.000	Jericho (Levante)	
10.600 bis 10.000	Nevalı Çori (N-M)	gebr. Tonfigur

9.500	Aşıklı Hüyük (Anatolien)	
9.000	Çatal Hüyük (Anatolien)	
8.000	Proto-Urbane Zentren Süd-Mesopotamien	
7.000	Proto-Urbane Zentren N-Mes. (Obaid-Zeit)	
6.000	Städte Sumer	
5.500	Schrift Sumer, Ägypten	
4.200 bis 3.000	Bronze/ Eisen/ Altes Testament	
2.800	Homer: Ilias, Odyssee (Troja 3.200)	
2.350	Platon, Aristoteles	

Hinweise zur Neuauflage: #3

Es ist ein besonderer Glücksfall, wenn in der Schlussphase eines sozialwissenschaftlichen Projekts die wissenschaftlichen Grundlagen ziemlich weitgehend neu bestimmt und dabei die eigenen Thesen unterstützt werden, im Jung-Paläolithikum habe es einen beträchtlichen sozialen Wandel gegeben. Nun blicken wir sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit auf neu erkannte evolutive, biologische Veränderungen, die Belege für soziale Entwicklungen sind: 1. die endgültige Schädelbildung bei Sapiens erst vor 35.000 Jahren, 2. die wachsende neuronale Vernetzung als Möglichkeit der Entwicklung von Kognition und Emotion.

Die Neuauflage dieser *Materialien*, im Titel durch „...#3“ ergänzt, integriert das neue Wissen, so wie in der früheren Ausgabe (#2) die Grundlagen der Neurowissenschaften einbezogen wurden. In einer ganz neuen Einführung, die aus einem Aufsatz stammt, ist die Frage zusammenfassend behandelt, wie soziologisch so weit zurückgeblickt werden kann, und welche Bedeutung das neuere Wissen hat. Diese Darstellung ist von vier Elementen geprägt: 1. waren die einzelnen Teile wesentlich auch Aneignung fremder Wissenschaft, insofern meine eigene Reflexion. 2. sind diese Texte nicht abschliessend am Ende der Forschung formuliert worden, sondern zeigen noch die Schritte der Aufarbeitung ein wenig. 3. entstanden sie zeitlich in mehreren Phasen, woraus sich ein gewisses Nebeneinander ergeben hat, 4. sollte er auch für Fachfremde verständlich sein, und das sind die einzelnen Wissenschaften, die hier interdisziplinär verbunden werden, ja bereits, doch auch nicht wissenschaftlich arbeitende Menschen sollten ihn verstehen können. So entstanden Fragmente, die wichtige Teile mehrfach darstellen, um sich auf das jeweilige Thema konzentrieren zu können.

Darüber hinaus wurden manche Stellen korrigiert und klarer formuliert. Die älteren Einleitungen und Vorworte von 2016 und 2017 sind weiter Bestandteil, um den Arbeitsprozess weiter in einem Band als *Materialien* aufzuzeigen.

Einführungen in die Soziologie der Steinzeit

Wie wird der Blick in die Kognition der Steinzeit möglich?

Wird ein Säugling des Homo sapiens gesund geboren, sind seine biologischen Grundlagen ausgebildet, die den Körper autonom steuern. Das Kind verfügt über eine Reihe von Reflexen, Greifen und Saugen gehören dazu, und es hat biologisch die Fähigkeit zum Wachsen, wenn die Bedingungen der Pflege und Fürsorge gegeben sind. Das Gehirn verfügt bereits über die endgültige Zahl

der (grauen) Neuronen, deren synaptische Verbindungen vorerst allerdings nur rudimentär ausgebildet sind, sowohl biologisch wie kognitiv. Die Vernetzung des Gehirns entwickelt sich dann parallel zum Wachsen des Kopfes. Sie folgt dabei einer vorgegebenen Strukturentwicklung, dies jedoch zu einem guten Teil individuell (weisse Gliazellen; Synapsen), sofern die üblichen Erfahrungen gemacht werden, um Sehen, Hören und dergleichen zu lernen. Über die Epigenetik können frühe Erfahrungen für die künftige Gesundheit wirksam werden, wird heute angenommen. Zur Fähigkeit des Wachsens kommt die des kognitiven Lernens hinzu, das Erfahrungen – zuerst unbewusst – verarbeitet und abgesichert; und dies lebenslang.

Wir wissen heute, in welchen aufeinander folgenden Stadien die Strukturentwicklung Körper und Gehirn wachsen lässt, und dass alle Kinder universal geistig ganz ähnliche Schritte als Grundlagen der Kognition erwerben können. Das gilt jedenfalls bis zu einem bestimmten Basisniveau, auf dem sie – heute! – weltweit bereits recht komplex Sprechen gelernt haben, um vorerst nur dies als zentrales Können zu nennen. Dieses erste bedeutende Stadium dauert bis zum vierten fünften Lebensjahr. Darüber hinaus können Kinder weitere kognitive Stadien nur in bestimmten historischen Situationen ausweiten, wenn sie in ihren Umwelten entsprechend mehr Lernen, etwa in Schulen. Die wesentliche Grundlage dieser Ausweitung ist heute die Fähigkeit zur primär emotionalen Empathie (ich kann anders als Andere fühlen; etwa dreijährig) und bald zur primär geistigen Theorie of mind; (ich kann anders als Andere denken; ab vierjährig). Ein ausgeprägtes Ich-Bewusstsein entsteht gegebenenfalls erst durch weitergehende Bildung, die nicht alle Kinder in gleichem Masse erfahren. Dabei beobachten wir in nachmodernen Gesellschaften, also etwa ab Mitte des 20. Jahrhunderts, mit individuell auf Kinder und deren Bewusstsein intensiv eingehenden Vorschul-Institutionen vielleicht ein weitergehendes zusätzliches Stadium kindlicher Entwicklung als noch zu Beginn jenes Jahrhunderts.

Gehen wir vorerst gedanklich zu jenem frühen Kindheitsstadium von Vier- bis Fünfjährigen zu Zeiten zurück, in denen eine ausdrückliche Förderung von Empathie und Theorie of mind noch unbekannt, noch nicht denkbar, waren. In eine Zeit, in der ausdrückliche Erziehung noch nicht vorkam, sich Kinder durch eigene Erfahrung und durch Imitation der Erwachsenen unreflektiert in die soziale Gemeinschaft durch Gewohnheit als Basis sozialer Gruppen einpassten. Ihre kognitive Fähigkeit entstand wesentlich durch die Ausbildung der Basisstruktur ihres wachsenden Gehirns. Und das in ganz früher Zeit ohne zu Sprechen und nur mit einfachen Handlungsschemata. Wenn diese Reifung der Möglichkeit des Denkens universal wesentlich durch biologische Ausbildung des Gehirns mitgestaltet wird, folgt daraus, wie Dux (2008, 2019) es ausdrückt: *dies war immer so!* Diese Aussage bezieht sich auf die Spezies/ Art: Homo sapiens, da – wie die Biologie uns sagt – eine biologische Art im Rahmen der üblichen Varia-

tion gleich bleibt (zu einer neuen wird, oder ausstirbt). In diesem Modell wird das Gehirn über die Jahrtausende erst einmal als Black box verstanden, kann vereinfacht gesagt und die frühe Kognition in die Steinzeit interpoliert werden.

In jüngster Zeit erkennen wir durch die Hirnforschung und die Epigenetik jedoch besser, dass die Hirnentwicklung historisch wohl nicht so stabil war, weil das Gehirn von Sapiens äusserst dynamisch und plastisch auf seine Umwelt reagieren kann. (Rösler, 2011: 50f, 147ff) Ob auch dies „immer schon“ galt, steht allerdings wiederum in Frage? Lange könnte lediglich ein marginales Wissen anstelle wachsender Kognition Sapiens bestimmt haben; für die Zeit in Afrika und bei Homo erectus und neanderthalensis ist diese Annahme wohl pauschaliert zulässig. Doch zumindest dann kommt es anders!

Die kognitive Grundstruktur der ersten Lebensjahre wurde bei Kindern unserer Art, der These der Black box folgend, bereits zu Beginn des Jung-Paläolithikums vor 40.000 Jahren der heutigen Entwicklung sehr ähnlich ausgebildet. Das gälte dann auch für die Fähigkeit zur Sprech-Sprache, deren Erwerb weit zurück zu legen möglich wäre. Die archäologischen Funde zeigen allerdings nichts, was ihren Erwerb damals bereits als nötig ausweist, um sie herstellen zu können; viel wahrscheinlicher war eine Zeichen- und Gebärdensprache der damalige Stand der Kommunikation, die durch eine Reihe von erlernten Lauten als Wörter im Sinne von Namen (nicht: Begriffen) ergänzt wurde.

Dass eine Zeichen- und Gebärdensprache in einfacher Form dem Sprechen vorausgehen musste, kann heute angenommen werden, wie Tomasello (2011) belegt; das wurde früher bereits manchmal vermutet, und Lévy-Bruhl (1910) hat dies für seine Zeit recht deutlich aus Berichten über einfache Wildbeuter:innen und Landbauvölker thesenhaft herausgearbeitet. Die kognitive Differenz vom einfachen Gebärden zu einer einfachen Sprech-Sprache ist nicht so gross, wie es auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mag; sie wird im Gehirn in ähnlichen Regionen koordiniert wie später das Sprechen. Wir reden nun von einer Zeit, dem Jung-Paläolithikum in Eurasien von vor 40.000 bis 10.000 Jahren, als Gebärden, Sprechen, Musik, Kommunikation in frühen Formen als Einheit überhaupt erstmals entstanden sind.

Aktuelle Forschungen der Archäologie unterstützen die These, diese frühe Entwicklung einer neuen Form der Kommunikation, die sich auch durch das Formen von Figuren (Frauen, Tiere), der ersten Höhlenmalerei und dem Schnitzen von Flöten ausweist, sei auf den Beginn des Jung-Paläolithikums und mit einiger Wahrscheinlichkeit im Raum des heutigen südlichen Frankreichs und der Schwäbischen Alb zu datieren und zu lokalisieren. (Eiszeit, 2009) Eine Frühform des Homo sapiens gab es demnach im westlichen Nordafrika vor 300.000 Jahren, dessen Entstehung bislang vor 200.000 Jahren in Ostafrika angenommen wurde. Die ältere Form besass bereits zum einen das typische Gesicht von Sapiens mit der hohen Stirn. Hinter der entstand als Basis für den „*kognitiver*

Systemwechsel“ unserer Spezies, wie ich ihn nenne, der Präfrontale Kortex, der unsere besondere Sozialität koordiniert.

Doch nun hören wir jüngst von einer Einschränkung. Denn es war der Hinterkopf der älteren Zwischenform noch ausladender und der Kopf flacher. Auf der Basis dieses neuen Wissens wurde nun gezeigt, dass wohl erst vor 35.000 Jahren Sapiens die bis heute typische Kugelform des Hinterkopfes ausgebildet hatte. (MPF, 2.2017: 42; Neubauer u. a., 2018) Das ist eben auch jene Zeit, zu der die von mir betonte neue Kommunikation archäologisch nachgewiesen ist (Figuren, Malerei, Musik). Der Wandel des Hinterkopfes könnte etwa besonders das Gedächtnis gestärkt haben, sei als ein Hinweis dazu gesagt, dass wohl Form und Inhalt zusammenwirkten; so wie das erste aufrechte Gehen bei der Gattung Australopithecus vor 3,5 Millionen Jahren auch den Geist verändert haben wird; dazu unten.

Wenn richtig ist, alle Mitglieder des Homo sapiens entwickeln (zumindest) ab einer bestimmten historischen Zeit die Basis ihres Denkens nach gleichen Schemata, die intensiv mit dem biologischen Aufbau des Gehirns in den ersten Lebensjahren verbunden sind, folgen zumindest vier Konsequenzen daraus:

Erstens haben alle Kinder die gleichen Grundlagen zum Denken lernen, ob in der Steinzeit, in Altertum (Mesopotamien, Ägypten), der Antike (Griechenland, Rom), bis ins Mittelalter und die Jetztzeit (Black box).

Zweitens müssen dann die zu beobachtenden gravierenden Differenzen des Denkens, die nicht nur das Wissen, sondern die kategoriale Logik der Weltvorstellungen betreffen, (Dux, 2008, 2019) aus der Geschichte der Menschen in ihren Umwelten erklärbar sein, nicht aus ihrer biologischen Konstitution, und wesentlich aus der individuellen nachgeburtlichen Ontogenese (nicht der von Haeckel gefälschten fötalen Ontogenese).

Drittens ergibt sich aus diesem Grundschema der geistigen Entwicklung für den Tier-Mensch-Übergang in der Phylogenese, also der stammesgeschichtlichen Entwicklung der jeweiligen Menschengruppen, dieser Übergang bis zu Homo sapiens könne nur dem Schema des historischen Gehirnwachstums gefolgt, beziehungsweise nur zusammen mit dem biologischen Aufbau des humanen Gehirns entstanden sein. (Piaget) So wie Kinder nur ein kognitives Stadium nach dem anderen erlernen können, konnten sie dies auch nur in ihre Gruppen/ Stämme übertragen, wenn sie das elterliche Wissen übertrafen. Sagen wir einmal, dieser Übergang ist durch das Skelett „Lucy“ markiert, dann verlief die Stammesgeschichte analog zur Kindesentwicklung (onto- wie phylogenetisch), wie es die frühen Werkzeugsteine, dann Formen des Faustkeils und Schrapers hin zu steinernen Schneiden auch empirisch darstellen.

Viertens gilt das auch für die biologische Entwicklung als Basis der Kognition. Lucy scheint typisch für die ersten aufrecht gehenden Menschen zu sein (Australopithecus afarensis). Diese Spezies erwarb mit dem veränderten Kör-

perbau, der eine bessere Sicht bot, leichtere Möglichkeiten des Zeigens auf etwas und des Gebärdens, dazu den für Laute günstigeren Kehlkopf. Und sie steht wohl auch für eine gegenüber Tieren effektivere Nutzung des Gehirns, etwa bei Schimpansen mit ähnlich grossem Hirnraum; von Denken mag noch nicht zu sprechen sein, wenn wir die Tier-Mensch-Unterscheidung betonen wollen (die Biologie behandelt dies anders).

Bislang wurde hier das humane Gehirn als Black box nur summarisch angesprochen: eine Spezies, ein Gehirn, immer schon. Und diesem Gedanken folgend ist die menschliche Entwicklung nach dem (vorläufigen) Abschluss der biologischen Evolution nur noch durch soziales Handeln bestimmt. Die Soziologie wird zur Leitwissenschaft der (sozialen) Geschichte, die auf Basis der Naturwissenschaften empirisch zu analysieren ist. Ein entscheidender Zeitpunkt für die Anfänge des Denkens in neuer Qualität ist auch von daher die vollständige Entwicklung der Schädelform, die hochwahrscheinlich Einfluss auf die Fähigkeit der Kognition hatte. Seit klar ist, Homo neanderthalensis stammt vom europäischen Homo erectus ab und ist nur in Eurasien in verschiedenen Formen ansässig gewesen, nicht aber in Afrika, Australasia und den Amerikas, gilt es als belegt, dass die human hergestellten Werkzeuge in Afrika und Eurasien bis zu diesem Zeitpunkt auf ähnlicher Stufe der Kognition gestanden haben (Garcea, 2010): Werkzeug, früher Schmuck, erste Malerei finden sich auch im Nachlass von Neanderthalensis (z. B. Speere von Schönöningen vor 400.000 Jahren; Eise, 2009), zum Teil sogar bei Erectus (z. B. Lager mit Zelten und Werkplätzen bei Bilzingsleben vor 350.000 Jahren; Mania, 1998).

Doch ab dieser Zeit gewann Homo sapiens gegenüber Neanderthalensis eine immer schneller wachsende neue, bessere Qualität seiner Erzeugnisse und, worauf ich besonders hinweise, eine neu entstehende *Form der Kommunikation*. Die besteht aus dem Zusammenhang des Formens und Malens als Ergebnis einer erweiterten Fähigkeit der Reflektion der Umwelt und auch deren Töne. Vorlagen der Natur wurden nun, etwa in Lehmklumpen oder Steinen als mensch- und tierähnlich erkannt und ausgearbeitet, ähnlich entstehen erlernte Töne. Alle drei Elemente, so meine These, wurden in den ersten 10.000 Jahren des Jung-Paläolithikums zum Allgemeingut als Bestandteil einer immer intensiveren Gebärdensprache mit ergänzenden Lauten als Namen, Wörter. Die Gebärden wurden in die Luft, auf Boden und Wände als Zeichnungen übertragen, wo immer es ging und sinnvoll war.

Fast alles ist verloren, nur in wenigen Höhlen sind die Ergebnisse überliefert: erste Zeichnung eines Teil-Rindes am Abris Castanet aus vor 37.000 Jahren, erste Frauen- und Tierfiguren sowie Flöten aus 36.000 Jahre alten Schichten der Schwäbischen Alb (ohne Bilder; Eise, 2009) Aus der Zeit vor 32.000 Jahren stammen frühe, noch sehr einfache Darstellungen in der Grotte Chauvet,

zwei schlichte Rhinozeros-Zeichnungen; die heute berühmten Höhlenbilder sind weit jünger, auch in der Grotte Chauvet und der Höhle Lascaux, deren Darstellungen sich ähneln. Danach wissen wir von ersten Bildern in der (nur durch Tauchgänge zugänglichen) Grotte Cosquer von vor 27.000 Jahren, die dort von solchen vor etwa 18.000 Jahren ergänzt werden. Die berühmten Bilder von Lascaux wurden ab vor 17.000 Jahren erstellt, weitere sind dort mit etwa 15.500 vor heute datiert, bei allerdings einer Fehlerquote von +/- 900 Jahren. (Lorblanchet, 1997) Von hier aus läuft die Entwicklung immer schneller im Zusammenhang mit *wachsenden Siedlungen* sesshafter Wildbeuter:innen, die die sozialen Fähigkeiten und die Kognition wachsen liessen; die soziale Entwicklung ist eine der frühen „Urbanität“, lässt sich sagen; aus ihr sind die kognitiven und kulturellen Steigerungen herleitbar bis viel später in Sumer die ersten Grossstädte entstehen: Uruk vor allem.

Bei einem gleichbleibenden Gehirn (Black Box) der Art *Homo sapiens*, die seit etwa 40.000 Jahren allein als menschlich auf der Welt lebte, könnten wir nun also sagen: vom heutigen Menschen ausgehend lassen sich die Epochen zuvor wesentlich durch die sich ändernden Umwelten, zu denen auch die Menschen gehören, analysieren und eine Soziologie der Steinzeit (als interdisziplinäre Leitwissenschaft) formulieren, wenn genügend Fakten dafür gesammelt sind, wie die jeweiligen Umwelten aussahen und wie Menschen auf Umwelten reagieren, wie, mit anderen Worten, das Gehirn funktioniert, seit es vor 35.000 Jahren die heutige Form erreichte. Dazu können (und müssen) wir heute ins Detail gehen und in die Black Box hineinsehen.

Kommt also ein Kind des *Homo sapiens* auf die Welt, ist es – vereinfacht gesagt – mit der Körpersteuerung und einigen Reflexen, wie Saugen und Greifen, ausgestattet, sowie mit der *Lernfähigkeit*. Es muss nun, aus der unklaren amorphen Umwelt des Mutterbauchs kommend, die neue Umwelt kognitiv erfassen und systematisieren, sie für sich im Gehirn rekonstruieren. Dies ist bei unserer Art/ Spezies (und ähnlich bei anderen) bereits immer so, seit *Sapiens* sich evolutiv im Darwischen Sinn stabilisiert hat, nachdem der Artbildungsprozess historisch abgeschlossen ist. Ebenso vorsichtig wie theoretisch effektiv setze ich diesen Termin mit der endgültigen Formung des Schädels an, der neuerdings erst vor 35.000 Jahren als aus einem etwas abgeflachten Hinterhaupt zur heutigen Kugelform gelangt sei. Hinter der hohen Stirn liegt die entscheidende menschliche Komponente des Gehirns, der evolutiv mutativ entstandene Präfrontale Kortex, der – in einem komplexen Zusammenhang, etwa mit dem Gedächtnis – wesentlich das Soziale bei *Sapiens* bestimmt oder koordiniert. Die neue Kopfform hat vielleicht wichtige Auswirkungen auf das – nicht eng lokalisierbare – Gedächtnis und/ oder die sich steigernde Vernetzung der Neuronen. Wesentlichen Anteil an diesen kognitiven Prozessen hat, wie empirische Stu-

dien gerade zeigen, ebenso der Grad der *neuronalen Vernetzung*; der ist heute messbar und kann Hinweise auf die Fähigkeit zum Denken liefern. (Scinexx, 1.8.19) Die Frage entsteht, ob dies nicht nur strukturell, sondern auch in der Phylogenese quantitativ geschieht: klügere Menschen erziehen immer klügere Menschen; langsam. Die Entwicklung des Geistes ist auch historisch wohl Ergebnis steigender neuronaler Vernetzung!

Wann und wo immer das Kind zur Welt kommt, muss es also an seiner Umwelt sich zu orientieren lernen. Doch dass dies immer so war, muss jetzt eingeschränkt werden, wenn wir eine detailliertere Analyse beginnen. Dann ist Umwelt zumindest in sachliche und in humane Umwelt zu scheiden. Zwar entwickeln sich beide Umwelten prozesshaft, etwa durch das Ende der Eiszeit, doch früh, bereits vor dem Ende der Eiszeit, ändert auch menschliches Handeln die Umwelt des Kindes, wenn etwa die Wildbeuterei immer intensiver von sesshaften und wachsenden Gruppen durchgeführt wird. Wieder haben wir zwei unterschiedene Formen des Lebens. Grössere Siedlungen mit Gebäuden anstelle von Zelten oder weniger markieren – in dieser sehr groben Darstellung – die eine, das sich ändernde Denken eine weitere Form als Prozess. Mit den sich wandelnden sachlichen Umwelten veränderten sich – unübersehbar seit dem frühen Jung-Paläolithikum – offenkundig zugleich die Fähigkeiten zu Lernen phylogenetisch; also während der Stammesgeschichte in den realen Gruppen des Homo sapiens, von dem wir hier als Typus ausgehen.

Grundlage der Phylogenese ist die nachgeburtliche Ontogene. Seit der Arbeit Piagets zur kognitiv-logischen Entwicklung des Kindes verfügen wir über eine ausgearbeitete Forschung, die heute auf neuer Ebene des Wissens die regelhafte Folge des Aufbaus der Kognition in den ersten Lebensjahren universal erklärt. (Bischof-Köhler; Tomasello) Wieder lässt sich sagen, die Kognition entwickelte sich schon immer so, und müssen doch zugleich die genannte Differenzierung berücksichtigen, die nicht zuletzt zur Frage führt, ab wann Homo sapiens nach heutigem Wissen als Art biologisch als stabilisiert verstanden werden kann? Folgt die Lernleistung der jeweiligen sachlichen Umwelt, dann lässt sich annehmen, sie wurde immer komplexer bis zu heutigen Städten, um auf dieser Linie weiter zu argumentieren. Da sie aber zugleich der Entwicklung der humanen, der kognitiven Entwicklung folgt, ist anzunehmen, das Gehirn habe *sich selbst verändert*, wahrscheinlich durch steigende Vernetzung der Neuronen, um die immer komplexeren Umwelten rekonstruieren zu können. Daraus folgt nicht nur, im Tier-Mensch-Übergang hat sich mit Homo sapiens die Ontogene immer deutlicher an sozialen Umwelten orientiert, sondern zugleich, die Phylogenese habe sich nur der Ontogenese folgend entwickeln können. Nur was jene Individuen – ich bleibe bei der Zeit ab dem Beginn des Jung-Paläolithikums – in ihrer Ontogenese haben lernen können, konnte sich phylogenetisch ausbilden; auch synergistische Effekte waren begrenzt. In letzter Konsequenz

bestimmt also die Ontogenese der Kognition den Lauf der Geschichte. Dies geschieht über die wachsenden Lernfähigkeiten und das daraus entstehende (immer: soziale) Handeln.

In den ersten Jahrtausenden des Jung-Paläolithikums – unterstellen wir bereits den bei unserem Typus voll ausgebildeten Schädel – wuchsen Kinder in kleine humane Gruppen hinein, die durchaus mit anderen über weite Regionen vernetzt waren. Kinder spürten sich in Symbiose mit einem der erwachsenen Mitglieder, das sich kümmerte und sie nährte. Eine Sprech-Sprache gab es noch nicht, eine Kommunikation fand mit Zeigen und Gebärden statt, zu der wenige hundert erlernte Laute als Namen kamen, bis zweisilbrig wohl meist. Musik wurde gemacht, sogar mit kleinen Flöten und dazu vermutlich rhythmischen Lauten, Klatschen, Klopfen, Trommeln. Die Gruppenmitglieder konnten lautlich unterschieden werden, bald wurden auch essbare Pflanzen und dann Tiere an ihren Silhouetten, vor allem an den Rückenlinien und dem Gehörn, erkannt und benannt. Bald sahen sie Ähnlichkeiten in Steinen, Holzteilen oder Erdklumpen mit Tieren, und sie lernten, die in einfacher Weise ihnen noch ähnlicher zu machen, zu schnitzen und formen. So wie aus den Handbewegungen beim Gebärden die Fähigkeit entstand, sie auch im Sand oder an Wänden bald zweidimensional wiederzugeben, was die Notwendigkeit, sie im Alltag zu benennen, erhöhte. So entstand – als Voraussetzung komplexer Sprech-Sprache – ein kommunikativer Prozess vom Zeigen zum Gebärden, vom Schnitzen zur Zeichnung, der zusammen mit der steigenden Fähigkeit der Lautmalerei immer weiter hin zum primären Sprechen mit einfachster Grammatik führte.

Obwohl diese Kinder des Homo sapiens ein effektiveres Gehirn besaßen als Erectus, aus dem Sapiens entstand, lernten sie zuerst kaum mehr als etwa deren andere Ausgliederung in Eurasien, den Neanderthaler:innen. Das zeigen die Werkzeuge der frühen Zeit, die erst mit der vollen Ausbildung der Sapiens-Schädel dieses Niveau ausweiteten. Kinder sahen den Älteren beim Feuermachen zu, wie beim Essen sammeln und zubereiten, erkannten Steine, Horn und Elfenbein als Material für Werkzeuge, lernten mit einem Stock umgehen, zum Graben wie bald zum Jagen kleiner Tiere. Und die Kinder erlebten tägliches Töten und Schlachten, an dem sie sich beteiligten. Unter Abris und in Vorräumen von Höhlen schufen sie sich Nester aus Gebüsch und Gras, ergänzt durch Felle, dann Zelte. Im wechselseitigen kognitiven Prozess schrieben sich die neuen Erfahrungen in die noch undifferenziert wirkenden Gehirne ein, prägten das Gedächtnis, strukturierten das Gehirn bis hin zur Spezialisierung bestimmter Hirnbereiche für bestimmte Aufgaben und Fähigkeiten, wie die Ausbildung bestimmter Zentren als Sprachzentren. Der Präfrontale Kortex koordinierte in neuer Qualität soziale Kenntnisse und Verhaltensweisen, und auch das wachsende Gedächtnis erlaubte immer komplexeres Handeln. Eine noch unbewusste Sinngebung wurde sehr langsam möglich, eine prä-bewusste Reflexion verdich-

tete sich zur ersten Bewusstheit. Die kognitive Scheidung zu den Frühmenschen wird dann an den gefundenen Artefakten evident. Die simplen Werke belegen ein noch simples Denken, das nun das von Neanderthalensis überholte.

Homo sapiens hat in den ersten Jahrtausenden, verkürzt gesagt, dem Aurignacien, eine neue Form der Kommunikation geschaffen: die Zeichen- und Gebärdensprache wurde durch die äussere dreidimensionale Form und deren weitergehende Projektion in die Ebene zusammen mit Lauten und Tönen ausdifferenziert. Und alles half, die Verständigung auszuweiten und zu präzisieren, die als Zeichensprache selbst in der Kommunikation mit Fremden hilfreich war. Kommunikation ist Vorbedingung für komplexer werdendes Handeln, nicht nur der eigenen Gruppe, sondern vor allem gegenüber Nachbarn. Aus Wörtern/ Namen werden Zweiwortsätze, dann Drei... Die Grundlage einer weitergehenden Grammatik entsteht. Sie ist Vorbedingung für die Kommunikation zur Anlage grösserer Siedlungen, und die fördern wiederum Sprache und damit ausdifferenziertes soziales Handeln, das zum Lösen von Konflikten befähigt und damit zur Friedensfähigkeit mit Fremden. Zur inneren Struktur der Gruppen entstehen die Kenntnisse der Abstammung und Verwandtschaft, die nun *institutionalisiert* werden können. Familien, Clans, Stämme bilden sich heraus, die Macht gegenüber anderen, noch geringer organisierten Gruppen gewinnen. Ansehen und Status entstehen (wie besonders schmuckbesetzte Gräber von statushohen Kindern zeigen, die ihn nicht selbst erworben haben konnten; ab vor 24.000 Jahren bereits). Kinder überwinden die sozialen Scheidungen in wachsenden Siedlungen am leichtesten. Ihr Anteil an der Sprachentwicklung war vermutlich gross (Pidginsprachen).

Entstehen gewohnheitsmässig friedliche Umwelten, dann steigt das Vertrauen, festere Gebäude mit der Perspektive der Dauer und Respektierung durch Andere errichten zu können. Ab vor gut 20.000 Jahren wird in der Archäologie manchmal von *komplexen Wildbeuter;innen* gesprochen, die also in grösseren Siedlungen lebten. Sesshaftigkeit kann Sapiens seit jeher unterstellt werden, manchmal mit Sommer- und Winterlagern, oder speziellen Jagdstationen. Generell wird möglichst ein fester Ort besetzt, der Wasser, Nahrung, Schutz bietet. Die wichtigere Fundsituation wechselt dann von Westurasien zum Nahen Osten (dort nicht zuletzt durch Bibelforschung). Hier gibt es bis zum Ende des Jung-Paläolithikums eine ganze Reihe von Siedlungen in unterschiedlichen Formen, zuerst mit runden, dann eckigen Gebäuden. Vor allem ist Jericho ist zu nennen, wo vor etwa 11.000 Jahren eine grosse Siedlung entstand, die später von einer Mauer mit riesigem (eher flachem) Turm aus Felssteinen umgeben war. Die Siedlung spricht für sich selbst.

Doch 500 Jahre zuvor entstand jener Fundort vom Göbekli Tepe mit drei grossen Rundbauten in der älteren Schicht, zu dem wir eine Siedlung nicht kennen, so dass jene Hochkultur aus ihren Bauten abgeleitet werden muss. Etwa ein

Dutzend menschlich verstandene Pfeiler von drei Metern Höhe bilden die besonders typische Anlage D, in dessen Mitte, bei zirka 16 Metern Durchmesser, zwei fünfeinhalb Meter hohe T-Pfeiler stehen, wie der Ausgräber Schmidt sie nennt, die beide als *Männer* gestaltet sind.¹ Sie können kaum anders denn als Hauptgötter verstanden werden. Ach ohne Siedlungsfunde zu diesem Geistigen Zentrum kennzeichnen diese Bauten eine Hochkultur, in der auch notwendig eine nun grammatisch weitgehend ausgebildete Sprech-Sprache anzunehmen ist. Ohne sie konnten die religiösen oder zumindest religiös geprägten Begründungen nicht formuliert und die Planungen nicht ausgeführt werden.

Um zu analysieren, wie der Prozess der Kognition in jenen 30.000 Jahren des Jung-Paläolithikums verlief, bevor dann der Landbau entstand (Neolithikum), lassen sich zwei generelle Annahmen unterscheiden, die ich oben bereits andeutete und hier verkürzt weiter verfolgen will. Es kann *erstens* von einem „fertigen“, biologisch stabilisierten, Gehirn bei Homo sapiens ausgegangen werden, das immer schon gleich arbeitete, jedoch je nach historischer Situation der Umwelt unterschiedene Kompetenzen zu erwerben möglich machte. Das Prozessieren der neuronalen Strukturen veränderte sich dann historisch graduell. Dagegen bieten *zweitens* insbesondere die Entwicklungspsychologie und die Neurowissenschaften eine Reihe von Hinweisen für eine weitergehende neuronale Strukturveränderung. Die Sprachzentren sind wohl ein gutes Beispiel. Entstanden sie, als Homo sapiens die Sprech-Sprache erlernte, wobei die Zeichen- und Gebärdensprache notwendige Vorläuferinnen waren, also durch Kommunikation? Oder waren diese Zentren von Anfang an bei Sapiens mit der Artbildung entstanden, wirkten jedoch, bevor Sprache entstand, in anderer Funktion; von Objekterkenntnis wird hinsichtlich dieser frühen Zentren manchmal gesprochen (bei Affen von Kontrolle von Handbewegungen). Broca- und Wernicke-Zentrum sind bereits bei unseren äffischen Vorfahren vorhanden.

War, gehört in diese Fragestellung, das menschliche Gehirn zu jener frühen Zeit überhaupt zu so detailliert geordneter Erkenntnis fähig, wie es heute der Fall ist? Wahrscheinlich gab es eine Entwicklung, die ich – etwas ironisch – als von „wirrem“ Denken zu Beginn des Jung-Paläolithikums bis hin zu „wildem“ an dessen Ende kennzeichne, das hier auch *traditionale Logik* genannt wird; dies geschieht offenbar durch immer intensivere Vernetzung der Neuronen, die sich vielleicht besonders in bestimmten Zentren konzentrierten, die wichtiges Können koordinierten. Woraus durch ständig weiter ausdifferenzierteres Denken in etlichen Stufen das heutige rational geordnete Denken entstand, das auf

¹ Klaus Schmidt, der Ausgräber des Göbekli Tepe, starb im Juli 2014. Er wurde nur 60 Jahre alt. Eine persönliche Tragik, eine für die Wissenschaft und die weitere Interpretation des Göbekli Tepe; ihm ist durch die Auswahl der Grabungsstelle ein faszinierender Blick auf jene frühe Gemeinschaft gelungen.

den Naturwissenschaften aufbaut und nicht länger auf Gottesglauben, der selbst Ergebnis traditionellen und dazu animistischen Denkens ist.

Zwei Strukturmerkmale früher Kognition weisen besonders in diese Richtung, die zum Teil schwer nachvollziehbare Vorstellung von *Kausalität* und die zusammenfassende Beschreibung sehr verschiedener Dinge als *identisch*. Sogar ein Ergebnis eines (von uns gesehenen) Prozesses kann seinen Ursprung erzeugt haben, und Oberflächlichkeiten, wie die Farbe, verbinden Krankheit und Heilkraut, wie die Macht aus dem nährenden Boden identisch wird mit den ihn schützenden Männern etwa.

Es ist *einerseits* aus der Ontogenese gut nachvollziehbar, wie zuerst von Kindern noch sehr rudimentär gedacht wird, wie sie Alles in der Welt als subjektiv handelnd begreifen; dies sehen wir noch bei rezenten Wildbeuter:innen und einfachen Gartenbaukulturen, wie es die Geister sind, die die Welt bewegen. Und *andererseits* gilt dies für die Phylogenese. Wie sollte aus dem Tier-Mensch-Übergang direkt zum rationalen, oder auch nur wilden Denken gelangt sein? Psychische Abweichungen, wie sie heute oft durch Stress oder auch Hirnverletzungen entstehen, etwa Aggressionen oder Depressionen, lassen sich mit dieser Vorstellung eines noch wirren Denkens des undifferenzierten Gehirns verbinden. Bis die Entwicklung der Sprech-Sprache mit wichtigen Implikationen für Reflexion und Logik bei komplexen Wildbeuter:innen des Jung-Paläolithikums zum wilden/ traditionellen Denken führt.

Das Gehirn ändert bei dieser These zu jener frühen Epoche noch seine synaptische Struktur grundlegend, wobei der dichter werdende Vernetzung in den Blick kommt, die jüngst empirisch als elementar für Wissen und Denken belegt wurde, wobei möglicherweise epigenetische Steuerungen der DNA wie auch Mutationen noch eine Rolle spielen können. Damit kommen wir zur Frage, wann die Artbildung des *Homo sapiens* – also die biologische Konstituierung – abgeschlossen war? Ihre Beantwortung wird im folgenden eine grosse Rolle spielen. Doch zuerst sei der Endpunkt dieser Studie vorgestellt, das Bauwerk am Göbekli Tepe, dessen Modell oben gezeigt wird.

Der Göbekli Tepe als Hochkultur?

Seit Ende des 20. Jahrhunderts wurde der Ort im Südosten Anatoliens (beim heutigen Şanlıurfa), der *Göbekli Tepe*, ausgegraben, der als Fanal des Geistes jener Zeit erscheint, als Zeichen einer *Hochkultur*. In der älteren Schicht, etwa 11.500 Jahre alt, fanden sich gleich drei Rundanlagen mit je etwa zwölf hohen Stelen, die im Durchmesser von fast 20 Metern mit Mauern abgeschlossen sind, und in deren Mitte sich zwei fast doppelt so hohe *T-Pfeiler* von 5,6 m Höhe erheben. Die hat der – leider früh verstorbene – Ausgräber Schmidt (2008) so genannt, weil aus einer Steinplatte je zwei Flächen ausgemeisselt wurden, so dass Gesicht und Hinterkopf ausragend dargestellt werden. Die menschliche

Form wird auch deutlich, weil die T-Pfeiler als Flachrelief Arme zeigen, und die beiden mittleren auch einen Schurz um die Hüften, die sie beide als Männer ausweist. Die Anlagen entstanden fast 2.000 Jahre vor der allgemein angenommenen Durchsetzung des Landbaus, dem Neolithikum im „Goldenen Dreieck“ oder an den Gebirgs-Hängen an dessen Rändern. Das geschah eine ähnlich lange Zeit nach dem realen Ende der Eiszeit vor 14.000 Jahren, eines für die Menschen spürbaren Klimawandels, (Sirocko, 2010) der damals Überlegungen über die weitere Ernährung und Existenz zwingend machte. Ich nenne die Anlage recht unbestimmt ein Geistiges Zentrum. Ob es Totentempel oder Plattformen für Leichen waren, wie Schmidt es bespricht (Bezug zu: Zoroastrismus), oder normale Gottesräume oder etwas ganz anderes, kann derzeit nicht bestimmt werden.

Wahrscheinlich waren die Räume nach oben offen, wie auch Schmidt meint, weshalb ich die mittigen grossen T-Pfeiler für mögliche Stützen des Himmels halte, was sich aus frühen Mythen Mesopotamiens, also um an die 8.000 Jahre später, ergeben könnte. Dafür sprechen auch die flachen Sockel, auf denen in der Anlage D die grossen Mittelpfeiler stehen, die wohl als Urinseln im Urmeer verstehbar sind, da sie mit ausgemeisselten Enten an ihrem Rand (Ufer) gekennzeichnet sind. Die Urinsel ist ebenfalls ein typisches Motiv früher Ursprungsmythen. Deren Thema ist oft, wie Himmel und Erde (als Scheibe) getrennt worden seien. Jedenfalls sind diese Anlagen, was immer ihr direkt ausgedrückter Sinn war, nicht ohne starke religiöse Prägung entstanden, ohne die damals nicht gedacht werden konnte; und am Göbekli Tepe muss von definierter *Religion* gesprochen werden, nicht mehr von vagem Animismus. Das Pantheon, etwa zwölf ältere Göttinnen und zwei Hauptmacker, erinnern an Babylon und noch Griechenland mit Marduk und dann Zeus. Selbst ein Handelszentrum kann mit dem Göbekli Tepe zusammen gedacht werden, da Spuren eines Verkehrsnetzes aus wenig jüngerer Zeit in der Nähe gefunden wurden. (Coward, 2010) Oder auch ein Orakel ähnlich wie Delphi, das (göttliche) Hilfe beim Klimawandel bot, woran auch Schmidt denkt.

Eine Hochkultur, wenn auch wohl noch ohne Schrift, vielleicht aber bereits einzelnen Zeichen, steht also offenbar am Ende des Jung-Paläolithikums, von der allerdings Siedlungen, von denen aus die Baustelle betrieben wurde, nicht bekannt sind; eine wird unter der Altstadt von Şanlıurfa vermutet. (Schmidt, 2008) Kleinere T-Pfeiler finden sich in der jüngeren Schicht II und in bis zu 1.000 Jahre jüngeren fernerer Fundstätten (noch unergraben). Die grosse soziale Gemeinschaft könnte also um die 2.000 Jahre bestanden zu haben, wenn von einem längeren Vorlauf für die Entwicklung des Dogmas der Religion bis zur planerischen Umsetzung ausgegangen wird, wobei frühere Anlagen wahrscheinlich sind, aus Holz vielleicht. Die Grösse des Stammes vom Göbekli Tepe kann nur vage bestimmt werden. Ein Test, den Heyerdahl (1963) auf den Osterinseln

mit dem Ziehen jener grossen Pfeiler dort unternahm, verweist auf eine Zahl von knapp 1.000 Menschen als Mindestgrösse, aus denen Männer für grössere Aufgaben rekrutiert werden konnten, sofern nicht Hebel und Rolle bekannt waren, aber die Kultgemeinschaft war vermutlich deutlich grösser, zumal später bei der grossen Ausdehnung der Region. Die Baustelle selbst, das skulpturale allseitige Ausstemmen der T-Pfeiler aus bis zu 50 Tonnen schweren Steinplatten als Rohlingen, belegt eine Kognition, wie sie viel spätere kleine Landbauvölker des Wechsels zum 20. Jahrhundert nicht überschritten haben, jedenfalls nicht grundsätzlich, obwohl sie Wissen und Erfahrung langer Sprachfähigkeit und weiteres mehr besaßen. Ich deute das unten an den Lebensweisen und Bauten der Baruya und Trobriander;innen (Neuguinea) sowie den Yanomamo (Orinoco) an. Die Baustelle vom Göbekli Tepe setzt jedenfalls grosse soziale Verbände voraus, die kaum aus wandernden Wildbeuter;innen bestehen konnten.

Hat Homo sapiens immer schon ein gleiches Gehirn?

Bis vor wenigen Jahrzehnten galt das menschliche Gehirn von der Geburt an als unveränderlich. Heute wird davon ausgegangen, über das gesamte, auch lange Lebensalter, werden sogar Neuronen neu gebildet. Vor allem wissen wir aber von einer sehr *dynamischen* wie *plastischen* Struktur des Gehirns, das auf Umwelten wie sogar auf eigene Schäden reagieren kann. (Rösler, 2011) Hinzu kommt, dass mit den wachsenden Kenntnissen zur Epigenetik von deutlichen Zugriffen des Epigenoms auf das individuelle körperliche Befinden und ebenso das Denken auszugehen ist; das Epigenom ist jene Struktur in den Körperzellen, die zumindest teilweise die DNA der Individuen steuert. Vererbung von Eigenschaften über zumindest einige Generationen scheint doch bei Menschen möglich, was früher heftig bestritten wurde. (Kegel, 2018) Jedes Denken, das Wenden des Kopfes wie dann des entstehenden anderen Blickwinkels wird vom Gehirn zugleich gesteuert und in Echtzeit verändert! Lässt sich dann noch vom gleichbleibenden Gehirn sprechen? In gewisser Weise ist dies wohl zu bejahen, da bei kleinen Veränderungen die Struktur stabil bleibt. Es müssen gravierendere Modifikationen nachgewiesen sein, um die These der Black Box zu überwinden. Etwa wenn sich neue funktionale Zentren bilden oder Regionen im Gehirn sich verändern.

Nun machen es die neueren Kenntnisse aber sehr plausibel, nicht nur zwischen Individuen einer Umwelt gibt es unterschiedliche Grade der neuronalen Vernetzung, sondern damit lassen sich zumindest teilweise die historischen Differenzen, wie sie die Logik der Weltvorstellung über die Jahrtausende zeigt, ebenfalls erklären. Und das gilt offenbar auch für die letzten wenigen Jahrhunderte und vor allem seit Ende des 19. Jahrhunderts in den modernen und nachmodernen Industrie- und Kommunikationsgesellschaften hinsichtlich der immensen Wissenserweiterung und der Komplexität der Kognition. Ein

weiteres mal greift der Vergleich mit dem unter anderen durch neuronale Vernetzung wachsenden Kindergehirn als Modell für die historisch-soziale Entwicklung. Für eine Veränderung der biologischen Art *Homo sapiens* in den letzten Jahrzehnten gibt es wohl (sonst?) keine Hinweise, solange von den möglichen Wirkweisen des Epigenomes abgesehen wird.

Sprache wurde irgendwann erworben, ob zum von mir vorgeschlagenen Zeitraum, ob früher oder sogar später, ob wir sie mit Zeichen und Gebärden beginnen lassen, oder erst mit grammatikalisch einigermaßen komplexem Ausdruck. Heute ist klar, zwei Sprachzentren auf der linken Kopfseite (Broca- und Wernicke-Zentrum) operieren wesentlich, aber nicht allein, die Sprachprozesse. Doch was war, bevor Menschen Sprechen und/ oder Gebärden erworben hatten. Eine Antwort könnte sein, ein zufälliges Entwickeln dieser Zentren habe überhaupt zur Sprache geführt; das käme jenen entgegen, die Grammatik und weiteres mehr durch Heranwachsen von Modulen im Gehirn entstanden sehen. Doch heute wird allgemein vom *Erwerb* der Sprache ausgegangen. (Kauschke, 2012; Klann-Delius, 2008) Vor allem ist mit aktuellem Wissen über das Gehirn gut, wenn nicht überhaupt nur vorstellbar, die Zentren wären im Zusammenhang mit Lautäusserungen entstanden, als die sich in der Evolution zu frühen Formen der Kommunikation entwickelten. Als neben tierischen Lauten, die weitgehend emotional erfolgen, sehr langsam bewusstes Ausdrücken entstand. Wenn heute erwachsene Analphabet:innen Lesen lernen, ist dies bis ins Stammhirn hinein mittels Hirnscans zu erkennen. (Scinexx.de, 26.10.18; Scinexx.de, 26.5.17) Lässt sich jemand beim Singen scannen, nimmt dann ein Jahr lang Gesangunterricht, wird der Scann danach anders aussehen. (Mithen, 2010) Wenn Laute, Gebärden, Sprache in den Zentren eine Basis haben, wird damit vielleicht nicht gesagt, dass dort auch wesentlich das kognitive Vermögen zum Zeigen und zu Lautäusserungen entsteht. Viele, wenn nicht die meisten Funktionen von Bedeutung nutzen das Gehirn über grosse Netze, nicht nur den Kortex; etwa hat das Gedächtnis keinen eng zu definierenden Ort, kein Zentrum.

Die Grundlagen dafür, von einem Prozess der Differenzierung des historisch gewachsenen Denkens zu sprechen, konnten erst weitere neuere Arbeiten zum Gehirn, zu Abweichungen psychischen Verhaltens und über das Bewusstsein geben. (Rösler, 2011; Roth/ Strüber, 2015; Damasio, 2011) Auch damit öffnet sich der Blick in die Black box derzeit nur wenig, aber immerhin etwas. Drei Stränge der Argumentation seien besonders betont, die meine Thesen offenbar unterstützen, das Gehirn bei *Sapiens* sei noch im frühen Jung-Paläolithikum deutlichen biologischen Entwicklungen ausgesetzt gewesen, als sich der Schädel ausformte, die über das alltägliche und lebenslange individuelle Lernen hinausführen. Dynamik und Plastizität konnten Entwicklungen ermöglichen, die von einem „wirren“, zum „wilden“ und später zum „rationalen“ Denken führten. Ich benenne Kognition inclusive der Emotion für die ersten 10.000 Jahre

jener Epoche als noch sehr undifferenziert („wirr“), danach entsteht langsam ein in der Literatur seit langem bezeichnetes Denken „*wilder* Philosophen“. (Tylor, 1873) Beim Göbekli Tepe findet „wildes“ Denken zu einem ersten Höhepunkt, liesse sich also sagen, das sich dann in Stufen weiterentwickelt, zu mehr Differenzierungen fähig und besser als „*traditionales* Denken“ bezeichnet wird, bis mit den Naturwissenschaften das Denken „rational“ werden kann (woran es heute noch vielfach fehlt, etwa bei „Gläubigen“):

Erstens betone ich mein wichtigstes Beispiel, die Entstehung von Hirnzentren als Sprachzentren. Wie immer die Hirnstruktur ausgesehen haben mag, bevor Menschen selbst nur eine relativ ausführliche Zeichen- und Gebärden-sprache ausgebildet hatten, so muss die erweiterte Sprech-Sprache ihre Spuren hinterlassen haben. Entweder die Zentren entstanden neu oder veränderten sich funktionell, durch Neubildung von Neuronen und deren Vernetzung oder durch Umstrukturierungen. Dass das Gehirn individueller Änderungen fähig ist, gilt heute als gesichert.

Es waren wohl die Londoner Taxifahrer:innen, bei denen erstmals in einer grossen Studie eine über das Normale hinausgehende Hirn-Region zur Ortskenntnis festgestellt wurden. Kinder, die nicht von früh auf Sprechen lernen, verlieren um das zehnte Lebensjahr diese Möglichkeit so gut wie ganz. Selbst Sehen muss früh erlernt werden, Kanten, Flächen, Farben oder Formen. Senkrechte, wagerechte oder diagonale Linien als alleinige Umwelt lassen Katzenjunge sogar nicht lernen, ganz anders aussehenden Objekten auszuweichen; die würden draussen dann vielleicht gegen Steine rennen. Und eine Reihe von Hirnverletzungen können von anderen Hirnteilen ausgeglichen werden. Der Musikerkrampf, bei dem durch intensives Spielen auf dem Griffbrett zwei Finger im Gehirn neuronal verwachsen können, so dass beide nur noch gemeinsam zu bewegen sind, lässt sich durch gegenläufiges Training wieder rückbilden. Und berühmt wurde ein Arbeiter, der sich Mitte des 19. Jahrhunderts bei einer Sprengung ein dickes Rohr durch den Schädel trieb, dies Jahre überlebte, was aber seinen Charakter deutlich negativ veränderte, weil unter anderem der Präfrontale Kortex stark verletzt war. Wir kennen solche Verhaltensweisen aus vielen Berichten über Wildbeuter:innen und einfache Landbauvölker, besonders bei den Männern, die schnell impulsiv durch Androhung von Gewalt reagieren. Auch Schlaganfälle können teilweise durch andere Hirnregionen ausgeglichen werden. (Rösler, 2011)

Zweitens geben heutige psychische Abweichungen oder Krankheiten Anlass zu der Überlegung, sie könnten sich historisch in unserer rationalen Welt bei der unterstellten Differenzierung der Kognition erst als Problem ausgebildet haben. Persönlichkeitsstörungen, die heute oft, wenn nicht meist durch Stress entstehen, wären also früher viel allgemeiner existent gewesen, folgere ich. (Roth/Strüber, 2015) Sie hängen wiederum oft mit dem bei Sapiens relativ besonders

grossen Präfrontalen Kortex zusammen. Der durch diese biologische Entwicklung entstandene kognitive Systemwechsel führte zu einer neuen sozialen Qualität des Denkens und Fühlens und deren Kontrolle. Er wurde die Vorbedingung für die Möglichkeit immer rationaler und empathischer werdenden Denkens, wie zum Ausbau der Theorie of mind, soweit sie stattfinden! Die genannten Berichte über einfache Menschen noch aus dem 19. und 20. Jahrhundert verweisen darauf, wie etwa Stress oft durch Gewalt abgebaut wird, wenn etwa eine Ehre verletzt wurde; für die Steinzeit ist zu bedenken, dass Ehre erst einmal institutionalisiert werden musste, die Gewalt wird unter anderem damit sozial eingegrenzt, kommunizier- und verhandelbar. Doch musste ein entsprechendes Bewusstsein erst ausgebildet werden, das für das Leben in wachsenden Siedlungen Vorbedingung war; dazu unten mehr.

Drittens wird nun in der Hirnforschung auch erkannt, wie sich das Bewusstsein entwickelt haben kann. Erneut ist interessant, wie dieser Prozess zeitlich mit meinen Thesen übereinstimmt, wenn die derzeit im europäisch geprägten Denken endgültige Form auch erst für Mesopotamien mit der *Schrift* und dann im alten Griechenland mit der *Logik* angenommen wird. Dass die Entwicklung des Bewusstseins in diesen neuen wissenschaftlichen Vorstellungen ebenso bis in Veränderungen des Stammhirns verfolgt wird und damit eine sehr historische und auch evolutive Begründung (von den Reptilien her) aufzeigt, ergänzt diese Übereinstimmung. (Damasio, 2011, spricht von 1. Protoselbst, 2. Kern-Selbst als Bedingung für Sprache, 3. autobiografischem Selbst mit der Schrift ab vor 5.000 Jahren) Der Blick von Mesopotamien weiter zurück zum Göbekli Tepe gibt dabei Hinweise, schon dort könnte zusammen mit dem traditionellen Denken eine erste besondere Stufe der Bewusstheit entwickelt worden sein; vielleicht damals nur dort. Auch zu diesem Thema sind, weil verschiedene Autor:innen sich äussern, zeitlich und inhaltliche Überschneidungen zu berücksichtigen, wie auch die Stadien der Kognition nicht „mechanisch“ einander folgen, sondern sich jeweils bedingen. Kognition und (Selbst-) Bewusstsein müssen, nicht zuletzt in ihren Wechselwirkungen, einmal sehr fein gegliedert analysiert werden.

Die Sprachzentren scheinen also ein wichtiges *Beispiel* für die Dynamik und Plastizität des humanen Gehirns zu sein. Damit haben wir in besonderer Weise als zentrales Problem die Beantwortung der *historischen* Frage, ob das Gehirn bei Sapiens immer schon stabil, in den Strukturen unveränderlich gewesen ist. Oder ob es, nun verstärkt durch das Wissen um die endgültige Kopfform erst vor 35.000 Jahren, seither weitergehende, auch als biologisch zu bezeichnende Änderungen gab (und geben kann). Jedenfalls mit dem generellen Entstehen unserer Art kann, scheint mir, durch die besondere relative Grösse des Präfrontalen Kortex vom „kognitiven Systemwechsel“ ausgegangen werden, der

auch für Emotionen elementar ist, ohne die nicht gedacht wird. Gegenüber früheren humanen Arten entstand also zuerst die steile Stirn, wobei Erectus ein noch deutlich kleineres Gehirn besass, während Neanderthalensis hinter seiner noch fliehenden Stirn möglicherweise einen ähnlich grossen Hirnraum aufwies, ihn aber nicht nutzen konnte. Aufbauend auf dem Präfrontalen Kortex kann es gegenüber Neanderthalensis genereller zu einer Veränderung der Gehirnstrukturen gekommen sein, (Gunz, 2015) die erst mit dem runden Hinterkopf einen Abschluss fand. Nun erst wäre Homo sapiens als Spezies voll ausgebildet, nachdem es auch partiell zur Mischung mit Neanderthalensis kam (was unterschiedlichen Arten ja generell abgesprochen wird).

Vorerst kann wohl nur von einem halbwegs stabilen Gehirn seit dem Jung-Paläolithikum ausgegangen werden. Damit wäre es leichter, über die Zeit sich wandelnde soziale Verhaltensweisen zu erklären, die ich als Schritte vom weitgehend undifferenzierten zum rationalen Denken und Fühlen heutiger Zeit angesprochen habe. Denken und Lernen, Lernen und Denken wären dann gemeinsam mit der Schädelform und den Hirnstrukturen und -funktionen gewachsen, um mit der neuen Form der Kommunikation in eine neue Denk-Epoche einzutreten und zugleich eine neue historische Epoche zu begründen.

Wie begann das humane Erkennen der Welt?

Wenn ein Kind des Homo sapiens geboren wird, verstärkt sich das bereits fötal begonnene Lernen ausserordentlich. Es erkennt heute das Reden der Mutter, muss nun aber lernen, Silben- und Worttrennungen zu bemerken, Aussprechen und so weiter. In *sprachloser* Umgebung war das anders, wie viele Dinge ganz anders sich ihm darstellten. Und wahrscheinlich waren auch die Zeitabläufe meist längere, nicht, wie heute, mit fünf Jahren ein erstes Stadium neuerer Einteilung abschliessend. Wenn heute nach etwa zehn Tagen Säuglinge beim Anlegen an die Brust beginnen, nach der Warze zu suchen und in diesem Moment nicht mehr alles ansaugen, was ihren Mund berührt, so wird das früher nicht viel anders gewesen sein. Das gilt auch, wenn zuerst alle Dinge, die sich vor seinen Augen bewegen, als sich *selbst bewegend* erkannt werden müssen, da die Verbindung etwa zu einer fremden Hand, die das Objekt vor Augen bringt, noch nicht begriffen werden kann.

So entsteht aus erster Erfahrung ein Schema des Erkennens selbständig *handelnder* Objekte in der (Um-) Welt. Ein Schema, das beibehalten wird, solange es sich einigermaßen bewährt. (Piaget/ Inhelder, 1955) Folgen dann auch noch die Bezugspersonen diesem unbewussten, unreflektierten Schema, alle Dinge der Welt seien eigenständige Kräfte, der Wind, der Himmel mit Sonne, Mond, den Sternen der Nacht ebenso wie schwankende Pflanzen und vor allem Tiere der Umgebung, dann verfestigt sich diese *Erfahrung* zur allerersten unbewussten „Weltvorstellung“. So beginnt noch heute das Kinderleben, dem jedoch bald die

Aufklärung durch Bezugspersonen über die wirklichen Verhältnisse folgt, mehr oder weniger. Wir beschäftigen uns jetzt aber mit der frühen Lebenszeit, als die Kinder noch nicht die geistige Fähigkeit im Gehirn erworben haben, mehr zu erkennen, ausser: Alles bewegt sich, alles *handelt*. Und wir reden von einer Epoche noch ohne Sprech-Sprache.

Irgendwann lernten Menschen dann, den geistigen Kräften um sie herum Namen zu geben, Geister, später GöttInnen, entstanden. So kam „Gott“ in die Welt und ins Denken. Und das lange Zeit als Schema, das nicht überwunden werden konnte, weil die nötige Kognition in diesen Gemeinschaften noch nicht ausgebildet war. Wir erkennen das aus allen Epochen bis ins Mittelalter, als die Völker dieser Welt geistig (und materiell) noch relativ gleich waren, und lange darüber hinaus immer noch ungefähr so bei Wildbeuter*innen und einfachen Landbauvölkern. Alles voller Geister, hiess es bei den alten Griechen, bei Homer und den frühen Philosophen, mit denen erst eine ergänzende Vorstellung langsam aufkam, die Welt liesse sich ohne Bezug auf „Gott“ erklären. Wir nennen diese Geisteshaltung heute meist: *mythisch* oder spezieller: *animistisch*; dazu unten. Kinder lernen also ihre Umwelt unbewusst, unreflektiert als mythische erkennen, selbst unbelebte Objekte sind von „religiösen“ Kräften getragen (ohne schon definierte Religion zu kennen).

In diesem Sinn schlage ich vor, die ersten Jahrtausende des Jung-Paläolithikums als *prä-animistisch* zu verstehen, als diese bewegenden Kräfte mutmasslich noch namenlos blieben bis sich Sprech-Sprachen entwickelt hatten. Der Begriff: Animismus ist dabei sehr allgemein verstanden, wie bei Piaget, und nicht als mit einer Seele oder anderen christlichen Glaubensvorstellungen verbunden, wie etwa bei Tylor. (1873) Dessen „Seele“ stammt wohl aus den vielen Berichten über einfache Völker oft als (falsche) Übersetzungen von Leuten, die sich etwas anderes als „Seele“ für (gute) mythische, animistische geistige Kräfte nicht vorstellen konnten oder auch im Umgang mit den „Ungläubigen“ nicht wollten, um sie auch noch geistig zu unterjochen.

So wie das „prä“ bei Prä-Animismus herausgestellt wird, gilt es dann entsprechend nur beschreibend für prä-bewusst, prä-symbolisch, prä-logisch und weitere solcher Hinweise mehr. Höhlen mit Malereien werden stets als Heiligtümer behauptet, die symbolisches Denken belegen sollen. Aber das entsteht viel später, vielleicht erst am Göbekli Tepe mit den aussagekräftigen Gott-Figuren, als Männer. Wahrscheinlich ist es sinnvoll, auch von prä-mythischen Empfindungen zu sprechen, da mit Mythen eher Geschichten vorgestellt werden. Die zuerst nur gefühlten geistigen Kräfte, die da herumschwirren, erhalten später, vor allem im Zusammenhang mit dem intensiver beginnenden Spracherwerb, Namen als differenziertere Bedeutungen. Kognition und Gehirn differenzieren sich aus und werden dabei konkreter zur Unterscheidung fähig. Nach meinen Thesen geschieht dies in differenzierter werdenden Umwelten, in grösseren

Gruppen und Gemeinschaften, die präziseres Denken verlangen, vor allem in wachsenden Siedlungen, wie sie die Archäologie beschreibt. Manchmal werden solche Gruppen als „komplexe Sammler und Jäger“ benannt, wenn ab vor gut 20.000 Jahren jene frühen Wildbeuter:innen in grösseren Einheiten sesshaft werden. (Eiszeit, 2009)

Dann entstehen frühe Institutionalisierungen, vor allem wohl zuerst die der Verwandtschaften, wenn aus unstrukturierten Gruppen, die sich um Mütter und Kinder durch Gewohnheit sammelten, hierarchische Strukturen werden, die gegenüber anderen „Familien“ Vorteile erwerben können. Zumindest werden an günstig gelegenen Orten und Lagerplätzen neue soziale Kontakte erleichtert, Gruppen, die es lernend zu führen und friedlich miteinander wohnen zu lassen gilt, wozu sich einigermassen verbindliche Absprachen herausbilden müssen. Die Basis der Weltvorstellungen wurden dann Mythen, die oft den Beginn der Welt behaupten, wer beispielsweise – als Geist – am Göbekli Tepe nach tempelartigen Bauten verlangt hatte, um die Wettergött:innen zu besänftigen, die mit der sich ausbreitenden Wärme Pflanzen- und Tierleben verschwinden liessen und andere brachten; und warum die Hauptfiguren Männer sein mussten, nicht womöglich unreine Frauen.

Ursprungsmythen, als „Gemeindeverfassung“, behaupten relativ oft, es seien zuerst Frauen vorhanden gewesen, da an der Gebärfähigkeit nicht vorbei-zukommen ist, wenn diese nicht sogar Männern zugeordnet wird, wie in Mesopotamien, Ägypten und anderswo. Dann kommt es aber zu irgendeinem Ereignis, das in den Mythen plötzlich Männer an die Macht bringt, so wie es in der jeweiligen Gemeinschaft real bereits war, die nun bloss eine göttliche Legitimation bekam. (Dux, 1997) Diese Form der Mythe beschreibt gerade nicht, es habe tatsächlich ein Matriarchat gegeben. Mit den Mythen verfestigen sich die Strukturen des Sozialen. Es entsteht meist eine besondere Neuerungsfeindschaft, die das alte Göttliche heilig spricht, die Macht der Männer. Und so ist es mit dem traditionellen Denken.

Was sind traditionales Denken und Prä-Bewusstsein?

In der Entwicklungspsychologie war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts für Kinder in den ersten zwei Lebensjahren oft von sensomotorischem und danach bis zum sechsten von prä-operativem Denken die Rede; (Piaget/ Inhelder, 1955) Denkopoperationen bestehen vor allem in der abstrakteren Reflexion der bereits erworbenen strukturellen Kenntnisse. Ab sieben Jahren folgte das konkret-operative, ab 14 dann das formal-operative, das komplexe abstrakte Stadium, sofern sie überhaupt erlernt werden konnten. Heute sind diese Begriffe überholt, werden wir sehen.

Dann wurde in vielen Feldversuchen *erstens* festgestellt, Wildbeuter:innen und einfache Landbauvölker, die noch kaum mit europäischer Bildung und Kul-

tur bekannt waren, überschritten das prä-operative Stadium generell nicht; dabei gilt es die meist brutale Kolonialisierung zu berücksichtigen. Ich verwende für die ersten beiden Stadien den „weiche“ Terminus: *traditionales* Denken, das über verschiedene Stufen bis zur Durchsetzung der Naturwissenschaften Basis allen Denkens überall war, wenn auch graduell präziser werdend, wie es Renaissance oder Aufklärung zeigten.

Ergänzend wurde *zweitens* die Erkenntnis aus bereits dem 19. Jahrhundert in die Analyse einbezogen, auch die ältesten Mythen gehörten ins traditionale Denken. Erst mit den alten Griechen scheint eine nennenswerte Zäsur entstanden. Bereits für Homer wird darüber diskutiert, ob nicht die Odyssee gegenüber der Ilias schon diesbezügliche Änderungen aufweist. (Snell, 1975; Schädewaldt, 1958) Jedenfalls Aristoteles überwindet zwar nicht das prä-operative Denken, versucht aber, die Welt ohne Bezug auf Götter zu erklären und markiert damit eine der qualitativen Stufen in der Entwicklung komplexen Denkens. (Wenzel, 2000)

Diese Entwicklung ist *drittens* ebenso in der darstellenden Kunst sichtbar. Noch im Mittelalter, vor allem jedoch dem Altertum in Ägypten und Mesopotamien wird dargestellt, was bei der Darstellung *erinnert* und – kollektiv – als wichtig angesehen wird. Bei der Figur wurde etwa der Kopf im Profil, der Oberkörper von vorn und die Füße wieder seitlich, womöglich beide mit der deutlicheren Innenseite ausgeführt. (Gombrich, 2016: T 34, 38, 132) Heutige Kinder malen entsprechend, wenn auch viel simpler. Eine Strasse ist, wie von oben gesehen, für sie eine Doppellinie, ein darin fahrendes Auto wird von der Seite dargestellt, die Chausseebäume klappen zu beiden Seiten weg in ihre Seitenansicht. Ein Gesicht wird vielleicht von vorn, die Pferdeschwanzfrisur jedoch zugleich von der Seitenansicht her dargestellt, da sie sonst nicht sichtbar wäre. Dargestellt wird nicht, was gesehen, sondern was gewusst wird. (Widlöcher, 1993)

In grundlegend ähnlicher Weise und mit noch schlichteren Grundlagen sind *viertens* die Höhlenbilder der Steinzeit gemalt beziehungsweise erst zeichnend eingeritzt und dann eventuell ausgemalt worden. Es sind fast nur wichtige grosse Tiere dargestellt, sehr selten ein Mensch, manchmal mit Tierelementen vermischt, Pflanzen und Umwelt nie. Abgebildet sind aber sehr reale Elemente, vor allem die Rückenlinien, wie sie in der damaligen Umwelt aus der Ferne besonders gut unterscheidbar waren. (Chauvet, 1995; Ruspoli, 1998) Sie werden auch als Zeichensprache zusammen mit dem Gehörn eine wichtige Rolle gespielt haben. Sieh, ein Nashorn, bedurfte nur zwei „Linien“. Aber es waren offenbar feinmotorisch erfahrene *Erwachsene*, was immer darunter zu verstehen ist – ab zehn Jahren? –, deren Bilder überliefert sind. Ob von Frauen oder Männern oder von beiden ist völlig offen. Und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit gab es zuerst dreidimensionale Figuren, bevor die Projektion in die

Zweidimensionalität möglich wurde. In der Schwäbischen Alb wurden frühe Figuren, aber keine Bilder gefunden.

Zumindest die ältesten Höhlenmalereien unterstützen mit ihrem Kindes-niveau *fünftens* die These des späten Spracherwerbs um vor 30.000 Jahren, sie belegen eine niedrige Kognition; die berühmteren, intensiv ausgemalten Male-reien sind jünger, stammen erst ab vielleicht 20.000 Jahren oder weniger. (Lor-blanchet, 1997) Bis dahin können die steinzeitlichen Darstellungen als mit frü- hem (prä-) traditionellen Denken erstellt gedacht werden, von noch *prä- bewussten, prä-symbolisch* denkenden Menschen. Doch selbst die jüngsten Beurteilungen dieser ausgemalten Höhlen gehen wie selbstverständlich davon aus, es seien „Heiligtümer“ gewesen. Manchmal werden sogar die Traumzeiten der australischen Urbevölkerung als Referenz des Heiligen mit herangezogen, obwohl die zehntausende Jahre jünger waren, als sie beschrieben wurde. Ich stelle demgegenüber in Frage, ob Heiligtümer lange vor dem Göbekli Tepe überhaupt bereits *gedacht* werden konnten. Die frühen Bilder, die allgegenwärtig waren und nur in den Höhlen überdauerten, lassen sich, scheint mir deshalb, viel besser zusammen mit der zeichnenden Gebärde verstehen; etwas als heilig zu erkennen, bedeutet demgegenüber eine deutliche Reflektion, um Symbole entsprechend ausdrücken zu können. Belege dafür finden sich (bislang) erst am Göbekli Tepe mit den Bauwerken und erzählenden Reliefs.

Heute werden die Stadien der Entwicklung von Kindern – Piaget fort- führend – anders unterschieden. (Bischof-Köhler, 2011) Und gerade für die ganz alte Zeit ergeben sich dann auch weniger klare Unterscheidungen nach dem Alter. Ob Kinder des Jung-Paläolithikums im heutigen Verständnis Empa- thie überhaupt intensiv wie heute lernten, muss wohl ebenso bezweifelt werden, wie es bei der Theory of mind der Fall ist. Um letztere ausbilden zu können, so wurde nun jüngst ermittelt, muss zuvor oder während dieses Prozesses eine *Synapsen-Verbindung* zwischen bestimmten Gehirnbereichen heranwachsen. (MPF, 1.2017: 45) Wächst sie erst durch die kognitive Entwicklung? Jedenfalls mag deutlich werden, wie sehr jene psychologischen Entwicklungszeiten dies- bezüglich von heute wohl unterschieden waren. Zu fast allen Stadien der kindli- chen Kognitionsentwicklung verliefen sie, soweit sie nicht relativ streng den Strukturnotwendigkeiten des Gehirnwachstums folgten, sondern als die unmit- telbare Erfahrungen im Umgang mit den Bezugspersonen verarbeitet wurden, anders als heute. Das gilt wohl selbst für Altertum und Antike sowie vor weni- gen hundert Jahren in europäisch geprägten Kulturen und oft auch bei Wildbeu- ter:innen und einfachen Landbauvölkern der Neuzeit.

Ein vollständig traditionales Denken, entsprechend bei Piaget dem Über- gang zur konkret-operativen Kognition, scheint mir erst durch die Konzeption, Planung und die komplexen Aufgaben des Baus vom Göbekli Tepe empirisch

deutlich zu werden. Was sind die wesentlichen Kennzeichen dieser traditionellen oder mythischen Denkformen, die letztlich bis zur Durchsetzung der Naturgesetze weltweit die zentrale Logik der Weltvorstellung gewesen ist? Bis zuletzt kräftig durch die Kirchen bekämpft, wie etwa gegen Darwin; Schöpfung gegen das Gewordensein der Welt, gegen den Welt-Prozess. Es seien 1. das Identitätsdenken erwähnt, 2. die traditionale Missachtung jeglicher Kausalität über simples Alltagshandeln hinaus, 3. die Vorstellung des Prozesses selbst, die Beziehung von Ursache und Wirkung, und 4. die Vorstellung, alle Erscheinungen, auch Geistwesen, seien konkret, denn abstraktes Denken gibt es noch nicht. Auch lässt sich im traditionellen Denken die von mir betonte Unterscheidung von bewusst werdendem Denken und früheren Formen, die ich als „prä-“ skizziert habe, nicht erkennen. Im Moment ist damit nur der Hinweis gegeben, es müsse auch eine Vorform von Bewusst und dergleichen gegeben haben, um den Prozess des Anfangs des Denkens zu betonen. Ich nannte als Zeitraum dafür, die Geistwesen mit Namen unterscheidbar zu machen und damit für Mythen geeignet. Generell gelten aber für traditionales Denken die genannten Kennzeichen als besonders prägend:

Erstens führen – wieder wie bei Kindern (Hallpike, 1990; Bischof-Köhler, 2011) – Ähnlichkeiten von Erscheinungen, sei es in Form oder Farbe, oder auch gleichzeitiges Erkennen, das traditionale Denken dazu, sie als *identisch* zu begreifen. Wir kennen das von Naturheilmitteln: Gelbe Pflanzen beheben gelbe Krankheiten, Rote Beete fördern Blut/ Herz; lange Erfahrung kann das dann mal bestätigen. Von Käfern gebohrte Löcher in Pflanzen und Karies – identisch. (Malinowski, 1979) Aber auch: *Mann – Boden – Macht*, oder *Mensch – Familie*, die sich entsprechend gemeinsam fühlen, gemeinsam leiden, gemeinsam sind...

Zweitens gehört zu diesem Schema, nicht einer *Kausalität* in (immerhin) bemerkten Zusammenhängen zu folgen, sondern nach dem Willen von Geistern und später Gotteskräften zu fragen, um Ereignisse zu „erklären“. Ein Missionar zeigt ein Schattenspiel, am nächsten Tag ist der Fischfang sehr gut, also soll er das jeden Abend machen. Ein Krokodil frisst keine Menschen, ausser ein Geist hat es verzaubert. Ein Pfeilschuss in einen Fussabdruck tötet den Verursacher, Mensch oder Tier... Wenn nicht ein stärkerer Geist etwas anderes bestimmt. (Lévy-Bruhl, 1910)

Drittens gilt dies ähnlich für die Beurteilung der Ursache eines Ereignisses und deren Ergebnis. Eine *Weltzeitachse* gab es in einer solchen Vorstellung noch lange nicht. Eine *Ursache*, etwa eine Kraft, ist zugleich *Wirkung* und mit der Ursache wiederum als identisch angesehen, weshalb sie durchaus vertauscht werden, oder rückwärts verlaufen kann, das Ergebnis wird zur Ursache. Nach der Beerdigung fliegt ein Falke links vorbei, das war die Ursache des Todes... Einen Prozess von Ursache zur Wirkung gibt es nicht, schon gar keinen sich

selbst verändernden Prozess, wie ich es annehme, dessen Parameter durch den Prozess verändert werden, wie wir es mit *prozessualer Logik* sehen. (Dux, 2008)

Viertens wird in den Analysen früher Mythen bis zum Denken von Wildbeuter:innen und einfachen Landbauvölkern deutlich, jede Vorstellung von realen und geistigen Erscheinungen werden als *konkret* und als *Handelnde* verstanden, so wie auch Träume als Realität gelten, die ja quasi als Beweis gelten können, dass jemand anderswo gewesen sei, oder der Geist eines Ahnen war in der Nacht vorbeigekommen; dessen Wünsche nicht zu erfüllen, müsste Katastrophen bringen – jedenfalls solange sich kein stärkerer Geist zur Rettung fände. (Lévy-Bruhl, 1910; Hallpike, 1990; Dux, 1990)

Entstanden Denken wie Landwirtschaft durch frühe Urbanität?

Dass auch steinzeitliche wildbeuterische Gruppen *sesshaft* lebten, in Siedlungen und gegebenenfalls ergänzt durch temporäre Jagdstationen an Wildpfaden, sagt uns die Archäologie schon seit langer Zeit. (Bosinski, 1989) Und das wird eher in clusterartigen Strukturen als gleichmässig übers Land verteilt geschehen sein, selbst wenn Nachbarn im traditionellen Denken oft Feinde, wenn nicht mindere Menschen waren. Zugleich gab es wohl früh bereits Tausch über grosse Distanzen, eher von Ort zu Ort als Gabe und Gegengabe denn über „Fernhandel“. Kleine Figuren oder Schmuck wurden weit von ihren Entstehungsorten in Siedlungen gefunden. Werden die grösser, entsteht für die wahrscheinlich leicht erregbaren traditionellen Menschen, besonders die Männer, eine emotionale Herausforderung. Sie mussten intensiv lernen, friedlich, durch Absprachen, auch über „Ehen“, miteinander auszukommen. Institutionalisierte Verwandtschaftsverbände konnten einerseits dabei helfen, Beziehungen zu vereinbaren, andererseits wuchsen durch sie tendenziell mit deren Grösse Machtpositionen gegenüber anderen. Für solche sozialen Herausforderungen wird Denken und vor allem Sprache immer nötiger, die über die Zeichensprachen hinaus eine neue Komplexität der Kommunikation ermöglicht. Die Kognition wuchs mit der Entwicklung dieser Sozialstrukturen durch Lernen.

Zuerst entstanden wohl in den Familienverbänden einzelne Männer, die über Ansehen wichtige Rollen und Positionen einnahmen. Jagen und Welterklärung werden die wichtigsten Möglichkeiten gewesen sein, um *Grosse Männer* zu werden, die ich wieder nur sehr allgemein benennen will. (Godelier, 1987) Männer sind generell für das Aussen der Gemeinschaft zuständig, für die Gewinnung und Sicherung des Bodens, aus denen ihnen ja mythisch *Macht* erwächst, mit der sie, wie auch mit dem Boden identisch sind. Dux hat die Macht treffend als „*das schlechterdings konstitutive Organisationsmoment in der Gesellschaft*“ betont. (1997: 77) Macht verstanden als alltägliches für sich selbst und seine Bedürfnisse kümmern, wie schon Kinder sich melden, um ver-

sorgt zu werden. Macht ist die entscheidende Bewegungskraft des Sozialen, wie auch Geschlechterverhältnis, Institutionalisierung, Religiöses, solange nicht ökonomische Verhältnisse wichtiger zur sozialen Differenzierung werden.

Bilden sich soziale Verbände, so teilen sie sich irgendwann und verbinden sich, wenn sie grösser werden, als Stämme mit gleichförmigen Teilungen (Genetes in Griechenland), später oft mit einem Totem als Identifikationssymbol, etwa einem Vogel, mit dem sich die Menschen dann identisch fühlen, wie von ihnen ganz konkret verstanden. (Lévy-Bruhl, 1910) Zugleich nähern sich vielleicht mehrere Stämme lose einander an, die dann über eine höhere Ebene Grosser Männer die Beziehungen untereinander regeln, Frieden schaffen, oder gar einen Bund bilden. So eine Situation und Bewegung nehme ich für das Jung-Paläolithikum an.

Eine neue Studie nimmt die Anzahl der Menschen in Eurasien um 42.000 bis 33.000 vor heute mit nur 1.500 in fünf überlebensfähigen Populationen an. (Scinexx.de, 6.3.19) Dies ergibt sich auch mit Funden in Südwest-Eurasien bis zur Schwäbischen Alb; aus diesem Zeitraum sind kaum ein Dutzend wichtiger archäologischer Orte bekannt. (Eiszeit, 2009) Danach stieg die Zahl offenbar zügig an. Um 20.000 Jahre alt sind reichhaltig ausgestattete Gräber in Spanien (Rote Königin), Kindergräber am Mittelmeer wie im Nordosten Eurasiens, und dort das Grab eines Mannes, die alle von hohen Rängen der Bestatteten zeugen. Kinder können sozialen Status dieses Ausmasses nicht selbst erreicht haben, wenn auch junge Jäger eher als Mädchen. Also stammen sie, ist zu folgern, aus differenzierten sozialen Welten, die wiederum eine bestimmte Gruppengrösse und damit auch Siedlungen voraussetzen, von denen wir allerdings nur wenige kennen.

Die Fundstätten sind weit von West- bis Nordost-Eurasien gestreut. Oft werden die Orte Kostenki am Schwarzen Meer mit mehreren Siedlungsschichten und Dolni Věstonice (Tschechei) genannt, wo einige umfangreiche Siedlungen mit eingetieften Grubenhäusern der Zeit um 27.000 bp gefunden wurden, dazu ein Brennofen für Tonfiguren. (Burenhult, 2004: 88f; Bosinski, 1989) Aus der Zeit vor 25.000 Jahren wurden in Mežirič (Ukraine) Langhäuser aus Mammutschädeln und -knochen errichtet. Sie wurden nicht willkürlich geschichtet, sondern sehr geordnet eingesetzt, ganz unten die Schädel. Damit ist eine gewisse *Planung* erkennbar. Hinzu kommen Prědmost (Slovenien), und in der Brillenhöhle der Schwäbischen Alb fanden sich zwei aus Steinen aufgebaute mutmassliche Wohnräume. Ich betone noch die Kältezeit vor etwa 21.500 bp, die ein Grund für die steigende *Sesshaftigkeit* gewesen sein kann, um in besseren Unterkünften geschützt zu werden. Die Kognition hatte sich weiter entwickelt, es wurden leichter Verbesserungen fürs Leben geschaffen. Jedenfalls verweisen die Funde auf häufigere Siedlungen, weshalb in der Archäologie manchmal von komplexen Wildbeuter:innen die Rede ist.

In diesem Zeitabschnitt – so heisst es im Katalog einer Ausstellung zur Eiszeit (2009: 97) – fänden sich über mehrere Hundert Quadratmeter erstreckende dauerhafte Siedlungen mit räumlich differenzierter Nutzung und am Rande Bestattungen; dazu auch Basislager. Rohstoff wurde über weite Strecken besorgt, auch Schnecken für Schmuck. Und die fettleibigen Frauen-Figurinen (Typ Willendorf) treten gehäuft auf. In Mežirič/ Ukraine am Don, gab es Anzeichen für soziale Differenzierung aus der Zeit vor 18.000 bis 14.000 Jahren. Die häufiger und grösser werdenden Siedlungen beherbergten 30 bis 100 Menschen und blieben lange bestehen, so dass die Leute Verfahren zur Lösung von Konflikten entwickelt haben müssten, soziale Regeln zur Erhaltung des Friedens. (Fagan, 1990: 65f) Ein Fund in Gönnersdorf mit runden Zelten und auch solchen mit senkrechten Seitenwand-Pfosten und mit einem steinernen Bodenbelag ist vielleicht typisch für die Zeit um 15.000 vor heute. Gefundene Steine dort stammen bis aus 100 Kilometern Entfernung. (Bosinski, 1981)

Wenn auch ausführliche Sprech-Sprachen noch im Entstehen waren, lebten Wildbeuter:innen also keineswegs bloss als „Jäger und Sammler“, die in kleinen Gruppen durchs Land zogen, zu kriegerischen Konflikten keinen Anlass hatten, denen sozialer Status fremd war und die Besitztümer teilten. So stellt Doyle den Stand des Wissens der Max-Planck-Gesellschaft für Menschheitsgeschichte jüngst noch dar. (2017: 27; Bestätigung der Redaktion: Email 18.7.17) Schon sehr früh ist stattdessen von umfassender Vernetzung und Handel unter jenen Völkern vom Atlantik bis Sibirien und in die Levante auszugehen. Gerät und weitere Gebrauchswerte liessen sich ansammeln. *Vorratshaltung* gibt der „Haushaltung“ eine neue Dimension! Das ist für die Frauen von besonderer Bedeutung, da neue Notwendigkeiten und Möglichkeiten zur *Planung* der Ernährung entstehen; und den Männern bieten Familien-Überschüsse die *Macht*, sich andere Männer zu Gefolgschaften zu machen, die weniger haben.

Werden Siedlungen grösser, müssen Wildbeuter:innen immer weitere Strecken zurücklegen, um Nahrung sammeln und Jagen zu können. Die „Tortenstücke“ einer Modellsiedlung werden immer schmalere. Wieder sehen wir auf einen sozialen Prozess, der zu komplexeren Umgangsformen führen muss (oder zur Gewalt). Sei es zur „höflichen“ Distanz zu den Jagd- und Sammelplätzen anderer Familien, sei es zu kollektiven Sammelaktionen mit anschliessender formalisierter Teilung. Soziales Handeln wird weiterentwickelt. Und in diesem Gedanken wird eine Kraft zur Festlegung von Flächen sichtbar, die als Basis für Gärten oder kleinen Landbau vorstellbar sind. Steinzeitliche simple *Urbanität* zeigt sich dann wiederum als Folge eines komplexen Prozesses, der wesentlich zu höherer Kognition und zur Bewältigung von (aggressiven) Emotionen führt, aber ebenso zur Landwirtschaft als neue Produktionsweise mit komplexeren Innen- wie Aussenbeziehungen: nun muss Boden zum Besitz werden, und sei es

vorerst nur der einer Siedlung, wo es bis dahin nur von Stämmen beanspruchte grosse Regionen gab, wie wir es von weit jüngeren Wildbeuter:innen kennen.

Ab vor 20.000 Jahren wurden ebenfalls die ersten bekannten grösseren dauerhaften Siedlungen des Nahen Ostens errichtet, im Epi-Paläolithikum. (Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) Durch das besondere Interesse an der Bibel wurde dort, aber auch in Mesopotamien und Ägypten, intensiv ausgegraben. Daher sind eine ganze Reihe von Siedlungen bekannt, die zum Teil bereits deutlich vor dem Göbekli Tepe existierten. Mörser, wohl für Wildgetreide, wogen um vor 15.000 Jahren an 50 Kilogramm, es gab „Silos“ aus der Zeit vor 12.000 Jahren (Brentjes, 1981) und mit Lehm ausgestrichene Vorratsgruben. (Bartl, 2004) Auch Benz betont die Möglichkeit von vergänglichen Behältern; sie berichtet auch von jüngeren Ausgrabungen in Körük Tepe. (2010; 2015) Einige Orte waren zum Teil bereits gut 1.000 Jahre vor dem Göbekli Tepe besiedelt. Im wesentlichen entlang des Euphrats lagen Mureybet, Qaramel, Çayönü, Nemrik, Jerf el Ahmar, Tell Abr. Hallan Çemi und Qermez Dere lagen weit östlich im Zentrum des Fruchtbaren Halbmondes. Sie werden in einem Ausstellungskatalog, Vor 12.000 Jahren..., (2007) genannt, die kleinsten Orte hätten etwa zehn Häuser [=Familien] umfasst; dazu kommen dann Nevalı Çori und, weit im Süden Jericho, das eher einer eigenen Kultur zuzurechnen ist und vielleicht als feindliche Macht auftritt. Andere Quellen betonen im Nahen Osten Abu Hureyra, wo unter rechteckigen Bauten eine Schicht mit noch runden gefunden wurde; auch Jarmo wird als früher Bauernort genannt. (Burenhult, 2004)

Eine neuere Studie gibt Hinweise auf an mehreren Orten entstandenen Landbau mit zuerst noch Wildgetreide, das nun angebaut, gegebenenfalls auch umgesetzt, und nicht mehr wildwachsend gesammelt wurde. Sehr früh war das in Chogha Golan am Fusse des Zagros-Gebirges im Iran der Fall. Dort finden sich zahlreiche Relikte von Gebäuden, Steinwerkzeugen, Tonfiguren und auch viele Mörser und Mahlwerkzeuge aus der Zeit von vor 12.000 bis vor rund 9.800 Jahren. (Scinexx.de, 5.7.13) Das beginnt gerade vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Auch Roaf spricht von schon „festen Siedlungen“. Bewohnt wurden sie entweder ganzjährig oder nur zu bestimmten Zeiten. Bereits vor 13.500 Jahren vor heute wird Abu Hureyra und Mureybet besiedelt, 2.000 Jahre vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Von 50 bis 300 Personen ist am Anfang die Rede, später seien es deutlich mehr. Sie lebten in Gebäuden aus Schlammmiegeln. Gazellen, Wildschweine, Schafe und Onager (Wildesel) wurden gejagt, sehr viele Pflanzen gesammelt. Es fanden sich schwere rechteckige ortsfeste Behälter aus Gipsmasse, die bei 800 Grad Celsius erzeugt wird und auf ein hohes Wissen verweist (ähnlich bei Neanderthalensis bereits Birkenpech). Auch Körbe zur Vorratshaltung sind hier belegt; die umfassendere Lagerung von Lebensmitteln ist eine der entscheidendsten Entwicklungen für die neue Zeit.

In Ain Mallaha nördlich des Sees Genezareth lebte eine Gemeinschaft von 200 oder 300 Menschen wahrscheinlich ganzjährig, der Durchmesser runder Hütten betrug dreieinhalb bis fünf Meter, deren Dächer von hölzernen Pfosten getragen wurden. Ausgegraben wurden auch Gräber unter den Fussböden und ausserhalb der Hütten. (Roaf, 1998) Vielleicht schon parallel zum Göbekli Tepe entstand der grosse Ort Jericho, Mauern und Turm dort sind noch etwas jünger. Etwa 1.500 Menschen können dort gelebt haben und womöglich ein Modell auch für die Siedlung am Göbekli Tepe gewesen sein. Zuletzt sei noch einmal Nevalı Çori genannt, das 1.000 Jahre nach dem Göbekli Tepe im Rahmen derselben Kultgemeinschaft mit kleineren T-Pfeilern entstanden war. Dort fanden sich an einem Nebenfluss des Euphrats zudem steinerne Gebäude mit unterlüteten Böden aus Steinplatten, die vielleicht als Lager dienten (zum Verschiffen?). (Hauptmann, 2007)

Das mag für die Kennzeichnung der Kulturen des Jung-Paläolithikums reichen und zeigen, dass der Göbekli Tepe in einer „Siedlungslandschaft“ stand, wenn auch die Zeiträume nicht immer parallel gewesen sein mögen, und die Siedlungsgrössen oft nicht zu erschliessen sind, weil nur Teilgrabungen möglich waren. Deutlich später kommt Çatal Hüyük in Anatolien (8.000 bp) als Handelspartnerin in einer solchen Vernetzung in den Blick; jedenfalls wurde Obsidian in Blöcken aus Anatolien nach Mesopotamien gebracht. (Roaf, 1998) Die kontinuierliche Entwicklung jener Menschen über den gesamten Zeitraum wird jedoch nicht nur in Siedlungen, Vorratshaltung und Werkzeug/ Waffen deutlich. Auch die Bearbeitung des (Feuer-) Steins ändert sich von bloss geschlagenen oder abgedrückten Stücken zu geschliffenen Formen. In allem zeigt sich die Ausweitung der Kognition.

Quellenlage – die Materialien

Die *Materialien* in diesem Band stammen aus einer Reihe von Jahren und enthalten meine gesammte Argumentation zu diesem Thema. Sie sind ohne andere Schriften verstehbar.¹ Wenn sie nun auch noch einmal überarbeitet wurden, ist dieser Arbeitsprozess doch noch spürbar. Die Texte sind so etwas wie Selbstgespräche, um Argumentationen zu für mich neuen Fragen zu finden. Das führte zu einigen Überschneidungen, auch zu leicht differierenden argumentativen Sichtweisen gegenüber den früheren Papieren. Die wichtigste

¹ Die Studie ist für Laien verständlich, ob sie nun von anderen Fächern oder von fachfremden Interessen herkommen. Alle Fächer werden in ihren hier interessierenden Aspekten erklärt, um den Einstieg in deren Grundlagen zu ermöglichen.

Die vorliegende Ausgabe beruht wesentlich auf drei früheren Bänden: *Vom Entstehen der ersten Hochkultur*, 2015 (ISBN 978 1 326 15619 0); daraus ein Auszug ist: *Von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe*, 2016 (978 3 8325 4250 4); deutlich thematisch erweitert und eine kurze Fassung des ganzen Projekts: *Anfänge des Denkens*, 2017/ 18 (978 3 7460 1536 1), die bereits fast das ganze Projekt andeutete.

Veränderung meiner Argumentation besteht in der Annahme, Homo sapiens könne ab dem Beginn des Jung-Paläolithikums noch deutlicher als ich zuvor annahm einen kognitiven Systemwechsel erfahren haben. Das ergibt sich zum *einen* aus dem erst spät bearbeiteten Thema: *Gehirn, Geist* und darauf aufbauend dem: *Bewusstsein*, aus deren Einbezug ganz neue Einsichten entstehen. Zum *anderen* bieten aktuelle Forschungsergebnisse über die Herkunft des Homo sapiens und vor allem dessen biologische Stabilisierung, die am Abschluss der Schädelentwicklung vor erst 35.000 Jahren wohl ablesbar ist, Anlass zum Zweifel eines früheren relativ kontinuierlichen Tier-Mensch-Übergangs.

Die Komplexität der Neurowissenschaften erschliesst sich mir hinsichtlich der *Historik* des Geistes nur in Grenzen; mit ihr beginne ich diese Einführung, um besonders die historische Seite der Gehirnentwicklung und deren Implikationen verständlich zu machen, was für alles Weitere substantiell ist. Wann beginnen nennenswerte Anfänge des Denkens als Grundlage der Kultur? Denn darum geht es zuerst, nachzuvollziehen, wie der Prozess der Menschwerdung sich in der „Steinzeit“ entwickeln konnte. Wie aus tierischen Horden menschliche Gruppen, Gemeinschaften und später Gesellschaften werden konnten. Danach geht es um eine soziologische, gesellschaftswissenschaftliche Theorie, die aus einer *prozessualen Logik* entwickelt wird. (Dux) Bevor von Gemeinschaft zu reden ist, muss also geklärt werden, wie sie entstehen konnte. Bevor Sprache behandelt wird, muss ihre Entwicklung aus tierischen Möglichkeiten erkannt werden, wie es nur für die Töne gilt, nicht aber für den Sprachausdruck, der erst Gesten folgen kann, wie sie erstmals Menschen ausbilden. Und so ist es mit Kognition und Emotion, die sich aus tierischem Verhalten gegenüber der Umwelt im Verbund mit einem Bewusstsein von Individuen bildeten; prozessual. In dieser Studie werden vorerst Thesen zum Thema gesammelt, die nur interdisziplinär auf empirischer Basis zur komplexen Theorie ausgearbeitet werden können.

Das Stichwort Steinzeit steht in dieser Studie für das *Jung-Paläolithikum* von vor 40.000 bis 10.000 Jahren, von der Ankunft des Homo sapiens im westlichen Eurasien bis zur Ausbildung der Landwirtschaft im Neolithikum des Nahen Ostens. Die Kognition jener Zeit – betone ich noch einmal – wäre relativ einfach dann zu erschliessen, wenn weiterhin gelten würde, eine biologische Art/ Spezies bliebe nach ihrer Stabilisierung solange innerhalb der normalen Variation unverändert, bis eine neue Art aus ihr entstand (oder sie unterging); das sagt uns die Biologie im Sinne Darwins.¹ Dann sollten also Körper und auch das Gehirn von Homo sapiens nach diesem Zeitpunkt im Rahmen der natürlichen Variation als stabil, unveränderlich anzusehen sein. Diese

¹ Die natürliche Zuchtwahl wird heute oft als: Differenzierung (etwa durch Mutationen) > Selektion (Auswahl in Umwelt) > Stabilisierung (biologisch) formuliert. (s. u. Exkurs: Darwin)

Vorstellung ist zweifelhaft geworden, selbst wenn die Neuronen damals bereits, wie heute, bei der Geburt vollständig vorhanden waren und nur die synaptischen Verknüpfungen und die Gliazellen für deren Ernährung und Stützung noch in Menge und Umfang zusammen mit dem Kinderkopf wuchsen. Wäre Homo sapiens dann schon immer und bis heute in gleicher Weise zum Denken fähig und änderte sich nur das Wissens zu immer mehr Wissen? Nein.

Wie bringen wir diese Befunde zusammen, wenn die Unterscheidungen des historischen Denkens, davon wird hier ausgegangen, wesentlich durch *Lernen* in spezifischen geografischen wie sozialen *Umwelten* entstehen? Was sich in Jahrtausenden ändert ist die *Logik des Denkens*. Die Grundlagen oder Mechanismen für Lernen sind *einerseits* biologisch vorgegeben. Säuglinge werden mit Grundfertigkeiten geboren, insbesondere Saugen und Greifen sind herausragend. Bald folgt das Handeln, etwa wenn in wenigen Tagen erkannt wird, Saugen habe nur an bestimmten Hautstellen Sinn. Durch Erfahrungen erwerben sie Kenntnisse und Fähigkeiten und speichern diese im Gehirn ab, das zugleich synaptisch noch grundlegend aufgebaut wird. Wie wirkt dies Zusammenspiel, die biologische Fertigstellung mit dem Aufnehmen frühester Erfahrung? Die Aussenwelt wird ja nicht real verinnerlicht, sondern als Konstruktionen im Gehirn, die diese Welt repräsentieren und nicht eins zu eins übernehmen können.

Später muss der Sinn der unbewusst gespeicherten Konstruktionen interpretiert werden, rekonstruiert wird ihr Sinn, individuell in einer Gruppe je etwas verschieden, zum Teil sehr unterschiedlich in fernen Gemeinschaften. In einer empirisch begründeten Soziologie ist deshalb von einer Theorie des *Realen Konstruktivismus* die Rede. (Piaget; Dux) Die Lebensgrundlage ist zuerst die historisch jeweilige *Gewohnheit* im Verhältnis zur sorgenden Bezugsperson, die die Sozialität begründet. Später wird die Anpassung an die Gewohnheit der Gruppe und Gemeinschaft folgen. Regeln, Normen entstehen später zuerst unbewusst und noch später als „gemachte“ Institutionen. Mit dem Älterwerden lernen Kinder mehr Wissen, bis die wachsende Komplexität der Umwelten komplexere Formen der Kognition nötig macht. Menschen erwerben historisch kulturell also nicht nur immer mehr Wissen, sondern erweitern ihre Logik. Sollte dies bei stabil bleibendem Gehirn geschehen? Nochmals: Nein.

Über den Zeitpunkt der Stabilisierung des Gehirns bei Sapiens entstehen gerade im Jahr 2018 und 2019 neue Zweifel. Erst vor 35.000 Jahren sei der Schädel bei Homo sapiens in der heutigen Form entwickelt gewesen, nachdem ein schlankes Skelett und die Gesichtspartie mit der *hohen Stirn*, die uns äusserlich von Früh-Menschen vor allem unterscheiden, bereits früher ausgebildet waren. Das ist gerade die Zeit, aus der die ersten Schnitzereien, Malereien und Musikinstrumente bekannt sind. Und wir hören auch wieder die Theorie, Sapiens sei nicht in Ostafrika entstanden („Eva“), sondern aus verschiedenen

afrikanischen Gruppen bereits vor 300.000 Jahren im Nordwesten des Kontinents. Die wachsende neuronale Vernetzung kann sich als das Instrument des komplexeren Denkens und Fühlens zeigen.

Einen grundlegenden Zweifel am über die Zeit gleichbleibenden Denken meldete bereits 1910 Lévy-Bruhl (1926) mit seiner Analyse an, es ändere sich die *Form* des Denkens, vor allem die *Logik* der Weltvorstellung, die noch bei rezenten Wildbeuter:innen und einfachen Gartenbauvölkern *prä-logisch* gewesen sei; damit wird der Blick bereits auf die historische Entwicklung des Geistes gerichtet, die in dieser Studie analysiert wird. Zu messen ist Logik an Kategorien wie *Zeit, Raum, Substanz, Kausalität*.¹ (Dux, 1990; 2008) Damit wird hinterfragt, ob und dann wie sich mit wandelnder Kognition/ Emotion in solch gravierender Weise zugleich das Gehirn selbst verändern kann. Anfangs des 20. Jahrhundert begann besonders Piaget, die kognitive Entwicklung von Säuglingen bis zu Jugendlichen zu entschlüsseln, die sich mit dem langsamen Aufbau der Gehirnfunktionen bei Säuglingen und Kindern zu allen Zeiten überall verbunden zeigte. (Piaget/ Inhelder, 1955)

Diese Forschungen gaben auch dem lange bekannten Wissen einen ergänzenden Hintergrund dafür, warum einfache Völker der Wildbeuterei und des kleinen Gartenbaus sich von animistischen Kräften umgeben und bestimmt sahen. So wie es die Völker des Altertums in Sumer und Ägypten, sowie in der Antike besonders Griechenland, wenn auch differenzierter, ebenfalls noch sahen: überall Geister und Götter, Schöpfungsgötter obendrein, wie noch in der Bibel, die ohne Ursache plötzlich da sind. Wer deren Wirken gegenüber den Naturwissenschaften nicht akzeptiert, muss wissenschaftlich *erklären*, wie sich onto- und phylogenetisch die Sozialität aus der Tierwelt entwickeln konnte. Ich gebe unten am Beispiel des bekannten Skeletts von Lucy aus der Zeit vor dreieinhalb Millionen Jahren wenige Hinweise für den Tier-Mensch-Übergang.²

¹ Kategorien, wie Kausalität, sind wiederum *Konstruktionen* unseres Geistes, die heute der modernen Logik entsprechen müssen, sie sind keine Natureigenschaften, worüber in der Philosophie manchmal gestritten wird. Für Dux ist *Substanz* ein Grundbegriff zur Erläuterung des frühen Denkens im Zusammenhang mit Subjektivität im ontogenetisch frühen Denken des: wirklich Alles ist Subjekt und handelt selbst; so wie es Kinder im Geist konstruieren. (Dux, 1990; 1. Aufl. 1982) Substanz steht in der früheren Philosophie etc. aber auch für das Sein, nicht das Werden, das nach Hesse (in der Kunst) erst mit der Relativitätstheorie denkbar wird. (o. Jg.) Beginnt hier die Prozess-Logik? Es wird auch deutlich, wie unmittelbar die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse seinerzeit in soziale Bereiche übertragen wurden; das ist bis heute manchmal so (etwa im Biologismus; s.u.)

² Langer zeigt die Differenz in der kognitiven Entwicklung von Affen (Kapuziner, Makaken), Menschenaffen (Schimpansen) und Kindern; letztere beginnen früher mit der logisch-mathematischen Kognition, auf die sich Piaget konzentrierte, und ebenso mit der physikalischen Kognition (etwa der Erfahrung, wenn ein Zylinder angestossen und gestoppt wird). Schimpansen folgen nach, Affen bleiben weiter zurück. Sogar die Archäologie habe ähnliche Resultate erbracht: Steinwerkzeug der Oldowan-Zeit vor 1,8 Millionen Jahren hätten eine Form, die an solche heutiger Schimpansen erinnere. Homo erectus habe zuerst vor 300.000

Durch die generelle animistische Vorstellung bei einfachen Völkern wurde also deutlich, die Stadien der *nachgeburtlichen* Ontogenese³ müssen sich auch in der Geschichte wiederfinden, die *Individuen* früher Menschengruppen sich durch Lernen über die Generationen entlang derjenigen kognitiven Stadien entwickelt haben, die sich bei Säuglingen und Kindern universal – zu allen Zeiten weltweit – zur Aneignung ihrer Welt aufeinander aufbauend ausbilden. Jedoch nur, soweit sie in der jeweiligen natürlichen wie sozialen Umwelt mehr Wissen benötigen als zuvor. Im Jung-Paläolithikum geschah dies, wird hier angenommen, unter anderem über die Ergänzung der Kommunikation mittels Zeigen und Zeichen geben, dann Gebärden, und auf ihnen aufbauend folgt die Sprech-Sprache, die in ausgeprägt grammatikalischer Form sich erst zum Ende jener Epoche am grossen Monument vom Göbekli Tepe als zwingend erworben zeigt.

An Sprache lässt sich gut zeigen, wie eine Erklärung des Übergangs vom Tier zum Menschen aussehen kann, ohne auf Schöpfung durch Geister/ Götter oder auch die Gene zurückgreifen zu müssen, in denen manche Fähigkeiten des Homo sapiens auch vermutet werden, seit Darwin die Götter aus der Biologie vertrieb; Sprache wird zum Ersatz der Religion als autonome Schöpfungskraft. Sie beginnt beim Zeigen und Gebärden. Und zuvor bedarf es einer gegenüber Tieren (prä-) bewussten und (prä-) reflektierenden Kognition, um es mal so vage auszudrücken. Deren eigentlichen Beginn nehme ich mit der mutativen Entwicklung des Präfrontalen Kortex bei Sapiens an, der nicht vom Affen abstammt, sondern vom Ur-Primaten, von dem auch Affen abstammen. Unser Denken kann deshalb andere Grundlagen ohne Kontinuität von Affen her haben. Das zeigt das erwachende Bewusstsein bei Sapiens als etwas ganz Neues, das nun durch Reflexion Sinn entstehen liess. Unsere Kognition stammt nicht von Gott, nicht aus der Biologie, wenn sie sich auch darauf stützt, sondern entwickelte sich im sich selbst verändernden Prozess der Ontogenese und darüber hinaus. Eine erste Skizze zur Sprache mag das vertiefen.

Sprache als Bewusstsein und Sinn

Der Prozess des bewussten, sinnhaften Spracherwerbs beginnt als individuelle Fähigkeit in der *Ontogenese*. Ein erstes Zeigen entsteht bereits nach wenigen Lebens-Monaten, das geschieht offenbar noch ohne damit gemeinten Sinn, den Säuglinge aber nach etwa einem Jahr ausdrücken können, wie wir noch sehen werden. Das Gehirn bietet Möglichkeiten, die lernend weiter vorangetrie-

Jahren eine erste und später eine zweite Stein-Form hergestellt, so dass sich die kognitive Raumvorstellung mit der von heutigen Kindern vergleichen lasse: topologische, projektive und euklidische Raumvorstellung. (1994: 163, 166f) Und doch fehlt der Beleg, sie hätten die gleichen Gehirnfunktionen aufeinander aufbauend genutzt. Sapiens stammt nicht vom Affen ab!

3 Im 19. Jahrhundert hatte Haeckel zur Unterstützung des Darwinschen Lehre von der pränatalen Ontogenese des Fötus behauptet, bei ihm werde die Evolution des Lebens, beginnend bei Fischähnlichen, nachgezeichnet; Abbildungen dazu wurden von ihm gefälscht.

ben werden, wenn es nützlich wird. Aus dem Zeigen wird das Zeichen geben, es wird beantwortet, bald in erweiterter Form. Irgendwann sind Gebärden daraus geworden. Aus dem blossen Zeigen auf eine Frucht wird eine Verdoppelung: eine „reich mir die Frucht Gebärde“. Die beginnende Rekonstruktion von Objekten durch Schnitzen und Formen sowie die Malerei entstehen aus solcher Kommunikation und wirken wiederum verstärkend in den Prozess der Kommunikation und Kognition. Anstelle der instinktiven Laute bei Tieren, die situationsbedingt ausgestossen werden, entstehen, wenn das Gehirn dazu fähig wird, bei Sapiens erlernte Laute, die als Namen verstehbar sind, noch lange nicht als Begriffe. Irgendwann kommt es zu Zwei-Wort-Sätzen. Die stellen bereits eine grosse Leistung im Gehirn dar, die neu gestalteten Sprachzentren entstehen dabei und unterstützen dies, und die frühen grammatikalischen Ausdrücke folgen; deutlich später wird eine komplexe Grammatik in der Gemeinschaft nötig. So, oder so ähnlich kann anstelle des tierischen Lautgebens die Entstehung der Sprech-Sprache über kognitive Konstruktionen und ohne göttliche Hilfe oder spezielle Module erklärt werden. Es sind auch keine egoistischen, oder dagegen gesetzt, kooperativen Gene zum Erklären sozialen Handelns nötig, die nur weitere nativistische/ biologistische Versuche sind, so wie neuerdings mit neuronalen Ansätzen zu begründen versucht wird, Menschen besässen keinen freien Willen...

Solche in der biologischen Hirnentwicklung heranwachsenden imaginären Module wurden noch vor einiger Zeit auch für andere Fähigkeiten unterstellt, die nicht erlernt würden, da sie zu kompliziert seien, wie die Grammatik, sondern im Gehirn heranwüchsen; und mit Sprache sei zugleich die Bewusstheit in die Welt gekommen. Diese Module dürfen nicht mit Gehirnzentren verwechselt werden, die bestimmte Möglichkeiten für Fähigkeiten unterstützen, wie Zentren fürs Sehen oder Sprechen, die, wie andere Fähigkeiten, nicht allein mittels solcher Zentren wirken, sondern weit im Gehirn verstreut prozessieren. Wir besprechen noch, wie beide, und weiteres mehr, erlernt, oder besser: erworben werden. Ich betone das bereits hier, weil die neue Schädelform vielleicht ergänzende Möglichkeiten zu Fähigkeiten erbrachte, ohne darin aber eine Stützung nativistischer Theorie zu erkennen. Wie mit der wohl genetisch durch Mutationen entstandenen steilen Stirn bei Sapiens wahrscheinlich der dahinter grösser werdende Präfrontale Kortex die enormen sozialen Leistungen ermöglichte, konnte mit den sich bildenden Sprachzentren offenbar das Spracherwerben leichter und umfassender werden; das muss durch die Neurowissenschaften noch analysiert werden. Meine These aus den frühen Texten, Homo sapiens hätte bereits durch den Präfrontalen Kortex einen *kognitiven Systemwechsel* gegenüber Früh-Menschen ausgebildet, wird ergänzt, vielleicht wurde auch das Gedächtnis durch den veränderten Schädel weitergehend ausgebildet.

Menschliche Sprache ist also keine Fortsetzung von Zungen- und Gaumenbewegungen, sondern Ergebnis der Ausbildung von Bewusstsein und Sinn, die, wie alles, auf den Möglichkeiten des Körpers aufsetzen, die zugleich weiter trainiert werden. So wie auch das Gehirn die in einer Gemeinschaft vorkommenden Laute für Wörter fixiert oder eben nicht; nach ein paar Monaten können heute bestimmte Laute verloren gehen, wie im Japanischen das R, das dort nicht benutzt wird. Selbst wer auf der biologischen Durchgängigkeit vom Tier zum Menschen besteht, weil schon Affen Sprache verstehen oder dergleichen, muss das „Angeborene“ nun ins Soziale übersetzen. So wie Säuglinge universal das Zeug dazu mitbringen, ihre Denkfähigkeit vom ersten Tage an entwickeln zu können, lernen sie, sich durch immer komplexere Formen der *Imitation* der Bezugspersonen in die Struktur der Gewohnheit ihrer Gruppe einzuleben. Gruppen können das kognitive Niveau ihrer Mitglieder strukturell nicht überschreiten, wenn es auch mal Synergien gibt, die die Mitglieder wiederum aufgreifen. So gesehen gibt es auf der Ebene der Erscheinungen eine gewisse Parallelität von Onto- und Phylogenese; der zugrundeliegende Prozess basiert jedoch auf ersterer, zudem prozessieren beide unterschiedlich: die Ontogenese primär evolutiv in aufeinander folgenden kognitiven Stufen, die Phylogenese durch individuellen (prä-) rationales Handeln mit irrationalen Nebenfolgen.

Verständigung mit Anderen verlangt selbstverständlich nach entsprechenden Lebensformen. In Gruppen, Gemeinschaften, Gesellschaften entwickeln *Individuen* wechselwirkend Wissen und Kommunikation, etwa durch Sprache, welche Umwelten auch den äusseren Rahmen bestimmen mögen, seien es archaische oder vormoderne Gemeinschaften. Und Denken, Kognition, Kommunikation sind nicht unabhängig von Emotionen, also der jeweiligen psychischen Konstellationen von Menschen. Generell durch ihre Ontogenese auf schnell aufflackernde Gewalt orientierte Individuen können keine friedvollen sozialen Verbindungen aufbauen, wie es einfache Völker immer wieder gezeigt haben, denen alle Fremden erstmal Feind sind. Das wird bei der Betrachtung der steinzeitlichen Psyche für die soziologische Analyse noch eine grosse Rolle spielen, wie der Weg zur Rationalität ein Lernprozess war.

Die Fragen hinsichtlich des Gehirns werden durch jüngere Kenntnisse über dessen Aufbau und Funktionsweise in den Neurowissenschaften, wie auch durch Wissen über das Bewusstsein und die Bandbreite psychischer Abweichungen immer konkreter beantwortbar.¹ Daraus ergeben sich weitere Zweifel, ob das Gehirn von *Homo sapiens* tatsächlich als biologisch stabil verstehbar ist, obwohl unsere Art sonst (zumindest vorübergehend bis heute) biologisch gleich

¹ Bewusstsein als denkender Selbst-Prozess, als *Reflexion* ist gemeint. (Damasio, 2011: 169) Es wird lange philosophisch als bloss geistig *oder* materiell/ empirisch diskutiert, wobei letztere Position nicht eine Natureigenschaft, sondern eine geistige Konstruktion meint, die auf menschlichem Sinn aufbaut; ein Hinweis bei Roth/ Strüber, 2015.

blieb. Denn die synaptische Verknüpfung verändert sich ja permanent: bei Änderung der Körperkontrolle, bei jedem Blickwechsel, bei jedem Gedanken oder Gefühl. Zu fragen ist, ob – selbst bei stets gleicher Neuronenzahl seit der Geburt – in der historischen Folge nicht dennoch das Gehirn entsprechend der jeweiligen Umwelt durch Denken und Fühlen sich selbst verändert?

Wahrscheinlich ist es *forschungstaktisch* weitsichtiger, mit dem immensen Wandel der Kognition bis heute auch Änderungen der Biologie des Gehirns durch Denken als *möglich* anzusehen, um Folgerungen daraus nicht zu übersehen. Darum wird es hier noch – wenn auch thesenhaft – intensiv gehen.¹

In diesem Verständnis kann also nicht von einer mit der Artbildung begonnenen Stabilität des Gehirns ausgegangen werden. Seine *Kapazität*, die Dux (2008) von der damit erworbenen *Kompetenz* unterscheidet, wandelte sich wahrscheinlich bei Sapiens noch spät, etwa bis zur Ausbildung des Schädels vor 35.000 Jahren, und dies mag heute noch gelten, wie später zu überlegen ist. Denn es geht ja um die innere Strukturveränderung. Um den Begriff der Kapazität bereits im frühen Jung-Paläolithikum nutzen zu können, muss er genauer definiert werden. Was für eine erste Übersicht zum Tier-Mensch-Übergang hinreichend ist, bedarf eines zumindest doppelten Verständnisses. *Einerseits* gab es zumindest eine Phase der sich noch wandelnden Kapazität. *Andererseits* gilt es zugleich zu bedenken, wie bei Sapiens, streng empirisch betrachtet, bis heute die jeweilige Kapazität seines Gehirns ausreichte, um den heutigen Stand seiner Kognition zu erreichen; insofern ist dieser Begriff immer schon tauglich; das Gehirn bleibt dabei noch eine Black box (die weder mit Skinner noch Luhmann zu tun hat).

Eine durchgängige biologische Stabilität des Gehirns der Spezies Homo sapiens, werden wir sehen, scheint zweifelhaft, wie immer dies einmal genauer definiert werden mag, weder weit vor dem Jung-Paläolithikum noch an dessen Ende oder heute. Dies macht Unterscheidungen nötig und erlaubt die These, es habe zumindest bis zum Abschluss der Schädelentwicklung und mit der Ausbildung der Sprachzentren eine Ausdifferenzierung des Denkens von (etwas ironisierend) „wirr“ bis zu „wild“ (und heute „rational“) gegeben. Wirres Denken enthielte dann die Vorstellung, das Gehirn sei in dieser Epoche zuerst noch ziemlich undifferenziert, ungeordnet gewesen, ein wenig wie bei heutigen psychischen Abweichungen, wie wir noch sehen werden. Vielleicht käme auch eine noch mangelnde Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt zur Beschrei-

¹ Und jene, die sich mit Gehirn oder Genom befassen haben, werden sehen, wie vorläufig meine Übernahme ihres Wissens in meinen Texten bleibt, und wie unsinnig mancher frühere erbitterte Streit um Bewusstheit, Intelligenz und Aggression gewesen ist. In den Geisteswissenschaften ist ebenso ein lange und äusserst heftig diskutiertes Problem, ob Gene, Neuronen und Transmitter/ Botenstoffe den menschlichen Geist und Willen bestimmen, oder ob dieser eine rein immaterielle Veranstaltung ist.

bung infrage, analog zu Säuglingen, die sich selbst noch nicht von der Mutter unterscheiden können. Ein solches kognitive Stadium könnte im Tier-Mensch-Übergang dafür verantwortlich sein, wenn im frühen Verständnis und Ausdruck vieles als identisch verstanden wurde, was später unterschieden werden kann. Das geschah jedoch nur langsam, weil es bei stabilen Umwelten nicht nötig war. Noch Wildes Denken, das seit Ende des 19. Jahrhunderts Thema ist, (Tylor, 1873) überwand dieses Verständnis erst sehr spät (wir erkennen es in unseren Märchen). Wildes, oder weitgehend ausgebildetes traditionales Denken wird hier ab dem Göbekli Tepe am Ende des Jung-Paläolithikums angenommen, wo bereits Anklänge der Kognition des Altertums bis zur Antike zu unterstellen sind. In der griechischen Klassik begann mit Aristoteles rationales Denken, (Dux/ Wenzel, 1994) wenn auch in noch sehr massvoller Weise, das erst mit den Naturgesetzen im 19. Jahrhundert und mit dem regelhaften Schulbesuch für Alle seine wirkliche Basis erhält und noch heute selbst in nach-modernen Gesellschaften (Beck u. a.) erst endgültig ausgebildet wird (bildungsferne Schichten). Daneben entsteht prozesslogisches Denken.

Zur Betonung der Hirnfunktionen zu Beginn der nun vorgelegten Studie kam es, da meine Arbeit durch eine Reihe von Phasen ging und die Neurowissenschaften erst spät einbezogen wurden; es ergaben sich ergänzende Perspektiven. Bei der Frage nach der Funktionsveränderung des Gehirns, im engeren Sinne während des Jung-Paläolithikums, endet die Analyse heute allerdings für mich, da sie offenbar noch nicht zu beantworten ist. Diesem Problem ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen, da auch das Bewusstsein in diesen Komplex gehört. Dennoch scheint die Black box: Gehirn nun in den Grundfunktionen einigermassen offen vor uns zu liegen, wenn auch viele Detail-Fragen noch nicht einmal gestellt, geschweige denn beantwortet sind.

Ich komme derzeit zu einem für die genannte Aufgabe einfachen, aber vorerst hinreichenden Modell des Gehirns, in dem wir drei *Funktionen*, nicht Körperteile, sich durchdringend vorstellen sollten: 1. die Regulierung der Körperlichkeit durch das Gehirn, die weitgehend unbewusst abläuft, so dass bereits Säuglinge leben können, 2. garantiert es die Geistigkeit, das Denken, mit dem die Beweglichkeit unseres Körpers bereits ziemlich bewusst gesteuert wird, und 3. das Bewusstsein, das sich im Tier-Mensch-Übergang zu einer wachsenden Sphäre ausbildete. Und wir kommen zur Analyse, wie das Bewusstsein im Jung-Paläolithikum immer umfassender soziales Handeln bestimmen konnte. Alle diese Bereiche oder Funktionen haben eine *materielle* Basis (wieder kein Geist/ Gott).

Generell erfolgte meine Untersuchung des Jung-Paläolithikums vom Monument am Göbekli Tepe, der Zeit vor gut 11.000 Jahren, zurück zum Beginn der Höhlenmalerei vor knapp 40.000 Jahren. Bei der darauf dann aufbauenden Dar-

stellung der Forschungsergebnisse nun in der historischen Folge wurde es immer dringlicher (und möglich), die Funktionen des Gehirns einzubeziehen. Anhand der Funde der Archäologie, wie Faustkeile, Spitzen, Schrapper, Klingen, wurde also analytisch im historischen Ablauf *abgestiegen*, um der Sozialität der Menschen auf den Grund zu kommen und mit der Frage zu konfrontieren, was war an Sozialem und an Kognition/ Emotion zu den jeweiligen historischen Zeiträumen wirklich *notig*, um die gefundenen Artefakte erzeugen zu können. Sie hatten nur geringe Fähigkeiten zur Voraussetzung, auch Sprech-Sprache gehört anfangs nicht dazu, und das gilt selbst für die neu entstehenden Schnitzereien und Malereien; selbst Flöten/ Musik weisen nicht über ein noch niedriges Niveau hinaus. Dennoch bilden sie zusammen gegenüber früherer Zeit eine neue qualitative Form der *Kommunikation*.

In diesem Text wird nun, *aufsteigend*, der Prozess der Kulturation von den neuen Fähigkeiten her über 30.000 Jahre nachgezeichnet, bis am Göbekli Tepe eine erste, noch *wildbeuterische*, aber *sesshafte* Hochkultur entstand, die bereits Anfänge auch der *urbanen* Kulturen Mesopotamiens und Ägyptens aufweist. Das zeigt das grosse Monument jener sozial-differenzierten Gemeinschaft, für die nur eine Siedlung bislang ausgegraben wurde, die vielleicht eine besondere Funktion hatte und in die jüngere Schicht II datiert wird. Weitere Siedlungen dieser Kulturgemeinschaft sind bekannt, wurden jedoch noch nicht ergraben.¹ Allerdings wurde eine Reihe anderer Orte etwa jener Zeit in der Region Nord-Mesopotamiens archäologisch analysiert, aus denen sich viele Hinweise auf die damalige typische Siedlung ergeben. (jüngere Zusammenfassung und zum Neolithikum: Mithen/ Finlayson u. a. 2018)

Zum Jung-Paläolithikum (Einleitung 2016)

Neben der biologischen Entwicklung hin zum modernen Menschen entstanden Denken und Logik in einem eigenen Prozess. Eine besondere Innovation gab es dazu ab dem Beginn des Jung-Paläolithikums vor 40.000 Jahren, als Homo sapiens das westliche Eurasien erreichte: ein damals gemalter roter Fleck am Monte Castillo in Spanien verweist bereits auf die beginnende Fähigkeit zur Malerei, wie sie 3.000 Jahre später unter einem Felsüberhang, dem Abri Castanet in Frankreich, als halber Rinderkörper ausgeführt ist. Fast gleichzeitig wurden geschnitzte Figuren und mehrlöchrige Flöten in der Schwäbischen Alb hergestellt. Von vor 32.000 Jahren stammen dann die ersten einfachen Bilder in

¹ Der Begriff: Kultur wird vielschichtig genutzt, mal bezeichnet er Bedeutungsgehalte, Konfigurationen des Verhaltens und Symbole, Zeichen innerhalb einer Gesellschaft oder Gemeinschaft, mal wird er als Kulturwissenschaft gegen Gesellschaftstheorie gewandt. (Dux, 2008: 144; Uhl, 2002; Eggert, 2006) Ich nutze ihn eher synonym zu Gemeinschaft, in der Archäologie wird oft die typische Gesamtheit der Funde einer Industrie damit bezeichnet.

der später weiter ausgemalten französischen Grotte Chauvet: Nashörner. Diese frühen Rekonstruktionen der Umwelt zeigen eine neue Qualität der Kommunikation, die jedoch, wie andere archäologische Funde belegen, noch keine ausgeprägt grammatikalische Sprech-Sprache benötigte. Es reichten ursprüngliches Zeigen, Gesten/ Gebärden und erste erlernte Wörter aus. Soweit die Ausgangsthe-
These.

Noch immer gilt diese Epoche, die nach 30.000 Jahren durch die bäuerliche Produktionsweise abgelöst wurde, als die beinahe ewig gleicher mobiler „Jäger und Sammler“. Obwohl wir vom Beginn des Baus grösserer Siedlungen ab vor gut 20.000 Jahren wissen. Und 1.500 Jahre vor der Durchsetzung des Landbaus errichteten sesshafte Wildbeuter:innen ein gewaltiges steinernes Monument, den Göbekli Tepe (bei Şanlıurfa, Türkei, Edessa). Das entstand nicht unvermittelt, sondern in einem nachvollziehbaren Prozess der Kognition.

Mit einfachen Worten und recht illustrativ wird hier das Jung-Paläolithikum aus soziologischer Sicht interdisziplinär analysiert und in die Sozialwissenschaften eingebunden. Es geht um den unverkrampften Versuch einer neuen Sicht auf die Anfänge der Kultur und des Sozialen, hier und da etwas spekulativ, letztlich aber streng empirisch, den belegbaren Fakten folgend. Dabei werden die Grundlagen der Fachbereiche, von denen ich ausgehe, verständlich erläutert, um allein mit diesem Text eine erste Diskussion zu ermöglichen, die ohne entsprechende Vorbildung verstehbar ist. Im Ergebnis wird ein deutlicher sozialer Wandel bereits bei den frühen Wildbeuter:innen Eurasiens sichtbar. Der Schwerpunkt liegt auf dem Prozess des Geistes, der Kognition, da Denken, Logik und Kommunikation bislang nicht hinreichend bedacht worden sind.

Erst vor 300.000 Jahren¹ war in Afrika Homo sapiens als neue Art/ Spezies entstanden, zu der alle heutigen Menschen gehören. Ab vor 50.000 Jahren hatten sie ihre Sammel- und Jagdgründe Schritt für Schritt nach Eurasien ausgedehnt. Und die Früh-Menschen, Homo erectus, neanderthalensis oder pekinensis, starben aus. Zwei gegenläufige Einschätzungen kennzeichnen die Kognition unserer Art ab vor 40.000 Jahren in West-Europa:

Einerseits boten die Fähigkeiten zum Bild, der Skulptur und der Musik ganz neue intellektuelle Möglichkeiten und Ausdrucksweisen, die auch als Entwicklung der geistigen Reflexion zu interpretieren sind. Bald ist mit der Sprech-Sprache das kognitive „Instrumentarium“ komplett, das in den folgenden Jahrtausenden und bis heute die wachsende Kompetenz ermöglicht, sofern die Umwelt es erfordert. Bei relativ günstigem Klima des westlichen Eurasiens wurde eine Kultur geprägt, deren Praxis erstmals

¹ Die Fussnoten sind diesem Abschnitt – unübersetzt – später zugefügt. Im Original heisst es: 200.000 Jahre. Neue Funde in Nordwestafrika zeigen nun, erste Formen von Sapiens sind 300.000 Jahre alt. Und ganz neu: Sapiens könnte in Afrika aus verschiedenen Gruppen entstanden sein.

erkennbar über die reine Ernährung hinausging. Es kam wohl zu einer dichter zusammen lebenden Bevölkerung, und intensive Kontakte fördern die sozialen Fähigkeiten.

Andererseits reichte für den Beginn dieser neuen Epoche ein sehr schlichter Geist aus, den wir uns heute nur schwer vorstellen können, den aber die weiteren einfachen Artefakte jener Zeit aus Stein, Knochen oder Elfenbein zum Ausdruck bringen. Wir müssen uns jene Erwachsenen in ihrer geistig-logischen Entwicklung vom Tier zum Menschen noch in einem frühen Stadium der Kognition vorstellen, hilfsweise auf dem Stand von Kindern. Ich schlage für die erste Zeitphase meiner Untersuchung zur Verdeutlichung der sozialen Prozesse vor, pointiert von „Fünfjährigen“ als Typus zu sprechen. (besser nun: Prä-Bewusste; s. u.) Reden wir doch über die allererste Entwicklung von Kognition und Sprache!

Um zu diesen Thesen zu kommen, ist eine zentrale leitende Forschungsfrage: was mussten Menschen jeweils mindestens gekonnt haben, was war wirklich *nötig*, um die von der Archäologie präsentierten Funde herstellen zu können?

Am Anfang der Epoche weit weniger als bislang meist gedacht! Damit geht einher, bereits bei Früh-Menschen eine geringere Kognition zu erkennen, als es in den letzten Jahren oft, wenn nicht generell geschieht; allerdings ohne Beweis. Doch am Ende des Jung-Paläolithikums konnten diese Wildbeuter:innen bereits deutlich mehr als die folgenden bäuerlichen Gemeinschaften. Das belegen nicht nur die Monumente vom Göbekli Tepe, deren Pfeilerform vielleicht als Phallus zu lesen ist, als Zeichen männlicher Macht, als vergöttlichter Rat Grosser Männer. Ich spreche für jene Gemeinschaft von einer wildbeuterischen „Hochkultur“. Die mit der Sprech-Sprache entstandene neue Form der Logik des Denkens hatte dann offenbar bis zur Bildung der Grossstädte Sumers tausende Jahre später Bestand, als wiederum ein weitergehendes Stadium der Kognition entwickelt wurde! Diese Stadien müssen durch die Wissenschaften noch durchgängig formuliert werden.

Es gibt mehrere empirische Erkenntnisse, denen eine grössere Bedeutung, als bisher meist üblich, zuzumessen ist. Beispiele:

Für die Zeit ab vor gut 20.000 Jahren zeigen *erstens* archäologische Ausgrabungen bereits einen relativ weitgehenden Siedlungsbau als sozialen Typus einer frühen Sesshaftigkeit, die meist erst bäuerlichen Dörfern 10.000 Jahre später zugebilligt wird. In der Archäologie ist, eher beiläufig, von „komplexen Jägern und Sammlern“ die Rede. Dabei wird jedoch in der Interpretation die enorme soziale Bewegungskraft zu wenig berücksichtigt, die durch das nötig werdende reflektiertere Sozialverhalten und damit einem erweiterten Denken in grösseren Gemeinschaften zusammenlebender „Familien“ zum Ausdruck kommt.

Und in diesen grösseren Siedlungen zumindest jahreszeitlich sesshafter Menschen erkennen wir *zweitens* nicht nur die Notwendigkeit zur Ausbildung einer Sprech-Sprache. Sondern es entstehen langsam auch die Zwänge, am Rande der Siedlungen konsensual Flurbereiche für die unterschiedlichen Gruppen/ Familien zum Sammeln festzulegen; die nähere Umgebung eines nun fixierten Zentrums wird für nur stunden- oder tagweises Einholen der Nahrung zu klein; modellhaft: die „Tortenstücke“ des Umlandes wurden stetig schmaler. Um den Frieden am Ort zu wahren und institutionell zu sichern, bedarf es einer neuen Organisation des Lebens. Wahrscheinlich ist sie später eine der Ursachen der Landwirtschaft.

Drittens geben Gräber eines offenbar herausragenden Mannes mit reicher Perlenbeigabe aus Sunghir in Russland von vor 24.000 Jahren und ähnliche Gräber geschmückter Kinder dort und in Italien Hinweise auf beginnende soziale Schichtung, weil Kinder sozialen Status noch nicht erwerben konnten. Dazu fand sich kürzlich in Spanien das relativ aufwendig ausgestattete Grab einer Frau, die als „Rote Königin“ bezeichnet wird, 18.700 Jahre alt.

Viertens zeigen neue Datierungen einer männlichen, fünf Meter hohen 11.500 Jahre alten Holzskulptur aus der Umgebung des südlichen Urals nun auch für den Nordosten Eurasiens eine weitgehende Kultur schon von Wildbeuter:innen; diese Arbeit erreicht aber noch nicht die einzigartige Formgebung vom Göbekli Tepe, sie erinnert mit ihren einfachen Gesichtszügen an die viel älteren und kleineren „Löwenmenschen“ der Schwäbischen Alb. Und ebenso an eine Steinskulptur, zwei Meter gross, die bei Bauarbeiten in Şanlıurfa gefunden wurde, die aus der „Stadt“ der Erbauer:innen des Göbekli Tepe stammend vermutet wird.

Fünftens ist zu bedenken, dass noch 1.000 Jahre nach dem Baubeginn des Göbekli Tepe von dieser Kultgemeinschaft ein Ort errichtet wurde: Nevalı Çori. In erreichbarer Nähe entstand während dieser Zeit auch die Siedlung und später der gewaltige Turm von Jericho. Es gab in Eurasien mehrere fortgeschrittene Kulturen, die bereits früh vernetzt waren. Unterschätzt wurde jene Epoche lange genug!

Der Übergang hin zum Jung-Paläolithikum zeigt also einen qualitativen Umbruch der Kognition. Und es wird deutlich, Menschen erwerben nicht nur stets mehr Wissen, sondern bedeutender ist die historische Veränderung der Form des Denkens. Die Aneignung der Fähigkeit zur skulpturalen, musikalischen und bildlichen, oder (etwas ironisch) zusammengefasst: „musischen“ Darstellung ist vor allem eine Erweiterung der Logik, die weder bei früheren Menschenarten noch bei Homo sapiens vor der Ankunft in Eurasien in ihren sich ähnelnden Funden erkennbar ist. Die Sprech-Sprache baut darauf auf. Es

sind jedoch noch ganz unbewusste, naturwüchsige neue Fähigkeiten. Wie wir sie ähnlich von aufwachsenden Kindern kennen.

Nicht nur die alltägliche Logik ist gemeint, mit der etwa etwas Verlorenes gesucht oder eine Ursache für ein beiläufiges Geschehen festgestellt wird, sondern es entsteht jene Form des Denkens, die sich langsam zum Weltverständnis ausbildet; viel später ist von: Scheibe oder Kugel die Rede. In diesem speziellen Sinn bezieht sich die Logik auf die historisch wandelbaren Grund-Kategorien unseres Denkens, wie verstehen wir: *Zeit, Raum, Substanz* (Materie) und vor allem *Kausalität* (Ursache - Wirkung). Um deren qualitativ neue, doch immer noch rudimentäre Ausbildung geht es im Jung-Paläolithikum! Schriftliche Quellen dazu gibt es erst ab dem Altertum, Mesopotamien und Ägypten, und wir kennen diese mythisch-kausalen Vorstellungen analog aus Berichten über Wildbeuter:innen und einfache Gartenbauvölker noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Alles in der Welt wird von subjektiv handelnden Geistwesen erzeugt und bewegt – ausser den Schöpfer:innen selbst. Mit unserer Logik ist eine solche Kausalität nicht nachvollziehbar.

Doch selbst diese mystifizierten Vorstellungen mussten in früher Zeit erst einmal erlernt werden. Deshalb ist anzunehmen, jene handelnden Phantasiewesen seien in der Frühzeit des Geistes als namenlose Kräfte alternativlos irgendwie gefühlt worden, wie wir es wiederum analog aus der kindlichen Entwicklung kennen. Von simplen prä-animistischen Vorstellungen – so kann deshalb gesagt werden, ohne dazu alte Theorien aufzuwärmen – führte der Erkenntnis-Prozess zur definierten Religion am Göbekli Tepe. Deren ausdrücklich männlich angeführten steinernen Gottesfiguren richten sich offenbar auch schon gegen die Frauen. Und dieses Pantheon hat bereits Ähnlichkeiten mit dem Sumers und selbst des alten Griechenlands.

Die Entwicklung der Kognition gilt es vor allem zu analysieren, um die Menschwerdung zu verstehen. Heute, nach der Entschlüsselung der nachgeburtlichen Ontogenese, erkennen wir den verbundenen Prozess von Onto- und Phylogenese als empirisches Faktum, bei dem erstere die primär bewegende Kraft ist, und beide prozessieren unterschiedlich: als frühes individuelles Lernen noch im biologischen Rahmen logischer Stadien und dem folgend als soziales Handeln im Geschichtsprozess. Die kognitive Entwicklung verläuft bei heutigen Kindern – simpel ausgedrückt – über: Zeigen > Gesten/ Gebärden > Sprech-Sprache bis zur frühen Entwicklung des Selbst bei Vier- bis Fünfjährigen! Das konnte nicht von Anfang an so sein. Den Zusammenhang von Onto- und Phylogenese erkennen wir besonders deutlich in der Ur- und Frühgeschichte an den einfachen Werkzeugen jener schlichten Menschen, wie gleich zu besprechen ist. Doch was die Individuen der jeweiligen Eliten nicht verstehen oder als neues Werkzeug herstellen können, kann nicht Basis des Denkens und Handelns von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften sein, auch wenn es synerge-

tische Effekte gibt. Soziologie beginnt in dieser Sichtweise beim Individuum, ohne zur Psychologie zu werden, über die dennoch auch intensiv zu reden sein wird.

Die nachgeburtliche Ontogenese ist durch die Gehirn-Struktur zwar vorgeprägt. Nur in einer bestimmten Reihenfolge/ Stadien können in den ersten Lebensjahren immer komplexere kognitive Fähigkeiten angeeignet werden. Doch schon nach wenigen Lebenswochen werden erste Reflexe durch erlerntes Können ergänzt und Instinkte ersetzt.¹ Bald bestimmt primär die Sozialität das individuelle Leben und damit die Geschichte, schon früh geprägt durch die in Allem wirkende patriarchale Macht; selbst wenn die „biologisch“ vorgeprägt wäre, müsste sie nun ins Soziale umgesetzt werden. Kinder konstruieren sich ihre Umwelt in einem aktiven Erwerbsprozess des Denkens, ob bei Wildbeuterrinnen, in bäuerlichen Gemeinschaften, den Städten des Altertums, oder heute.

Denken und Logik lassen sich auf der Basis des empirisch begründeten Wissens der Archäologie und deren Hilfsfächern, dazu insgesamt den Naturwissenschaften, für jene frühe Zeit durch die Sozialwissenschaften viel weitergehend erschliessen, als es auf den ersten Blick möglich scheint. Meine Arbeit stützt sich – das sei noch einmal betont – auf die soziologische Grundthese:

So wie jedes Kind des Homo sapiens immer und überall in der Ontogenese seiner frühen Jahre in strukturell gleicher Folge eine kognitive Basis für weitergehendes Lernen erwirbt, so konnten sich im Tier-Mensch-Übergang und dann der beginnenden humanen Phylogenese auch die Strukturen von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften nur diesem Muster folgend entwickeln, deren Realitäten doch je vom individuellen menschlichen Geist getragen werden. Erst auf dieser Grundlage verstehen wir, wie sozialer Wandel und reflexiver Sinn/ Bedeutung, oder ein „freies“ Denken, über Instinkte hinaus in Richtung Bewusstheit von den Menschen in die Welt gebracht wurden, zuerst als eine Form der Kognition allerdings, die nicht heutigem Standard entspricht, sondern als eine traditionale Logik unten entschlüsselt wird.

¹ Damasio spricht nicht von Instinkt, sondern hält jene Vorstellung für Bestandteile von *Dispositionen*, die nicht, wie ich für Instinkt annahm, von bewusstem Denken überformt werden, sondern die sich mit der Fähigkeit des Gehirns zur Kartenbildung verbanden und ihre Synergie nutze, was zugleich Platz spare. (2011: 148) Damit ist wohl nicht gemeint, genetisch bedingtes Verhalten, bleibe „unter der Kultur“ erhalten, sondern phylogenetisch entstand im Gehirn demnach etwas Neues. Ich verwende dementsprechend: Instinkt nur noch in althergebrachter Weise als generelle Kennzeichnung für unbewusste Reaktionen, Reflexe und Ähnliches, wie es früher, etwa durch Darwin, eingeführt war; auch in meinen Texten. Die neuen Erkenntnisse der Neurowissenschaften lassen manche frühere Diskussion nun eben „alt“ aussehen. Gerade diejenigen, die am Menschen primär die ontogenetische Lernfähigkeit interessiert, sind gut beraten, künftig kritisch von diesem neuen Wissen auszugehen, wozu besonders auch die (Epi-) genetik gehört. Nativistische Positionen werden vollends obsolet, wenn die Kritiken weitergehend auf den modernen Natur- und Sozialwissenschaften aufbauen.

Die kulturelle Weiterentwicklung des Homo sapiens nach seiner Entstehung vor erst 300.000 Jahren in Afrika und dann schneller werdend ab dem Jung-Paläolithikum ist nicht mehr biologisch zu erklären; für einen Prozess durch die Zuchtwahl Darwins war diese Zeit viel zu kurz. Das gilt umso mehr, als eine Spezies/ Art, wie uns die Biologie sagt, genetisch im Rahmen der typischen Variabilität (Hautfarbe, Augenform, Figur...) weitgehend gleich bleibt, sonst müsste eine neue Art definiert werden. Bislang ist zu sagen: die geistige Kapazität sei bei Sapiens biologisch immer schon angelegt, und darauf baue unsere historisch gewonnene Kompetenz und die besondere Lernfähigkeit auf, die wir noch heute weiter entwickeln. Niemand nimmt ja an, der enorme Lernfortschritt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sei genetisch, durch (Micro- oder Macro-) Mutationen bedingt, wie früher das Werden des Homo sapiens aus Primaten. Deshalb kann die Sozialwissenschaft die Entwicklung heute weitergehend analysieren, als es durch (1) die biologische Evolutionstheorie, (2) die veraltete Vorstellung Sozialer Evolution des 19. Jahrhunderts oder (3) eine zu simple Lerntheorie des 20. Jahrhunderts möglich ist.

Mit Hilfe der Zeichnungs- und Bild-Analyse erkennen wir nun beispielsweise die Höhlenmalerei als mit immer noch relativ geringer Kognition ausführbar. In der strukturellen Systematik der Linien handelt es sich um „Kinderzeichnungen“, die allerdings von feinmotorisch geübten Erwachsenen ausgeführt wurden. Deshalb kann nicht mehr von einer bereits bedeutenden und bewussten „Kunst“ und nicht von den früh bemalten Höhlen als „Heiligtümern“ gesprochen werden, die in jener ersten Zeit des Jung-Paläolithikums kaum schon gedacht werden konnten. Das gilt jedenfalls, wenn zum besseren Verständnis mit klaren Definitionen formuliert werden soll, um zu heutiger Kunst und damit der (bewussten) Symbolik eine Differenz erkennen zu können.

Ich stelle soziologische Thesen vor, gewiss. Sie sollen die frühe Zeit soziologisch greifbar machen und dadurch mehr als zuvor erklären helfen. Meine interdisziplinär angelegte Studie stützt sich dabei – sei noch einmal betont – eng auf die empirischen Funde und Kenntnisse der Archäologie und deren Hilfsfächer. Auch bei den Sozialwissenschaften baue ich auf anerkannten Theorien und Kenntnissen auf (Lévy-Bruhl; Frankfort u. a.; Piaget; Hallpike; Affentranger; Tomasello; Bischof-Köhler; Berger/ Luckmann; besonders aber Dux; aus deren Schriften gewann ich mehr, als unten mit Zitaten belegt werden kann). Drei deutliche Phasen des sozialen Wandels des Jung-Paläolithikums lange vor der Entfaltung der Landwirtschaft werden als Typen herausgestellt:

Ein *erster* besonderer Typus, also nicht die allgemeine Entwicklung, wird relativ plötzlich durch die in Westeuropa von Homo sapiens begründete „musische Darstellung“ von der früheren Zeit abgegrenzt. Ob diese Älteren Wildbeuter;nnen schon über die Erschaffung der Welt nachdach-

ten? Benötigten sie mehr als eine ausgeprägte und durch erlernte Wörter ergänzte Zeichen-Sprache? Eher nicht. Trotzdem konnten solche erlernten Wörter ergänzend bereits als Zeichen gemalt verwendet worden sein.

Ein *zweiter* Typus entstand ab vor gut 20.000 Jahren in den nun errichteten grösseren Siedlungen: spätestens jetzt wurden die Jüngeren Wildbeuter;innen als Typus sesshaft! In engen Ortschaften musste neues soziales Verhalten zur Sicherung des Friedens unter emotional schnell gewaltbereiten Männern eingeübt und dabei die Kognition weiter entwickelt werden.

Und ein *dritter* besonderer Typus wird durch die steinernen Monumente in Vorderasien markiert, die – immer noch von Wildbeuter;innen – nur durch eine Sozial-differenzierte Gemeinschaft sowohl ideologisch konzipiert als auch technisch geplant und errichtet werden konnten. Entstanden waren sie, nachdem als Folge der raschen Erwärmung am faktischen Ende der Eiszeit vor dem Bau des Göbekli Tepe sich die Grundlage der Ernährung deutlich veränderte; um dessen erste Bauphase herum gab es erneut eine kurze Kältephase (jüngere Dryas), die die Verwirrung über die Wettergött;innen noch erhöht haben mag. Diese Herausforderungen zwangen wohl dazu, nach ganz neuen Antworten zu suchen, neu zu denken und dabei präziser grammatikalisch in Erzählform zu sprechen! Das konnte nur im Rahmen weitergehender Religiosität geschehen, als definierte Religion, die im Göbekli Tepe ausgedrückt scheint. Die Analyse des Sozialverhaltens in grösseren wildbeuterischen Siedlungen lässt die Landwirtschaft nicht als den Beginn der „eentlichen“ menschlichen Kultur erscheinen. Wildbeuter;innen schufen sie. Wir blicken auf eine bislang nicht hinreichend erkannte Epoche ab vor etwa 20.000 bis 10.000 Jahren.

Die Fähigkeit zur „musischen“ Darstellung bedurfte lange zuvor einer neuen biologischen Grundlage bei Homo sapiens. Unsere Art war nach ihrer genetischen Abspaltung von Homo erectus vielleicht erst zirka 150.000 Jahre vor heute oder noch später als neue biologische Art im Sinne Darwins stabilisiert,¹ fertig ausgebildet, wobei die gegenüber Früh-Menschen weitergehende Lernfähigkeit offenbar – soweit ganz im Sinne der Evolutionstheorie – durch eine mutative Änderung der Frontallappen des Gehirns entstand, vor allem am Präfrontalen Kortex hinter der hohen Stirn, die nur Homo sapiens kennzeichnet; dort wird das Soziale koordiniert. Und neue Fähigkeiten der Kommunikation erlaubten eine in den Boden, an Wände oder in die Luft gemalte Ergänzung des Ausdrucks; analog zum Prozess bei Kleinkindern, die schon sehr viel gelernt haben, auch Zeigen und Gesten/ Gebärden, bevor sie – in heute vollsprachlicher Umgebung – zu Sprechen beginnen. Kinder werden oft durch ihre Zeichnungen

¹ Ab 2018 ist von einer Stabilisierung erst vor 35.000 Jahren auszugehen, als sich das Hinterhaupt als rund in heutiger Form ausentwickelt hatte.

befragt! Die Reproduktion realer Dinge als Bilder ist als Imitieren für sie eine elementare Fähigkeit des Lernens, sehen wir noch.

Beim Aufeinandertreffen von Gruppen mit einander fremden und noch ungefestigten Verständigungsweisen, wie in den Landschaften im Westen Europas gut vorstellbar, ist ohnehin die Geste/ Gebärde die erste Wahl – das gilt bis heute im Urlaubsland. Unter anderem aus ihr konnte sich die bildliche Darstellung entwickeln, dann die Gebärde wiederum intensiver ausgeprägt werden und dabei langsam eine komplexere Sprech-Sprache entstehen (heutige Gebärdensprache hat eine neue Qualität). Mehr wurde für das einfache Leben in Eurasien zuerst nicht gebraucht, wenn etwa mit nur zwei Linien Horn und Rückenlinie eines gesichteten Rindes oder Nashorns in die Luft zu malen waren, auch lautlos während der Jagd. Die mehrlöchrig geschnitzten Flöten verweisen zugleich auf Schulung der Töne über Rufen und Singen hinaus. Zu erlernen war das immer differenziertere Unterscheiden der Welt, das Verstehen im Sinne der gemeinsamen Konstruktion des Sozialen.

Die Prozesse der Kognition befanden sich also damals noch in ihrem ersten Werden. Es gab zwischen den Gruppen und Gemeinschaften kaum schon eine überregional standardisierte Lebensform und höchstens geringe formale Institutionisierungen. Die entstanden zwingend erst beim engeren Zusammenleben in grösser werdenden Siedlungen, wenn es zwischen ständigen Nachbarschaften viel intensiverer Absprachen und Regeln bedurfte als ab und an beim Treffen kleiner Gruppen in der Wildnis. Doch am Ende des Jung-Paläolithikums hatten die nun schon oft in grossen Siedlungen lebenden Menschen ihre Kognition, Logik und Sprech-Sprache genug ausgebildet, um im Nahen Osten jene erste, noch wildbeuterische Hochkultur mit sozialer Differenzierung und erster ökonomischer Arbeitsteilung erschaffen zu können, für die Wild-Getreide bereits zur wichtigen Nahrung wurde, wie am Göbekli Tepe gefundene Reibschalen zur Mehlherstellung zeigen.

Angesichts des Klimawandels ermöglichten es die langen Erfahrungen mit steinernen Siedlungsbauten der Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, die gewaltigen Monumente zu errichten, deren bauliches Konzept damaligen Rund-Hütten in grösserem Massstab entspricht. Die beiden in den Zentren dieser Bauten errichteten, betont männlichen Götter aus allseitig gemeisselten Steinblöcken, die fertig etwa zehn Tonnen wiegen, trugen jedoch wahrscheinlich kein Dach. Sondern sie sollten vielleicht den nun wolkenverhangenen Himmel stützen und die sich drastisch ändernde Nahrungsgrundlage sichern helfen (wie Mythen Summers nahelegen können). Lange vor dem nominellen Beginn des Landbaus entstand dort ein Geistiges Zentrum – ein Orakel, stelle ich mir vor, um für eine grosse vernetzte Region Rat bei den 14 oder 15 Göttinnen zu finden und weiterzugeben, die insgesamt die einzelnen Monumente bilden. Ohne eine nun weit ausdifferenzierte Sprech-Sprache war das nicht möglich.

Unter dem Regime der ausdrücklich männlichen Ober-Götter und deren Priester waren Frauen offenbar bereits institutionell zurückgesetzt; das ist der erste Sinn von Religionen, wie uns bereits manche frühe Mythe sagt, sehen wir noch. Wohnorte der Menschen vom Göbekli Tepe wurden bislang nicht gefunden, sie können im noch nicht ausgegrabenen Teil des Tepes/ Schutthügels liegen. Allerdings sind vergleichbare Orte in räumlicher wie zeitlicher Nähe bekannt. Die für diese Monumente erforderlichen Arbeitsprozesse verweisen in mehrfacher Hinsicht auf eine sozial weit ausdifferenzierte Gemeinschaft. Es waren Notwendigkeiten zur umfassenden formalen Institutionalisierung entstanden, um etwa aus frühen, nur gefühlten Bindungen nach der mütterlichen Linie, eine patriarchal organisierte Verwandtschaft auszubilden, wenn in grösseren Siedlungen neue Umgangsformen zwischen „Familien-Gruppen“ eingeübt werden mussten. Dabei werden Einfluss und Bündnisse wichtig, die generell Männer bestimmen, die für das „Aussen“ zuständig sind.

Durch unreflektierte Prozesse alltäglicher Macht differenzierten und institutionalisierten sich die Gemeinschaften. Bald stehen Grosse Männer, Stammes-Räte oder vielleicht schon Häuptlinge mit alleiniger Führerschaft für unterschiedliche soziale Rollen, in denen bereits Arbeitsteilung aufscheint. Offenbar am Göbekli Tepe schon durch zwei Ober-Götter unterschieden. In weltlichen und religiösen Bereich getrennt? Oder verbanden sich zwei Reiche? Unter anderem geht es bei der Befriedung grösserer sozialer Einheiten darum, Ehrverletzung und Blutrache eindämmen zu können, die es im Tierreich nicht gibt, deren emotionale Grundlagen also vorher einmal sozial in Gefühle umgesetzt oder ausgebildet werden mussten, ebenso der Sinn einer Anbetung oder eines Ritus, wie Kinder es bei ihren Eltern sehen und „mit der Muttermilch“ aufnehmen. Auch Psyche, Emotionen und die darauf aufbauenden Gefühle jener Menschen bildeten sich immer differenzierter aus. (siehe im Anhang die englische Übersetzung)

Anfänge des Denkens (aus: Vorwort 2017)

Dieser Abschnitt besteht wesentlich aus dem Vorwort der (ersten) Zwischen-Publikation: *Anfänge des Denkens* von 2017.¹ Der Band ergänzte die früheren mit meinen Studien zu Neurowissenschaften und Epigenetik. Mit aller hier betonten Vorsicht lassen sich heute Thesen formulieren, Fragen stellen, die die Anfänge des Denkens inklusive wichtiger Hirnfunktionen bis zum Jung-Paläolithikum hinab auf einer soliden Basis diskutierbar machen. Vor Hinweisen in diesem Vorwort zur (Epi-) Genetik, des Gehirns, des Bewusstseins, selbst einer Vorstellung der Seele, komme ich gleich zu einer gewissen *Selbstkritik*:

¹ Die ersten Absätze mit Verweisen auf die (noch) früheren Bände wurden getilgt beziehungsweise einige Formulierungen verändert. Es gibt ab 2019 einige Ergänzungen.

sie betrifft vor allem die Begriffe „quasi-paranoid“ und „Fünfjährige“, wie sie im früheren Band von 2016 angedeutet sind. Beide unterschätzen die Entwicklung des Denkens während des Jung-Paläolithikum noch, sehe ich jetzt.

Auf den *ersten* Begriff, „quasi-paranoid“, kann verzichtet werden, weil das Gehirn in jenem älteren Stadium wohl noch keine paranoiden Züge ausbilden konnte; eine solche Vorstellung scheint erst vom heutigen Gehirn und dessen Interpretation aus sinnvoll möglich. Eher war, was wir heute mit paranoid verbinden, damals allgemeiner Zustand; später werde ich bildhaft über „wirres Denken“ für die ganz frühe Zeit sprechen, das am Göbekli Tepe von „wildem Denken“ abgelöst wird.¹ Der *zweite* Begriff, „Fünfjährige“, ist als „prä-bewusst“ besser verstanden, wie ich es im Abschnitt „Symbolik“ im Band: *Höhlenmalerei...* (2016) bereits sagte, ihn dann aber gegenüber den „erwachsenen Fünfjährigen“ zurücksetzte; künftig also: *prä-bewusst*. *Drittens* scheint es mir jetzt in *manchen* Fällen sinnvoll, „*unbewusst*“ durch „*unreflektiert*“ zu ersetzen. Es mag doch letztlich etwas (irgendwie) bewusst sein, oder gefühlt werden, das nicht reflektiert wird; auch hier ist eine noch zu findende differenziertere Begriffsbestimmung sinnvoll, wie noch deutlich werden wird; von historischen Abstufungen des Bewusstseins hören wir unten bei Damasio. Und dann rede ich, *viertens*, anstelle von „städtischer Entwicklungslinie“ nun zur Vereinheitlichung des Begriffs von einer *urbanen* Linie der Kulturentwicklung, deren Beginn kaum durch Landwirtschaft getragen wurde, sondern die den Landbau durch „urbane Wildbeuter:innen“ hervorbrachte.

Wie zuvor werden etwas differierende Ansätze nebeneinander gestellt, etwa verschiedene Vorstellungen über den Sitz des Bewusstseins, da es nicht um eine geschlossene Theorie bereits geht. Sondern ich wage, einige weiterführende Vorgaben zur Diskussion zu stellen, die als Modelle zum Verständnis der behandelten Problematiken dienen können und anhand der ausgewählten Bände anderer Autor:innen gut diskutierbar sind. Zumindest lassen sich zur prozessualen Entwicklung der Kognition und des Fühlens nun präzisere Fragen stellen.

Fragen vorerst, die beim Lesen intensiv zu bedenken sind, denn wie sollen wir uns Menschen des beginnenden Jung-Paläolithikums vor 40.000 Jahren vorstellen, die wir uns – im besten Sinne – nicht vorstellen können, weil sich das auf ganz anderem Niveau befindliche Denken des *Homo sapiens* im frühen Jung-Paläolithikums nicht hinreichend entschlüsseln lässt; zumindest können wir wohl jene Leben nicht nachempfinden. Die Vorzeit war anders. Wenn die Analyse von heute aus in jene Zeit Schritt für Schritt zurückgeführt wird, überschreiten wir schon bald diese Grenze in eine noch „undenkbare“ Vergangen-

¹ Manche Leser:in erinnert das Wilde Denken von Lévi-Strauss, der Lévy-Bruhl platt kritisiert und Positionen stillschweigend übernimmt; Tylor (1873: 472) spricht bereits von „wildem Philosophen“, wie auch Lévy-Bruhl (1926) schreibt, der Cushing bereits hervorhebt; s. u.

heit der Kognition. Noch vor dem fast 12.000 Jahre alten gewaltigen steinkreis-ähnlichen Monument am *Göbekli Tepe* (im Süden Anatoliens bei Şanlıurfa)¹ liegen riesige kognitive Distanzen zu den Anfängen unserer Kultur vor 40.000 Jahren. [Kasten]

Bisher hatte ich vor allem auf die Schwierigkeit verwiesen, eine fremde, ziemlich schlichte, *traditionale Logik* zu verstehen. Weit zurückblickend wurden erste Mythen des Altertums, aber auch *rezente Urvölker*, die noch kaum mit europäischer Kultur bekannt waren, untersucht. Dort wird keineswegs in unserem Verständnis einer *kategorialen Logik* nach *Zeit, Raum, Substanz* und – vor allem – *Kausalität* gefragt. Und es kann auch mal ein Ergebnis für dessen Ursprung verantwortlich gemacht werden, weil beide als identisch verstanden wurden, da die Unterscheidungsfähigkeit fehlte und es in jenem Verständnis noch keine moderne Welt-Zeit-Achse gab. Meine bisherige Vorstellung war noch irgendwie damit verbindbar, jene frühen Menschen hätten ein dem unseren „gleiches“ Gehirn gehabt. Doch nun liefert das Wissen über *synaptische Verknüpfungen* und *neuronale Strukturen* für jene frühe Zeit weitergehende Möglichkeiten zur Entschlüsselung der *Entwicklung* des Geistes, der ein schwieriges Terrain bleibt, von dem wir uns besser keine zu genauen Bilder zu machen versuchen, aber doch eine *strukturelle* Vorstellung machen müssen.

<i>Jung-Paläol.</i>	<i>Grotte Cauvet</i>	<i>grosse Siedl.</i>	<i>GT</i>	<i>Ub.</i>	<i>Uruk</i>
<i>Kommunikation</i>	<i>Musisch</i>	<i>Sprech-Sprache</i>	<i>Götter</i>	<i>Schrift</i>	
10.000 Jahre	10 K	10 K	5 K	2 K	
Ältere Wildbeuter;innen		Jüngere Wildbeuter;innen	Soz.-diff. G.		

„Exponentielle“ Entwicklung seit 40.000 bp bis zum *Göbekli Tepe*; Ubaid-Per.; Uruk

Als Hauptfrage ist nach wie vor wesentlich: was war kognitiv wirklich *nötig*, um die jeweiligen Werkzeuge und Lebensweisen zu erzeugen, die die Archäologie vorlegt? Im frühen Jung-Paläolithikum weniger als meist gedacht, wie die schlichten Werkzeuge und andere Artefakte zeigen, inclusive der Schnitzerei (u. a. Flöten) und Höhlenmalerei.

Äusserlich mag es gehen, sich *Homo sapiens* ab etwa vor 35.000 Jahren in Eurasien vorzustellen, nachdem die Schädelform sich fertig ausgebildet hatte, wie es neuerdings angenommen wird. Eine Vorform von *Sapiens* gilt jetzt als 300.000 Jahre alt, die bereits die heutige Gesichtsform ausgebildet hatte, nicht

¹ Anatolien ist geografisch die Ebene westlich des Taurus-Gebirges; politisch wird heute bei den Ländereien bis an die Ostgrenze der Türkei von Anatolien gesprochen. Nord-Mesopotamien liegt zwischen Taurus und der Verlängerung des Zagros-Gebirges nordwestlich nach Kurdistan entlang der Grenze zu Syrien und Irak.

jedoch die Kugelform des hinteren Schädels. Diese Leute des Jung-Paläolithikums sahen danach wohl aus wie jene einfachen Menschen, die wir aus den Berichten, vor allem solche um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, über Wildbeuter:innen oder einfache Gartenbauvölker kennen, aber nur äusserlich! Rezente Urvölker hatten ja alle Sprachen, und die Kognition war viele Jahrtausende weiter gereift. Insofern war Sapiens am Ende des Jung-Paläolithikums „biologisch“ als Ergebnis der Evolution weitgehend wie wir, wenn heutige Mitglieder unserer Art/ Spezies unter solchen Umständen ein Leben meist im Freien (wie im damaligen Westeuropa in der Eiszeit) führen müssten. Das ist schon eine wichtige Einschränkung, weil die Umwelt, zu der wir inklusive unserer Ideologien selbst gehören, ganz wesentlich die Kognition prägt und damit die synaptischen Verknüpfungen unseres Gehirns.

In der ersten Ausgabe dieser Studie wurde die biologische Kapazität des Gehirns, die Menschen bei der Geburt mitbekommen, als relativ stabil, also ziemlich unveränderlich behandelt. Tatsächlich scheint die Anzahl der Neuronen, die aus *Kern*, *Dendriten* (Empfang) und *Axonen* mit den Synapsen (Senden) bestehen, und von denen von Anfang an die Lebensfähigkeit des Körpers und einige Instinkte und Reflexe garantiert werden, bei Homo sapiens nach der Geburt gleich zu sein, wenn es auch partiell zu Neubildungen der Neuronen kommt. In der kindlichen Ontogenese wird das Gehirn – während des Wachsens des Kopfes – durch Glia-Zellen und synaptische Verbindungen ergänzt, zu einem guten Teil individuell geprägt. Durch Mitbedenken der nun einbezogenen Fächer, wie Epigenetik und Neurowissenschaften, können wir heute den Prozess, wie über die Jahrtausende durch Erfahrung sich die wandelnde *Kompetenz* entwickelte, genauer aufklären.

Doch wie sollen wir eine Vorstellung zur *Entwicklung* des Geistes gewinnen, wenn unsere heutigen synaptischen Verknüpfungen viel differenzierter organisiert sind, wozu es kommt, wenn wir, in komplexeren Umwelten, neue Kulturtechniken erlernen? Früher geschah das etwa beim Sprachlernen in der Phylogenese, und noch heute wird ontogenetisch bei selbst erwachsenen Menschen das Gehirn umstrukturiert, wenn sie beispielsweise Lesen lernen! Sogar wichtige Entwicklungsschritte der Persönlichkeit sind vom Wachsen einer bestimmten synaptischen Verbindung zwischen bestimmten Hirnteilen abhängig, was womöglich erst geschieht, sofern sie benötigt wird; durch Lernen also. Wie weit erwarben jene Menschen am Beginn des Jung-Paläolithikums *Urvertrauen* und soziale *Bindung*, sowie *Empathie* und *Theory of Mind* (ein Verständnis für Bewusstseinsvorgänge),¹ die das Fühlen und Denken im dritten und

¹ Die Theory of Mind (ToM) bezeichnet bei Kindern ab etwa vier Jahren kognitive Leistungen, die es ihnen zu verstehen ermöglichen, dass Andere anders als sie selbst Denken können. (Bischof-Köhler, 2011: 20, 331ff) Sie entsteht als Verständnis, dass andere bei ihrem Tun eine bestimmte Intention verfolgen, die von eigenen Vorstellungen abweichen kann, dass es mög-

vierten Lebensjahr heutigen Kindern als ihnen eigen vermitteln? Damit wird eine noch unreflektierte Form des Erkennens und Mitfühlens der Anderen und damit ihr eigenes Bewusstsein eingeleitet; es wird etwas empfunden, ohne jedoch darüber bereits nachdenken zu können. Ab wann im Tier-Mensch-Übergang geschah das?

Schliesslich mussten sich noch im frühen Jung-Paläolithikum Regionen/ Areale im Gehirn hinsichtlich neuer Fähigkeiten immer weiter ausdifferenzieren, um etwa das Sozialverhalten in grösseren Siedlungen anstelle von Familien-Lagern *erstmalig* zu erlernen. Dabei blicken wir auf jene Zeit des Homo sapiens zurück, in der die *Sprachzentren* sich letztlich ausbildeten, als aus Zeichen, Gebärden und frühen erlernten Wörtern/ Namen die *Sprech-Sprache* entstand, die zuvor durch solche Fähigkeiten vorbereitet sein musste, und als beispielsweise wohl räumliche Orientierung einen weit grösseren Platz in den synaptischen Strukturen einnahm als heute; so wie es bei den Londoner Taxifahrer:innen (vor GPS) gefunden wurde. Auch die Affektstruktur war offenbar noch ganz anders aufgebaut.

Wir blicken auf eine Zeit, die ungleich stärker von Gewalt durchtränkt war, als wir es uns als alltäglich vorstellen können. Das lag ebenso an der Umwelt wie im menschlichen Geist begründet, als der Geist, wo schon bewusst, so doch offenbar noch wirklich „wild“ war, wild und ganz früh wohl auch „wirr“ im Inneren, den Emotionen und Gefühlen weitgehend ausgeliefert, bis vielleicht langsam mit der bei einfachen Menschen so leicht verletzbaren „Ehre“ ein frühes soziales Konstrukt mit Regeln entwickelt wurde, das reflektierbar war, auch wenn ein Ehrverlust dann oft zu Blutrache und ähnlichem führte.

Wahrscheinlich lassen sich diese historischen Veränderungen hin zur nachmodernen Gesellschaft unserer Tage primär auf der Achse *Instinkt - Bewusstheit* einordnen. Dazu muss ein weiterer Begriff von Instinkt definiert werden, wie wir es bei Darwin sehen, der – wie Bewusstheit – mehr einen Pol kennzeichnet. Instinkt ist offenbar dadurch unbewusst und/ oder unreflektiert, dass das Gehirn weitestgehend durch relativ festgelegte Programme auf bestimmte Lebenslagen

lich ist, eine Vorstellung/ Theorie im Geist zu verfolgen, und dass eine eigene Meinung falsch sein kann. Da ich überprüfe, ob ein Typus „Prä-Bewusster“ Basis der frühen Höhlenkunst sein konnte, erwähne ich noch, dass um den vierten Geburtstag (heute) eine Differenzierung und Profilierung der sozialen Beziehung stattfindet (bei Freud in überholter Sichtweise: Ödipuskomplex). (394) In der Kognitionsforschung ist Theory of Mind heute eine wichtige Grundlage. In nativistischen Vorstellungen entwickelt sie sich durch die Reifung von „Modulen“, sagt Bischof-Köhler, (320) die viele der unten noch zur Ontogenese angesprochenen Begriffe und Ansätze erläutert; einige Forscher:innen gehen ihrer Ansicht nach auch mit dem Begriff: geteilte Aufmerksamkeit (als „Meilenstein der Menschwerdung“, wie sie spottet) zu weit; das damit Bezeichnete liesse sich durch einfachere Fähigkeiten der Kinder erklären. Das bezieht sich unter anderen (stillschweigend) auf Tomasello und mag deshalb für die kommenden Darstellungen von Interesse sein.

reagiert; und diese Reaktionen werden wiederum durch Botenstoffe, Transmitter und Hormone, in Gang gesetzt, und zwar erstmal: unbewusst.

Nur haben wir heute durch unser Bewusstsein kontrollierende Möglichkeiten, solchen Prozessen zu widerstehen *oder* aktiv zu werden; wie weit ist noch für die heutige Zeit strittig. Sie hängen auch von individuellen psychischen Abweichungen von einer „normalen“ Persönlichkeit ab, die die Fähigkeit zur Reflexion des eigenen Handelns mitbestimmt, wie wir unten sehen werden. Auch Bewusstheit ist ein Prozess, der durch Erfahrung und Reflexion entsteht. Deshalb spreche ich von einem noch wirren Denken, das im frühen Jung-Paläolithikum noch weniger differenziert und geordnet war als an dessen Ende, oder gar heute mit unserem sehr rationalen Denken. Die Entwicklung des *Hirn-Geist-Bewusstsein-Prozesses* musste – historisch wie psychisch, phylo- wie ontogenetisch – jeweils in der gegebenen synaptischen Verknüpfung neue Anschlussmöglichkeiten haben. Und dieser interne Prozess des Gehirns gibt vielleicht *einerseits* die Formen des Denkens genauer vor, als ich zuvor annahm, weil „Gedanken“ durch vielfältig aufgebaute Elemente sehr verzweigt und vernetzt im Gehirn relativ stabil gespeichert und nicht etwa an einem oder wenigen Neuronen gebunden sind. Deshalb werden wir *andererseits* noch von sehr hoher Anpassungsfähigkeit hören, von *Dynamik* gegenüber den Umwelten, und vor allem scheint die mögliche *Plastizität*, neue Zentren des Denkens, wie der Sprache, und weiteres mehr ausbilden zu können, von erheblicher Bedeutung zu sein; auch heute noch, da sich Gehirne sehr individuell ausprägen und während des Lebens veränderlich sind; dazu gleich.

Nur in kleinen Gruppen, oft werden 30 bis zu 70 Personen genannt, konnte in früher Zeit wohl eine friedliche Lebensweise auf der Basis von Gewohnheit und *Mutter-Kind-Verhältnis* ent- und bestehen. Erst in solcher Sozialität liess sich (vor 36.000 Jahren) aus einem Schwanenflügel eine Flöte schnitzen, die immer weitergehend durch Grifflöcher ausdifferenzierte Töne ermöglichte, ohne schon an „Melodien“ zu denken. Wie überhaupt das immer weitergehende *Unterscheiden* der Welt offenbar eine erhebliche historische Anstrengung im Geiste gewesen ist, etwa wenn die unerkannten und *handelnden* Mächte und Kräfte der Umwelt, die die Leben prägenden Geistwesen, langsam mit Namen benannt werden konnten.

Das Denkenkönnen eines Windgeistes wird intensiver die Menschlichkeit entwickelt haben als in wechselwirkenden Prozessen die komplexer werdenden Werkzeuge. Dann erst konnte wohl auch das Bildnis, die Darstellung einer zweiten Natur, aus Geste und Gebärde heraus entwickelt und in die Luft, auf den Boden oder eine Felswand gezeichnet werden; das mag Allgemeingut gewesen sein, wurde aber im Freien durch die Witterung längst ausgelöscht. Was musste zuvor an weitergehenden synaptischen Verknüpfungen entstanden sein, um langsam von einer nennenswerten Kognition jener Menschen sprechen

zu können, von der Entstehung des Denkens und der Kultur? Diese Entwicklung brachte trotzdem lange Jahrtausende noch eine Form eines *traditionalen* Denkens hervor, das bis heute in der Welt gefangen ist im religiösen Glauben an jene handelnden Geister in allen Dingen, die schon am Göbekli Tepe zu Göttern wurden, bereits in wohl der ersten definierten Religion *männlich* angeführt! Als deutliches Symbol gegen die Frauen gerichtet, wie gegen Fremde auch.

Die in ihren Grundstrukturen simple Höhlenmalerei, die erst ab vor gut 30.000 Jahren nach früheren einfachen Versuchen ihre typischen Bildnisse zeigt und von einer „Freizeit“ zeugt, gibt einen wichtigen Hinweis über jene Menschen der ersten 10.000 Jahre des Jung-Paläolithikums. Um neue Formen der Kommunikation zu erzeugen, bedurfte es, neben der unmittelbaren Lebenserhaltung durch Sammeln und Jagen, freier Zeit. Trotz der sehr einfachen Zeichenelemente, die sich heute als die universal in Kinderzeichnungen verwendeten analysieren lassen, ohne auf die alten Theorien dazu zurückzukommen, sind Schnitzereien zusammen mit Bildern der Aufbruch in eine neue kognitive Epoche. Insgesamt entsteht eine neue Form der *Kommunikation* – Schnitzen, Malen, Musik –, von der vor der Ankunft des Homo sapiens in Eurasien vor gut 40.000 Jahren so gut wie nichts zu sehen ist (Anfänge bei Neanderthalensis).

Bald wurde diese Welt durch komplexere Siedlungen als Zentren der jeweils eigenen Existenzen in vielfältigen Wildnissen übersichtlicher. Es wurde nicht nur die Kapazität seines Gehirns durch Homo sapiens immer intensiver genutzt, um neues Wissen aufzunehmen und neue Logiken zu konstruieren, wenn es nötig wurde. Sondern das Jung-Paläolithikum scheint jene Zeit gewesen zu sein, in der das Gehirn überhaupt die entscheidenden Schritte machte, um jenseits der Früh-Menschen – Homo erectus und neanderthalensis – eine höhere Kulturfähigkeit hervorbringen zu können, und dazu die grammatikalisch ausdifferenzierte Sprech-Sprache, die aber immer dem Denken nachfolgt; benannt wird was gedacht wurde. Am Ende dieser Epoche vor gut 10.000 Jahren entstand am Göbekli Tepe bereits die erste „Hochkultur“, wenn auch noch ohne Schrift.¹ Dieser Prozess geschah, betone ich jetzt sehr viel stärker als zuvor, zugleich durch ein durch das Denken selbst verändertes Gehirn mit qualitativ neuen Strukturen synaptischer Verknüpfungen.

Die früheren gesellschaftswissenschaftlichen Studien zu diesen Themenbereichen waren ganz wesentlich auf Jean Piaget (*1896 - 1980) und die von ihm begründete Analyse der kindlichen, also nachgeburtlichen Ontogenese gestützt und dabei vor allem die sich wandelnde Logik herausgestellt worden, die mit

¹ Etwas abgesondert wegen der geografischen Lage inmitten von Wüsten und dem Meer entwickelte sich Ägypten in engen Uferstreifen des Nils, wo frühe mythische Texte in Gräbern eingemeißelt ab vor 4.500 Jahren überliefert sind. Aus ähnlicher Zeit stammt die Schrift in Sumer, die erst ab 4.150 Jahren bp belegt ist. *Längere* überlieferte Texte stammen aus viel jüngerer Zeit, etwa dem Archiv in Ninive (um 2.600 bp; Gilgamesch, wie ebenso Ilias und Odyssee). Früheres fand sich in Sumer aus fast 4.000 bp; s. u.

ihrem Geisterglauben oft nur kurz als *traditionales* Denken bezeichnet wird. (Hallpike, 1990; Dux, 2008) Nach Lévy-Bruhl, (1910) mit dem *prä-logischen* Denken, hatten andere Autor:innen bereits tendenziell die Fragen einer älteren Logik an den ganz frühen Schriften des Altertums, Mesopotamiens und Ägyptens, bis hin zur Antike des klassischen Griechenlands als *spekulatives* Denken belegt. (Frankfort/ Jacobsen/ Wilson, 1954) Oder es waren zur Psychologie der Naturvölker Arbeiten entstanden, wie von Unger-Dreiling (1966) mit einem *organischen* Weltbild; es gibt andere Ansätze, wie von Graebner (1924); Grimal (1977); Geertz (1983); Oesterdiekhoff (2006) und weiteren.

Der Blick auf Geschichte

Angesichts der nun erweiternd verwendeten Literatur werden Kognition und Emotion intensiver analysierbar. Untersucht habe ich als einen Schwerpunkt: Kognition und dabei ausdrücklich einen sehr offenen Begriff benutzt, der Emotionales enthielt, weil in so unsicherem Feld wie dem Jung-Paläolithikum eher neue Begriffe benötigt werden, wenn die Analyse weiter ist. Das gilt generell für den Bezug auf ältere Theorien, wie denen zum Animismus oder jenen zu Kinderzeichnungen aus der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert – die beide auch durch Piaget neu bestimmt werden. Auf sie beziehe ich mich nur dem Namen nach zur groben Kennzeichnung, solange ich es nicht ausdrücklich anders sage. Dafür gibt es gute Gründe in unserem immer noch sehr beschränkten Wissen. Und es macht nicht viel Sinn, diese älteren Analysen und Spekulationen weiter zu transportieren, allzumal, seit Homo sapiens als aus Afrika stammend erkannt ist, und nicht mehr als Nachfolge des eurasischen Homo neanderthalensis. Auch manches Tabu aus dem 20. Jahrhundert wurde von der Zeit überholt.

Mein Ansatz ist „eurozentristisch“, selbstverständlich (sofern diese alte Frage noch diskutierbar scheint). Das ist der Wissenschaft auf Basis der Naturgesetze inhärent, da sie wesentlich den Übergang von traditionaler Logik zum *prozessualen* Denken unserer Zeit markiert. Und nach dem Prozess der Kognition zu forschen ist, nach frühen Ansätzen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, erst mit den in den letzten Jahrzehnten erworbenen Kenntnissen aus Natur- und Sozialwissenschaften für jene Zeit möglich, nachdem die (biologische) Evolution mit Homo sapiens erst einmal beendet scheint. Gemeinschaften von Wildbeuter:innen und Gartenbauvölkern, die ich für das 19. und frühe 20. Jahrhundert *rezente Urvölker* nenne, sofern sie noch von europäischer Kultur entfernt lebten, lassen kaum Möglichkeiten zu einer positiven Beurteilung jener aussereuropäischen Leben gegenüber jenen im nach-modernen Europa ab der Mitte des 20. Jahrhunderts. Sie stehen ausnahmslos beispielsweise zumindest unter patriarchaler (inoffizieller:) Macht, soweit noch nicht (institutionale:) Herrschaftssysteme ausgebildet waren, für die diese Annahme generell als „nor-

mal“ gilt; Macht ist die zentrale Bewegungskraft des Sozialen, wie noch zu besprechen ist; sie ist zuerst Männermacht.

Dieses Lebensmodell rezenter Urvölker wird auch in vielen wissenschaftlichen Texten noch als unreflektiert sichtbar, selbst bei Kritiker:innen überholter konservativer Ideologien kann es dann zu Überhöhungen jener frühen Lebenswelten kommen, die das Modell vom „edlen Wilden“ – der natürlich ein Mann ist – weiterhin transportieren, wie es lange Zeit verbreitet war. Wenn wir heute erkennen und akzeptieren, es hat einen intensiven Wandel des Geistes gegeben, bei dem die Kognition bis heute immer differenzierter und abstrakter prozessiert, ergeben sich, jenseits der damaligen wie heutigen zweckgerichteten Diffamierungen jener Völker, ganz neue Analysen.

Gewiss, ich rühre an alten „Tabus“, aber an solchen aus unterschiedlichen „Richtungen“. Bei der Besprechung des Gehirns betone ich nun noch deutlicher, keinen „Geist“ (und erst Recht keine Geister/ Götter) als eigenständige Kraft oder dergleichen zu erkennen; dies wird nicht zuletzt durch meinen häufigen Bezug auf die „synaptischen Verknüpfungen“ als Basis des Denkens sprachlich ausgedrückt. Nativistische Positionen, die „Alles“ biologisch/ evolutionär erklären wollen, verlieren durch besseres Wissen endgültig ihre Substanz.¹ Ein Gehirn lässt sich zuerst als Organ verstehen, das auf einer Seite die Basis-Versorgung der Lebensfunktionen gewährleistet und auf der anderen eben Geist und bewusstes Denken. Unten spreche ich vom Gehirn-Geist-Bewusstsein-Prozess in einem schwer zu fassenden Komplex; als Bild zum Verstehen, nicht als Philosophie (womöglich einer dialektischen Einheit der Widersprüche).

Auch jene alten Tabus, nur Denken mache den Menschen aus, sind von empirisch basiertem Wissen eingeholt. Geist/ Denken ist heute in der Entwicklung oder im Wandel auch materiell deutlich sichtbar, selbst noch nach der Art-Bildung des Homo sapiens! Darüber soll noch weitergehend gesprochen werden. Rudimentäres Denken, zeige ich unten, begann wohl bereits bei Australopithecus („Lucy“). Doch den ganz grossen kognitiven Sprung, ja einen *kognitiven Systemwechsel* gegenüber Früh-Menschen, betone ich noch einmal, machte in meiner Analyse unsere Spezies zum Beginn des Jung-Paläolithikums, der sich bis dessen Ende hinzog. Als weitere Schritte traditionellen Denkens sind Sumer und Ägypten, die griechische Klassik, Renaissance und Aufklärung zu nennen, bevor es wieder einen besonderen Umbruch von Denken und Logik mit

¹ Mir geht es nicht darum, alte theoretische Gräben aufzureissen, die Debatte um nativistische Vorstellungen scheint sich doch erledigt zu haben. Ausser der Körperlichkeit ist bei Menschen nicht viel angeboren, eine Behauptung, die zudem nicht viel erklärt. Empirischer Konstruktivismus setzt für die *Sozialität* primär auf Lernen. Solche gelegentlichen Hinweise sollen nur zum Verständnis meiner Position beitragen. Auch die Ethologie, die Verhaltensforschung, hat eben einen eigenen Blick auf die Welt, den ich nicht generell teile. So wie ich manchmal skeptisch auf die Interpretationen der Archäologie sehe. Diese verschiedenen Ansätze haben dennoch alle interessante Aspekte über die Welt vorgelegt.

der beginnenden Moderne und den Naturgesetzen gab. Und vermutlich wird in der heutigen Zeit, der Nach-Moderne, mit der Digitalisierung eine neue Form des abstrakten Denkens (und der gesellschaftlichen Emanzipation) erreichbar, vielleicht sogar eine neue Form des Bewusstseins, wie es auch Damasio für möglich hält. Für Tabus bleibt kein Raum, wenn hier erst einmal eine historische Übersicht des kulturellen Prozesses angedacht wird. Sie soll später verfeinert und begrifflich neu gefasst werden, so wie es heute bereits in Grenzen möglich ist. Zurück zur Empirie des Jung-Paläolithikums.

Historisch kann im Tier-Mensch-Übergang wohl nur das Unbewusste von bewusstem, „freiem“ Denken ergänzt worden sein. Der bewusste Teil unseres Geistes wird gleichwohl von Unbewusstem und Emotionen deutlich beeinflusst, aber immer weniger „beherrscht“. Das gilt gerade auch, wenn bei der Analyse des Gehirns immer sichtbarer wird, wie intensiv noch bei Homo sapiens Denken zu biologischen, weil materialen Änderungen der synaptischen Verknüpfungen führt, wie ich hier begründen werde; das Gehirn lässt sich offenbar nicht mit dieser oder (!) jener Entwicklungsform – biologisch oder sozial – beschreiben, wie ich es zuerst machte. Zumindest muss offen bleiben, wie mit diesem Problem umzugehen ist. Jeder menschliche Körper altert ja und ändert sich biologisch, das muss nicht thematisiert werden. Doch beim Denken bekommt dieser Prozess eine andere Dimension, da es allgemein wird und sich die Ontogenese zugleich elementar auf die Phylogenese auswirkt, die wiederum Individuen nicht zuletzt psychisch, kognitiv und hinsichtlich des Bewusstseins prägt.

Das wachsende mehr oder weniger rationale Handeln ist es aber, welches die Geschichte voranbringt, auch wenn allerlei ungewollte, doch unvermeidbare Nebenwirkungen wesentliche eigene Prozesse bewirken. Hinzu kommen Widersprüche des Wollens, ideologisch, religiös, oder autokratisch, demokratisch in diversen Formen. In der Steinzeit stelle ich mir den Konflikt um „Volk ohne Land“ als gravierend vor. Doch auch der um die Ehre wird bereits wichtig. Und der Göbekli Tepe ist – nach den Anfängen einer neuen Ebene der Logik und der Kommunikation durch Schnitzerei, Malerei und Musik – mit heutigem Wissen auch diesbezüglich ein erstes, besonders herausragendes Fanal des menschlichen Geistes, der Kultur und auch der Zivilisation, wenn wir letztere mit zusätzlich technischem Vermögen identifizieren wollen.

Neue Wissenschaften

In früheren Texten wurde davon ausgegangen, Homo sapiens sei seit seiner Stabilisierung als biologische Art genetisch gleich geblieben. Für die Kognition bedeutet das, ein Gehirn mit bleibender biologischer Kapazität anzunehmen, das durch die je historisch erworbene Kompetenz bis heute einen Prozess von sehr schlichter zu sehr hoher Lern- und Abstraktionsfähigkeit erlaubt hat. (Dux, 2008) Durch den zurzeit in der (DNA-) Genetik offenbar stattfindenden Para-

digmenwechsel hin zur ergänzenden Epigenetik, gerät eine solche Auffassung der Entwicklung der Kognition möglicherweise ebenso unter Druck, wie durch die neueren Kenntnisse der Neurowissenschaften. In meinen erweiterten Überlegungen geht es darum, ältere Annahmen einen Schritt voranzubringen, wie es schon mit den früheren Studien geschah, als beispielsweise Piagets Stadien der Kindesentwicklung durch neueres Wissen, wie Empathie und Theory of Mind, ergänzt wurden. Auch die Vorstellung der Kapazität, die Dux erst einmal als nach der Artbildung statisch diskutiert, muss neu analysiert und kann wohl auch dynamisiert werden; das wurde mit der Entwicklung von wirrem, wildem/ traditionalem Denken bereits angedeutet.

Es kommt bei den erweiternden Thesen nichts ganz Neues heraus, eher bestätigen sie die früheren Auffassungen, vertiefen sie jedoch in einer Weise, die noch deutlicher die Historizität herausstellt, die Homo sapiens seit seiner Ankunft in Eurasien durchlebt hat. Wenn es „den“ Homo sapiens als relativ einheitliche Lebensform in der frühen Zeit überhaupt schon gab.¹ Denn die neuen Fachbereiche, die ich hier andeutungsweise skizziere, machen eine sich noch weiterentwickelnde Differenzierung der Lebensweisen für die Frühzeit wahrscheinlich. Nicht nur halte ich das Fehlen einer ausgeprägt grammatikalischen Sprech-Sprache vor 40.000 Jahren für noch begründeter als zuvor, sondern auch die Andeutung, diese Menschen hätten beispielsweise relativ unbeherrscht und aggressiv gewesen sein müssen, weil ihr Geist noch wenig differenziert arbeitete (wirr). Zu berücksichtigen bleibt, dass unsere Begriffe nicht immer auf die Frühzeit übertragbar sind, es aber noch keine anderen gibt.

Wenn von Aggression und Unbeherrschtheit die Rede ist, haben wir es wohl mit gänzlich anderen Menschen zu tun, die psychisch nicht einfach nur etwas anders drauf waren als in modernen Gesellschaften. Die heutige Situation, betone ich jetzt noch nachdrücklicher, kann nicht als irgendwie ähnlich gelten. Das „Andere“ wird nun noch deutlicher werden und bietet ein weites interdisziplinäres Forschungsfeld:

Erstens kann die Epigenese, die Steuerung der Gene durch ergänzende Prozesse des Genoms in der Zelle, die erwähnte genetische Fixierung von Sapiens seit seiner Stabilisierung vor nun erst 35.000 Jahren, in Frage stellen. Das Epigenom, der Rest der Zelle neben der DNA, zeigt sich jetzt also so etwas wie die Schaltzentrale, während die DNA mehr das Archiv ist, durch das die relative Stabilität der Art erhalten wird. Das Epigenom kann hochwahrscheinlich Umwelteinflüsse, wie rauchende Eltern² oder gut

1 Diese Formulierung würde durch die ganz neue Annahme, Sapiens könnte in Afrika aus verschiedenen Gruppen erwachsen sein, bestärkt; wieder einmal. (Spiegel.de, 13.7.18)

2 Ebene zeigt eine weitere Studie, wie offenbar bei während der Schwangerschaft rauchenden Müttern das Kind über epigenetische Schaltungen gesundheitlich beeinträchtigt werden kann: „*Es ist anfälliger für eine Frühgeburt und erkrankt später häufiger an Lungenleiden und*

beziehungsweise schlecht ernährte Grosseltern, zumindest partiell und über einige Generationen als gesundheitliches Problem vererben! Solche Einflüsse gibt es wohl besonders für die Zeit der Keimzellreifung und könnte auch für die extrem lange Zeit mit verantwortlich sein, in der unsere Art ein schlichtes und „ungehobeltes“ Wesen behielt, weil es sich in vielen kleinen Gemeinschaften jener frühen Zeit recht autonom erhielt. Daraus ergeben sich Möglichkeiten, diese hätten je für sich eine erhebliche Bandbreite mit sehr unterschiedlichen Kompetenzen aufweisen können, die soziale Prozesse beeinflussen konnten, etwa als hemmende oder fördernde Kreisläufe gegenüber anderen.

Zweitens scheinen auch neuere Arbeiten zur Hirnforschung, von der neuronalen Physik und Chemie bis hin zum Bewusstsein, die hier bislang getroffenen Annahmen einer relativ späten neuen Qualität kognitiver Entwicklung zu bestätigen, die als kategoriale Logik im Sinne der Weltvorstellung verstehbar ist. Aber auch eine recht späte Bildung eines ausgeprägten Selbst-Bewusstseins wird durch diese Studien unterstützt. Zudem erkennen wir in den Funktionsweisen des Genoms wie des Gehirns, in welcher Weise aus schlichten Prozessen in der Evolution die Menschen werden konnten, ohne implizit geistige/ religiöse/ göttliche Kräfte zu bemühen, wie es in vielen Studien sprachlich noch zu sehen ist, wenn etwa Zellen illustrativ mit einem „Willen“ versehen werden; dazu unten ein Anhang: zur passiven Entstehung von Leben, der sich um sprachliche Klarheit bemühen soll.

Drittens verweisen solche Studien deshalb offenbar noch intensiver, als ich es zuvor tat, auf eine gegenüber modernen und nach-modernen Gesellschaften deutlich andere psychische Konstitution. Heute als psychische Abweichung oder Krankheit verstandenes Verhalten, wie Depression oder Psychopathie, waren (im deshalb: wirren Denken) wohl noch nicht ausdifferenziert. Die neuronalen Strukturen bildeten sich erst, und ein insofern unstrukturiertes Verhalten gehörte zum Normalen jener Zeit. Mit meiner ersten Benennung als „quasi-paranoid“ wurden jene Menschen nicht hinreichend gekennzeichnet, das wird besonders deutlich, wenn oft bereits Früh-Menschen heutigen als sehr ähnlich betont werden, wie: Neandertaler;innen fielen bei uns gar nicht auf; doch sowohl Hautdicken, Behaarung, Affekte konnten völlig anders sein, so wie sie, nach den Quellen/ Werkzeugen, nun mal kein nennenswertes Denken und Sozialverhalten ausbildeten.

Krebs. Studien zeigen zudem, dass [solche] Kinder ... überdurchschnittlich oft zu Übergewicht neigen“. (Scinexx.de, 23.11.18)

Zur Entwicklung der „Person“

Den Begriff: „Person“ verwende ich unten als Vorform für die noch nicht besonders weitgehend entwickelte „Persönlichkeit“ oder gar ein „Individuum“ im kognitiven Sinn. Das geschah wiederum als erste Annäherung, so wie ich zuvor bereits vorschlug, Begriffe wie: Symbolik für die Frühzeit noch zu differenzieren; etwa als Prä-Symbolik für die Artefakte in den Höhlen, oder prä-bewusst, prä-logisch und weitere mehr. Mit den neu einbezogenen Fächern lässt sich auch die Frage nach der Person präziser stellen. Es bedarf der speziellen, empirisch begründeten Theorie, mit der in diesem Fall überhaupt erst die Person über eine reine Benennung hinaus erkenntlich wird. Meine Arbeit sollte eine Vorstudie zu einer Soziologie der Steinzeit werden, und zuerst ausloten, wie weit soziologisches Denken noch jene ferne Zeit erschliessen kann. Viel weiter als Anfangs gedacht, immerhin.

Bereits beim Schreiben der ersten Texte zu diesem Thema war mir klar, dazu müsse ein intensiver Blick auf die Psychologie in ihren verschiedenen Schattierungen geworfen werden. Das war nötig, um die scheinbare Parallelität von Kindes- und Urgeschichte, oder von nachgeburtlicher Onto- und der Phylognese zu erfassen, wie auch, die rezenten Urvölker einzuschätzen, auf deren Berücksichtigung trotz aller Probleme nicht verzichtet werden kann. Dazu schien es in der ersten Phase der Forschung auszureichen, das Gehirn im Kern wie eine Black box zu sehen, deren Kapazität als stabil gesetzt werden könne, um die aus ihm erwachsene Kompetenz als historisch im Wandel befindlich zu analysieren; sie prozesshaft zu begreifen, ist ja offenkundig. Doch wie entwickelt sich die Person in jener Zeit? Vor allem mit Hilfe der Entwicklungspsychologie konnte dieser wechselwirkende Zusammenhang von Onto- und Phylognese diesbezüglich hinreichend *beschrieben* werden – so schien es.

Meine früheren Studien zeigen dies einigermassen plausibel, ohne schon den Anspruch zu erheben, das Entstehen der Kultur erklärt zu haben, was ich auch jetzt noch nicht beanspruche; es geht weiterhin um Fragen, Annahmen, Thesen. Selbst mit den im Zuge der Arbeit aufgenommenen neueren Ansätzen über die kindliche Sozialisation, die die Grundkonzeption Piagets mit den Konzepten von Empathie und Theorie of Mind weitergeführt haben, um nur dies zu nennen, blieben die Gehirnprozesse unanalysiert. Den Begriff „quasi-paranoid“ auf jene frühen Menschen anzuwenden, zeigte sich nun als problematisch. Denn dieser Begriff versperrte vorerst den Weg zu einem intensiveren Verständnis und machte den heutigen Menschen zu einem sich auch psychisch nur oberflächlich ändernden Wesen, obwohl immer wieder auf den Tier-Mensch-Übergang verwiesen worden ist und auf die entsprechend wachsende Kognition. Die blieb jedoch, da schloss sich der Kreis, gedanklich mit einem biologisch stabilen Gehirn verbunden. So als wäre das Gehirn eine Art Motor, der immer gleich in verschiedenen Situationen je anders einzusetzen sei. Soziologisch war das

bisher für die Steinzeit ein verständliches Vorgehen, das aber problematisch wird, wenn sich der Motor tatsächlich über die Zeit ändert, was hinter der Black box versteckt blieb, und wir neue Möglichkeiten bekommen, hinein zu sehen.

Mittlerweile ist immer klarer geworden, dass Psychologie zwar die individuelle kognitive Entwicklung des Kindes erfassen kann, dass aber die historische Dimension von Kognition und Bewusstsein, also der Person, einer ergänzenden Analyse bedarf. So musste es nach weiteren Studien, die nun die Neurowissenschaften und die (Epi-) Genetik einbezogen, zu einer Neuinterpretation dieser Arbeit kommen, in der in das Denkgebäude ein neues Fundament einzuziehen war, das Verständnis für ein offensichtlich nicht nur hoch *dynamisches* Gehirn, das aus jeder Lebenslage die nötige Kompetenz generieren kann, sondern eines, das eine hohe *Plastizität* aufweist, die Anpassungen an Umwelten in ganz anderer Qualität erlaubt; und das geschieht durch eine Selbstveränderung der synaptischen Verknüpfungen und die Ausdifferenzierung von Gehirn-Zentren, über die es noch keine hinreichenden Kenntnisse gibt. Auch das Ausgleichen von geschädigten Hirnbereichen, äusserlich oder durch Schlaganfall, durch andere Areale ist zu bedenken.

Eine Frage ist, ob nun ein Ansatz nötig wird, der (1) das Denken zugleich als biologisches Ändern des Gehirns im Sinne von Plastizität definiert, oder ob (2) doch nur seine nach der Adoleszenz „fertige“ synaptische Verknüpfung sich jeweiligen Anforderungen anpasst; durch mehr oder weniger Feuern der Neuronen etwa; ich habe das ganz oben in der Einführung bereits problematisiert, und ich verwies bereits auf bestimmte frühe Aneignungen, die deutlich mit der Hirnentwicklung verbunden sind: frühes Sprechen und Sehen, Lesenlernen, neuronale Verbindungen für die Theory of Mind. Es ist wohl derzeit *Ansichtssache*, wie die Analyse angelegt wird. Offensichtlich ist aber *forschungstaktisch* der erste Ansatz zukunftsfähiger, weil auf Unbekannteres gerichtet.

Das Gehirn von Homo sapiens wäre demnach zwar – hypothetisch – fertig ausgebildet, weil die Neuronenzahl und die Lebensfunktionen im Gehirn bei der Geburt bereits vollzählig ausgebildet sind und sich beim Aufwachsen nur die synaptischen Verknüpfungen und die Gliazellen vermehren. Denn es scheint, das Gehirn habe sich nach der biologischen Evolution im Zuge der sozialen Entwicklung bis hin zur nach-modernen Gesellschaft (Beck u. a.) qualitativ strukturell nicht nur jeweils angepasst, sondern so etwas wie diese eigene Entwicklung aufzuweisen (die noch nicht zu Ende ist). Erst dann wäre das Gehirn jenes besondere Organ, das sich der systematischen Teilung von biologischer und sozialer Dynamik und Plastizität nicht unterordnen lässt. Jedenfalls im Moment nicht. Entsprechend kann (derzeit) die Frage, ob nach der generellen körperlichen Stabilisierung des Homo sapiens es dennoch im Gehirn evolutive Änderungen gab, kaum begründet gestellt, geschweige denn beantwortet werden. Wir wissen auch nicht, wieweit die Körperfunktionen sich relativ typisch entwi-

ckeln, oder besondere Erfahrungen selbst die Form etwa der Verdauung individuell ausprägen können. 2019 wird dazu als messbar festgestellt, dass Individuen mit differentem Wissen unterschiedlich intensive neuronale Vernetzungen aufweisen. Damit ist die These zu verbinden, dies sei auch historisch der Prozess gewesen, sehr unterschiedliche kognitive Stadien auszubilden.

Sind meine soziologischen Thesen zur Entwicklung des Homo sapiens im Jung-Paläolithikum in Eurasien und im Nahen Osten oder Nord-Mesopotamien einigermaßen stimmig, was etwa die Kommunikation und den Spracherwerb zusammen mit der Siedlungsentwicklung angeht, dann hat sich in der untersuchten Zeit die Kultur erstmals als nennenswert ausgebildet, die zur Grundlage der (eher technischen) Zivilisation wurde, wie sie zumindest ab Sumer mit den Grossstädten sichtbar wird. Und es entstand in jener Epoche wohl erstmalig die Person mit vollständig ausgebildeter traditionaler Kognition (prä-operatives Denken), die sich als nächstes über Sumer und bis zum klassischen Griechenland weiter entwickelte. Diese traditionale Person wird als eine Vorstufe zur Individualisierung der Persönlichkeit heutiger Menschen noch intensiv diskutiert.

Der Begriff: Person kann ohne weitgehendes Wissen der Neurowissenschaften nicht präzise verstanden werden, wenn diesbezüglich meinen Thesen dazu erstmal mit Verständnisbereitschaft gefolgt wird; bis dann die Kritik sich entfaltet. Homo sapiens war im frühen Jung-Paläolithikum noch ein weitgehend anderes menschliches Wesen als an dessen Ende am Göbekli Tepe. Die synaptische Verknüpfung konnte noch eine andere gewesen sein, heisst das, nicht nur marginal hier und da, sondern generell, wie ich es durch die Betonung des Entstehens oder Erwerbens der Sprachzentren deutlich zu machen suche, die erst mit einer wachsenden Zeichen- und Gebärdensprache und dann der Sprech-Sprache in neuen sozialen Umwelten als solche entstehen konnten.

Kinder können beispielsweise nur bis zum zehnten Lebensjahr richtig sprechen lernen, weil sich danach die Sprachzentren beziehungsweise deren Fähigkeiten nicht mehr vollständig ausbilden lassen, simpel gesagt. Dies wirkt sowohl onto- wie phylogenetisch, und heute entsteht der sehr schnelle Spracherwerb von Kleinkindern in intensiv „quatschenden“ Milieus. Das kann jedoch kaum allein verantwortlich sein. Dass Kinder schnell reden lernen scheint sehr früh begonnen zu haben, vielleicht schon beim phylogenetischen Erlernen der Sprech-Sprache; Berichte über Völker, in denen Kinder für das Sprachlernen einige Jahre mehr benötigen, gibt es meines Wissens nicht. Voraussetzung war wohl, sich jene Hirn-Areale (Broca- Wernicke Zentren) zu erschaffen, so unterstelle ich es im Moment.¹ Ähnlich ist es beim Sehen zwingend, die Basiselemente für die Objekterkennung, wie etwa Kanten, Flächen, Farben, frühzeitig

¹ Beide Zentren kommen wohl bei Affen vor und haben mit den Händen zu tun.

zu erlernen und in (weitreichenden) Arealen des Gehirns zu speichern. Auch diese Fähigkeit muss in frühen Jahren erworben werden und im Gehirn sich Platz schaffen; werden bei Geburt trübe Linsen zu spät operiert, gelingt das nicht mehr vollständig. Sogar eine weitgehende Zerstörung des Sehzentrums im Gehirn, so lese ich eben, kann über neue Verschaltung ein wenig überwunden werden, da über andere Hirnregionen noch gewisse Bewegungen erkannt werden können. (Scinexx.de, 14.7.18)

Mit solchem Wissen wird ebenso das Entwickeln der kategorialen Logik verstehbar, bei dem nicht nur Ansichten über die Welt als Scheibe oder Kugel sich wandelten, sondern das heute nach-moderne Gehirn selbst immer wieder neue Qualitäten gewann. Das erkennen wir bei der relativ guten Übereinstimmung vom neuronalen Wachsen der synaptischen Verknüpfungen im Gehirn hin zu Empathie, Theorie of Mind und heute weiter bis zur Adoleszenz, die das Gehirn neu ordnen und ausrichten, ohne dass wir wüssten, ob letztere, soweit sie über die geschlechtliche Pubertät hinausführt, nicht eine recht junge Ausbildung ist. Und das Verständnis dafür wird klarer, Homo sapiens habe nicht nur von einer generellen Veränderung auch des biologischen Gehirns während der Menschwerdung profitiert, sondern vor allem durch einen für die Gestaltung des Sozialen effektiveren, wohl durch Mutationen entstandenen, *Präfrontalen Kortex*. Das Gehirn wandelt sich auch später noch, ohne dass ich derzeit dafür pauschal von Mutationen spreche. So konnte sich Sapiens in jenem langen Prozess vom simplen Gewohnheits-Gruppen-Menschen hin zur Person am Göbekli Tepe und darüber hinaus in Richtung eines Individuums entfalten, den allenfalls die Neurowissenschaften entschlüsseln können, sofern sie sich an die historische Entwicklung des Denkapparats bei Sapiens machen.

Durch diese neueren Überlegungen gerät eben der von mir zuerst bemühte Typus: „fünfjährige Erwachsene“ unter Druck. Er entstand aus der Literatur über die heutige Kindesentwicklung mit in jenem Lebensjahr bedeutenden geistigen Schritt. Die These vom Verbund von Onto- und Phylogenese, dass beide sich bei Sapiens im Zusammenspiel ausbilden, ist auf die frühe Zeit des Jung-Paläolithikums übertragbar. Bei der zuvor angenommenen Stabilität des Gehirns (Black box) war diese Annahme folgerichtig, zumal die Diskrepanz bewusst war und diese Übertragung nicht allzu präzise sein konnte und sollte. Aber nun, wenn klarer wird, es müssten vorsichtshalber doch noch generelle Veränderungen des Gehirns im oben skizzierten Sinn bei Homo sapiens für möglich gehalten werden, bedarf es neuer Thesen.

Denn es hätten dann, selbst unterstellt, die realen Verhaltensweisen würden sich durch diese andere Sicht gar nicht anders darstellen, doch andere Grundlagen im Gehirn für die Handlungskompetenz vor 40.000 Jahren bestanden als die von frühen oder gar modernen „Prä-Bewussten“. Nun will ich aber keinen neuen Namen erfinden, sondern abwarten, was weitere Analysen erbringen.

Doch dieses „prä-bewusst“ ist für jene frühe Zeit, die noch ohne ausführliche Sprech-Sprache gedacht wird, mit zu bedenken; die Hinweise auf reale fünfjährige Kinder bleiben bestehen. Es gibt, werden wir sehen, ergänzende Gründe dafür, ein ausgeprägtes Bewusstsein erst zusammen mit der Sprech-Sprache für Jüngere Wildbeuter:innen und vor allem der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe anzunehmen.

Neuanfang in Eurasia

Es folgt ein ergänzender kurzer Hinweis auf den Ablauf der Geschichte, die ich hier erzählen will, um eine noch bessere Übersicht zu bieten und sich in den langen Zeiten des Jung-Paläolithikums zu orientieren; dazu die Zeittafel oben. Diese Epoche wird nach den empirischen Analysen der Archäologie, an die ich mit meiner eigenen gut anschliessen kann, in dieser Arbeit in zwei oder drei grosse Zeiträume als Typen geteilt. Der dritte Abschnitt ist mehr als Teil im zweiten verstanden, weil damit nur die Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe erfasst werden soll, wie die anderen als Typus; es hat wohl viele kognitive Formen parallel gegeben, doch wie weit die je entwickelt waren, kann aus einzelnen Funden nicht bestimmt werden (Gräber: Sunghir; Holzstele: Ural; Rote Königin: Spanien...). Zusätzlich behandle ich gleich für die ganz frühen Anfänge des Denkens die Entwicklung des aufrechten Gehens (Lucy) und unten ebenso die Entwicklung der ersten Pädagogik bereits in Sumer:

Die grosse Differenz zu Tieren, Schimpansen vor allem, beginnt mit dem noch nicht der Gattung Homo zugeordneten *Australopithecus afarensis* vor 3,5 Millionen Jahren mit dem aufrechten Gang und wahrscheinlich ersten Werkzeugen (von dem wir ein Skelett als „Lucy“ kennen).

Der erste hier behandelte Typus des Jung-Paläolithikums beginnt zirka 40.000 vor heute (bp, before present = 1950) und dauert bis etwa vor gut 30.000 Jahren, das deckt sich ungefähr mit dem älteren Begriff des *Aurignaciens* für eine bestimmte Kultur von Sapiens und reicht damit bis zur Herstellung der ersten Stufe der Höhlenmalerei in der Grotte Chauvet, wo später komplexere Bildnisse erstellt wurden; diese Zeit wird mit dem Westen Eurasiens verbunden.

> *Es entsteht eine neue Qualität der Kommunikation, visuell und „musisch“* (Ältere Wildbeuter:innen)

Der Beginn des zweiten Typus ist schlecht fixierbar, beginnt etwa vor gut 20.000 Jahren, als eine verstärkte Sesshaftigkeit der Wildbeuter:innen in grösseren Siedlungen feststellbar ist; nicht zuletzt in Nordost-Eurasien.¹ Das ist ungefähr die Zeit des *Gravettin* und des *Solutréen*. Von „Komplexen Sammlern und Jägern“ ist in der Archäologie manchmal die Rede.

¹ Bereits die Siedlung von Bilzingsleben des Homo erectus vor 350.000 Jahren verweist darauf. (Mania, 1998)

> *Komplexeres Sozialverhalten und Sprech-Sprache werden langsam erworben.* (Jüngere Wildbeuter:innen)

Es folgt in Eurasien die als *Magdalénien* bezeichnete Kultur, wozu drittens am spürbaren Ende der Eiszeit ab vor 14.000 Jahren parallel als Typus die regional begrenzte Kulturgemeinschaft vom Göbekli Tepe im Nahen Osten entsteht (die Einteilung der Kulturen dort: Kebaran und Natufien). Beide enden am Beginn des Neolithikums vor 10.000 Jahren in Nord-Mesopotamien mit dem „offiziellen“ Beginn der Landwirtschaft, die kaum vom Himmel fiel und frühere Anfänge gehabt haben wird.

> *Eine wildbeuterische sesshafte Hochkultur mit Gött:innen und eine grammatikalisch ausgeprägte Sprech-Sprache entsteht.* (Sozial-differenzierte Gemeinschaft)

Diese urbane Kultur findet – über die Zwischenkultur der Ubaid-Periode – ihre Fortsetzung in Sumer.

Vor etwas mehr als 40.000 Jahren erreichten also die ersten Gruppen des Homo sapiens das Ende der Welt, das Meer im Westen Eurasiens, die Biskaya am Fusse der Pyrenäen. Sie waren von Afrika durch sehr langsame *Ausdehnung* ihrer Sammel- und Jagdgebiete über Palästina, Nord-Mesopotamien, das Schwarze Meer und dann das Donautal entlang dorthin gekommen. Ihre Gruppen entstanden durch die Mutter-Kind-Beziehungen und die Gewohnheit, die sie zusammenhielten. Die Kleidung bestand wohl aus Fellen, wie einfache Zelte auch. Wo es ging lebten sie unter Felsüberhängen (Abri) oder in den Vorräumen von Höhlen. So ist heute die Vorstellung, obwohl Felle die lange Zeit nicht als Quellen überdauerten; Abdrücke von gewebten Stoffen in Ton sind etwa 30.000 Jahre alt. Aber auch eine grössere Kälteresistenz ist denkbar.¹

Von Ausbreitung wussten jene Menschen nichts. Sie wussten überhaupt sehr wenig und unterhielten sich, lassen die simplen Artefakte annehmen, wohl noch primär mittels einer Zeichen- und Gebärdensprache und dazu einer Reihe erlernter Wörter als Namen. Ob sie bereits etwas über gefühlte, noch nicht institutionalisierte Verwandtschaft oder die Gruppenzugehörigkeit hinaus wussten? Oder gar von Heiligtümern, wie die bemalten Höhlen in der Archäologie

¹ Wim Hof hat sich trainiert, ungewöhnliche Kälte, etwa im Eisbad, auszuhalten. „Die ungewöhnliche Kältetoleranz des Niederländers ist auch für die Wissenschaft interessant“, schreibt Spiegel.de (9.10.18). „2014 erschien eine Studie in ‚PNAS‘, bei der einige Probanden in Hofs [Atem-] Technik geschult wurden... 2018 untersuchten Forscher, was in Hofs Hirn und Körper genau passiert, wenn er Kälte ausgesetzt ist. Demnach führt seine Atemtechnik dazu, dass die Muskeln im Rippenbereich ihren Stoffwechsel ankurbeln und Wärme abgeben. Dies wärmt das Blut in den Lungengefäßen. Der Blutfluss wiederum sorgt dafür, dass auch seine Extremitäten nicht extrem auskühlen. Gleichzeitig werden in Hofs Gehirn bestimmte Regionen besonders aktiv, die unter anderem körpereigene Substanzen aktivieren, die das Schmerzempfinden drosseln, berichten die Wissenschaftler in ‚Neuroimage‘“. Solche – von selbst entwickelten – Anpassungen an Kälte könnten Menschen der Steinzeit das Leben erleichtert haben.

generell herausgestellt werden, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, was die sozialen Voraussetzungen für eine Art Kirche sind? Nötig war das für diese Lebensweise nicht. Und erst in den nächsten Jahrtausenden, als das Land vor dem Meer immer enger besiedelt war, verdichteten sich die Formen sozialer Zusammenhalte und die Beziehungen zwischen den Menschen. So sehe ich es im Moment, wie unten zu begründen ist.

Dennoch hatte eine besondere Entwicklung sie dort und vielleicht zuvor schon langsam zu einer ganz herausragenden Art Menschen gemacht. Auf dem Weg nach Norden und dann in jener nicht ganz so kalten Zone, in der sie sich zusammenfanden, um von guten Sammel- und Jagdgründen zu profitieren, hatten sie gelernt, intensiver als zuvor zu *kommunizieren*. Aus Zeichen waren Gebärden geworden, aus wenigen Lauten Wörter mit präziseren Bedeutungen, meist als Namen, aber noch nicht als Begriffe verwandt. Ihr Gehirn war in den immer komplexeren regionalen und sozialen Umwelten langsam fähig geworden, in Steinen, Erdklumpen oder Formen an Felswänden Tiere zu erkennen und diese Abbildungen durch Schnitzerei oder formend zu verstärken.

Tiere nicht nur im Gespräch in die Luft zu malen, sondern als eine zweidimensionale Projektion auch in den Sand und an Felsen, ist eine zusätzliche Erweiterung der Kognition und Kommunikation. Zudem war aus ihren Lauten noch etwas ganz Besonderes entstanden, ein Singsang und/ oder Summen, Klat-schen, Töne, die bald durch Instrumente, sogar mit mehrlöchrigen Knochen-Flöten und vielleicht Trommeln und Ähnlichem, reproduziert wurden. So hatte sich die Welt in diesen noch schlichten Gehirnen verdoppelt, die Realität konnte abgebildet und etwas mehr reflektiert werden, und dies ermöglichte es wiederum, die Kommunikation auszuweiten. Gebärden schufen Bilder, Bilder differenziertere Gebärden und Wörter, dazu die Musik und Laute, die in Richtung einer Sprech-Sprache führten; von gemalter Rede wird manchmal gesprochen.¹

Bei immer engerem Zusammenleben in der Region vor dem Meer und den Bergen mussten sich die sozialen Fähigkeiten ausformen und ergänzen. Dadurch wurde das Gehirn gefordert und trainiert. Die Kommunikationen verlangten darin nach mehr Platz, die Sprachzentren entstanden für diese Fähigkeit. Dieses frühe, noch wirre und dann wilde Denken zeigt sich als noch weitgehend vorgeprägtes Prozessieren der Neuronen mit ihren synaptischen Verknüpfungen, sowohl Instinkte, die Damasio unter Dispositionen fasst, als auch „freies“, bewusstes Denken wirken noch nebeneinander. Unbeherrschtes impulsives Verhalten kennzeichnet die Leute. Schnell aufflammende Aggressionen müssen eingedämmt werden, es geht nun intensiv um Verständigungen unter Nachbarn, Gaben werden überreicht, Schneckenhäuser und Muscheln etwa.

¹ Kleinkinder ab dem 6. Monat lernen in einigen Kindergärten ergänzend mit Zeichensprache zu kommunizieren, das heisst, sie sind, bevor sie sprechen können, in der Lage, Zeichensprache zu verwenden. (Spiegel.de, 4.5.18; s. u. zum Spracherwerb)

Bald verbreiten sich bestimmte Schnitzereien: verzerrte Frauenfiguren, fett oft, ohne Hände, Füße, oft ohne Gesicht; vor allem das Fehlen von Augen mag als fehlendes „Ich“ kennzeichnend sein; wohl weil sie sich noch nicht als Selbst verstanden, sondern nur als Teil ihrer Gruppen erkennen konnten; dazu ausführlich unten. Geistig konnten – anstelle von Individualität – das Gehören zu und der Schutz durch die eigene Gruppe gefühlt werden, identisch mit den anderen zu sein. Das wird auch in der Höhlenmalerei sichtbar, in der keine Gesichter von Menschen entstehen, sehr selten überhaupt menschliche Figuren, nie Pflanzen oder Landschaft. Und noch am Göbekli Tepe entstehen, bummelig 20.000 Jahre später, männliche Gottesfiguren mit gewaltigen Köpfen ohne Andeutung von Gesicht, aber mit Armen, Händen und zum Teil auf Männlichkeit verweisenden Schurz, obwohl zeitgleich dort und im Ural je eine grosse Skulptur aus Stein beziehungsweise Holz mit Gesichtern gefunden wurden.

Wichtig waren – Tiere, oft die beeindruckend grossen gefährlichen Tiere wurden gemalt, die, auf die besonders acht gegeben werden musste, und die zum Teil traumhaft viel Fleisch boten, aber eher selten gejagt wurden. Die frühen, noch einfachen Malereien, deren besondere Qualität ab vor 30.000 Jahren entstanden war, belegen den Fortschritt im Denken wie zugleich die noch schlichte Kognition dieser Menschen; das zeigen ebenso die Werkzeuge, die erst langsam die der Neandertaler:innen übertrafen. Und doch begann hier eine neue Welt, eine des „freien“ Denkens mit Bewusstsein und dann bald Sprechens vor allem.

Über die Jahrtausende waren aus den generell ortsfesten kleinen Lagern einzelner Gruppen, die hin und wieder zusätzlich Jagdcamps errichteten, Zusammenschlüsse von „Sippen“ geworden, die gelernt hatten, mit den nun erkannten verwandtschaftlichen Strukturen grössere Gruppen zu organisieren, ohne beständig an internem Streit zu zerfallen.¹ Langsam entstand als ein neuer Typus die grosse Siedlung; die Sippen im Inneren noch getrennt durch offene Abstände oder Plätze vielleicht, dabei wurde die Kommunikation erneut ausgeweitet, wie das Denken. Die Lebenswelten begannen *institutionalisiert* zu werden, beginnend wohl bei der Verwandtschaftsbildung. Daraus wiederum konnten *soziale Rollen* im Innern der Siedlungen wie in den Familiengruppen sich deutlicher als einer Gruppe zugehörig ausbilden. Aus zuerst einzelnen guten Jägern, dann aber auch Leuten, die Wunden heilen konnten und begannen, etwas von der kleinen „Welt“ zu wissen. Heiler:innen² gewannen Einfluss durch

¹ Der Einzugsbereich prähistorischer Lager/ Fundorte wird mit der in zwei Stunden zu erreichenden Distanz (10 km im flachen festen Gelände) angenommen. (Uerpmann, 1996-2: 714)

² Ich nenne sie sehr allgemein *Heiler:innen*, nicht zuletzt, um den inflationär gebrauchten Begriff der Schaman:innen zurückzuweisen, die ganz spezielle Lebenswelten im asiatischen hohen Norden am Ende des 19. Jahrhunderts repräsentieren. (Tschubinow, 1914)

wachsendes Ansehen und Macht als *Grosse Männer*, die zugleich auch „weltlich“ aus Jägern entstehen konnten. Sie sind die Grundlage erkennbarer Sozialstrukturen. Dabei entwickelten sich bald aus den anonymen handelnden Kräften, die diese Welten bestimmten, und die die Heiler:innen zuerst als Geistwesen vorstellten, ebenso Grosse Geister wie Grosse Männer, die Namen erhielten. Und Ränge! Wieder verdoppelte sich die reale Welt, nun ins konkret gewusste Geistige, in den Himmel hinein zu den Geistern, aus denen später Gött:innen wurden.

Ob der Grosse Mann aus Sunghir oder die Gräber der Jugendlichen dort, weit im Osten, oder die Rote Königin, im Süden hinter den Pyrenäen, oder Kindergräber am Mittelmeer, sie zeigen uns Gemeinschaften von um 20.000 Jahre alt, die bereits ausgeprägte soziale Differenzierungen entwickelt hatten. Besonders die Kinder und weiblichen Jugendlichen konnten kaum schon selbst einen sozialen Rang erworben haben, obwohl sie auch weit früher als Erwachsene galten und die Jungen bereits früh Jagen konnten. Ob eine Grosse Frau oder die Frau eines Grossen Mannes beerdigt wurde, wer weiss?

Die Formen der wenigen ergrabenen Siedlungen werden durch die Archäologie nun besser erkannt, bei denen es sich oft um mehrere hundert Quadratmeter grosse Flächen handelt. Anstelle von der bisher von mir „städtisch“ genannten Entwicklungslinie in Richtung Sumer zu reden, spreche ich nun von „urban“. Damit soll – mit Blick auf Sumer – sowohl von wildbeuterischen kleinen Lagern als auch von kleinräumig landwirtschaftlich orientierten dörflichen Lebensweisen des Neolithikums abgegrenzt werden. Es geht um die kulturelle Entwicklungslinie wachsender Siedlungen, die erst greifen kann, wo die Nahrungsproduktion im engeren Sinn kulturelle Tätigkeiten auf Basis „freier Zeit“ (für Wenige) erlaubt. Deshalb betone ich nun: im Jung-Paläolithikum begann rudimentär jene frühe „urbane“ Kultur, die über den Göbekli Tepe hinausführen wird. In den Siedlungen bleiben Zelte lange die Grundlage, manchmal schon mit senkrechten Wänden, wie am Rhein (Gönnersdorf). Im kälteren Osten sind sie wohl oft als Grubenhäuser errichtet worden, eingetieft und mit niedrigen Wänden aus Stein oder Erde (Dolni Věstonice, Ukraine). Nahrung scheint es, abgesehen von extremen Randlagen am ewigen Eis, offenbar reichlich gegeben haben, sowohl Tiere als auch Pflanzensorten (Gönnersdorf).

Die archäologischen Funde verteilen sich etwas nach den Gruppen der Artefakte über die Zeit. Schnitzerei, Malerei, Flöten im Westen, die frühen Siedlungen mehr im Osten, und dann sind die Funde in Nord-Mesopotamien von besonderer Bedeutung, wo aus der Zeit vor dem Göbekli Tepe bereits grosse Siedlungen bekannt sind. Steine sind für die dortigen Grubenhäuser wichtiger. Vorratsgruben kommen hinzu, die für die soziale Differenzierung von Bedeutung sein können, da Nahrung horten Grossen Männern helfen kann, ihr Ansehen weiter zu erhöhen. Dabei laufen solche Prozesse offenbar in vielen Regio-

nen ähnlich ab, weil die Kognition der Menschen sich weiter entwickelt, wie neue Funde bis nach Fernost und Asien immer deutlicher zeigen. Und weil immer die Macht in den jeweiligen Gemeinschaften eine Dynamik entfaltet, wenn es auch immer wieder von vorn beginnt.

Die Sprech-Sprache hat sich weiter ausgebildet, wenn Gebärdensprache auch noch eine wichtige Rolle spielen mag, zumal sich immer wieder Fremde gegenüber treten, die dann gestikulieren. Weite Austauschbeziehungen lassen das annehmen. Und entsprechend der sozialen Strukturen bilden sich auch langsam die Götterwelten weiter aus. Eine fünf Meter grosse menschliche Holzsulptur aus der Ural-Region (antiquity 92 362; 2018) zeigt das wohl, wie die erwähnte steinerne Männerskulptur aus Şanlıurfa und eine weitere aus Stein am Göbekli Tepe selbst. (Schmidt, 2008)

Naher Osten

Die Entwicklung der Kultur scheint generell universal zu sein, wenn auch in unterschiedlichen Phasen und Formen und nicht als überall auftretende kulturelle Stufen, wie es im Zusammenhang mit der Vorstellung einer Sozialen Evolution im 19. Jahrhundert hiess, als der Prozess erstmals gedacht wurde. Und doch ist wohl jene Gemeinschaft vom Göbekli Tepe als Typus eine ganz besondere Lebenswelt neuen Stils bei den sesshaften Wildbeuter:innen. Eine Reihe von wenig älteren Siedlungen jener Gegend bis hin zu der in Jericho, die etwas jünger ist, geben Hinweise auf grosse Siedlungen, die noch aus Rundhäusern bestehen, aber bald von rechteckigen Grundrissen abgelöst werden.

Das reale Ende der Eiszeit mit einem gravierenden Klimawandel ab vor 14.000 Jahren mag den Leuten vom Göbekli Tepe ein intensives Nachdenken abverlangt haben, das sie geistig nutzen konnten. Die Weiterentwicklung der Kognition auf Basis neuer synaptischer Verknüpfungen war offenbar das Ergebnis, um in 2.000 Jahren zu der Erkenntnis zu kommen, ein riesenhaftes Monument am Ort, an dem die Gött:innen wohnen, dem höchsten Punkt ihrer beanspruchten Region, könne das Leben erleichtern. Um die mit dem Wandel des Wetters und der Gotteswelt entstandenen Veränderungen der Nahrungsbasis zu verbessern, nachdem Fauna und Flora nach Norden abwanderten und neue Besiedlungsstrategien gefunden werden mussten. Die basierten wohl immer mehr auf Wildgetreide, das dort entstanden war und schon gemahlen wurde, wie undatierte Reibschalen zeigen.

Über die Natur galt es nachzudenken, über die Geister, die guten wie schlechten, die neu zu ordnen waren, wie der eigene Geist auch. Die Sozialstruktur hatte sich weiter verändert und sollte im Pantheon nachgebildet werden. Natur, das war schon damals, ins Menschliche übertragen: die Frau, gebärend wie ein Tier, menstruierend gar. Und so wurden in den Monumenten, als Mahnung nach innen gegenüber den Frauen und als Warnung nach aussen gegen-

über Fremden, zwei riesenhafte Macker errichtet, die den Himmel stützten, und deren Erben uns bis heute verfolgen und die Welt ruinieren, wann immer es möglich ist. Beim vielen Denken hatten die neuen Schöpfer ihre synaptischen Verknüpfungen immerhin zu einer so überlegenen Kognition und regionalen Macht entwickelt, dass Gesandte aus nah und fern kamen, um Rat zu erbitten bei den Göttern im Geistigen Zentrum vom Göbekli Tepe – und solange die nicht gestorben sind...

Lucy – Gehen, Zeigen, Denken

Aus der Beschäftigung mit der Mensch-Werdung entsteht leicht die Vorstellung einer parallelen Entwicklung von nachgeburtlicher Onto- und Phylogenese; ich verwies darauf. Beide zeigen sich als *gemeinsamer Prozess*, weil immer neue Generationen (von Individuen!) das in ihrer Entwicklung Erlernte unbewusst oder bewusst gegenüber den generell neuerungsfeindlichen Traditionen etwas modifizieren, weil sie ihre (Um-) Welt, zu der die Menschen gehören, neu sehen. Parallel heisst hier nicht, beide prozessierten eigenständig, sondern Antrieb ist die individuelle Aneignung der Welt und deren kognitive Konstruktion im Hirn. In dieser Weise folgt die Phylogenese der Entwicklung des menschlichen Geistes, der sie zugleich mit den je individuellen Fähigkeiten prägt, wie sie wiederum in der Ontogenese die Menschen mit entwickelt.

Ab wann sind Menschen Menschen? In der grossen Linie der Menschwerdung wird wohl gesagt werden müssen, ohne dabei an alte Philosophie anzuknüpfen: wenn sie immer mehr „frei zu denken beginnen“. Frei, also (prä-)bewusst, reflektiert und vielleicht alternativ zu denken, bedurfte gegenüber Früh-Menschen bei Homo sapiens erneut einer biologischen Veränderung wohl auch durch Mutationen, die den Tier-Mensch-Übergang immer wieder kennzeichnen. Äusserlich zeigen das die hohe Stirn, hinter der der Präfrontale Kortex evolutiv entstanden ist, und die Kugelform des Schädeldachs. Zugleich entsteht in diesem Prozess aus einer sinnfreien Natur Bewusstsein und *Sinn*, langsam allerdings. Tiere mit Sinn oder Bewusstheit auszustatten, verschleiert nur den Vorgang. Dass es Übergänge zwischen Instinkt und Denken gibt, dass Tiere rudimentär lernen können, scheint auch *nicht* eindeutig zu sein. Die Benutzung von Werkzeug kann bei Tieren und Menschen unterschiedliche Wurzeln haben; halten wir uns dies angesichts der sehr jungen neuen Erkenntnisse des Gehirns lieber offen. Mit Computerprogrammen auf Basis einfacher Lernoperationen wurde jüngst gezeigt, die angebliche Planungsfähigkeit von Schimpansen und Raben könne bereits durch einfaches Lernen, Konditionierung sowie Versuch und Irrtum, erworben sein. (Scinexx.de, 29.11.18) Dies spielt für den Zeitraum meiner Studie und für die Soziologie allerdings nur eine geringe Rolle. Dennoch ist es sinnvoll, einen kurzen Blick auf die sehr frühe



Lucys Spuren

Einer neuen Untersuchung zufolge hatte Lucy Greiffüße. (Spiegel.de, 5.7.18)
Der Blick auf die Nachformung der ausgegrabenen Fussspuren von Laetelo zeigt für Australopithecus keinen gravierenden Hinweis darauf. Rechts sehen wir die Spur eines „Gänsemarsches“, links ein Einzelwesen.

© Naturkundemuseum Berlin/ Lars Hennings, Foto)

humane Entwicklung zu werfen, wissend, damit werden nur die biologischen Erscheinungen als kontinuierlich betrachtet, nicht die Kognition.

Menschen konstruieren sich ontogenetisch die eigene bewusste Welt durch Erfahrung und (wachsendes) Denken ins Gehirn. Das führt heute zu einer Weltklärung, ohne dazu mystisch-religiöse Kräfte als unhinterfragtem Ursprung oder Schöpfung zur Hilfe zu nehmen, weil die Entstehung des Geistigen nachvollziehbar wird. *„In der prozessualen Logik lassen wir aus gegebenen Bedingungen Neues entstehen. Dieses Verfahren lässt sich im Prozeß der Enkulturation selbst am deutlichsten zeigen: Wir gehen von naturalen Gegebenheiten der biologischen Organisation aus, aber wir bleiben nicht bei ihr stehen. Wir lassen vielmehr vermöge dieser biologischen Organisation geistige Lebensformen sich entwickeln“*, schreibt Dux. Und *„der Grund dafür, daß sich in dieser Organisationsform eine spezifisch humane Form von Selbstbewußtsein ausbildet, erschließt sich einzig, wenn man dessen Genesis [!] ins Auge faßt. Ein Lebewesen, das, wie der Mensch, nicht schon von Natur aus eine Organisation des Verhaltens mitbringt, in dem sein Leben verläuft, kann diese Organisation nur in einer einzigen Weise ausbilden: indem es in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lern“*.¹ (1992: 21, 27)
Durch die möglich werdende Reflexion ergibt sich der jeweilige Sinn, den wir unserer Welt geben, der per Definition bewusst ist.

Wieder entsteht die Frage, ob sich das menschliche Gehirn über das weitgehend biologisch vorgegebene kleine Inventar des Instinktiven hinaus in Richtung Bewusstsein entwickelte, oder ob sich andere Wurzeln dafür ausbildeten.

¹ Einschübe in eckige Klammern [...] in Zitaten sind von mir; h.

Könnte eine Reflexivität auf neue Weise entstehen, die diese zusätzliche Kapazität „frei“ zu nutzen lernte, es erlaubte, die Welt über Sinn zu begreifen und zu gestalten, ohne aus Instinkt zu entstehen? Was körperlich kontinuierlich entwickelt scheint, muss für Geist, Kognition, Emotion nicht auch so gelten. Die Sprachzentren könnten bei dem neuen Bedarf ihre ergänzende Funktion ausgebildet haben. Bewusstheit, werden wir noch sehen, hat wiederum eine Geschichte seiner Formen.

Zwei generelle Betrachtungsweisen auf die frühe Geschichte lassen sich grob gegenüber stellen: die eine gründet auf der Tradition der Evolution des 19. Jahrhunderts, die andere in der heutigen Sozialwissenschaft. Mit dem *reduziert* biologisch/ naturwissenschaftlichen Blick geht es primär um Artefakte/ Werkzeuge und Fossilien/ Knochen, sowie hinsichtlich der Kognition um Gehirnvolumen und -form; dabei wird implizit davon ausgegangen, der Mensch sei irgendwie schon immer der Mensch, der nur stets mehr *Wissen* erlangte und immer schon abstrakt, symbolisch dachte, was immer das je bedeuten soll. Über die *Entwicklung der Kognition/ Emotion* und der sich mit den Grund-Kategorien verändernden *Logik* des Denkens wurde kaum diskutiert. Die Leitwissenschaft der Archäologie ist immer noch die Biologie (mit der Zuchtwahl/ Selektion; Charles Darwin, *1809 - 1882; siehe Exkurs).

Erst die jüngere Genetik und die Neurowissenschaften bieten mit der beginnenden Entschlüsselung der Hirnfunktionen und des Genoms (DNA) seit Ende des 20. Jahrhunderts die Basis für eine Neubestimmung der Menschwerdung. Ohne die Notwendigkeit, auf archäologische Wissenschafts-Traditionen Rücksicht zu nehmen, ist es mit heutiger soziologischer Theorie einfacher, die Analyse zum Beginn der Menschheit zurückzuführen, um von dort aus die Geschichte/ Genese als modern verstandenen *sozialen Prozess* auf Basis der – und nicht als – Naturwissenschaft zu erklären. Dazu scheint es zwingend zu sein, die Unterscheidung von körperlicher und geistiger Entwicklung zu beachten.

Blicken wir zuerst weit zurück auf die (biologische) Evolution. Wann und in welcher Weise begann dieser Prozess? Um das Problem der Entstehung und dann der weiteren Entwicklung der Kognition zu verstehen, sehen wir zuerst auf die im Jahr 2015 aktuell diskutierten Grundlagen der Menschwerdung. Neu ist ein Fund in Ostafrika, der die derzeit ältesten *hergestellten Werkzeuge* nun bereits den Vorläufern der menschlichen *Gattung* Homo zuordnet, der Gattung Australopithecus. Sehen wir hier auf die Schnittstelle, die das biologische Fundament zur humanen Reihe entstehen liess? Manches spricht dafür. Die Gattungs- und Arten-Teilungen sind ja bereits ziemlich alt.

Dabei muss deutlich verstanden sein: es gibt nicht biologisch *oder* sozialwissenschaftlich begründete Menschenvorstellungen, immer geht es darum, von einer primären Sicht auf Menschen zu sehen, hier von der der Soziologie, die

auf Naturwissenschaft aufbaut; andere, die von der Naturwissenschaft her das Thema behandeln, sollten die Sozialwissenschaften nicht unberücksichtigt lassen, wie es bis heute meist geschieht, beziehungsweise durch Alltagsweisheiten ersetzt wird. Moderne Menschen, *Sapiens*, entwickelten mit der Schaffung von Bewusstsein, Sinn und im sozialen Wirken, im Handeln, eine neue Qualität; sie sind in diesem Verständnis nicht mehr Tier, nicht nur irgendwie Verlängerung biologischer Wesen, sondern etwas Neues; und das offenbar erst seit 35.000 Jahren mit der Stabilisierung des schicken Kugelschädels.

Die ersten Werkzeuge?

Die nun bekannten ältesten, halbwegs bewusst *hergestellten* Werkzeuge sind angesprochen, die – wenn sie bestätigt werden – 3,3 Millionen Jahre alt sind; ich nenne sie *Werkzeugsteine*; doch auch ohne sie blickten wir auf eine entscheidende neue Art/ Spezies. Kann in diesen erst jüngst beschriebenen Funden bereits die früheste *menschliche* Lebensform erkannt werden? Wurde zu ihrer Herstellung soziales Handeln benötigt, das über Möglichkeiten von Affen deutlich hinausging, obwohl diese komplexer mit „Werkzeug“ umgehen können? Entstand, wie ich es eben für *Sapiens* ansprach, eine neue Fähigkeit? Diese Annahme scheint – natürlich vorerst mit einigen Vorbehalten – möglich, weil dieser Fund in den Zusammenhang mit anderen frühen Artefakten, den ersten *Faustkeilen* der Gattung *Homo*, gestellt werden kann, ohne die überholte alte These vom werkzeugmachenden Tier (toolmaking animal) erneut zu bemühen, es müsse, wenn Werkzeug gefunden wird, von Menschen stammen. Auch einfache Tiere machen sich Werkzeug. Und ob bei der Gattung *Australopithecus*, der die Werkzeugsteine zugeordnet werden, wirklich sinnvoll von rudimentärem Bewusstsein auszugehen ist, bleibt zwar offen; aber es mag eine neue Phase zu Menschen markieren.

Wahrscheinlich gab es einen Übergang von der tierischen Fähigkeit zu einem rudimentären Lernen hin zur menschlichen Lernfähigkeit, die – wie noch zu zeigen ist – insbesondere *Homo sapiens* kennzeichnet; zu fragen ist, ob das ein kontinuierlicher Übergang im Denkapparat war, oder andere, neue Hirnareale das *humane* Lernen übernahmen. Die eben erst gefundenen sehr frühen Artefakte sind solche Werkzeugsteine, die lediglich durch einfaches Zerschlagen von Steinen hergestellt wurden. Halbwegs scharfe Bruchkanten entstanden, die sich etwa zum besseren Abschaben von Knochen verwenden liessen. Sie stammen – das ist das Besondere an ihnen – aus einer Zeit, in der es die Gattung *Homo* (u. a. *Homo rudolfensis*, *habilis*, *erectus* bis *sapiens*) noch lange nicht gegeben hat. Die entstand erst vor gut 2,5 Millionen Jahren und ist durch die Analyse ihrer frühen Faustkeile (Oldowan-, Acheuléen-Kultur) geistig einschätzbar. Nun gibt es einen ähnlichen Fund in Algerien, schlichte Werkzeug-

steine, 2,4 Millionen Jahre alt ohne Hinweis auf die Erzeuger:innen.¹ (Spiegel.de, 30.11.18) Und vor 2,6 Millionen Jahren entstand in Äthiopien eine erste bekannte Werkstatt, in der scharfe Abschlüge von Steinen produziert wurden. (MPG, 3/ 2019)

Erst durch die Kenntnisse über diese bereits relativ komplex gefertigten jüngeren Faustkeile sind die weit älteren Werkzeugsteine nun als deren Vorläufer einzuordnen. Vom schon recht intensiv bearbeiteten Acheuléen-Faustkeil (Frankreich), der von beiden Seiten bearbeitet wurde, führt eine Spur zurück zum einfacheren Faustkeil der Oldowan-Kultur (Ost-Afrika) mit meist nur einer einseitig grob bearbeiteten Schneide, und aus dieser Sicht sind die lediglich zerschlagenen Werkzeugsteine eine weitere Vereinfachung. In der historischen Betrachtung, also bei letzteren beginnend, ergibt sich dann eine plausible Reihe „menschlicher“ früher Werkzeuge über anderthalb Millionen Jahre. Ob sie in einer kontinuierlichen Folge entstanden, ist unbekannt und nicht zwingend. Eher ist von jeweils Neuerfindungen auszugehen und die *Kontinuität* in der Entwicklung der Kognition, in der Ontogenese, zu sehen, die damals noch zugleich biologisch wie geistig stattfand. Ob die neuen Werkzeugsteine allein ausreichen, eine neue Lebensform im Tier-Mensch-Übergang zu postulieren, ist fraglich.

Wir erkennen bereits zu jener frühen Zeit jene Differenz zu Affen, wenn wir neben den Werkzeugsteinen die weitere evolutive/ biologische Veränderung in der Menschwerdung berücksichtigen: das *aufrechte Gehen*! Besonders anschaulich belegt ist dieser Prozess durch ein um 3,5 Millionen Jahre altes, ziemlich vollständiges Skelett der Gattung *Australopithecus*, das *Lucy* getauft und noch nicht zur Gattung *Homo* gezählt wurde, obwohl die ersten Glieder der Gattung *Homo* sich von den *Australopithecinen* biologisch kaum unterscheiden. Ich verwende diesen Namen, *Lucy*, als sozialen und zeitlichen Typus für sie und/ oder parallele Entwicklungen, wie *Paranthropus*, deren Bezüge zu *Homo* insgesamt nicht endgültig geklärt sind. In welcher Weise diese Urmenschen mit den Werkzeugsteinen in direkter Verbindung stehen, ist ebenfalls noch offen.

Entscheidend ist: was äußerlich als Zertrümmern eines Steines aussieht, wie es Affen und anderen Tieren ähnlich zuzutrauen ist, wird im Zusammenhang mit dem aufrechten Gehen bei *Lucy* zu einem wahrscheinlich noch simpel reflektierten humanen Vorgang; das kann nun die Reihe der frühen Werkzeuge zeigen. Nicht nur *dass* zu schlagen ist, sondern *wie* und *wozu* wurde irgendwie *gedacht*. Wie weitgehend dazu schon von: *bewusst* zu reden ist, betone ich noch einmal, ist wiederum offen. Was bei den Faustkeilen unstrittig ist, menschliches Herstellen, kann bei den Werkzeugsteinen nun jedoch als wahrscheinlich unterstellt werden. Was kennzeichnet den *Typus*: *Lucy*?

¹ Zugleich wird die These betont, *Sapiens* stamme aus einer regional in Afrika verteilten Mischung. Warum sollten nicht zuvor aus Ostafrika jene *Homo* zugewandert sein?

Lucy hatte ein nur gering grösseres Gehirnvolumen als Schimpansen. Befanden sich beide deshalb kognitiv auf recht ähnlichem Niveau? Eher *nicht*! Dass das Aufrichten zum Stehen und Gehen nur eine beiläufige rein *körperliche* Entwicklung war, scheint angesichts der komplexen Prozesse im Laufe späterer Transformationen zu neuen Gattungen und Arten mit *zugleich* wachsendem Volumen ihrer Gehirne unwahrscheinlich. Nicht einmal in dieser frühen Zeit kann allein das *Volumen* des Gehirns für Geistigkeit genommen werden. Sondern der *aufrechte* Gang war wohl Kennzeichen für eine sehr frühe wichtige geistige Transformation im Tier-Mensch-Übergang. Durch die Aufrichtung wird zugleich eine Entwicklungsdifferenz zu Schimpansen bis heute deutlich: vor etwa sieben Millionen Jahren trennten sich von Urprimaten die Reihen der späteren Menschen und die der späteren Affen. Während Affen bis heute nicht aufrecht gehen, hat Lucy also etwa einen Vorsprung von 3,5 Millionen Jahren für diese Fähigkeit, die zugleich eine geistige Differenz beschreibt.

Es entstand – unterstelle ich thesenhaft – bei Lucy der erhöhte Blick auf die Welt im wechselwirkenden Zusammenhang mit der Entwicklung des Gehirns. Mit den nun „freien“ Händen und dem beginnenden „freien“ *Denken*, wurde (1) eine gegenüber Affen *durchdachtere* Feinmotorik möglich und nicht nur eine „biologische“, wie sie die äffische Anatomie zeigt; der (2) *Gleichgewichtssinn* änderte sich, was wahrscheinlich weitere Folgen im Hirn auslöste; die (3) *Zeigegeste* wurde leichter, die in der frühen menschlichen Kommunikation eine elementare Rolle spielt, wie wir noch sehen werden; und ebenso förderte der durch die Aufrichtung anders geformte (4) *Kehlkopf* den *Erwerb* variabler kommunikativer Lautäußerungen, wie sie bei Tieren nicht bekannt sind. Solche Veränderungen müssen sich jedenfalls im dynamischen und flexiblen Gehirn gezeigt haben. Um nur einige Ergebnisse des Prozesses hin zum Gehen zu nennen, die für unser Thema wichtig sind. Warum vielleicht eine halbe Million Jahre vor Lucy die Säuglinge dieser Wesen immer öfter Lust bekamen, auf zwei Beinen herumzustolpern, kann hier nicht besprochen werden; die Theorien sind vielfältig (Leben in der Savanne, Nahrungssuche aus Gewässern...). Weil sie es durch zufällig veränderte Genetik einfach lernen konnten?

Gattung Homo

Um den Gesamtprozess der Menschwerdung zu verstehen, ist nun auch ein kurzer Blick auf die *Gattung Homo* sinnvoll. Die entsteht knapp eine Million Jahre nach der geschilderten Entwicklung der Australopithecinen und verläuft in Eurasien über den aus Afrika zugewanderten *Homo erectus*, dann *Homo rudolfensis* und *Homo neanderthalensis*. Zur genauen Folge dieser und anderer Arten gibt es im Detail keine Einigung, die Differenzen sind aber für diese Studie zu vernachlässigen. Konsens besteht offenbar darin, es habe hinsichtlich des Hirnvolumens eine aufsteigende Reihe gegeben. Deshalb können wir uns auf

jene Art konzentrieren, die als erste die Welt besiedelte, ohne Australien und die Amerikas zu erreichen: *Homo erectus*. Zu dieser Art ergeben sich in den letzten Jahrzehnten erhebliche wissenschaftliche Neuerungen, die nun Bedeutung für meine Arbeit haben. Für die Levante (östliches Mittelmeer) und Westeuropa geht es dabei primär um die Debatte zum *Homo neanderthalensis*, der eine Entwicklung aus dem *eurasischen Erectus* ist und nur dort lebte, nicht in Afrika und den Amerikas!

In der überholten Lesart noch aus der Mitte bis zum Ende des 20. Jahrhunderts entstand *Homo sapiens* aus den nur in Eurasien vorkommenden Neandertaler:innen, die sich dort vor etwa 500.000 Jahren von *Erectus* ausdifferenziert hatten. Sie werden in der Archäologie oft auf kognitiv bereits ähnlich hohem Niveau wie der frühe *Sapiens* gesehen.¹ Eine Analyse der Kognition fand bei solchen Behauptungen nicht statt; es reichte aus, dass sie ein ähnliches Hirnvolumen wie *Sapiens* hatten, um sie miteinander fast gleichzusetzen (wie Lucy mit Schimpansen). Es gibt ja kaum einen Bericht über Neandertaler:innen ohne die Fotos der dreidimensionalen Nachbildungen dieser freundlichen Menschen. Sie werden gern als moderner Geschäftsmann gezeigt, oder als Frau mit Nähnaedel, die jedoch erst viel später von *Sapiens* erfunden wurde (siehe Exkurs zum Museum Mettmann). Solche Darstellungen beruhen auf Schädeln, die aber mit Hautdicken heutiger Menschen geformt sind und dabei die *gemessenen* deutlichen Schädelnischen einebnen. (Auffermann/ Orschiedt, 2002)

Doch *Homo sapiens* entwickelte sich ab vor 300.000 Jahren erneut aus *Homo erectus* – und das wieder in *Afrika*! Das ist ein viel zu kurzer Zeitraum, um den sozialen und kognitiven Wandel bis heute biologisch/ genetisch erklären zu können. Vorstellungen der Evolution, die sich nur darauf und empirisch primär auf Funde von Fossilien und Steinwerkzeugen stützen, greifen nicht mehr und stellen die Archäologie vor einige Probleme. Nun wird unübersehbar: es gibt zwei parallele Wege humaner Entwicklung. Den biologischen, evolutiv analysierten Weg, der für das Heute nicht erkennbar ist, und den sozialwissenschaftlichen, der ab einer bestimmten Zeit mit der Fähigkeit zum sozialen Handeln für die Analyse der humanen Geschichte grundlegender wird. Seitdem erzeugt also – anstelle der biologischen – die soziale, kulturelle oder kognitive Entwicklung wesentlich den Wandel der (menschlichen!) Kulturen.

In den letzten Jahren wird in der Archäologie, oder Teilen davon, dieses Problem durch die Einführung einer „*Co-Evolution*“ zu lösen versucht, um weiterhin mit den Methoden, oder in der Tradition der Evolution das Soziale zu erklären; der Ansatz verbleibt in der Methode Darwins, der Zuchtwahl, die ja nicht grundsätzlich falsch, heute aber ergänzungsbedürftig ist. In nativistisch und ethologisch, verhaltensbiologisch begründeten Forschungen, die *Alles* bio-

¹ Auch Spielzeug fand sich bereits in Gräbern von Neanderthalensis-Kindern. (Spiegel.de, 28.4.14) Warum nicht.

logisch erklären wollen und menschliches Verhalten bruchlos auf die biologische Evolution reduzieren, (s. u. Biologismus) wird manchmal noch unterstellt, nicht *Lernen* oder der kognitive *Erwerb* moderner Fähigkeiten führe zur sozialen Weiterentwicklung. Sondern es wären dafür genetische Programme wesentlich, oder *Module* würden im Gehirn ausgebildet, um beispielsweise zur rechten Zeit bei Kindern die Grundlagen der Sprache zu generieren und zur Verfügung zu stellen. Kaum jemand sonst denkt bei der Analyse der menschlichen Ontogenese aber immer noch, Kinder würden Sprache *nicht* erwerben. Das wird noch intensiv besprochen.

Nach der biologisch-genetischen *Stabilisierung* des Homo sapiens ab vor 35.000 Jahren kann unsere Art *körperlich* derzeit als „fertig“ ausgebildet verstanden werden; von beiläufigen genetischen Veränderungen durch Mischung mit eurasischen Früh-Menschen oder im Rahmen der normalen biologischen Variabilität abgesehen (Hautfarben, Gesichtsformen, Grösse und meinetwegen auch partiell *individuelle* Unterschiede der Fähigkeiten, nicht aber bei „Rassen“). Denn um als neue Art/ Spezies zu gelten, müssen sich moderne Menschen *biologisch* von ihren Vorfahren, also von Erectus, unterscheiden; und eine neue Art bleibt einigermaßen stabil, bis wiederum eine neue Art entsteht, sagt uns die Biologie. Danach sollen sich verschiedene Arten auch nicht fortpflanzen können, was jedoch von Neanderthalensis und Sapiens behauptet wird. Deutliche genetische Veränderungen hat es in der historischen Reihe von Ur- und Früh-Menschen mehrfach gegeben, wie Schädel- und Knochenfunde belegen, die wohl bei den länger überlebenden Linien immer auch zu einem effektiveren Denken führten, wie etwa die erwähnten Faustkeile zeigen. Bei den letzten genetischen Transformationen hin zu Homo sapiens – das ist für meine Analyse wichtig – entstanden neben einigen äusserlichen Veränderungen, wie ein schlankeres Skelett, eine hohe Stirn und zuletzt die Kugelform des Schädels, vor allem eine deutlich komplexere, jeweils historisch durch Lernen geprägte Möglichkeit der *Kompetenz*; als eine Ursache sind unten primär die Entwicklung des *Präfrontalen Kortex* zu diskutieren, aber auch das Genom.

Damit ist eine Reihe von Vorbemerkungen abgeschlossen, die für das Verständnis des Hauptteils sinnvoll sind, zu dem wir jetzt kommen.

1. Der neue Mensch aus Afrika

In den Naturwissenschaften wird oft, wenn nicht meist, in der Folge Darwins argumentiert, nur vorteilhafte Ausdifferenzierungen würden sich erhalten oder stabilisieren. Manche seiner Beschreibungen – so sagt der selbst – sind allerdings nicht sehr präzise formuliert. Und aus seiner Theorie insgesamt muss eher herausgelesen werden, nur deutliche Nachteile beim zufälligen Entstehen von Eigenschaften neuer Arten hindern die weitere Existenz einer Spezies.¹ Die Formulierung vom „Kampf ums Dasein“ ist mehr illustrativ gemeint, sagt Darwin (und stammt aus dem britischen Klassenkampf des 18. zum 19. Jahrhundert; von Malthus). Er kannte auch die *Mutation* noch nicht, war sich aber bewusst, es müsse zumindest neben der natürlichen Auslese ein wichtiger weiterer Mechanismus die Evolution bestimmen. (1859: 29, 656) Und er sah Tier und Mensch als sehr ähnlich an, was von einigen Darwinist:innen bis heute zäh verteidigt wird.

Soweit ich sehe, erkennt im wissenschaftlichen Kontext bereits 1864 als erster Alfred Russel Wallace (*1823 - 1913), der den evolutiven Prozess zeitgleich mit Darwin beschrieb, es gäbe einen *Umbruch* vom Tier zum Menschen. Der Mensch sei nach einer gewissen (Ur-) Entwicklung wegen des bei ihm entstandenen Intellekts und der sympathischen, andere unterstützenden, und moralischen Gefühle schon lange im „*socialen Zustand*“ und *nicht* mehr der natürlichen Zuchtwahl unterworfen. (1870) Darwin kritisiert in seiner „Abstammung des Menschen...“ diese Stelle bei Wallace nur insofern, er verstehe nicht dessen Ablehnung der natürlichen Zuchtwahl bezüglich der Entwicklung des Gehirns bei „Wilden“ deutlich über die des Affen hinaus, erwähnt den Hinweis auf den *sozialen Zustand* aber nicht, statt dessen antwortet er: „*Obgleich die intellektuellen Kräfte und socialen Gewohnheiten von der äußersten Bedeutung für den Menschen sind, so dürfen wir doch die Beobachtung seines körperlichen Zustands [...] nicht unterschätzen*“. Später wiederholt er, der so eine Art „Salon-Rassist“ des 19. Jahrhunderts war, „*daß zwischen Menschen und den höheren Säugetieren kein [...] fundamentaler Unterschied in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten besteht*“. (1871: 72; siehe Exkurs) Dem setze ich die These des kognitiven Systemwechsels bei *Homo sapiens* entgegen und dessen generelle Differenz auch zu höheren Säugetieren; der soziale Zustand bestimmt seit seiner biologischen Stabilisierung die Entwicklung der Kulturen.

¹ Zufall meint in der Soziologie beispielsweise die Hinwendung eines Prozesses in eine Richtung, zu der es gleichberechtigte Alternativen gab, oder wenn sich eine Richtung entwickelt, ohne dass ein systemischer Zusammenhang bekannt ist (der durch späteres Wissen vielleicht erkannt wird). (Lexikon zur Soziologie, 2007) Der Zufall steht genau genommen im Widerspruch zur Auffassung, alle Erscheinungen liessen sich aus deren Genese verstehen; aber manches Wissen über diese Genese entsteht erst später oder wird gar nicht formuliert.

Der kognitive Systemwechsel kennzeichnet in der heutigen Vorstellung der Entwicklung der humanen Arten die Differenz von Sapiens zu Homo erectus, wird aber offenbar erst vor 35.000 Jahren sichtbar. Erectus besiedelt bald grosse Teile der restlichen Welt, mit Ausnahme von Australien und den Amerikas (Out of Africa I). Zuerst wanderte diese Art in Richtung Ostasien, vielleicht über die Meeresenge Dschibuti-Jemen, Bab el Mandab. (Vermeersch, 2010) Und nach einer gewissen Zeit erneut von Afrika aus nach Eurasien. Die Differenz zwischen beiden Zeitpunkten des Auszugs aus Afrika gewinnt in neueren Analysen eine besondere Bedeutung. Es habe – sagt Bräuer (2012) – nach dem frühen Auszug aus Afrika nach *Osten* eine gewisse Weiterbildung dieser Art in *Afrika* gegeben, so dass die Biologie desjenigen Homo erectus, der später nach Eurasien zog, gegenüber jenem in Ostasien sich genetisch schon wieder etwas unterschied. Kann der behauptete kleine Anteil (um 5%) von Genen des Homo neanderthalensis bei Sapiens durch eine ähnliche Entwicklung begründet sein, dass genetische Anteile sich direkt von Erectus auf Sapiens übertrugen?

Es gibt bislang keinen nachgewiesenen Ort, an dem beide zur selben Zeit im Kontakt lebten, auch nicht an der östlichen Mittelmeerküste/ Levante. (Shea, 2010) Die wenigen Hinweise stammen aus DNA-Analysen. (Scinexx.de, 19.2.16) Jetzt heisst es, es seien nur weibliche Nachkommen aus solchen Verbindungen entstanden; die vorübergehend postulierte Nähe könnte also geringer sein. (Spiegel.de, 7.4.16) Gäbe es sexuelle Vermischung wäre damit über eine biologische Ähnlichkeit der Kognition auch nichts ausgesagt, da zu jener Zeit Sapiens seine neuen Stärken noch nicht zeigen konnte. Dazu war seine Phylogenese damals zu kurz. Wie die Funde belegen, entstand der menschliche Geist – nach dem Entstehen der biologischen Möglichkeiten (!) zur heutigen Kognition – offenbar und nachvollziehbar in der sozialen Praxis mit exponentieller Steigerung, es ging immer schneller voran.

In wahrscheinlich jeder Wissenschaft gibt es die Tendenz, für den eigenen Forschungsbereich eine grosse Bedeutung zu betonen. Das gilt auch für die Kenntnisse über Homo erectus und neanderthalensis in Eurasien. Für Erectus steht die Ausgrabung eines Lagers bei Bilzingsleben (südl. Harz) von vor 350.000 Jahren. (Mania, 1998) Ein Sommerlager bestand dort, mit Zelten und Arbeitsplätzen für Steine und andere Materialien. Deshalb ist die Rede von einer kognitiven Fähigkeit, die der des (heutigen) Homo sapiens recht nahe komme. Ähnlich wird von jenen Speeren gesprochen, die Neandertaler:innen, mit ihrem gegenüber Erectus deutlich grösseren Hirnvolumen, vor bereits 400.000 Jahren bei Schöningen (nördl. Harz) nach einer Pferdejagd zurückkieselten. An dieser Stelle will ich nur meine Zweifel an diesen Interpretationen anmelden. Ohne eine ausdrückliche Analyse der Geschichte der Kognition sind sie sicher nicht belegbar. Diese Funde waren durchaus von Menschen mit nur geringer Denkfähigkeit herstellbar (es gibt ältere Siedlungsplätze in Afrika;

Garcea, 2010^b).¹ Doch die Differenz von Homo neanderthalensis und Sapiens wird immer deutlicher. (Gunz, 2015)

Aus einem umfassenden Vergleich von Schädeln des Homo sapiens mit jenen von Neanderthalensis ergibt sich ebenfalls eine deutliche Unterscheidung. Wird die Summe der Vielzahl von Parametern, die jedem Schädel in der archäologischen Analyse zugeordnet wird, in eine zweidimensionale Matrix (Y/X) eingetragen, dann ergeben die Fossilien des Sapiens einen breit gestreuten Bereich (Cluster). Ähnlich ist es bei der kleineren Zahl von Schädeln von Neanderthalensis. Doch dieser Bereich liegt vollständig *ausserhalb* des ersteren. (Harvati/ Hublin, 2012) Es gibt also eine Reihe empirischer Hinweise, die die herausragende Eigenständigkeit unserer Art gegenüber Früh-Menschen ziemlich deutlich machen. Auch die Funde des Homo sapiens in Nordafrika, wo seit einigen Jahren vermehrt ausgegraben wurde, deuten in diese Richtung, wenn auch jene dort entdeckten Steinartefakte in etwa die geringe Qualität noch haben, wie sie den Neandertaler*innen zugeordnet wird. (Garcea, 2010^b) Der von mir betonte „Sprung“ der Kognition zu Beginn des Jung-Paläolithikums wird auch dadurch gestützt.

Erst Ende des 20. Jahrhunderts gaben die Analysen des menschlichen Genoms (DNA) der Herkunft der modernen Menschen eine andere Basis als zuvor. Homo sapiens konnte nicht mehr als Nachfahre europäischer Arten, von Homo heidelbergensis und dann neanderthalensis, angesehen werden, obwohl ihre biologische Substanz sehr ähnlich ist: schon mit Schimpansen teilt Sapiens 98% der Gene. Die sind zwar wohl die „intelligentesten“ Tiere, haben aber geistig nur wenig mit uns zu tun; lediglich punktuell erreichen sie mal Kleinkindniveau (bei Aufzucht in humanen Familien mit Forschungsinteresse).

Kognitiver Systemwechsel

Bei Homo *sapiens* steigerte sich gegenüber Homo erectus das Hirnvolumen deutlich, nicht aber gegenüber Neanderthalensis mit einer Sapiens bereits ähnlichen Hirngrösse. Dessen Artefakte konnten jedoch nur mit denen des *frühen* Sapiens mithalten, bis alle anderen Arten ausstarben. Die archäologischen Funde verweisen seither bei Sapiens auf eine höhere *reflexive Lernfähigkeit*. Ohne sie konnten die neue Form der Kommunikation und die bald komplexer werdenden Artefakte nicht entstehen. Und wir sehen, die Biologie des Gehirns reicht bei Sapiens bis *heute* zur Aneignung immer komplexer werdender

¹ Renfrew (2009) sieht bei Neanderthalensis und Sapiens vor 500.000 Jahren gemeinsame genetische Vorfahren; siehe Bräuer (2012). Es gibt aus der Höhle Fumanien (Italien) den Fund eines Schneckenhauses von gut 45.000 bp, der Neandertaler*innen zugeordnet wird, es wurde an einer Sehne getragen und mit Rötelfarbstoff gefärbt. Warum zu jener Zeit Homo sapiens noch nicht in Nord-Italien angekommen sein könnte, scheint allerdings in Frage zu stehen, wenn 40.800 bp bereits Bilder ihn in Spanien dokumentieren. (Spiegel.de, 24.7.13) Aber ich gönne der Neandertaler*in den Schmuck!

Umwelten aus, wobei wir dazu – als Stichwort verkürzt – der langjährigen *Schulbildung* bedürfen, um die Kompetenz deutlich zu steigern; dazu später mehr.

Die Neurowissenschaften sagen uns, die Basis für eine solche kognitive Veränderung könne nur in einem bestimmten Teil unseres Gehirns seine wesentliche Ursache haben, dem *Präfrontalen Kortex* hinter der hohen Stirn; welche Auswirkungen die Kugelform des Schädels hatte, ich denke ja gern an Sprachzentren und Gedächtnis, ist noch offen. In diesem Teil der Frontallappen, das zeigen primär die modernen bildgebenden Verfahren und die Kenntnisse aus Hirnverletzungen, wird unsere Menschlichkeit, wird das Soziale koordiniert. Genetische Verbesserungen führten wohl wesentlich zu sich über lange Zeiträume ändernde *strukturelle* Arbeitsweisen des Gehirns; sehr früh gab es vielleicht auch grundlegende Veränderungen der Gehirn-Konstruktion, wie eine effektivere Blutversorgung, (Facchini, 2006) oder eben synaptische Zentren, die besondere Aufgaben übernahmen.

Wir sehen schon seit den frühen Säugetieren in der Evolution eine beständige *relative* Vergrößerung der Frontallappen im Gehirn, nicht nur bei Primaten. Offenbar entstand zumindest bei *Sapiens* dazu auch eine Verdichtung der Neuronen in der Hirnmasse, die wiederum kürzere und darum schnellere Verbindungen der Synapsen zwischen ihnen ermöglicht. (Munk, 2011; Roth, 2010) Auch deshalb sagt das Hirnvolumen allein nur relativ wenig aus. Der sehr hohe Anteil der Frontallappen am Gehirn und des darin enthaltenen Präfrontalen Kortex erlaubt es modernen Menschen, über die Möglichkeiten der Früh-Menschen so weit hinauszudenken. Und mit der biologischen Stabilisierung unserer Art erkennen wir dann offenbar die bedeutendste Scheidung der Menschwerdung: nun wird aus der Evolution endgültig und qualitativ der soziale Wandel. Und der moderne Mensch! Die Kenntnisse der Neurowissenschaften unterstützen dieses Wissen, obwohl sie selbst oft nativistisch argumentieren.

Aus der sozialwissenschaftlichen Analyse der archäologischen Funde ergibt sich – sage ich also – für *Homo sapiens* eine Art *kognitiven Systemwechsels* gegenüber Früh-Menschen, bei dem unsere Art summarisch eine neue Qualität der Kognition erreicht. Ein anderer Blick auf die Menschlichkeit wird möglich. Er beruht wesentlich auf Empirie: die Funde aus Elfenbein, Knochen und Stein stützen auch meine Ergebnisse. Zu berücksichtigen sind die Ontogenese und die Phylogenese als *gemeinsamer Prozess*: erstere ist wesentlich von der biologischen Grundlage bestimmt, letztere folgt immer stärker dem *rationalen Handeln* der Menschen mit allerdings erheblichen bewussten wie notwendig auch unbewusst entstehenden *Nebenfolgen*.¹ Um zu gültigen Ergebnissen hinsichtlich

¹ Diese Einsicht der ungewollten Nebenfolgen beim Prozess wird meist auf Merton zurückgeführt, ist jedoch 100 Jahre älter; Marx/ Engels formulieren sie 1845 in der Deutschen Ideologie.

der *Kognition* und *Logik* zu kommen, die die Geschichte wesentlich bestimmen, ist auf das *Wissen* zu ihrer Entwicklung, auf den Prozess, Bezug zu nehmen. Solches Wissen wird zumindest seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts intensiv erforscht, seit dem die nachgeburtliche kognitive Ontogenese durch Jean Piaget (*1896 - 1980) generell im Sinne eines empirisch begründeten realen *Konstruktivismus* entschlüsselt wurde.

Es ist hilfreich, anstelle der naturwissenschaftlichen, evolutiven Vorstellungen heute als theoretisches Konzept von einem modernen sozialen „*sich selbst verändernden Prozess*“¹ auszugehen, der, wiederum im sozialwissenschaftlichen Verständnis, den *Zufall* generell als methodisches Element berücksichtigt; zur Methode unten mehr. Denn alles in der Welt kann sich nur prozesshaft entwickelt haben, auf dem Weg von etwas zu etwas, und das gilt auch und gerade für die kognitiv ausgeprägte *Lernfähigkeit* in der menschlichen Kompetenz, die wir in diesem Umfang bei Tieren nicht annähernd finden. Woher sollte sie sonst gekommen sein, wenn nicht vom Tier-Mensch-Übergang her mit der Erzeugung von Sinn?

Auch die in der Naturwissenschaft verhafteten selbst-referenziellen Prozesse bestimmter Systemtheorien helfen zur Analyse nicht recht weiter, wenn ihnen die historische Dimension des Sozialen fehlt. Wie sich Theorien der biologischen Evolution und des sozialen Prozesses unterscheiden, werden wir später noch weitergehend besprechen. Die scheinbaren Kontinuitäten und Parallelen der Geschichte haben eher mit der sehr ähnlichen frühen Entwicklung der Kognition zu allen Zeiten und Orten zu tun, sage ich noch einmal, mit der nachgeburtlichen Ontogenese. Weil Menschen ihr frühes Denken in gleicher Weise aufbauen, kommen sie zu ähnlichen Ergebnissen, bei Werkzeugen wie etwa in Mythen, deren Strukturen bei ganz unterschiedlichen Geschichten eine grosse Ähnlichkeit zu jeweiligen Zeiten ausweisen, wie wir noch sehen werden).²

1 Ich spreche nicht von einem selbstorganisierenden System einer bestimmten Theorie, sondern sehe „*sich selbst verändernd*“ als recht allgemeine Bestimmung historischer Prozesse. Durch das Prozessieren ändern sich die Parameter für das folgende Prozessieren. Oft basierend auf Zufall, so dass eine Bestimmung des Ziels vom Anfang her nicht möglich ist; dazu später ausführlich.

2 Snell verweist darauf, es sei eine der „*merkwürdigsten und geheimnisvollsten Tatsachen in der geistigen Geschichte der Welt, daß um das Jahr 500 v. Chr. in drei verschiedenen, weit voneinander abliegenden Ländern unabhängig voneinander zum erstenmal Denker auftreten, die wir mit dem griechischen Wort Philosophen nennen, in Griechenland, in Indien und in China*“. (1975: 275) Wobei wir nicht wissen, ob nicht auch in Amerika und Australien gleichzeitig solche Denkleistungen entstanden waren. Brauchte also die Entwicklung der nötigen Hirnstrukturen generell so lange, ist wieder zu fragen? Es muss beispielsweise kein Schiffsverkehr zwischen Afrika und Südamerika stattgefunden haben, um hier wie dort ähnliche Erkenntnisse auszubilden, wie Heyerdahl annimmt, der mit den Flößen Ra/ Ra-II die vermuteten Schiffsrouten erkundete.

Die in der Phylogenese komplexer werdenden frühen Artefakte von Werkzeugsteinen über Faustkeile zu Schrapern, Pfeilspitzen und mehr lassen sich tatsächlich gut mit den ontogenetisch wachsenden Fähigkeiten von kleinen Kindern in systematischen Bezug setzen. Es wird deutlich, warum die bisherigen Spekulationen, die lediglich auf Basis der Naturgeschichte und der Naturwissenschaften beruhen, keine schlüssige Theorie zur Entwicklung des reflexiven Denkens erbringen konnten; den Worten nach ähnlich wurde auch früher schon argumentiert, doch heute haben wir Wissen dazu. Vor allem Dux hat mit seiner neuen soziologischen Leitwissenschaft, der *Historisch-genetischen Theorie*, die Fundamente für eine weitergehende Sicht gelegt und etwa die Differenz von biologisch/ evolutiver Kapazität des Gehirns zu historisch/ sozial erwerbbarer Kompetenz herausgestellt.¹ (2008) Daran knüpft meine Arbeit an.

Präfrontaler Kortex

Der Schlüssel zur besonderen „Menschlichkeit“ des Homo sapiens ist der hinter der Stirn sitzende Präfrontale Kortex als Teil der Frontallappen.² Nach Bauer wirkt eine negative (heutige) Erziehung unter Umständen sogar messbar auf die körperliche Ausdehnung des Präfrontalen Kortex. Erziehung sei *„ein vacettenreicher Prozess, der beim Menschen den Schutz des wehrlosen Kindes, seine Ernährung, emotionale Zuwendung, sichere Bindungen, Identifikation mit Vorbildern und soziale Unterstützung einschliesst, aber auch Kritik an nicht angepasstem, nicht sozialdienlichem Verhalten“*. Und: *„Sozial abgestimmte Verhaltensweisen haben zahlreiche kognitive Voraussetzungen: die Fähigkeit zur Übersicht über ein System mehrerer miteinander interagierender Menschen, die Fähigkeit, die Perspektive anderer einzunehmen, und abzuschätzen,*

1 Dux hat den Wettkampf zwischen Habermas und Luhmann mit einer praktikablen Soziologie gewonnen. Die Begegnung mit der Duxschen Theorie und deren kritische Übernahme habe ich an der Darlegung des Prozesses bei Marx/ Engels unten als Exkurs skizziert.

2 Das ist der Teil des Gehirns, aus dem heraus manche durch Erfahrung in der Ontogenese entstandene Lösung für ein Problem „vorgeschlagen“ wird, die noch vom Bewussten zu bewerten und gegebenenfalls zu negieren ist, wobei wiederum auch Emotionen „eingreifen“. Für einige Gen-Techniker ist dieser normale Vorgang – wie sollte „Denken“ sonst ablaufen? – der Beweis unserer geistigen Abhängigkeit von den Genen, weil die schon wüssten, welchen Knopf bei einer (extrem leichten) Aufgabe wir drücken werden, bevor unser Bewusstsein dies entscheidet – deshalb seien wir ohne freien Willen! Unbesprochen bleibt die Möglichkeit der Hemmung, etwas noch rechtzeitig zu stoppen, nachdem „unser Gehirn“ einen Vorschlag machte. (Crone, 2011: 62ff) Rösler hat vor allem die statistische Irrelevanz solcher Wahrscheinlichkeiten dargestellt, auch die zur Vorhersage eines tätigen Verbrechers. (2011: 402ff) Bei der Koordination eines längeren Gesprächs, (Donald, 2008) womöglich über Jahre hin, geht es allerdings etwas komplexer zu als Messungen der Gehirnströmung es zeigen können. Neuerdings geben die „Spiegelneuronen“ Anlass zur nativistischen Euphorie: beim Handeln und beim Zusehen solchen Handelns bei Anderen zeigen sich bei Messungen ähnliche Muster im Gehirn, was auf „angeboren“ verweise. Doch so einfach ist es nicht, wie Bischof-Köhler zeigt. (2011: 245ff) Wie sollten wir ohne entsprechende Hirntätigkeit erkennen? Was sollte das Hirn sonst zeigen?

welche Folgen das eigene Verhalten auf das Verhalten anderer haben wird“.
(2011: 108; siehe Tomasello) Crone (2011) betont die insgesamt stattfindende Reifung verschiedener Hirnteile und Zusammenhänge.

Nur unter den zitierten Bedingungen könnten Kinder die nötigen Reifungsschritte erreichen; gelinge dies, „*verhalten sich psychisch durchschnittlich gesunde Kinder ganz überwiegend egalitär, d.h. sie verteilen Güter gleichmäßig zwischen sich und anderen*“.¹ (109) Sie sind also „prosozial“, wie ein solches Verhalten auch genannt wird. Eine negative Entwicklung führt dagegen (heute) oft zu psychopathischen, gefühllosen und schwer gewalttätigen Menschen. Hier sehen wir auf die Möglichkeit einer sozial entstandenen generellen Aggressionsbereitschaft, oder vielleicht besser -fähigkeit, die onto- wie phylogenetisch sich auch für die Zeit Älterer Wildbeuter:innen als wirksam zeigen konnte, weil es damals nur Menschen mit solcher „Störung“ gab, wie ich etwas pointiert sagen möchte; dazu später.

Der Präfrontale Kortex ist beispielsweise für die Bewältigung von Doppelaufgaben bedeutsam, zwei Parameter gleichzeitig zu denken. (Stelzel, 2008) Das vor allem ohne Schulbildung nur gering ausgebildete Denken, wie wir es bei Wildbeuter:innen und einfachen Gartenbauvölkern bis ins 20. Jahrhundert hinein finden, scheitert daran noch, zwei Dinge – wie Höhe und Durchmesser eines Gefäßes – gleichzeitig zu berücksichtigen, werden wir noch sehen. Das bedeutet im Wesentlichen den Mangel abstrakten Denkens, wie es ebenfalls für das Jung-Paläolithikum unterstellt wird, als sich die Kognition noch im frühen phylogenetischen Aufbau befand und den Menschen „alles“ als konkret erschien, auch „Göttliches“ oder Träume; das wird gleich für die Frage bedeutsam, ob beziehungsweise in welcher Weise traditionales Denken bewusst Symbole verwenden kann.¹

Es geht auch um das Temperament, das etwa bereits intensiv vor- und direkt nachgeburtlich angelegt wird, also weitestgehend unbewusst und unerinnerbar, und betrifft etwa die Impulskontrolle im Moment der Furcht. Heute zeigt der Zustand mit drei Jahren eine signifikante Ausbildung der Persönlichkeit mit 18 Jahren. (Roth/ Strüber, 2015: 177ff) Solche Ausprägungen könnten für meine Untersuchungszeit also einige Relevanz haben, wenn einmal mehr darüber bekannt ist. Wenn ich auch die Berücksichtigung der Transmitter im Gehirn für grundlegend halte, darf dabei nicht vergessen werden, sie wirken sozusagen *statistisch*. Eine bestimmte Menge von Botenstoffen macht Menschen nicht sicher zu einem besonderen Typus (gewalttätig etwa), sondern erhöht oder vermindert die Wahrscheinlichkeit, dass in bestimmten Situationen besondere Ausdrucks-

¹ Eine besondere Schwierigkeit besteht darin, zwar für die Eliten vom Göbekli Tepe in jenem Bauwerk eine Symbolik (Götter) zu erkennen, was aber für einfache Stämme rezenter Urvölker des 19. Jahrhunderts nicht so eindeutig ist, weshalb eine Skala von „prä-symbolisch“ bis zur heutigen Fähigkeit des symbolischen und abstrakten Denkens noch zu erarbeiten ist.

formen auftreten. Der Mix macht wohl auch viel aus. Bei rezenten Urvölkern sind etwa die Mengen an „männlichem“ Testosteron im Blut recht unterschiedlich. (Proceedings..., 2012) Und in welcher Weise und Menge Menschen im Jung-Paläolithikum sie produzierten, muss nicht heutigen entsprechen, wenn nun angenommen wird, das Gehirn habe wahrscheinlich eine deutliche Veränderung seiner Ausprägungen in der Geschichte zu verzeichnen. Das zeigen auch Selbst-Experimente, die der Niederländer – nicht etwa ein Eskimo – Wim Hof in extremer Kälte anstellt,: *„Meine drei Säulen sind: Atemtraining, das sukzessive Sich-der-Kälte-Aussetzen und Meditations- und Konzentrationsübungen, um den Geist zu stärken... In unserer modernen Welt versuchen wir, die Kälte künstlich auszusparen. Der Körper ist aber von Natur aus dafür gemacht, extreme Temperaturen auszuhalten. Wir müssen nur wieder dahinkommen. Es ist eine Art Fitnesstraining. Die Kälte tut außerdem gut, weil sie Entzündungen im Körper eindämmt“*. Das wurde in wissenschaftlichen Studien bestätigt. (Spiegel.de, 9.10.18; in Wien stellte sich Josef Köberl gut zwei Stunden bis zum Hals in Eiswürfel, Spiegel.de, 10.8.19) Bei den hohen Verflechtungen der neuronalen Prozesse gibt es kaum ein schlichtes Ursache-Wirkungsschema, warum etwas entsteht und wie es wirkt. Es geht hier um erste Analysen.¹

Wir werden unten noch intensiv auf rezente Urvölker zu sprechen kommen, die also in ihrem Alltag noch nicht mit europäischer Kultur verbunden waren, auch auf die Problematik, ob und wie der Bezug sinnvoll ist, ohne jene Völker zu diskreditieren. Es geht nicht darum, sie ersatzweise für Steinzeitaltervölker anzusehen. Aber die Berichte über sie sind ein wichtiger Beleg dafür, die Entwicklung des Geistes historisch zu erkennen und einzuordnen, so wie es Kulturen der Antike und des Altertums auch zeigen; wir sehen Schritte traditionellen Denkens. Und natürlich lebten rezente Urvölker sehr unterschiedlich, bildeten selbst, obwohl gleichzeitig lebend, eine Art historischer Analyse von sehr simpel zu weit entwickelt; heute gibt es sie nicht mehr, ausser vielleicht Einzelfälle in Amazonien.

Bei Analysen von Aggression über diesen Weg denken wir an die heute als relativ friedlich beschriebenen Wildbeuter:innen, wie Mbuti, Hadza oder Khoisan, Buschleute. Doch ganz so klar ist das keinesfalls, wenn wir beim älteren Jung-Paläolithikum generell noch von erstmaliger Herausbildung dieser Verhaltensweisen beim Homo sapiens ausgehen. Die Kompetenz war noch in der frühen Formung. Rezente Wildbeuter:innen haben fast 40.000 Jahre längeres Lernen hinter sich (und starke Nachbarn, die sie friedlicher stimmen mochten, wie später die Kolonialisierung, die Gewalt bei diesen Völkern verbot). Nicht nur

¹ Es wird auch für möglich gehalten, daß vor 50.000 Jahren bei Sapiens eine hormonelle Verringerung der Testosteron-Produktion die Gesichtszüge verschlankte und kulturelle Fähigkeiten verstärkte. (scinexx.de, 4.8.14) Eine solche genetische Veränderung müßte aber wohl vor dem Auszug aus Afrika passiert sein, also vor mehr als 60.000 Jahren.

eine deprivierende Erziehung ist hier zu berücksichtigen, sondern das generelle Wachstum des Präfrontalen Kortex dauert bis zum Ende der Adoleszenz, wodurch nach Abschluss der historisch je nötigen Erziehung schon in jüngeren Jahren, der Zeit der Pubertät (Initiation), dessen weiteres Wachsen nicht mehr genutzt wird; oder wächst dieser Gehirnteil nicht weiter, wenn entsprechende Stimuli fehlen?¹ Dieser Prozess scheint zuerst ungefähr mit den Stadien Piagets parallel zu laufen, führt jedoch weit über die Zeit hinaus, in der sogar das formal-operative Stadium beginnt (ab vierzehn Jahren), bis ins zweite Jahrzehnt. Das alles gilt es interdisziplinär zu überprüfen.

Der Präfrontale Kortex ist die evolutiv jüngste Schicht des tierischen/ menschlichen Gehirns. (Affentranger, 2006; Rösler, 2011) Er war aber vor der Trennung der Zweige Affen - Menschen bereits angelegt, denn auch bei Affen (und schon früheren Entwicklungsstufen) ist er zu finden. (Passingham/ Wise, 2012) Neandertaler:innen mit zwar ähnlich grossem Hirnvolumen wie Sapiens wiesen, wie Erectus, noch eine fliehende Stirn und ein langes Hinterhaupt auf. Das könnte für die kognitive Differenz und die der Lernfähigkeit entscheidend gewesen sein. Bei Homo sapiens wurde der Präfrontale Kortex weitergehend zum zentralen Element der sozialen Kompetenz. Es sei der Frontale Kortex bei der Geburt biologisch in seinen Teilbereichen bereits vollständig erkennbar, sagt Affentranger, die Grundstruktur sei etabliert und die endgültige Anzahl der Neuronen erreicht. Das weitere Anwachsen der Gehirnmasse sei also nicht auf weitere Zellteilungen zurückzuführen, sondern beispielsweise auf die Synapsenbildung. (2006: 25)

Dadurch wird wohl ausgedrückt, was Bauer mit Erziehung als Ursache für aggressiven Charakter bespricht und ich die „soziale Auffüllung“ der biologischen Struktur nenne. Der Präfrontale Kortex wäre also selbst von der historisch entwickelten Kompetenz bestimmt, wozu generell die Biologie des Gehirns zuvor ausgebildet sein musste, wie es durch eine genetische Ergänzung bei

¹ Ich spreche von Pubertät, richtiger wäre es, sie von Adoleszenz zu unterscheiden, da Erstere primär das geschlechtliche (Neu-) Werden darstellt. (Crone, 2011) Vielleicht muss von traditionellen Völkern gesagt werden, es gäbe gar keine (Jungen-) Pubertät. Swanhilt Haeger (2005: 144ff) fand in ihrer Pilotstudie bei islamischen jungen Männern einen unmittelbaren Übergang Kind - Erwachsener. Das Fazit ihrer Studie lässt sich – wenn der Islam durch eine offenere Religionsform im animistischen Bereich ersetzt gedacht wird – sehr interessant als Beschreibung älterer Sozialformen lesen, um die Rollenzuteilung in traditionaler Weise nachzuvollziehen.

In der Auseinandersetzung um die Darstellung Meads über Samoa von 1926 sieht Freeman dort als Parameter für geistige Auflehnung in der Adoleszenz eine deutliche Delinquenz ab 13 Jahren mit einer breiten Spitze von 16 bis 20 Jahren, danach einen deutlichen Abfall. (1983: 291) Allerdings ist Samoa nach dessen Forschungen, im Gegensatz zu Mead, diesbezüglich für rezente Urvölker in mehrfacher Beziehung ein Sonderfall: extreme Moralvorstellung, Jungfrauenkult, verbreitete Aggression, frühe Christianisierung und ausgeprägt verwalteter Kolonialisierung, Schulen. Nehmen wir es so zur Kenntnis.

Homo sapiens gegenüber erectus und neanderthalensis vorstellbar, wenn nicht wahrscheinlich ist. Die damit verbundene Ausdehnung des Hirn-Raumes und der damit verbundene kognitive Systemwechsel konnte nun die Lernfähigkeit bei Sapiens wesentlich erhöhen, wie es die archäologischen Quellen ja auch zeigen. So meine These. Lernen zog wiederum die sich verdichtenden neuronalen Netzwerke im Präfrontalen Kortex nach sich, der zumindest bei Sapiens in der Ontogenese noch bei Jugendlichen den jeweiligen historischen Erfordernissen „angepasst“ werden kann, insofern ist er auch für die Phylogenese von erheblicher Bedeutung, in der sich das „Menschliche“ von Generation zu Generation weiter ausformt.

Denken wir ebenso an die Umorganisation des Gehirns in der heutigen geistigen Pubertät, die offenbar eng mit diesem Prozess verbunden ist.¹ Deshalb kann Erziehung einen Einfluss sogar auf die Grösse und Funktion des Präfrontalen Kortex haben. Damit ist eine wichtige Erweiterung des Intellekts zumindest bei Homo sapiens angesprochen. Affentranger (2006) nennt drei besonders intensive Wachstumsphasen: von 0-2 Jahren, 7-9 und dann 16-19 Jahren. Die zweite wichtige Phase beginnt also am Ende des prä-operationalen Stadiums der Ontogenese, das bei vielen früheren Völkern auch von Erwachsenen nicht überschritten wurde, wie wir sehen werden. Offenbar ergeben sich aus diesen Zusammenhängen die ontogenetischen Stadien bei Piaget. Der Präfrontale Kortex wird darüber hinaus im Alter als erstes zurückgebildet. Wir werden noch von der Neuerungsfeindschaft bei rezenten Urvölkern hören. Könnte die also durch die im Alter beginnende Rückbildung der Frontallappen mit verursacht sein, wenn die Alten (Männer), die typischerweise das Sagen in solchen Gruppen haben, altersbedingt besonders starrsinnig am Überkommenden festhalten, überdies mit Hilfe des nicht zuletzt dazu geschaffenen patriarchalen Religiösen?

Das menschliche Denken betont Affentranger als mehr proaktiv denn reaktiv. Durch die Frontallappen habe der Mensch *„ein Mittel zur Verfügung, das es ihm erlaubt, sich von der Vergangenheit und der Gegenwart zu lösen und sich in die Zukunft zu projizieren. Um das zu erreichen, bedarf es mehr als der blossen inneren Repräsentation [Konstruktion] der Aussenwelt. Es bedarf der Fähigkeit, diese Repräsentationen zu manipulieren und zu transformieren“*. Und: im Präfrontalen Kortex *„entstehen Absichten und Ziele, zu deren Erreichen er, basierend auf den inneren Modellen der Aussenwelt, Pläne entwirft, die nötigen Handlungen zusammenstellt, Subfunktionen rekrutiert und diese in der zeitlich richtigen Reihenfolge initiiert und schliesslich überprüft, ob die erfolgten Handlungen zum Ziel geführt haben oder nicht. Die Fähigkeit, Ziele*

¹ Zur Pubertät bei rezenten Urvölkern fällt in Berichten der alleinige Bezug auf biologische Entwicklungen auf, der „Generationenkonflikt“ entfällt offenbar weitgehend, oder die Berichterstatter:innen erkannten ihn nicht. (Krebs, 2001: 533; ich mache unten eine Andeutung dazu bei den Bambuti/ Mbuti). Die Arbeit Freemans (1983) erwähnte ich eben schon.

zu formulieren, setzt die mentale Repräsentation eines Selbst [!] voraus und so überrascht es nicht, dass das Erscheinen eines Selbstbewusstseins phylogenetisch in direktem Zusammenhang mit der Evolution der Frontallappen steht. Die Funktionen des präfrontalen Kortex sind vielmehr metakognitiv als kognitiv. Ihm kann nicht eine bestimmte kognitive Fertigkeit zugeschrieben werden, sondern er verbindet und organisiert kognitive Fertigkeiten“ (2006: 28; mit Fuster, Goldberg)

Der Präfrontale Kortex ist also so etwas wie ein Dirigent des Gehirns, dessen wichtigsten Zugriffe ich hier einfach mal in einer Liste wiedergebe, als – erstens – die („positiven“) Funktionen: *Exekutive, Aufmerksamkeit, kognitive Kontrolle, Arbeitsgedächtnis, Problemlösen, Planung, Handlungsplanung, Sequenzieren, Antizipation, Monitoring, Evaluation, Set, Inhibition, Faszilitation, Antrieb, novelty detection, decision making, Belohnung, Bestrafung, Humor, Abstraktionsvermögen, Theory of Mind, Introspektion, Perspektivenwechsel, Encoding, Retrieval, Kreativität, Selbstreflektion, Bedürfnisaufschub, Impulskontrolle, Umstellfähigkeit*; und – zweitens – als die („negativen“) *Dysfunktionen: Enthemmung, Perseveration, Ablenkbarkeit, Soziopathie, Depression, Reizbarkeit, Affektlabilität, Apathie, Euphorie, Aspontanietät, Hyperaktivität, Hypoaktivität, Rigidität, Planungsstörungen* und mehr. (2006: 27ff) Was also nicht? stellt sich die Frage.

Hirn-Schädigungen – woran heute vieles „gemessen“ wird – können dann offenbar zeigen, was eine ungenügende Ausbildung des Präfrontalen Kortex bewirken kann. Das gilt für evolutiv noch fehlende Bereiche – vielleicht bei *Homo erectus* – und ebenso bei ontogenetisch und phylogenetisch noch nicht ausgebildeten Fähigkeiten, die für meine Studie besonders interessant sind. Wäre diese Hirnregion bei Früh-Menschen noch wenig und auch beim frühen *Homo sapiens* – etwa durch defizitäre Erziehung – nicht voll ausgebildet, würde manches Sonderliche bei rezenten Urvölkern besser verständlich, auch ihre Emotion und die Neigung zur Gewalt (Kopfjagd, Blutrache...). Es sei erkennbar – sagt Affentranger –, wie ein „*rigides Stimulus-Reaktionsschema*“, also Instinktverhalten,¹ in der Evolution durch Sozialverhalten überschrieben wurde. Bei manchen Schädigungen der Frontallappen käme ein *phylogenetisch älteres Verhalten* zum Vorschein. (28)

Hier wäre weiter zu prüfen, ob durch die Hirnverletzungen wirklich wieder von womöglich „tierischen“ Instinkten zu reden ist, oder ob ein anderes eingeschränktes Verhalten sich einstellt, worauf soeben mit den Dysfunktionen hingewiesen wurde. Im Jahr 1848 erlitt Phineas P. Gage, ein amerikanischer Arbeiter, bei einer Explosion einen unglaublichen Unfall. Eine drei Zentimeter dicke Eisenstange wurde von unten durch sein Kinn, die linke hintere Augenhöhle

¹ Es sei noch einmal an die Dispositionsnetze bei Damasio erinnert, die Instinkt ablösen, (2011) während er bei mir als Pol gegenüber Bewusstheit beibehalten wird.

und dann die Stirn getrieben, und er überlebte das bis 1860. Allerdings veränderte die Zerstörung eines Teils des Vorhirns seinen Charakter. Er wurde, anders als zuvor, kindisch, impulsiv und unzuverlässig.¹

Hinzu kommt: es kann beim Präfrontalen Kortex nicht nur über Kognition nachgedacht werden, auch die Gefühle/ Emotionen werden durch ihn koordiniert, wenn sie auch primär in anderen Hirnteilen entstehen. Sie spielen bei Kognition und Rationalität eine erhebliche Rolle. Da es bei diesem Thema zugleich um die Entstehung des Selbstbewusstseins geht, scheint sinnvoll zu sein, zuerst einmal nur an ein Selbst-Gefühl zu denken, lange bevor von Individualität die Rede sein kann. (Flam, 2002, mit Cooley) Das gilt gerade bei den diskutierten Älteren Wildbeuter:innen zu Beginn des Jung-Paläolithikums.

Ich erwähne einige weitere Punkte, die für meine Studie wichtige Hinweise geben, auch wenn Affentrangers Skizze in ganz anderem Zusammenhang entstand und diese Punkte weiter zu überprüfen sind. Schäden am Präfrontalen Kortex können beispielsweise dazu führen, Schmerzen und Angst weit weniger zu empfinden. Typisch sei auch die Furchtlosigkeit in Risikosituationen und die Unbekümmertheit gegenüber den zukünftigen Folgen ihrer Handlungen. (2006: 61) Das eben kennzeichnet frühe Wildbeuter:innen. Frontalhirn-Patient:innen haben auch grosse Probleme, von Konkretem zu abstrahieren, Richtig oder Falsch zuzuordnen oder Ironie zu verstehen, die sie wörtlich nehmen. (30) Sie sehen nur das Hier und Jetzt, haben also einen anderen Zeitbegriff, einen ohne Zukunft, und verstehen „alles“ als konkret – eben wie die rezenten einfachen Urvölker, wie wir noch sehen werden, die auch Geister oder Träume als real begreifen. Das ist ein bedeutendes Kennzeichen traditionellen Denkens, dem ich für die frühe Phylogenese als „normal“ unterstelle, was heute als Schädigung verstanden wird. Keine Ironie zu erkennen, mag aber auch Auswirkungen auf die „Ehre“ haben, die wohl weltweit bei einer empfundenen Kränkung mit Totschlag rehabilitiert wurde (sehr ausgeprägt noch bei den alten Germanen; (Grönbech, 1954; aber denken wir auch an „Duelle“ noch weit jüngerer Zeit; siehe Frevert, 2011). Andere Phänomene dieser Art sind mangelhafte Planung und Vorausschau. (Affentranger, 2006: 43)

Solches Verhalten stellen wir also bei einfachen Wildbeuter:innen in hohem Masse fest. Generell beschreibt Affentranger – aus Kenntnis von Schädigungen des Gehirns am Präfrontalen Kortex, betone ich noch einmal – die Ausbildung von Verhaltenssymptomen, die an Psychopathen und Soziopathen erinnern, wie Bauer das hinsichtlich der mangelhaften Erziehung schildert, die zu Aggression und Gewalt führen könnten, Störungen, die in bildgebenden Analyseverfahren des Gehirns sichtbar zu machen sind. (61; ähnlich unten: Roth/ Strüber, 2015)

¹ 1867 wurde der Schädel (und die Stange) exhumiert und später für die Neurologie gescannt.

In früher Zeit, für die zu Beginn des Jung-Paläolithikums noch der kognitive Typus der Älteren Wildbeuter*innen unterstellt wird („prä-bewusst“), wäre entsprechend die Ausbildung „des Menschlichen“, das sozusagen potentiell durch den Präfrontalen Kortex möglich wird, noch nicht auf dem Stande gewesen, den die Frontallappen zum Ende des Untersuchungszeitraumes erlaubten. Bei der Entwicklung der Sozial-differenzierten Gemeinschaft (Göbekli Tepe) wurde wahrscheinlich das prä-operative kognitive Stadium vollständig ausgebildet, (6. - 7. Lebensjahr nach Piaget; s. u.) und deren Eliten erreichten vielleicht bereits Anfänge des konkret-operativen Stadiums.(10. - 11. Jahr) Bis in unsere Zeit verändert sich die Ausbildung entsprechend der phylogenetischen Entwicklung.

Dafür will ich insbesondere auf die Fähigkeit des Planens verweisen, die in den Quellen ab vor 20.000 Jahren in nennenswerter Weise erkennbar ist, mit Vorratsgruben, festeren Gebäuden, die zu beständigen Siedlungen wurden. Und später natürlich mit den Monumenten vom Göbekli Tepe und Jericho. Obwohl wir heute einen anderen, weitergehenden Begriff von „Planung“ haben. Wenn der Präfrontale Kortex aber selbst ontogenetisch durch Erziehung sogar in seiner Grösse ausgeprägt wird, liesse sich im Wechselspiel von Onto- und Phylognese nur schwer noch davon sprechen, das Gehirn des Homo sapiens sei „immer schon“ gleich gebaut gewesen (was sich in den Neurowissenschaften bestätigt). Die humane *Kapazität* (!) erfährt vielleicht selbst eine phylogenetische Entwicklung, die bestimmten Zeiten bestimmte Möglichkeiten zuordnet oder nicht; es ist offenbar komplizierter als ich es früher beschrieb. Darauf ist nach dieser Übersicht über soziale Zusammenhänge zurückzukommen.

Zum Beginn der Kultur

Warum beginnt das Kulturleben des Homo sapiens in Westeuropa fast gleichzeitig mit drei kognitiven Errungenschaften, Schnitzen, Malen und Musik? Wichtige Kulturtechniken werden erworben, zu denen wohl erstmals „Freizeit“ genutzt wird, Zeit, die nicht für den Erwerb der Nahrung und das Nötigste zum Leben gebraucht wird.¹ Bald entsteht aus dieser „Kommunikations-Fähigkeit“ die weitergehend grammatikalisch strukturierte Sprech-Sprache; diese These lässt sich aus den empirischen Funden ebenso wie aus einer entwicklungspsychologischen Theorie Tomasellos ableiten; s. u. (2011)

Dazu spielte wahrscheinlich die regionale Situation eine Rolle. Die modernen Menschen kamen vom Schwarzen Meer das Donautal hinauf, so ist heute die Auffassung, und erreichten an den Pyrenäen und der Biskaya so etwas wie ein Ende der Welt. Nun wurde in die *Fläche* davor gesiedelt und die Region „aufgeteilt“, viele Kontakte entstanden und förderten den sozialen Umgang.

¹ Das darf nicht mit heutiger Zeiteinteilung verwechselt werden. Vielleicht benötigten jene Menschen mehr Schlaf oder jedenfalls Ruhepausen zur Regeneration; kein Achtstundentag!

Betrachten wir die *heutige* Ontogenese, so befinden sich die Menschen am Beginn ihres Lebens fast immer in ziemlich beständigen Lebenssituationen, in Familien, Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften. Solche Zusammen-schlüsse wurden unter anderem horizontal durch verwandtschaftliche Organisierung und vertikal durch Traditionen der alltäglichen Macht verbunden, die jede Gruppe formt. Das galt nicht immer schon. Nicht reflektierte Bewusstheit, sondern die Gewohnheit, in eine Gruppe hineingeboren zu sein, nur mit der Mutter „verwandt“, prägt zunächst das Älterwerden der einzelnen Menschen. Erst später entstehen Institutionalisierungen, zuerst wohl die der Verwandtschaft, dann weitergehend die der Gruppenbeziehungen. Erst im Altertum (Mesopotamien, Ägypten) entstehen wieder neue soziale Formen, dann weitergehend in der Antike (Griechenland, Rom), und ähnlich ist es dann bei *rezenten Urvölkern*, Wildbeuter:innen und einfachen Gartenbaukulturen, die noch nicht nennenswert europäischen Einflüssen und Zwängen ausgesetzt waren.

Zur Zeit des *Beginns* des Jung-Paläolithikums, den ersten Jahrtausenden, ist die Situation anders. Nachdem Homo sapiens von Afrika aus die Welt zu besiedeln begann, blieben – bildhaft gesehen – Gruppen zurück, andere zogen weiter. An den jeweiligen Spitzen dieser sehr langsamen Siedelung nach Norden fanden sich immer wieder Besonderheiten des Zusammenlebens. Entsprechend der jeweilig erreichten und sich ändernden Umwelt, die neue Anforderungen stellte und entsprechende Fähigkeiten erwerben liess, auch in der Kommunikation. Die eine Gruppe lernte schneller, Laute zur Unterstützung ihrer Zeichensprache einzusetzen, eine andere langsamer oder gar nicht. Beim Wachsen von Gruppen wurden junge Leute ausgegrenzt, die eigene Nahrungsgründe suchen mussten. Manche behielten die Verbindung zu dem Stamm, von dem sie sich getrennt hatten, andere verloren sich in den eurasischen Weiten, gewannen vielleicht später erneut Anschluss an mittlerweile fremde Gruppen, nachdem ihre Vorfahren in ein Seitental siedelten, das sich nach wenigen Generationen als nicht ergiebig genug zeigte. Viele starben aus.

Dennoch ist in der frühen Zeit der grossen Ausbreitung über wohl 10.000 Jahre bis nach Westeuropa *einerseits* von (gefühl) stationären Leben auszugehen; diese Menschen wussten nichts von grosser regionaler Ausdehnung oder gar Wanderung. Und in diesem Rahmen gab es *andererseits* ein vielfältiges Kommen und Gehen an guten Plätzen; es kam eher zu, wenn auch weiträumigen, regionalen Clusterbildungen als zu gleichmässig über die Regionen verteilten Kleingruppen.

Diese Skizze fördert die Vorstellung, eine *Zeichensprache* konnte sich als zweckmässiger als verschiedene noch rudimentäre Lautsprachen gezeigt haben. Beispielsweise hatten im weiten Nordamerika vor allem die berittenen, bisonjagenden Völker mit ihren zahllosen unterschiedlichen Sprech-Sprachen eine gemeinsame Zeichensprache entwickelt, die manchmal als „gemalte Rede“

bezeichnet wird. (Welt-der-Indianer.de; für Südamerika Lévy-Bruhl, 1926: 135) Bei Wolfradt (2011) finden wir den Hinweis, an der Leipziger Universität sei bereits 1921 von „zeichnender Gebärde“ die Rede gewesen. Gezeichnet, wie die Bilder in den Höhlen? So wie wir heute ins Gestikulieren verfallen, wenn wir auf anderssprachige Menschen treffen. Jene frühen Zeichensprachen entstanden aber, anders als heutige, in einer noch-nicht-vollsprachlichen Umwelt! Manche rezente Urvölker kennen sie für bestimmte Zwecke neben ihrer normalen Sprech-Sprache, einige haben zusätzlich Männer- oder Frauensprachen.

Es gab – soll damit gesagt werden – kaum schon einen halbwegs gleichmäsig ausgebildeten kognitiven Standard, wie wir ihn beispielsweise doch recht deutlich bei den weit jüngeren rezenten Urvölkern sehen, die alle, zum Teil recht komplizierte Sprachen haben. Erst mit den Jüngeren Wildbeuter*innen, oder in der Übergangszeit, mussten sich dann – nach meiner These – notwendig reflexives Denken und bewusste *Logiken* herausbilden, wie die äussere Welt funktionieren möge, was beziehungsweise *Wer* Flüsse fließen oder den Wind wehen lasse und die Nahrung erzeuge. Der Zwang zum Lernen wurde dann exponentiell grösser, wenn vor allem wachsende Siedlungen die Sozialität änderten, mehr und auch fremde Gruppen kamen zusammen. Entsprechend wandelte sich immer wieder die Vorstellung der Welt und ihrer Schöpfung, dies aber innerhalb der Form einer *traditionalen Logik*, die mit frühen Formen der Bewusstheit zusammengeht, zu denen wir noch kommen.

Ziemlich deutliche *Belege* für sozialen Wandel finden wir mit der Schrift erstmalig in Sumer, wo die zuerst angenommene völlige *Willkür* der Welt sich auch in der Vorstellung einer Allmacht der Gött*innen äusserte und dann langsam, erst vor 3.000 Jahren, „*der Mensch seine eigenen* [...] *sittlichen und ethischen Wertungen zum Maßstab*“ machte. (Jacobsen, 1954: 235) Am Ende dieses Weges des Homo sapiens aus Afrika (von mehreren in andere Teile Eurasiens und nach Südafrika) kommt es in der Region Westeuropa zu einer Konsolidierung der kognitiven Prozesse, zu denen auch die Sprech-Sprache gehört.

Wir werden unten, bei der ausführlichen Besprechung der Ontogenese, noch sehen, wie die Stadien des Denkens bei Kindern entstehen. Übertragen auf die Geschichte, zumal auf die Frühgeschichte, kann deshalb nicht davon abgesehen werden, dass frühe Menschen während der *ersten* Entwicklung im Tier-Mensch-Übergang in ihrer Kognition und Logik auf das von Kindern zu bestimmten Lebensaltern erworbene Mass beschränkt blieben. Was wir als Ontogenese sehen, musste sich aus tierischen Instinkten und Fähigkeiten erst einmal herausbilden, Phase für Phase. Wenn ich also definiert von „Prä-Bewussten“ spreche, die ich mit fünfjährigen Kindern verbinde, wo sich in der Piagetschen Systematik noch eine weitere Grenze zeigt, ist das nur eine Annahme für den Anfang jener frühen Epoche, die noch durch vor allem entwicklungspsychologische Forschung verdichtet werden kann, wenn empirisch belegte Tätigkeiten der

Menschen ins Verhältnis zu kindlichen Stadien der Kognition gesetzt werden. Was konnten Kinder in welchem Alter? Zuvor muss es in der Gattung Homo ebenso einen Typus gegeben haben, der mit dreijährigen Kindern verbunden wird. Für jüngere Kinder mischen sich in der Literatur die Fähigkeiten mit Schimpansen, denen manchmal Kenntnisse von Fünfjährigen zugetraut werden. Da dies allenfalls für sehr isolierte Probleme gilt, scheinen solche Aussagen problematisch, wenn nicht auch diese Einschränkung mit benannt wird; doch das interessiert hier nicht.

Da es auch eine Geschichte der Kognition gibt, kommen wir um die Formulierung von Differenzen zwischen modernem und traditionalem Denken nicht herum. Die Logik der Weltvorstellung – von der hier meist verkürzt die Rede ist – hat Auswirkungen bis in den Alltag hinein, wenn auch nicht hinsichtlich einer biologischen Begründung der Intelligenz von „Rassen“. Ich komme im Abschnitt zur Kompetenz und an anderen Stellen darauf zurück: alle *heutigen* Menschen, Sapiens, sind typischerweise intellektuell gleich fähig zu lernen; manche haben jedoch nicht die Chance, den heutigen Standard europäischer Bildung sich anzueignen, auch wenn es *individuell* in allen Gruppierungen geringe Unterschiede in dieser „Intelligenz“ geben mag (biologische Variabilität), die jedoch nirgends der nötigen Alltags- und etwa einer Berufsbildung entgegensteht; alle halbwegs gesunden Menschen sind heute offenkundig zu einem verantwortungsvollen und selbstbestimmenden Leben fähig. Diesbezüglich geht es wirklich nur um: Lernen! Lernen in Umwelten.¹

Schon am Beginn des Jung-Paläolithikums zeigen Anfänge *sesshaften* Lebens uns die *Schnitzereien* in der Schwäbischen Alb und vor allem die frühen *Höhlenmalereien* in Spanien und Süd-Frankreich als etwas ganz Neues, hinzu kommt die *tonale* Darstellung; auch den Ruf eines Tieres zu imitieren, musste erlernt worden sein. Da in der Schwäbischen Alb keine Bilder bekannt sind, könnten die kleinen geschnitzten Figuren vor der Fähigkeit zum Zeichnen und Malen entstanden sein, was wiederum für eine gemeinsame kognitive Ursache dieser Formen der Kommunikation sprechen kann; es gibt weltweit frühe Ritzungen. Eine über die reine Existenzsicherung hinausgehende Kultur entsteht, die sehr früh bereits über weite Regionen vernetzt war, wie Materialien aus anderen Gegenden als den Fundorten belegen.

Der Ausruf: seht her, ich sah ein Nashorn, war sehr schnell allgemeinerständig durch zwei Linien, Horn und Rücken, wiederzugeben; das älteste Bild in der Grotte Chauvet (Frankreich) zeigt ein Nashorn, 32.000 Jahre alt. Nach dem roten Farbfleck vom Monte Castillo von vor 40.800 Jahren folgt in den Funden am Abri Castanet ein 37.000 Jahre altes Teil-Bild eines Rindes. (Natio-

¹ Mir ist klar, dass meine Hinweise auf die historischen Zustände der Kognition in Verbindung mit der Komplexität der Gehirnstrukturen simple Geister zur Herabsetzung älterer Kulturformen führen kann. Sie wäre unsinnig, weil ich von frühen Jahrtausenden rede.

nal Geographic D, 15.5.12) Die Schnitzereien der Schwäbischen Alb, Frauen, Tiere und Flöten, stammen aus 36.000 Jahren alten Fund-Schichten. Doch gerade von vielen Bildern kennen wir das Alter nicht, was die Einschätzung „der“ Höhlenmalerei immer noch sehr erschwert. Die Bilderwelt der Grotte Chauvet ist also nicht etwa generell so alt und entstand vielleicht zeitlich nicht so fern von der in Lascaux, die (vage) ab vor 17.000 Jahren datiert ist.

Durch Zusammenschlüsse grösserer Gemeinschaften entstanden vereinheitlichte Formen der Kommunikation. Offenbar vermehrt in den ersten wildbeuterischen Gross-Siedlungen ab vor 20.000 Jahren, deren Bewohner:innen in der Archäologie manchmal als „komplexe Sammler und Jäger“ bezeichnet werden, ohne die Entwicklung der Kognition hinreichend zu diskutieren. (Noll, 2002; Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) Solche sesshaften Lebensformen entstanden also nicht erst ab vor 10.000 Jahren mit dem Neolithikum (Landwirtschaft), wie wir noch sehen werden, wenn wir die Entwicklung des Sprechens gleich weiter verfolgen. Zuerst kommen wir zur Klärung dessen, was „symbolisch“ heissen kann – und was nicht.

Symbolik

In der frühen Zeit findet selbst „freies“ Denken noch auf einem ziemlich *unbewussten* oder unreflektierten Niveau statt, wie wir zum Bewusstsein noch sehen werden, wenn das auch nur beschreibende Kennzeichnungen sind, keine präzisen Begriffe. Doch hier geht es um ein erstes Verständnis, was gemeint ist. Um die Umwelt im Hirn zu erkennen, bedarf es natürlich einer geistigen Vorstellung. Der allgemein eingeführte Name für solche Entsprechungen ist: *Symbol*. Doch bei der historischen Betrachtung der Entwicklung des Geistes aus dem Tierischen benötigen wir Differenzierungen (wie zum Bewusstsein). Zum *einen* ist das beobachtende Aufnehmen eines äusserlichen Objektes, etwa eines Baumes oder Tieres, im Gehirn, um nicht dagegen zu rennen, und dann dessen Reproduktion als Schnitzerei oder Bild ein reflexiver Vorgang, der erlernt werden muss! Katzen, die in den ersten fünf Monaten täglich fünf Stunden in zylindrischen Räumen aufwachsen mussten, in denen nur vertikale oder, in einem anderen Versuch, horizontale Streifen an die Wände gemalt waren, erlitten deutliche Einschränkungen ihrer Sehfähigkeit. Rösler zitiert den älteren Versuch von 1970: *„stießen sie häufig gegen Gegenstände, und sie konnten bewegte Objekte weniger gut verfolgen als normal aufgewachsene Katzen“*. Es gab Mängel in der Seh-Struktur im Gehirn. (2011: 147)

Das gilt auch bei der Zurichtung bereits eines sehr einfachen Werkzeuges, dessen „Bild“ vor der Herstellung im Kopf „bewusst“ oder „präsent“ ist. Nur durch solches Konstruieren einer Entsprechung der Umwelt im eigenen Kopf ist die soziale Orientierung in der Welt möglich: sie ist komplexer als etwa einem Baum auszuweichen (was ja auch Tiere mit instinktiven Grundlagen der geisti-

gen Repräsentation unter normalen Bedingungen schaffen). Doch zum *anderen* ist durchaus die Frage zu klären, in welchem *Grade* von bewusst oder reflektiert auszugehen ist, weil solche Fähigkeiten im Tier-Mensch-Übergang erst entstanden. Deshalb ist über die beschreibenden wissenschaftlichen Formulierungen nachzudenken. Uns fehlt für die Kognition eine neu formulierte analytische Entwicklungsreihe bis *heute* (etwa: Kognition 1. 2. 3. Grades).

Für meine Analyse des Jung-Paläolithikums ist es ausreichend, das Problem mit dem Bewusstsein oder der Reflexion und ähnlichen Sprach-Formen auszudrücken, indem nur eine Unterscheidung getroffen wird: ich spreche deshalb für die Frühzeit in Afrika, die Zeit der Ausbreitung über die Welten¹ und auch noch für das *frühe* Jung-Paläolithikum definitorisch generell von einer *Vorstufe des Denkens* der modernen Menschen, die in dieser Studie, wenn es nötig ist, lediglich pauschal mit der Vorsilbe „*prä*“ gekennzeichnet wird. Sie ist, wenn auch recht allgemein, in der Wissenschaft eingeführt. Piaget unterscheidet die symbolische Vorstellung als bewusst oder unbewusst (Ginsburg/ Opper, 1993: 97). Bischof-Köhler spricht von *prä-rational* auf emotionaler Basis und ab dem zweiten Lebensjahr von *proto-rational*. (2011: 26ff, 37ff, 66) Bei mir ist beispielsweise *prä-bewusst* gemeint, oder es wird gleich von *prä-symbolisch* bei bildhaften Darstellungen gesprochen. Unterstützt wird diese These durch die Stabilisierung des Schädels erst vor 35.000 Jahren, die wohl auch für die Geistigkeit von erheblicher Bedeutung war, wie wir noch sehen werden.

Unter anderem gilt es dazu, auch jene *traditionale* Logik, die wir von den frühen Mythen aus Mesopotamien und Ägypten bis hin zum alten Griechenland und darüber hinaus noch in unseren Märchen belegt finden, zu entschlüsseln und in ihrer *Struktur* bis zum Beginn des Jung-Paläolithikums zurückzuführen. Diese Mythen zeigen, alles Denken war – in ganz allgemeiner Form verstanden – magisch oder *religiös*, eine rudimentäre Geistvorstellung, in der alle Dinge der Welt als subjektiv handelnd verstanden werden; in jener ersten Phase wäre dann von prä-animistisch zu reden, wie es auch schon lange aus anderen Gründen der Fall ist. Diese Form des Denkens finden wir ebenso noch bei rezenten Urvölkern, die in vielen Berichten vor allem des 19. Jahrhunderts beschrieben wurden. Diesen rezenten Völkern gegenüber ist für den Beginn des Jung-Paläolithikums eine noch geringere kognitive Fähigkeit anzunehmen, da jene Menschen sich noch im *ersten* Entstehen befanden und diese Historizität in der Forschung sprachlich abgegrenzt werden muss. Dass die Menschen vor 40.000 Jahren bereits deutliche *formale* Institutionen ausgebildet hatten, scheint eben deshalb zweifelhaft, wie auch die Ausbildung einer bereits definierten Religion, die in Berichten über die Höhlenmalerei als normal vorausgesetzt wird, wenn

¹ Ich konzentriere mich auf die Ausbreitung des Sapiens nach Eurasien, da die Kenntnisse über Asien und Südafrika gering sind. Vielleicht entstand im Norden die besprochene Entwicklung tatsächlich besonders ausgeprägt, vielleicht fehlen nur Quellen.

von einer Bilderhöhle als gestaltetem „Heiligtum“ die Rede ist; das sind reine Vermutungen, die zudem den Entstehungsprozess der Bemalung über manchmal Jahrtausende ausblenden.

Werden bei archäologischen Funden von Früh-Menschen einfache Ritzungen in Felsen oder auf Knochen entdeckt, ist regelhaft davon die Rede, diese Menschen seien bereits zum *symbolischen* Denken fähig gewesen; selbst Wissenschaftsmagazine formulieren derart undefiniert. (Scinexx.de, 30.8.15) Da sollen wir dann denken: Sensation, so weit entwickelt waren die schon. Doch wird ohne weitere Definition damit *gar nichts* ausgesagt, denn bereits Säuglinge sind in der Lage, unbewusst in ihrem Kopf eine Erscheinung als (prä-) symbolische Repräsentation abzuspeichern. Sonst wäre ein Erwerben der Orientierung in der Umwelt – also: Lernen – nicht möglich. Säuglinge beginnen mit der Zeit der Geburt, sich durch *Erfahrungen* ihre Umwelt kognitiv anzueignen, sie geistig zu konstruieren; in meinem Sinn als prä-symbolisch; im Übrigen können wir nicht wissen, ob solche Ritzungen ausdrücklich bewusst und nicht eher beiläufig erfolgt sind. Auch das Durchbohren einer „Schmuckschnecke“ sagt nicht mehr aus, als dass das kognitive Niveau von Kleinkindern erreicht wurde.

Symbolisch aufgeladen im besten Sinne wurden vor knapp 12.000 Jahren allerdings die steinernen Monumente vom Göbekli Tepe mit ihren Stelen/T-Pfeilern, die – wie ich aus der historischen Entwicklung des Religiösen noch ableiten werde – offenbar Götter darstellen; und es sind die grossen Pfeiler im Zentrum (der Anlage D) *männliche* Götter. Diese Symbole sind sehr *bewusst* entwickelt, *geplant* worden, sie mussten vor ihrer Erstellung von ihren Erbauer:innen (zumindest sich selbst) erzählt oder erklärt werden können. Jene Menschen haben offenbar auch erstmals ihrer Gemeinschaft bewusst eine Entwicklungsrichtung gegeben als sie die Monumente begannen; sie wollten ihre Lebenssituation *ändern*, worin schon eine beachtliche kognitive Leistung zu sehen ist; wir werden unter dem Begriff der Neuerungsfeindschaft noch darüber sprechen. Zwischen den ganz frühen Werkzeugsteinen (Lucy), einfachen Ritzungen, gelochten Schmuckschnecken von Neandertaler:innen oder ersten Lebensäusserungen bei vermuteten Grablegungen vor 115.000 Jahren (Ronen, 2012) und dem Symbol am Göbekli Tepe liegen kognitive Welten. Sie sind natürlich nicht trennscharf.

Es ist also viel von der Fähigkeit die Rede, dass Menschen früh anfangen Symbole zu nutzen, oder auch von abstraktem Denken, womit meist eine hochstehende Geistigkeit bereits bei Früh-Menschen betont werden soll (Gottes Werk muss toll sein). Sie wird aber bloss behauptet, während es gerade darum gehen muss, das was wir heute bei Kindern symbolisch nennen, in seinem Werdegang zum bewusst gestalteten Symbol als erweiterte Kognition zu erklären. Deshalb unterscheide ich das als „prä-symbolisch“. Viel später entsteht jene

symbolische Form, mit der ausdrücklich durch eine konkrete Darstellung etwas anderes, vielleicht Unkonkretes, Geistiges, dargestellt wird, wie beispielsweise in der Gestaltung der Kunst oder in späteren definierten Religionen.

Auch Früh-Menschen mussten selbstverständlich bereits prä-symbolisch denken, anders funktioniert Denken nicht, doch in welcher Form? Und ist das wirklich sinnvoll als „abstrakt“ zu bezeichnen? Kaum. Bei jenem trivialen Hinweis fehlt generell eine hinreichende Definition des Symbolischen. Wird in dieser Allgemeinheit schon Früh-Menschen symbolisches Denken zugeordnet, kann mit diesem Begriff keine historische Trennschärfe entwickelt werden. Zwischen den ersten kleinen Skulpturen und Höhlenbildern und dann den Bauten am Göbekli Tepe sollte also diesbezüglich eine analytische Unterscheidung getroffen werden. Dort weisen jedenfalls die T-Pfeiler über frühere einfache naturalistische oder nur „konkrete“ Figuren weit hinaus und bilden in diesem Gigantismus auch kaum lediglich lebende oder soeben verstorbene Personen ab; selbst ein unterstellter rein „weltlicher“ Bau konnte damals nicht ohne intensive Zwiesprache mit den zuständigen Geistwesen beziehungsweise nun Gött*innen begonnen und errichtet werden und war insofern am Göbekli Tepe nicht nur in einem allgemeinen Verständnis religiös, sondern bereits im Sinne einer definierten Religion, die dort hochwahrscheinlich bestanden hat.

Aber: wie ist das Symbolische in jene (zumindest) zwei zu unterscheidende Vorstellungen zu differenzieren! Denn in einem bestimmten Sinn benutzen eben Menschen sehr viel früher unbewusst Symbole, oder Zeichen, die von Symbolen vielleicht noch als simple Konstrukte zu unterscheiden sind (für bessere Begriffe bin ich offen; siehe die Bestimmungen zur Sprachsymbolik bei Tomasello, 2006). Zudem nutzen Kinder (des Homo sapiens) unbewusstes und bald insofern bewusstes (prä-) symbolisches Denken, wenn sie einen Stein, den sie brummend über den Sand schieben, vielleicht als Bären (und heute als Auto) verstehen. (Ginsburg/ Oppen; Tomasello)

„Prä-symbolisch“ soll also als „noch nicht bewusst reflektiert“ verwendet werden, noch nicht ausdrücklich darüber nachdenkend; unbewusst reflektiert wird wohl auch in diesem Alter schon, sonst lernt es sich schlecht. Die Fähigkeit zum Gebrauch von Symbolen ist eine konstruktivische Lernleistung wie andere, die also eine ontogenetische Entwicklung durchläuft. In der Zeit vor dem prä-operationalen Stadium des Denkens, im *sensu-motorischen Stadium* bei Säuglingen (bis zwei Jahren; Piaget), handelt es sich um Nachahmung von Handlungen Erwachsener, sagt Tomasello, und er glaube nicht, dass 22 Monate alte Kinder Symbole erfinden können. (2006: 167) Bischof-Köhler spricht in etwas anderem Zusammenhang von „prä-rationaler“ Charakteristik der frühen kognitiven Mechanismen, das seien Erkenntnisleistungen primär auf emotionaler Basis. (1989: 17) Die Thematik gilt es noch präziser u erfassen.

Dem ontogenetischen kognitiven Entwicklungsstand ist eine phylogenetische Entsprechung zuzuordnen, da simpel denkende Individuen keine über ihren logischen Stand hinausdenkende Gemeinschaft bilden können, auch nicht durch Synergie oder Teamarbeit. Für die historische Entwicklung der menschlichen Kognition ist deshalb generell eine zumindest tendenzielle Differenzierung zu diskutieren und hier als These zu prüfen. Was für Menschen haben wir uns für den Zeitraum des Jung-Paläolithikums vorzustellen? Was mussten sie als Erwachsene am Beginn und dann am Ende dieser Epoche kognitiv/ logisch an Fähigkeiten erworben haben, um die bekannten archäologischen Funde zu hinterlassen? Um den prozesshaften Blick auf die Kognition besonders deutlich zu machen, benenne ich diese Menschen jetzt als Typus „prä-bewusst“, (nicht mehr: Fünfjährige) als erwachsene Menschen also, nicht etwa Schimpansen ähnlich, die – nach Piaget – mit der Logik der Weltvorstellung fünfjähriger Kinder jene Gemeinschaften bildeten, die die erste Höhlenmalerei schufen. (Ginsburg/ Oppen, 1969) Das ist in Piagets Abgrenzung zur Kognition von Sechs- bis Siebenjährigen zu sehen, die das *prä-operative Stadium* vollständig durchlaufen haben, das zugleich bis in unsere Tage die Kognition rezenter Urvölker beschränkt und noch die Hoch-Kultur der alten Griechen prägte.¹

Ich spreche auch von *traditionalem Denken*. Das nächste Stadium Piagets, das *konkret-operative Stadium*, wird bei dieser Logik der Weltvorstellung nur tangiert. Für die Besprechung der Älteren Wildbeuter:innen scheint diese Differenzierung als Tendenz sinnvoll. Wohlgedenkt: biologisch, im Gehirn, wären sie vielleicht zu mehr fähig gewesen, jedoch weist nichts darauf hin, Sapiens habe bereits vor 40.000 Jahren phylogenetisch, als Typus, die volle Ausprägung der prä-operativen Weltvorstellung erreicht; es war auch für das zielgerichtete Herstellen eines Steinwerkzeuges, oder die Schnitzereien und Bilder nicht nötig! Dafür ist prä-symbolisches Denken hinreichende Voraussetzung. Denn diese Darstellungen wurden von jenen frühen Menschen als konkret verstanden,² eben nicht symbolisch aufgeladen oder als bewusstes

¹ Wir kommen später zu den Stadien der Ontogenese: senso-motorisch -2 Jahre; prä-operational/ bei mir auch: traditional -7; konkret- (-14) und dann formal-operational. Ich mache das noch einmal deutlich: der kognitive Stand des Typus „prä-bewusst“, wie ihn noch fünfjährige Kinder aufweisen, entstammt zum *einen* ontogenetisch dem durch Piaget erkannten Stadienverlauf der Logik und dort entsprechend dem noch nicht vollständig erworbenen prä-operativen Stadium sechs- bis siebenjähriger Kinder, wenn die ins konkret-operative Stadium wechseln *können*; zum *anderen* ergibt sich darauf aufbauend phylogenetisch die jeweilige historische Logik der Weltvorstellung, wie ein Volk, oder eine Generation, die jeweilige Welt als entstanden und funktionierend versteht – Scheibe oder Kugel ist die eine Kurzform, Schöpfung durch irgendwen oder Prozess sind zwei andere.

² Unglücklicherweise kommt es zur Sprachverwirrung, wenn Piaget beigezogen wird. Dort wird das prä-operative Stadium der bis sechs- siebenjährigen Kinder auch als „*symbolische Periode*“ bezeichnet und von symbolischem Erkennen gesprochen. (Furth, 1972: 127) Bei mir ist dafür – aus anderer Sicht – von prä-symbolisch die Rede. Ich bespreche diese Zeit zudem

abstraktes Denken, wie dann die grossen Pfeiler des Göbekli Tepe am Ende des Jung-Paläolithikums. Wie weitgehend die Reliefs auf diesen Pfeilern bereits in diesem Sinne als symbolisch verstehbar sind, oder ob nicht vor allem die sehr häufigen, schlicht dargestellten Schlangen und Füchse noch auf dem (prä-symbolischen) Niveau der Höhlenmalerei dargestellt sind, ist eine andere Frage.¹ Das älteste Bild in der Grotte Chauvet (32.000 Jahre vor heute) zeigt ein sehr einfach dargestelltes Rhinoceros als Rhinoceros, nicht als Symbol für irgendetwas anderes! Obwohl solche Abbildungen eine bemerkenswerte Leistung vor allem des Gedächtnisses sind, insofern nur umgangssprachlich auch „abstrakt“.

Diese Unterscheidungen zum Symbolischen sind für die damalige Kognition wahrscheinlich nicht wirklich hinreichend, die sich über die Jahrtausende doch erst ausbildete. Eine andere Definition wäre möglich, etwa die, ebenfalls Affen als fähig zur künstlerischen Symbol-Produktion zu behaupten.² Dann müsste die Entwicklung des als symbolisch Bezeichneten in anderer Weise differenziert werden, um wissenschaftlich nutzbar zu sein. Jedenfalls macht es keinen Sinn, schon bei Früh-Menschen von (bloss irgendeiner) Symbolfähigkeit oder abstraktem Denken zu reden, ohne Definitionen und Differenzierungen über die Zeiten hinweg zu nennen. Darauf kommt es in der historischen Analyse der Kognition besonders an: auf die neu erworbene Fähigkeit zur Reflexion des ausdrücklich bildhaft gedachten, also reflektierten Symbols, in dem etwas anderes als das Gezeigte/ Gesehene (wieder-) erkennbar repräsentiert werden soll, wenn wahrscheinlich auch ein solches selbst hergestellte steinerne Symbol als T-Pfeiler zugleich noch konkret als „Gott“ beziehungsweise als mit ihm identisch verstanden wurde.

ausdrücklich als die des Denkens des Konkreten: alles Wahrgenommene (Dinge wie auch Geister, Träume...) wird vom Kind als konkret vorhanden verstanden. Diese Kennzeichnung hängt damit zusammen, dass die hier geführte Debatte wesentlich auf Lévy-Bruhl, Hallpike, Dux gründet. Auch in der Archäologie wird nicht Piagets Begriff diskutiert. Darum wird hier prä-symbolisch und symbolisch unterschieden.

1 Benz/ Bauer (2013) geben eine Übersicht über die Kunstwerke des frühen Neolithikums. Neuerdings werden Höhlenbilder auch in Indonesien als 40.000 Jahre alt datiert. (Spiegel.de, 8.10.14; auch darin wird sofort undefiniert von „abstraktem Denken“ gesprochen)

2 Oft wird gejubelt, wenn ein Schimpanse einige Zeichen gelernt hat; sinnvoller wäre ein anderer Blick: trotz privater Aufzucht, trotz intensiver Dressur gelingt kaum etwas davon, was ein Kind im dritten Lebensjahr kann, das zugleich aber mehr kann und danach noch ein bisschen mehr lernt. (Tomasello, 2006) Kauschke berichtet in einem anderen Zusammenhang von Studien, nach denen bis zu acht Monate (!) alte heutige Kinder 36 und bis zum 16 Monat 190 Wörter verstanden. Sechsjährige verstehen bereits 9.000 bis 14.000 Wörter. (2012) Lange vor dem Sprechen probieren Säuglinge Wortbildungen geistig. (spiegel-online, 15.7.14) Und dann die malenden Tiere! Im Londoner Zoo wurden solche Bilder erstellt, die von Kunstexperten für menschlich gehalten wurden – waren sie auch: der Versuchsleiter nahm dem Schimpansen das Blatt weg, wenn es „fertig“ schien, und hatte dem Tier zuvor auch die Pinsel mit sauberen Farben gereicht, da sonst alles vermischt worden wäre. (Schuster, 1993)

Ebenso gilt es für die Kunst: auch sie muss deutlich definiert werden. Dieser Begriff ist mit dem des Symbols eng verbunden zu verstehen und in der Konsequenz dann eine Kunstproduktion erst am Ende des Jung-Paläolithikums zu erkennen und eben nicht schon wesentlich früher in phantasierten „Heiligtümern“. In dieser Studie möchte ich also – entsprechend meiner Interpretation der empirischen Befunde und angesichts der Funktionsweise der Ontogenese – eine allgemeine prä-symbolische Repräsentanz von ausdrücklich bewusst gestalteten Symbolen und damit auch von Kunst unterscheiden. Um mehr geht es mir für jene Zeit nicht! Die ausgemalten Höhlen des Jung-Paläolithikums sehe ich deshalb nicht als symbolisierte oder gar institutionalisierte Heiligtümer an, womöglich bereits von Schaman:innen rituell und als bildnerische Kompositionen gestaltet und als „Kirchen“ theologisch angeleitet; komplexe Riten müssten ja „gelehrt“ oder zumindest von irgendjemand sich selbst als „Geschichten“ vorgestellt worden sein. Die Fähigkeit, Geschichten zu erzählen, entsteht erst in einer jüngeren Zeit! Später dazu.

Diese Malereien gehören für mich also noch in den prä-symbolischen Bereich, wie die Frauen-Figurinen oder andere „tragbare Kunst“, etwa die Figur eines angeblichen „Löwenmenschen“ aus der Zeit von vor 40.000 Jahren in der Schwäbischen Alb auch, die – wie andere Schnitzwerke – ebenso nur als gestreckte Figur einer Löwin aus einem schmalen Werkstück gearbeitet zu interpretieren ist. (Wunn, 2005) Die zum Teil extrem dicken Frauen-Figurinen, sofern Männer sie herstellten, können vielleicht als schwer-„gewichtig“ in sozialem und psychischem Sinn gedeutet werden: Frauen, das sind zuerst einmal Mütter, sind schwer zu handhaben. Und nicht allen fett gestalteten Figurinen wird ein gleicher psychologischer Ansporn zu Grunde gelegen haben.

Vom Zeigen zur Sprache

Von den Überlegungen zur Umwelt und Lebenssituation ausgehend binde ich aus der modernen Entwicklungs-Psychologie, wenn auch in eigener *zeitlicher* Interpretation, die These Tomasellos zur Evolution der Kommunikation in meinen Ansatz ein. Zur Sprachentwicklung begründet er, dass Menschen, als von Tieren/ Affen herkommend, zuerst ohne Sprech-Sprache kommuniziert haben mussten. Ja, er sagt ausdrücklich: *„tatsächlich konnten die ersten Kommunikationskonventionen überhaupt nicht im Zusammenhang mit der stimmlichen Modalität entstanden sein“*. Denn die Vokalisierung nichtmenschlicher Primaten seien eng an Emotionen gebunden und würden nicht absichtlich hervorgebracht. (2011: 242f) Durch diese Analyse wird die These gestützt, die Sprech-Sprache entstand erst nach der Zeichen- und Gebärdensprache. Deshalb prüfe ich als zeitliche Annahme, ob Ältere Wildbeuter:innen sich im *frühen* Jung-Paläolithikum noch überwiegend mit Zeigen und Gebärden verständigt

haben konnten, die durch *erlernte* Wörter ergänzt wurden.¹ Was sagen die Funde dazu, was die nötige Kognition zu ihrer Herstellung?

Lange hat Homo sapiens nur vage Hinweise für seine gegenüber Früh-Menschen neue soziale Handlungsfähigkeit hinterlassen – in der Archäologie werden vermehrte Artefakte um vor 60.000 Jahren diskutiert, als sein erster Auszug aus Afrika in Richtung Australasien begonnen habe (Out of Africa II; I = Erectus). *Nach* dieser Zeit belegt die archäologische Wissenschaft bislang *nur den einen Zeitpunkt* als Möglichkeit, der aus soziologischer Sicht eine neue Qualität der Kognition durch empirische Funde begründen kann: das ist der *Beginn* des Jung-Paläolithikums ab vor gut 40.000 bis 32.000 Jahren, als die Fähigkeiten zur skulpturalen Schnitzerei und die Höhlenmalerei in die Welt treten, vom Monte Castillo und dem Abri Castanet bis zur Grotte Chauvet und der Schwäbischen Alb, bald auch im Osten Eurasiens (Tiere, Frauenfigurinen und Flöten, die also Musikalität belegen).

Und die Sprache entwickelt sich vermutlich erst ab jener Zeit von einer primären Zeichen- zu einer primären Sprech-Sprache. Dabei deutet der Hinweis auf die Zeichensprache mit ersten *erlernten* Wörtern für mich nicht auf so etwas wie: fast noch äffisch. Zeichen- und Gebärdensprachen können durchaus eine beachtliche Kommunikation ermöglichen, auch wenn es sich noch nicht um solche aus heutiger Zeit handelt. Und für Leute mit der Fähigkeit zum Zeichnen und Malen ist es denkbar, sie hätten auch jene unidentifizierten und undatierte Zeichen, die hin und wieder in Höhlen gefunden werden, als kommunikative Zeichen für erlernte Wörter verwendet, also mit einem Inhalt versehen. Das darf wohl noch nicht mit: Schrift verbunden gedacht werden, wie es dann am Göbekli Tepe als rudimentär möglich scheint. Wer an göttlichen Pfeilern kombinierte Zeichen per Relief ausarbeitet, macht das nicht ohne eine Bedeutung dafür. Während ein Bukranium, ein stilisierter Rinderkopf mit Gehörn (stets männlich interpretiert), noch simpel verstanden werden kann, ist das bei einer vertikal verbundenen Reihe von H-Zeichen (das auch um 90° gedreht vorkommt), Kreis und Halbkreis schon schwieriger; dazu unten mehr. Über Schrift will ich jedoch nicht weitergehend spekulieren.

Wie lässt sich die Entwicklung des Denkens und der Sprache vom *Beginn* des Jung-Paläolithikums bis zu dessen *Ende* möglichst differenziert beschreiben, als am Göbekli Tepe erstmals *symbolische* Gottesfiguren durch Wildbeu-

¹ Für den „Steinzeit-Film“ „Am Anfang war das Feuer“ (Annaud) wurde eigens eine primitive Sprache entwickelt (wohl für Neandertaler:innen vor 80.000 Jahren gedacht), in der sich selbst die Beleuchter:innen unterhalten hätten, wie es heisst: das Ulam (Burgess). Ausweislich des Beiheftes zur DVD umfasst diese Sprache 100 ins deutsche übertragene Wörter. Reicht das für die Errichtung eines solchen Bauwerks wie des Göbekli Tepe? Nein, Stein und Fels oder Mauer gibt es nicht; aber mit 200 Wörtern, sage ich mal, wäre es möglich gewesen, den Bau zu errichten, jedenfalls mit Befehl und Gehorsam – doch selbstverständlich nicht das religiöse Gebäude zu seiner Begründung.

ter:innen errichtet wurden? (Schmidt, 2008) Neben der höheren Lernfähigkeit ist der Erwerb der ausführlichen Kommunikation bei Homo sapiens (Präfrontaler Kortex) von genereller Bedeutung, weil Sprache wiederum Denken und Logik fördert; welche Rolle das noch im Wandel befindliche Schädeldach diesbezüglich spielte, ob vielleicht erst danach Sprachzentren entstehen konnten, oder Zeichensprachen sie bereits formten, wissen wir nicht. Da wohl zumindest bereits bei Affen im Gehirn entsprechende Neuronen-Zentren vorhanden sind, kann es einen Übergang gegeben haben, in dem dort vielleicht zuerst Handzeichen bearbeitet wurden, bis dann Kommunikation und schliesslich Sprache koordiniert werden, um erst dann von *Sprach*-Zentren sprechen zu können. Früh von Zeichen-Sprachen zu reden ist ja unpräzise, es gab Kommunikationsformen vor der Sprache, die mit heutiger Zeichensprache nichts zu tun hatten. Ob die evolutive Grundlage der Kommunikation als Sprech-Sprache begann, steht dabei also – wie hier betont – neuerdings (wieder) in Zweifel; Ende des 19. Jahrhunderts wurde das schon einmal anders vermutet.

Sprache ist *nicht* gleich Denken. (Hallpike, 1990) Sondern sie entsteht erst – wie bei Kindern zu sehen – nach erheblichen Lernleistungen in der Ontogenese; zu ihr kommen wir unten ausführlich. Schon deshalb ist es kaum anders vorstellbar, als dass es eine Zeit gab, in der die *Gattung* Homo lediglich eine frühe Zeichensprache entwickelt hatte; sofern nicht jemand darauf insistiert, Kommunikation habe definitorisch mit Sprechen begonnen, früheres gelte nicht. Wie könnte sich ein solcher Prozess abgespielt haben, wenn *zuerst* das Sprechen begonnen haben soll, oder zumindest gleichzeitig mit Zeigen und Gebärden? Wann eine Sprech-Sprache erstmals auftrat, ist allerdings ein offenes Problem, mit dem wir uns nun beschäftigen. Doch auch für die Frage nach der frühen Kommunikation ist, wie hinsichtlich der Artefakte in den Höhlen, nach der historischen Entwicklung zu sehen.

Generell scheint es als *Forschungsstrategie* für meine Studie fruchtbarer zu sein, erst einmal einen historisch späten Erwerb der Sprech-Sprache anzunehmen, zu prüfen: ab wann war sie zwingend *nötig*, um die Funde herzustellen? Tomasello (2011) bietet eine Theorie an, die sich in meinen Ansatz plausibel einfügen lässt: Sprache habe als rudimentäre Kommunikation mit Zeigen begonnen, wie es (vage) bei Schimpansen erkennbar sei, und sei nicht Evolution der Lautgebung, die bei Tieren weitgehend emotionale Gründe habe. Die humane Kommunikation konnte sich dabei zusammen mit verschiedenen Stadien des Denkens und Handelns entwickeln, die er andernorts als aufeinander aufbauende Stufen einer *Imitation* der Bezugspersonen durch die Kinder ausdrückt, wie wir noch sehen werden. (2006)

Äusserlich ist es die wachsende Sesshaftigkeit im Übergang zu den Jüngeren Wildbeuter:innen, die zur Ausbildung von weitergehender Rationalität führen musste. Im engen Zusammenleben in grösseren Siedlungen wird sie wichti-

ger als zuvor. Das gilt vor allem für die tendenzielle Beherrschung des Emotionalen, das allzuleicht zur Aggression führte, wie wir aus dem Verhalten rezenter Urvölker und aus der Ontogenese selbst ableiten können.¹ In diesem Prozess konnte die Verständigung durch differenziertere Sprache die Kommunikation vertiefen, wenn die in solchen Siedlungen sich zusammenfindenden Menschen noch verschiedene Zeichensprachen mitbrachten, die nur durch relativ wenige erlernte Wörter ergänzt waren. Wir kennen einen in solcher Situation typischen Prozess aus jüngeren Zeiten: *Kinder* schaffen für sich (!) in verstetigten Siedlungen von Gruppen ohne gemeinsame Sprache relativ schnell eine Vorform zur heute so genannten *Pidgin-Sprache*;² das findet vor allem in Treffbereichen verschiedener Kulturen statt, etwa bei einem Grenz-Handel, oder als die Europäer:innen die Welt unterjochten.

Imitation, Kommunikation

Aus forschungstaktischen Gründen beginnt Tomasello seine Evolution der Kommunikation mit einem ideellen Übergang der kommunikativen Fähigkeiten von Affen/ Schimpansen zu Menschen, die ja nicht real aufeinander folgen, sondern nur typisch. (2011) Er hat drei fiktive menschliche Typen vorgestellt: 1. *Homo*, 2. *Früherer sapiens* und 3. *Späterer sapiens*. Ihnen sind wachsende Fähigkeiten des Ausdrucks von Zeigen, Gesten und Gebärden bis zur entwickelten Sprech-Sprache zugeordnet. Ausdrücklich bestimmt er die Gruppen nicht zeitlich; das mache aber ich hilfsweise zur Erläuterung meiner Ansicht. Es wird dargestellt, warum ich in dieser Studie primär überprüfe, ob die von mir bezeichneten Älteren Wildbeuter:innen, die ab vor fast 40.000 Jahren im Westen Eurasiens die ersten Höhlenbilder hinterliessen, mit den Fähigkeiten des Früheren sapiens bei Tomasello zu verbinden sind. Dessen Späterer sapiens entsteht – meinen Thesen folgend! – ungefähr mit der von mir so genannten Sozial-differenzierten Gemeinschaft, als es wohl eine Voll-Sprache mit entsprechender Grammatik und zumindest die Darstellungsform von Erzählungen/ Mythen gegeben haben wird, um die Symbolik des Göbekli Tepe den Menschen erläutern und ihn dann planen und bauen zu können.

Ich füge kurze Skizzen zu Tomasellos Typen ein, die nicht mit meinen eigenen unterschiedlichen (Älteren, Jüngeren) Wildbeuter:innen identisch sind (diese Unterscheidung wird nötig, falls Tomasello eine andere Zuordnung der Zeiten einmal formulieren sollte). Sie werden aber doch von mir einander angenähert,

¹ In meiner Arbeit geht es nicht um die letzte Antwort auf die *Fähigkeit* zur *Aggression*, sondern um deren soziale Ausprägung. Die Aggressionsdebatte scheint mir beantwortet. Wird der Geist konstruiert, ist für einen Aggressions-*Trieb* kaum Platz; siehe zu den Dispositionen bei Damasio und zum „abweichenden Verhalten“ bei Roth/ Strüber.

² Den Hinweis auf Pidgin- und Kreolsprache gab die Indogermanistin Kristina Stephan von der Berliner Humboldt-Universität in einem Gespräch. (22.8.12) Ich bedanke mich herzlich! Siehe auch (Bussmann, 1990).

um mit den Hinweisen auf die wachsende Fähigkeit zur Kommunikation die Handlungsbreiten andeutungsweise verstehen zu können. Mit diesen Unterscheidungen kann offenbar eine Übertragung ins Jung-Paläolithikum gelingen und damit zur psychischen und sozialen Skizzierung jener frühen modernen Menschen führen:

Affen kennen – nach Tomasello – Gruppentätigkeiten und Ziele, verstehen Intentionen und Wahrnehmungen anderer und ziehen praktische Schlussfolgerungen. Jene Bonobo und Schimpansen, die in menschlicher Umgebung aufwachsen und trainiert werden, erwerben weitergehendes kommunikatives Können, das bereits dem Typus: Homo nahekome (aber nicht: sprechen). Sie verwenden Zeichen nur zum Auffordern und nur gegenüber Menschen.

Homo kennt „Auffordern“, übt gemeinschaftliche, gegenseitige (mutualistische) Tätigkeiten aus, hat gemeinsame Ziele und Absichten (geteilte Intentionen), entwickelt gemeinsame Aufmerksamkeit bei notwendig gemeinsamem Hintergrund des Wissens und verfügt über die Fähigkeit zum rekursiven Erkennen geistiger Zustände;
zusammen: *Imitation von Handlungen*.

Der *Frühere sapiens* kennt dazu „Informieren“, praktiziert indirekte Reziprozität als Bemühen um eigenes Ansehen (wohl: Rollenerkennung) in der Gruppe, kommunikative Intentionen und wechselseitige Kooperationserwartungen;
zusammen: *Imitation durch Rollentausch*.

Der *Spätere sapiens* kennt weitergehend „Teilen“, kulturelle Gruppen-selektion, etwa durch gemeinsame Sprache oder „Mode“ (zur Integration in eine Gruppe), sowie Schlussfolgerungen und Normen. Nun werde die grammatische Vielfalt von Erzählungen, beispielsweise Ursprungsmythen und Märchen, ausgebildet. Erst hier ist aus einer, noch vielfältig Gebärden verwendenden Kommunikation eine Voll-Sprech-Sprache geworden.
zusammen: *soziale Imitation*.

Damit soll eine vereinfachte Darstellung dreier Tafeln bei Tomasello wiedergegeben sein, die im weiteren dabei helfen kann, sich Gruppen der unterschiedlichen historischen Entwicklungen besser vorzustellen. (2011: 118, 256, 314) Die wichtigsten Begriffe werden unten weiter erklärt. Hier konzentriere ich auf die verschiedenen, komplexer werdenden Imitationsformen (Handlung, Rollen, Soziales). Denn in ihnen steckt bei Tomasello primär, was er Soziogenese nennt: moderne Menschen (*sapiens*) lernen in der Ontogenese vor allem durch das Übernehmen/ Imitieren von anderen, nach zuerst einfachen Handlungen schliesslich ganze soziale Verhaltensweisen, und können deshalb so einmalig komplex denken lernen und ihre Gemeinschaften/ Gesellschaften voranbringen.

gen („Wagenhebereffekt“). Im Begriff der Imitation steckt die Imitation des Denkens der Intention der imitierten Person. Wir werden noch sehen, wie die Ergebnisse der Arbeiten von Damasio und Roth/ Strüber und weitere in diese von mir herausgestellte zeitliche Systematik des Jung-Paläolithikums einzuordnen sind, um uns der Entwicklung der synaptischen Verknüpfungen, der Kognition und Emotion sowie dem Sozialen (in Thesenform) zu nähern.

Lautäusserungen von Affen bleiben instinktiv situationsgebunden, wenn sie etwa Schlange *oder* Adler *oder* Leoparden entdecken und melden. (Noble/ Davidson, 2004) Sie können aber rudimentär ein *Zeigen* gegenüber Trainer:innen erlernen. Unter anderem deshalb hält Tomasello den *kommunikativen* Tier-Mensch-Übergang nicht für eine Evolution von Lauten zum Sprechen. Heutige Gebärdensprachen zeigen eine hohe Kommunikationsfähigkeit. Bei einigen rezenten Urvölkern reichen sie – etwa bei rituellem Sprechverbot – für stundenlange Unterhaltungen aus. (Lévy-Bruhl, 1926: 133) Die *erste* Gebärdensprache entstand jedoch noch anders, weil es kein Vorbild gab; ein sehr langer wechselwirkender Prozess vom Tier her muss als Ursache gesehen werden. Auch diesen ersten Übergang zum Sprechen sehen wir beim frühen Erwerben der Fähigkeit zur Kommunikation von Kleinkindern, die sich typischerweise bereits mit knapp einem Lebensjahr verschiedene intendierte Zeigegesten aneignen und damit über äffische Möglichkeiten des Zeigens hinausgelangen; dazu unten. Sprachlernen beginnt durch das Erkennen von Silben, Lautmelodien und dergleichen bereits in den ersten Lebensmonaten.

Sehen wir zuerst auf die Zeitangaben, die Tomasello also ausdrücklich nicht benennen will, die ich hier aber einführe. Mit der Phase oder dem Typus: *Homo* kann bei ihm schwerlich etwas anderes als die Kommunikationsform der *Gattung* *Homo* gemeint sein; bei mir also die Früh-Menschen vor *sapiens*. Für den folgenden *Früheren sapiens* ist keine genaue zeitliche Zuordnung des Übergangs zum *Späteren sapiens* möglich. Deshalb prüfe ich, ob diese Phase noch zu Beginn des Jung-Paläolithikums den von mir benannten Älteren Wildbeuter:innen („Prä-Bewusste“) zuzuordnen möglich und sinnvoll ist. Ziemlich präzise sind dann von Tomasello die kommunikativen Qualitäten seines *Späteren sapiens* benannt: die so klassifizierten Menschen seien zur grammatikalisch geprägten *Erzählung/* Mythe fähig gewesen. Nach der Entwicklung der von mir: Jüngere Wildbeuter:innen genannten Menschen während des Jung-Paläolithikums, und dann durch die Planung und Errichtung des Göbekli Tepe selbst, wird deutlich, es muss spätestens bei jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft, die die Monumente vor etwa 11.500 Jahren zu erbauen begann, diese Fähigkeit der Erzählung vorhanden gewesen sein. Sie war nicht viel früher nötig, kann aber beim spürbaren Klimawandel um 14.000 bp sinnvoll geworden sein.

Ohne dieses Bau-Objekt durch komplexes inneres und dann äusseres Sprechen formulieren zu können, konnten schon der ideologische und dann techni-

sche *Plan* zu einem solchen Monument nicht heranreifen, was eher Jahrhunderte als Jahrzehnte gedauert haben mag, bevor es konkret werden konnte. Denn die riesigen Bauwerke waren kaum die ersten in diese Richtung weisenden Anlagen; so wie die ursprünglichen griechischen Tempel aus Holz errichtet und später recht genau, bis hin zu den Balkenköpfen, aus Stein nachgebildet worden sind.¹

Was in kleinen frühen Familien-Gruppen durch Gewohnheit beim Hineingeborensen sich leicht entwickeln kann, eine Zeichensprache mit dazu noch relativ wenigen erlernten Lauten für Namen, konnte im ersten Kontakt mit anderssprachigen Gruppen gerade besonders gut die Grundlage der gemeinsamen Kommunikation sein; so wie auch wir in der Begegnung mit Sprachfremden *gestikulieren*. Sofern der Kontakt friedlich verlief. Etwa an einem guten Standort für ein Lager mit Wasser, vielen Pflanzen und Tieren, sowie Schutz gegen Witterung und Feinde (Pidgin-Sprachen). In dieser Weise hat Kommunikation sich differenziert ausbilden können, hin zum gemeinsam entwickelten Dialekt vorerst eines überschaubaren Siedlungsgebietes.

Dabei haben wir jetzt wieder ein Problem der Definition, wie bei symbolisch, bewusst und so weiter. Auch die Nutzung weniger einfacher erlernter Wörter folgt bereits (irgendwie) einer rudimentären *Grammatik*, um etwa einer Schreifolge einen bestimmten Hinweis beizugeben, so wie Schimpansen (instinktiv) auf Schlangen *oder* Raubtiere verweisen können. Das sei selbstverständlich zugestanden; es geht um eine bereits ausgeprägte Grammatik.

> *Exkurs: früher Spracherwerb*

Wie lässt sich die Sprachbildung genauer vorstellen? Bei Tomasello scheint ein besonders wichtiger Hinweis zu sein, Wörter, die über das einfache Zeigen deutlich hinausgehen, könnten von Menschen erst nach/ mit dem Erlernen von Gesten *ersonnen* werden, weil erst sie die nötige *kognitive* Grundlage bilden. Er sieht nicht tierische, instinktiv geäußerte Laute als Vorgänger. (2011: 234ff)

¹ Der Parthenon von Athen ist ästhetisch eine simple Kopie eines Holzschuppens, scheint aber technologisch hoch komplex ausgeführt, weil die Säulen heute als ein perspektivisches System nach oben zeigend vermessen wurden. Musste deshalb dieses perspektivische System den Erbauer:innen bewusst sein (dazu der Film: ?; nicht wiedergefunden)? Es ergab sich eher aus der präzisen handwerklichen Fähigkeit und Ästhetik unbewusst. Wer die äusseren Stützenabstände der Säulen etwas verringert, um die optische Täuschung auszugleichen, sie würden (bei Massgleichheit aller Abstände) zu weit erscheinen, wird die Ecksäule keinesfalls der Gefahr aussetzen, sie scheine wie oben etwas nach aussen ragend. Also wird sie bezogen auf je beide Ansichten minimal schräg nach innen aufsteigend gearbeitet (in die Gebäude-Diagonale eines gedachten Quadrates oder mit zwei differenten Neigungen?). Die anderen Säulen wurden dazwischen mit Schnüren ausgerichtet (ihr Achsmass ist dann oben etwas geringer als unten). So bilden alle Säulen im Himmel einen ungefähren Schnittpunkt (analog zur Annahme der projektiven Geometrie, Parallelen trafen sich im Unendlich; das ist die Vorbedingung einer Fluchtpunkt-Perspektive, die erst vor etwa 600 Jahren entwickelt wurde: Brunelleschi).

Ähnlich äussert sich Rösler hinsichtlich der neuronalen Entwicklung, Sprachfertigkeit sei „*Weiterentwicklung von elementaren und phylogenetisch älteren Funktionen*“. (2011: 348, 359) Auch das kann dafür sprechen, die Sprech-Sprache sei wesentlich erst während des Jung-Paläolithikums entstanden; es heisst auch: wenn Kinder (heute) nicht in jungen Jahren ein Sprechen erlernen, ist zirka nach dem zehnten Jahr dem Gehirn das Sprachlernen kaum mehr möglich. (Rösler, 2011: 149ff) Ich komme darauf zurück. Doch nun soll gefragt werden, was könnten erste Wörter und was eine so verstandene Erzählung gewesen sein?

Soweit ich sehe, gibt es nicht einen einzigen Bericht über ein noch so kleines Volk ohne Sprech-Sprache, nicht von den Griechen, nicht aus Sumer oder Ägypten, auch nicht unter den z. T. obskuren Berichten während der europäischen Kolonisation. Es gibt offenbar auch keinen Bericht über Menschen, bei denen der kindliche Spracherwerb wesentlich länger als heute dauerte. Heute verläuft der Spracherwerb von Kindern so schnell, dass ebenfalls der Eindruck entstehen kann, historisch müsse eine nur kurze Zeit ausgereicht haben, vom Zeigen zum Sprechen zu gelangen. In Fachbüchern zum ontogenetischen Spracherwerb (Klann-Delius, 2008; Kauschke, 2012) wird der Prozess des kindlichen Spracherwerbs in einer Weise analysiert, der den phylogenetischen Abläufen einigermassen entsprechen kann, bis hin zu den Lernschritten von Kindern, eine *Erzählung* aufbauen zu lernen.

Lassen sich die Wochen- bis später Jahres-Abfolgen des heutigen Spracherwerbs in Tausende-Jahre-Blöcke in die Urzeit übertragen? So schlicht wohl kaum. Ebenso ist schwer vorstellbar, wie – in welchem Zeitraum für dieses Geschehen wir uns auch befinden mögen – damals zuerst ganz andere Lautfolgen dem Säugling möglich geworden sein können als heute. Denn sie entwickelten sich aus der noch biologischen Ontogenese. Wenn die Umgebungstöne auch differente waren. Klann-Delius betont, „*bis zum Alter von ungefähr drei Monaten entspricht die Form des Vokaltraktes eher dem eines nicht-humanen Primaten als dem eines Erwachsenen*“. Und in den ersten vier Monaten erwerben Kinder, simpel ausgeschrieben: *e, i, a, h, k, g* als Laute. Erst mit sechs Monaten werden die ersten Konsonanten systematisch produziert und mit Vokalen kombiniert; das „Babbeln“ entsteht. (2008: 24)

Wie könnte der Spracherwerb abgelaufen sein? So wie wohl immer wieder und immer mehr Kinder der Australopithecinen – lange vor Lucy – versuchten, sich aufgerichtet fortzubewegen, weil sie es einfach durch zufällige (genetische?) Entwicklung konnten, so kann bei *Homo sapiens* wohl angenommen werden, ähnlich habe sich die über das Zeigen/ Auffordern bei *Erectus* hinausgehende kognitiv begründete Gestik entfaltet. Innerhalb von Gruppen des *Homo erectus* differenzierten sich erste Exemplare des *Sapiens* aus: sie waren etwas schlanker, besaßen eine etwas andere Kopfform und fielen erstmal nur

wenig auf (sonst hätten sie wohl nicht überlebt). Als sie sich als eine erkennbare Gruppierung ausgebildet hatten, konnte das anders geworden sein, und sie sich haben absondern müssen und/ oder auch wollen. Doch zunächst lebten die ersten modernen Menschen zwischen den Gruppen des Homo erectus und lernten entsprechend auch nicht viel mehr als die; für jene Zeit ist das auffordernde Zeigen als Parameter einer noch geringen Kognition Hinweis genug.

Es muss wohl zehntausende Jahre gedauert haben, bis die Kinder ihre, vor allem durch ihre veränderte Hirnkonstruktion möglichen neuen kommunikativen Fähigkeiten zu einem deutlich verbesserten System der frühen Zeichensprache verändert hatten. Immer selbstverständlicher war es geworden, dass diese neuen Menschen mit ihren tonalen Möglichkeiten neben Zeigen, Gesten und Gebärden dann Wörter/ Namen bildeten. Das gilt natürlich ebenso für die Erwachsenen, speziell die Mütter, die die neue Kommunikation immer besser beherrschten. Schon bei Neugeborenen liessen sich, schreibt Klann-Delius, koordinierte Handbewegungen beobachten, Gestik und Mimik entstehen früh. (33) Doch erst ab etwa einem Jahr kommt es zu damit verbundenen *Intentionen*. (siehe unten auch: Tomasello) Und neben den Gesten und Gebärden, dem Lautmalen, wie es manchmal heisst, entstehen lautliche Äquivalente; zuerst also die Dingwörter oder *Namen*. Wird mit einer Gestenfolge das Rhinoceros durch Hinweise auf Horn und Rückenlinie gemeldet, kommt es wohl bald parallel zur erlernten und zur Regel in der jeweiligen Gruppe werdenden Lautbildung: Rhi als einfacher Hinweis, Rhi Rhi! als Ruf für Gefahr... (oder so ähnlich).

Besonders wichtig wurden die neuen Möglichkeiten der Kommunikation zwischen Kindern und Müttern. Vor allem wird aber im Sinne der späteren Pidgin-Sprache die Kindergruppe eine (zeichen-) sprachliche Förderung gebracht haben, während Erwachsene kaum mit den Kindern über Anweisungen/ Zeigen hinaus kommunizierten. So lässt sich vorstellen, wie es Jahrtausende gedauert haben kann, bis die Lautbildung generell einen Stand erreichte wie ihn Kinder heute mit drei vier Jahren ausbilden. Hinzu kommt der Prozess, im Gehirn parallel immer weitergehende „Umbauten“ der synaptischen Verknüpfungen hinsichtlich der Sprachzentren einzustellen.

Zumindest die rekonstruierten Tiere in Form und Bild werden bereits früh benannt gewesen sein, um auf eine Darstellung lautlich verweisen zu können. Wird die bisher in diesem Text angenommene erhebliche Verzögerung gegenüber der heutigen individuellen Sprachaneignung in die Geschichte versetzt, dann liesse sich durchaus vorstellen, neben einfachen Zeichensprachen nicht mehr als Zwei- bis Dreiwort-Äusserungen bei einem, nun schon über Nomen hinausgehenden Wortschatz von einigen hundert für realistisch zu halten. Die entstehenden Schnitzereien, Malereien und die Musik machen eine anfängliche (prä-) Reflexion (!) des Kommunikativen beim Typus der Älteren Wildbeuter;innen denkbar, als erst in den ersten 10.000 Jahren des Jung-Paläolithikums

der moderne *soziale* (!) Mensch langsam entsteht, nicht zuletzt durch die Schädelbildung, die offenbar die biologische Genese von Sapiens erst einmal abschliesst.

Zuerst sind Erectus und Sapiens also noch kaum unterschieden, obwohl letztere als biologische Veränderung zur neuen Art vor allem einen effektiveren Präfrontalen Kortex besitzen, der aber in der schlichten Lern-Umwelt des Homo erectus noch nicht gefordert ist. Dann dauert es sehr sehr lange, bis Sapiens, nun von Erectus isoliert lebend, die Fähigkeit zu diesen neuen Möglichkeiten im alltäglichen Lernen praktisch ausbilden kann. Kommunikativ werden neue Gesten und Gebärden und mit ihnen gelernte Wörter möglich. Erst mit den Schnitzereien und Malereien sowie der künstlichen Tonbildung/ Musik entsteht nach endlos langer Entwicklung jene neue Qualität der Kommunikation und Reflexion, die während des Jung-Paläolithikums die primäre Sprech-Sprache hervorbringt, die im Göbekli Tepe als materialisiert erscheint. Die Laut- und Wörterbildung kann in der Phylogenese den (heutigen) ontogenetischen Lernschritten entsprochen haben. Lässt sich so der historische Spracherwerb vorstellen? Jedenfalls mag diese kurze Skizze zum weiteren Nachdenken und Fühlen anregen. Für die immer wieder geäußerte Behauptung, die Sprech-Sprache sei viel älter, finde ich weder empirische Hinweise, wenn von einem einzigen Zungenbein bei Neanderthalensis abgesehen wird, das Sprache jedoch höchstens möglich macht, noch eine plausible Begründung.

Kurzer Hinweis auf die Kulturfolgen

Nun werden zur besseren Orientierung im weiteren Text die in der Archäologie verwendeten wichtigeren Kulturfolgen des Jung-Paläolithikums in aller Kürze skizziert, später wird an ihnen die Entwicklung dieser Epoche noch ausführlicher besprochen. Diese Teilungen werden von mir hilfsweise wesentlich als Zeitabschnitte verstanden, obwohl sie in der Archäologie primär als Ensemble der gefundenen Artefakte definiert sind, die überwiegend aus Stein, aber auch aus Knochen und Elfenbein bestehen; Industrien oder Kulturen. Das Neolithikum, der Anfang der Landwirtschaft, beginnt beispielsweise in Europa tausende Jahre später als im Nahen Osten. Die Unterteilungen:

Das *Aurignacien* (40.000 - 32.000 bp) wurde von einfachen Wilbeuter;innen bewohnt, die die Höhlenmalerei begannen, gegenüber Neandertaler;innen verbesserten sich nun erst die Artefakte.

Das *Gravettin* (32.000 bis 22.000 bp) ergibt schon mehrere Funde, die an Sesshaftigkeit denken lassen, die Frauen-Figurinen vom (späteren) Typ Willendorf sind (relativ) häufig, für die Speerspitzen werden bessere Steintechniken ersonnen.

> *Im Nahen Osten beginnt ab 22.000 bp die Kebaran-Kultur.*

Das *Solutréen* (22.000 bis 17.000 bp, bei 19.500 Höhepunkt der Vereisung) zeigt ab vor 20.000 Jahren vermehrt feste Siedlungen, Vorratshaltung wird nötig, hier beginnt die Zeit komplexer Wildbeuter:innen, die Speerschleuder erhöht den Jagderfolg, was feste Siedlungen begünstigt; die Nähnaedel wird erfunden, beides *zweiteilige* Werkzeuge.

Das *Magdalénien* (17.000 - 10.000 bp) beendet das Jung-Paläolithikum. Pfeil und Bogen, mit der Sehne ein *dreiteiliges* Instrument, setzen sich wahrscheinlich durch. Bei der Jagd ebenso auffällig für Tiere, wie Speerschleudern, gut zu hören, können sie im Krieg als recht treffgenau Bedeutung erlangen.

Und ab vor **14.000 Jahren** entwickeln sich im Magdalénien – so meine These – Sozial-differenzierte Wildbeuter:innen in grösseren Siedlungen, als die Eiszeit zu Ende geht und es nicht nur wärmer, sondern auch feuchter wird, was zu besseren Gebäuden und Vorratshaltung drängt. Und zu intensiverem Denken über die Veränderung von Natur/ Ernährung.

> *Im Nahen Osten entsteht ab 13.000 bp die Natufien-Kultur.*

Diese ersten Einführungen in jene frühe Zeit werden mit vielen Fragen zum *Gehirn* fortgesetzt, um Kognition/ Emotion und Denken, so weit es mir derzeit möglich ist, zu besprechen. Viele der oben bereits angesprochenen Probleme werden im Weiteren vertiefend behandelt.

Zwischenergebnis 1

Angesichts einer Fülle neuer und neuester Forschungsergebnisse aus seriösen Quellen, von denen manche noch in der Wissenschaft anerkannt werden müssen, stellt sich für einen späteren Forschungsplan Homo sapiens als Wesen dar, dessen möglicher Ausprägung breiter Spielraum gegeben werden sollte. Darin muss *einerseits* für die ganz frühe Zeit des Jung-Paläolithikums für möglich gehalten werden, erst vor 35.000 Jahren sei Sapiens stabilisiert. Die besonderen Funde, die ich als neue Form der Kommunikation anspreche – Schnitzerei, Malerei, Musik – sind Beleg eines qualitativen Sprungs von sehr einfacher Lebensweise auf niedrigem, prä-bewussten Niveau. *Andererseits* muss für denkbar gehalten werden, Sapiens habe zwar hier eine erste nennenswerte Kultur auf Basis eines kognitiven Systemwechsels entwickelt, dazu aber noch keine Sprech-Sprache ausgebildet. Erst zusammen mit dem Sprechen sind vielleicht die Sprachzentren (um-) geprägt worden, die zusammen mit einem besserem Gedächtnis die Kognition „menschlich“ gemacht haben.

2. Gehirn und Kognition

Gegenüber meinen ersten Darstellungen zeigt sich, dass heute die Forschungen über unser Gehirn erste Ergebnisse bereitzustellen beginnen, die die historischen Anfänge des Denkens jedenfalls in Thesen weitergehend erkennbar machen. In diesem Abschnitt diskutiere ich Gehirn und Denken, jenen Bereich, der wohl im Moment hinsichtlich von Ontogenese und Phylogenese des frühen Homo sapiens am wenigsten erforscht ist. Zwar gibt es eine Reihe von Anhaltspunkten, wie sich Kommunikation und Kognition entwickelt haben können, doch von einem wirren, dann wilden und viel später rationalen Denken zu sprechen, muss als blosser Hinweis verstanden werden, ist mehr Metapher als Begriffsbildung.

Doch nun, Anfang August 2019, gibt es auch für meine diesbezügliche These eine starke Unterstützung! *„Perfekt vernetzt: Das Gehirn von Menschen mit großem Allgemeinwissen ist besonders effizient vernetzt, wie nun Hirnscans enthüllen. Je mehr Wissensinhalte jemand gespeichert hat, desto stärker ist die Verknüpfung verschiedener Hirnareale – und umgekehrt. Die Forscher vermuten, dass die gute Verknüpfung dem Gehirn dabei hilft, die komplexen Teilinformationen unseres Wissens abzurufen und zu integrieren“.* (Scinexx, 1.8.19) Jetzt ist weiter zu fragen, ob dies auch phylogenetisch bestätigt werden kann, dass – etwa auch durch die Epigenese – sich die Neuronenvernetzung historisch nur sehr langsam entsprechend der Komplexität der Umwelten weiter entwickelt hat. Damit ist an meine vorläufigen Überlegungen anzuknüpfen, nicht nur direkt historische Prozesse hätten die humanen Prozesse vorangetrieben, wenn etwa in einer bestimmten Situation der Landbau durchgesetzt wird, oder zuvor die Sprech-Sprache sich, einmal entwickelt, relativ zügig verbreitet habe. Spätere Ausdifferenzierungen, Schrift, Philosophie, neues Denken der Scholastik mit der Gotik, Renaissance, Aufklärung folgen in den komplexer werdenden traditionellen Logiken. Sie alle, so vertrat ich es thesenhaft, sind zurückzuführen auf je neue Möglichkeiten der Kognition, die Historik wesentlich möglich machte.

Mit dem Gedanken an die phylogenetische Verdichtung der Vernetzung der Neuronen entsteht nun vielleicht eine Theorie daraus, wie – worauf ich modellhaft mehrfach hinwies – etwa die späteren Sprachzentren zur Basis der kommunikation Fähigkeiten werden konnten. Dabei gilt es zu unterscheiden, was Menschen in verschiedenen Umwelten auf einer evolutiv ähnliche Stufe lernen, und was in den grossen historischen Epochen sich noch evolutiv, also jedenfalls auch noch biologisch veränderte; die Frage, die ich in der letzten Zeit intensiv problematisiert habe. Dabei ist in zumindest Jahrtausenden zu denken, nicht in Jahrzehnten, um nicht sehr einfache Völker schon in der Neuzeit hinsichtlich

der Denkfähigkeit wieder kritisch anzusehen, die ja alle komplexe Sprachen hatten und deren Kinder mit jenen der Eroberer bei schulischer Erziehung durchaus mithalten konnten. Aber bei einer phylogenetischen Entwicklung des frühen Homo sapiens sollte dann für möglich gehalten werden, die neurologische Vernetzung bedurfte (evolutiv!) vieler Generationen, um sie immer weiter voranzutreiben, wobei mit heutigem Wissen die Möglichkeit nicht ausser acht gelassen werden darf, die Epigenese könnte dabei mit einer Vererbung von Eigenschaften eine nennenswerte Rolle gespielt haben.

Erstmal kann hier weiterhin nur oberflächlich gefragt werden, wie Geist und Bewusstsein sich hinsichtlich materiell oder immateriell verstehen lassen, wenn ich davon spreche, unser Gehirn werde durch materielle Prozesse von Neuronen, Synapsen und weiteren Elementen gesteuert, solange von Bewusstheit abgesehen wird. Insofern wird *kein* reduktionistisches Modell: Gehirn hier angenommen, auch kein unabhängig von Neuronen fließender Geist, um es erneut schlicht auszudrücken. (Hinweise: Roth/ Strüber, 2015: 231ff) Es ist schon faszinierend, durch den „denkenden Geist“ biologische Prozesse zu kontrollieren, was wir wollen und was nicht. Unbewusster ist kaum etwas vorstellbar, auch wenn das etwas „schräg“ klingt.

Ganz offen bleibt vorerst, ob und wie sich die 2018 postulierte Stabilisierung der Schädelform vor erst 35.000 Jahren auswirkte. (Neubauer u. a., 2018; zum Einfluss von Neandertal-Genen: MPF, 1/19: 43) Ob das biologische Gehirn mit einer seither stabilen Zahl der Neuronen bei der Geburt unterstellt werden kann, wie es heute gesagt wird, lässt sich ebenso nicht bestimmen, sondern nur vermuten. Es war schwierig sich vorzustellen, wie unter dieser Bedingung eine Geschichte des Denkens zu analysieren sei, die es offenkundig gab. Mit der wachsenden neuronalen Vernetzung der (immer schon) gleichen Neuronenzahl scheint es nun eine empirische Basis für diese Thesen zu geben. Von ihr werde ich jedenfalls künftig im Text ausgehen. Dabei gilt es weiterhin zu reflektieren, wie diese Verknüpfungen hinsichtlich der Biologie zu beurteilen sind; ich wies eingangs auf das Problem hin. Doch viele Fragen bleiben in der Schwebe, denn das Gehirn ist offenbar auch biologisch ein ganz besonderes Organ, nicht nur, weil sich die Neuronen, als ansonsten relativ normale Zellen (wie beim Herzmuskel), nicht teilen. Manches dieser Problematik ist schwer darzustellen, weil damit zugleich eine forschungstaktische Frage verbunden ist, wie eine These sinnvoll formuliert werden kann, um für weitere Erkenntnisse offen zu bleiben.

Wird also die sich ausdehnende kognitive Fähigkeit, die Emotionales enthält, aus einem gleichbleibenden Gehirn bis heute angepasst, oder erklärt sie sich auch durch eine generelle biologische Änderung, womöglich noch durch Änderung der internen Blutversorgung? (Facchini, 2006) Wandeln sich lediglich die synaptischen Verknüpfungen, oder entstehen qualitativ andere biologi-

sche Strukturen. Ebenso konnten sich vielleicht mit komplexerem Denken auch die Kerne von Neuronen, die jeweils zusammen Aufgaben tätigen, durch die grosse Dynamik und Plastizität des Gehirns erst ausbilden, (Rösler, 2011) um Anpassungen nach inneren wie äusseren Läsionen zu ermöglichen, oder grössere Zentren auszubilden. Ich weise darauf beispielhaft vor allem mit Bemerkungen zu den Sprachzentren (Broca- und Wernicke-Zentren) im Zusammenhang mit dem Erwerb der grammatikalisch ausdifferenzierten Sprech-Sprache aus einer Zeichensprache heraus hin. Diese Zentren, die wohl auch Musik verarbeiten, konnten vor einer Sprech-Sprache für die Objekterkennung und mit den Händen arbeitend, also dem „begreifen“, zu tun gehabt haben, sagte ich bereits.

Zu fragen ist also: gab es im Tier-Mensch-Übergang noch zu Beginn jener Epoche so etwas wie ein ziemlich undifferenziertes – oder wirres bis wildes – Denken, weil es noch wenig unterscheiden konnte? Das konnte vielleicht durch die bei rezenten Urvölkern oft beobachtete Vorstellung ausgedrückt sein, es gäbe Identitäten, wo wir keine sehen, wie bei gelben Medizinpflanzen gegen gelbe Krankheiten und dergleichen. Stellt sich solches Denken, in weiter Analogie, *heute* als bestimmte Verhaltensstörungen durch Stress dar? (Roth/ Strüber, 2015) Hat das Gehirn sich seither auch biologisch, im Sinne einer generellen Strukturveränderung, über wildes hin zu einem heute rationalen und sehr differenzierten Denken fortentwickelt? In der je historisch ausgebildeten Kompetenz ist diese Entwicklung ja offenkundig, wie uns noch das Denken bestimmende christliche Dogmen um Mitte des 19. Jahrhunderts vor Darwin zeigen. Werden also in diesem Prozess die synaptischen Verknüpfungen sozusagen nur umgestöpselt, oder geht die Veränderungen durch die Dynamik und Plastizität des Gehirns viel tiefer, so dass von biologischem Umbau im Sinne der Evolution gesprochen werden sollte? So etwas deuten vielleicht Hirnverletzungen an, wenn ausfallende Regionen in manchen Fällen, etwa Lähmungen nach Schlaganfällen, durch andere ersetzt werden können. Bei der Zerstörung des Sehzentrums kommt es beispielsweise vor, dass die betroffenen *blinden* Menschen noch geringe Fähigkeiten auslagern können, um bestimmte Bewegungen (wie Regentropfen am Fenster, ein hüpfender Ball...) dennoch sehen zu können. (Scinexx.de, 15.6.18)

Wir wissen heute von sehr individuell konstruierten Gehirnen, je nach den Erfahrungen von Menschen. Bilden sich also die Hirnstrukturen onto- und phylogenetisch durch das komplexer werdende Denken neu? Entsteht beispielsweise die sich heute im Alter von etwa vier Jahren bildende besondere Synapsenverbindung, (MPF, 1.2017: 45) die nach der Ausbildung von Empathie bei Dreijährigen die Entwicklung von Theorie of Mind ermöglicht, immer schon bei Sapiens, oder geschieht das nur bei Bedarf dann, wenn auch tatsächlich komplexer gedacht wird, weil das Angebot der Umwelt zum Lernen wächst?

Die Frage drängt sich immer mehr auf, ob nach der biologischen Stabilisierung des Homo sapiens vor wohl 35.000 Jahren das Gehirn „komplett“ ausgebildet war, so dass Menschen immer das lernen konnten, was die Umwelt ihnen abverlangte. Wie schnell konnte es gehen, von Generation zu Generation in der Phylogenese ein „neues“ Denken einzuüben? Kinder wurden immer von geringer ausgebildeten Eltern und Alten erzogen und mussten dem etwas hinzufügen, wenn es vorangehen sollte, wenn etwa das Klima sich änderte oder auch nur eine neue Region besiedelt werden musste. Heilige Traditionen waren zu überwinden. Das ist das Eine. Aber mussten zum anderen auch in den Gehirnen deutliche Änderungen über Generationen für grundlegende neue Fähigkeiten entstehen? Selbst wenn es nicht direkt um neue „Leitungen“ ging, wie eben zur Theorie of mind angesprochen? Liegt es nur an den Eltern, wenn heute aus bildungsfernen Schichten – als Typus besprochen – lange nur geringe Schulabschlüsse entstehen? Versagt nur die Erziehung? Oder sind mehrere Generationen *nötig*, um die je erforderliche neuronale Vernetzung vorzubereiten, von der ich bereits sprach? Die Epigenetik könnte für eine solche langwierige Vermittlung eine Rolle spielen. Zu bedenken ist: ich rede von Entwicklungen über zehntausende Jahre, nicht von der seit der Kolonisation der Welt.

Ein besonderer methodischer Ansatz meiner Analysen besteht darin, jeweils zu fragen, was mussten Menschen kognitiv jeweils mindestens gekonnt haben, was war wirklich nötig, um die von der Archäologie ergrabenen und präsentierten Funde herstellen zu können. Daraus entsteht das Problem, zwar von deren empirischen Kenntnissen hier auszugehen, nicht jedoch immer ihre Interpretationen zu akzeptieren. Das hängt auch damit zusammen, es erst seit Ende des 20. Jahrhunderts mit neuem Wissen hinsichtlich der Entstehung des Homo sapiens zu tun zu haben.¹ Ein umfassendes Sachbuch, auf dem aufgebaut werden könnte – zumal mit einer konsensualen neuen Interpretation der biologischen wie sozialen und psychologischen Entwicklung – liegt bisher nicht vor. Insbesondere gilt das für das Jung-Paläolithikum, weil die aktuelle archäologische Forschung weitgehend auf die folgende Epoche des Neolithikums ab vor 10.000 Jahren konzentriert ist, in dem die Landwirtschaft im Nahen Osten entwickelt wurde und viele Ausgrabungen dort möglich werden. Die neue Produktionsweise gilt oft als Beginn der eigentlichen menschlichen Kultur. Das ist nicht mehr haltbar, weil einerseits der Bau vom Göbekli Tepe, andererseits das Wissen zu Epigenese und Neurologie neue Belege liefern und erweiterte Analysen fordern.

¹ Siehe eine kurze Abhandlung: Spektrum der Wissenschaft kompakt: Die Ursprünge des Menschen, Gene schreiben Wissenschaftsgeschichte (service@spektrum.de)

Neurowissenschaften

Die Annahme, mit Homo sapiens als neuer biologischer Art sei durch den komplexeren Präfrontalen Kortex eine neue Qualität des Gehirns als Basis für eine sehr flexible Kompetenz entstanden, wird von den modernen Neurowissenschaften unterstützt. Das zeigt sich nun sehr deutlich bei ihrem detaillierten Einbezug in meine Arbeit unten. Ein wichtiger Beleg für eine immer schon mögliche hohe Bildungsfähigkeit war bereits, dass die wenigen Kinder traditionaler Völker, die im 19. Jahrhundert zusammen mit Kindern der europäischen Eroberer und Missionare schulisch erzogen wurden, auf gleiche Weise wie jene Bildung erlangten. (Lévy-Bruhl, 1926) Die gleichzeitige Annahme einer deutlichen Entwicklung der Kognition bezieht sich auf deutlich längere Zeitabläufe, wahrscheinlich solchen vor dem Göbekli Tepe. Es kommt dann wesentlich auf die Umwelt an, in/ an der gelernt werden kann. Im prozessualen Wechselspiel von Onto- und Phylogenese entstehen neue kulturelle Welten zuerst sehr langsam. Denn in der generell „beharrenden“ Phylogenese kann ontogenetische, von neuen Generationen anders als zuvor verstandene Kenntnis nur zögerlich umgesetzt werden. Das wird besonders dann plausibel, wenn die historisch erworbene Kompetenz und Logik des Homo sapiens am Beginn des Jung-Paläolithikums tatsächlich noch als relativ schlicht angenommen werden kann, während in der Archäologie und in der genannten fachübergreifenden Debatte die Tendenz besteht, schon den Früh-Menschen erhebliche kognitive Fähigkeiten als gesichert zu unterstellen, ebenso Sprache. Dazu mehr im Exkurs zu den Theoremen in der Archäologie.

Wird in solcher Vorstellung einer kontinuierlichen Entwicklung bereits Homo erectus vor 350.000 Jahren als „sapiens-ähnlich“ gesehen, wäre es tatsächlich verwunderlich, warum vor 60.000 Jahren Homo sapiens noch nicht weiter gediehen war; zu diesem Zeitpunkt wird in der erwähnten Diskussion eine „Explosion“ oder „Revolution“ seiner Fähigkeiten gesehen. (Renfrew, 2009) Noch die Zeiten bis zur Mitte des Jung-Paläolithikums sind ja nicht durch eine auffällende Dynamik geprägt, wenn vom Beginn der Ausdehnung über die Welt abgesehen wird.¹ Doch danach, zeige ich in meiner Studie auf Basis der archäologischen Funde, entsteht bereits ein deutlicher Prozess, der vor allem in der ständig wachsenden Sesshaftigkeit ausgedrückt wird, die vor fast 12.000 Jahren im Nahen Osten einen Höhepunkt in den Monumenten vom Göbekli Tepe und bald darauf Jericho fand. Kulturen, die mit diesen Bauten eine ganze Region für sich dauerhaft reklamierten! Hoch-Kulturen mit organisatorischen Fähigkeiten entstanden dort, die viele rezente traditionale Völker jedenfalls nach (und wegen ihres Niedergangs während) der Kolonialisierung nicht auf-

¹ Das kann ein Quellenproblem sein. Heute wird anerkannt, dass frühe Grabungen durch fehlendes Wissen – etwa über den analytischen Nutzen von Pollen – manches übersahen und zerstörten. Die berühmten Flöten wurden aus altem Abraum gesiebt.

wiesen, die aber, betone ich noch einmal, alle Sprech-Sprachen ausgebildet hatten.

Die Neurowissenschaft belegt nun, wie die grosse Lernfähigkeit des Gehirns bei sapiens funktionieren kann. Bei heutigen (!) Menschen sind Differenzierungen der individuell sich jeweils entsprechend ihrer beruflichen Tätigkeiten veränderbaren neuronalen Strukturen feststellbar.¹ Und es gibt weitergehendere, im frühkindlichen Stadium entstandene Fälle, die wir als unterschiedliche „Charaktere“ von Individuen wahrnehmen und die möglicherweise später nicht mehr grundlegend therapierbar sind. Beispielsweise bei Personen mit schwerwiegenden Hirnreifungsstörungen, die durch defizitäre frühe Erziehung, wie Missbrauchs- und Gewalterfahrungen, entstehen können und bei ihnen Aggressivität und mangelndes Mitgefühl mit den Leiden anderer zeigen. Im Extremfall lasse sich dieser Mangel sogar an der individuellen Ausdehnung des Präfrontalen Kortex erkennen.

Doch das Problem steckt viel tiefer, weil der Präfrontale Kortex sich bis ins Erwachsenenleben hinein zum Teil deutlich weiter entwickelt und bestimmtes Lernen allgemein wie individuell zu einem bestimmten Alter gehören kann, wie etwa kindliche „Spätentwickler“ zeigen. (Crone, 2011) Wenn nun aber – bei sehr einfacher natürlicher wie sozialer Umwelt – bereits mit jungen Jahren, nicht weit nach dem Ende der Pubertät, der geschlechtlichen Entwicklung, das gemeinsame und nötige Wissen einer Gemeinschaft den Jugendlichen als bekannt gilt und per Initiation vermittelt wird, dann werden weitere Möglichkeiten der Kognition offenbar nicht mehr erreicht! Der zweite Teil heutiger Adoleszenz wird offenbar gar nicht ausgebildet, weil traditionales Denken keine hinreichende Basis dafür bildet. Bleibt dann die heute feststellbare Reifung des Präfrontalen Kortex nach dieser Zeit bis ins zweite Jahrzehnt hinein ungenutzt oder fällt gar gänzlich aus?

Lassen sich, weil eine entsprechende ausdrückliche Erziehung im Jung-Paläolithikum (und lange darüber hinaus) kaum existiert hat, ohne dass ich auf „Lieblosigkeit“ jener Eltern hinaus will, aggressivere Verhaltensweisen in dieser Weise historisch erklären, ohne hier genetisch fixierte „Triebe“ am Werk zu sehen?² Verhaltensweisen, wie wir sie in einfachen rezenten Gruppen oder Kul-

1 Bestimmte ausgeprägte Hirnbereiche von Taxifahrer:innen zur örtlichen Orientierung sind ein oft zitiertes Beispiel. Mithen (2010) machte beispielsweise einen Selbstversuch, liess sein Gehirn beim Singen scannen, nahm dann ein Jahr lang Gesangsunterricht, liess sich wieder singend scannen und konnte eine deutliche Veränderung seiner Gehirnströme feststellen.

2 Von rezenten Wildbeuter:innen und simplen Gartenbaukulturen wird berichtet, sie seien liebevoll zu ihren Kindern, kümmerten sich jedoch in den ersten Lebensjahren nur sehr wenig um sie. Deren frühes Lernen geschehe meist durch Beobachten und Mitmachen, nicht durch Anleitung, die meist aber zur Pubertät (Initiation) einsetze. (Krebs, 2001) Weitere Fallbeispiele, wenn auch in besonderer Intention zusammengestellt: Gottschalk-Batschkus/ Schuler (1996).

turen finden, in denen etwa Kopffjagd, Blutrache nach einer Ehrverletzung, oder die Gruppenvergewaltigung eine erwähnenswerte Rolle spielten? Diese Frage – so scheint es – lässt sich nun bejahen.

Bedurfte es gar – ist eine andere Frage – in einer generell gefährlichen Umwelt mit dem relativ selbstverständlichen alltäglichen Töten von Tier und Mensch eines entsprechenden Bewusstseins ständiger Gefahr? Oder „wussten“ jene Menschen noch nichts von Gefahr? Liegt das Problem tiefergehend in der Psychologie? Wir sehen unten noch, wie die liebevolle, aber überwiegend desinteressierte „Erziehung“ gerade zu diesen Verhaltensweisen führt, weil eine weitergehende „Sozialisation“ noch nicht entwickelt war. Das sind relativ konkrete Fragen auch an die archäologisch interessierte Neurowissenschaft und die Psychologie. Ich betone noch einmal, wir müssen eine Ahnung davon entwickeln, in welchem Prozess von den Ur-Primaten her auch die Kognition sich entwickelt hat, um über symbolisches und abstraktes Denken jener Zeiten substantiell etwas aussagen zu können.

Sozialwissenschaft

Spätestens während des Jung-Paläolithikums geschieht ja noch etwas für die neue Welterklärung Elementares: in der (biologischen) Evolution entsteht durch wachsendes Denken und dem prioritär werdenden sozialen Handeln die Grundlage für die Soziologie als neue Leitwissenschaft der nun primären (sozialen) Kulturentwicklung. Basis des heutigen Denkens sind zwar die modernen Naturwissenschaften, doch nur zusammen mit den darauf aufbauenden, ebenfalls empirisch begründeten Sozialwissenschaften. Letztere operieren mit erweiterten Methoden und prägen mit ihren Reflexionen seit dem 19. Jahrhundert in unserem Denken eine grundlegend neue *Logik des prozessualen Weltverstehens*; der Prozess dauert an. (Dux, 2008) Die Naturentwicklung wurde zwar mit Darwins Hauptwerk von 1859 ohne Bezugnahme auf „höhere Kräfte“ verstehbar. Dessen Vorstellung einer biologischen Evolution wird heute wiederum differenzierter beurteilt, dabei die Aussagekraft und Logik der Naturwissenschaften durch neueres Wissen über das Soziale präzisierend. Auch diejenige Philosophie, die die Welt noch als mit vorbestimmtem Ergebnis – teleologisch, göttlich – gelenkt versteht, wurde in jener Zeit überwunden. Seither setzt sich die Einsicht in eine von Menschen gemachte Sozialwelt durch, die wiederum die Natursicht bestimmt, wie es bereits 1845 von Marx/ Engels als Prozess einer – heute ebenfalls in ihren Grundlagen überholten – *sozialen* Evolution skizziert wurde, die ich hier – in rein soziologischer Absicht – deshalb erwähne, weil beide mit ihrer Vorstellung des modernen Prozesses wissenschaftshistorisch bedeutend sind, auf den ich unten noch zurückkomme.¹ (Hennings, ¹⁴2017)

¹ Zur späteren Diskussion um biologische und soziale Evolution siehe aus Sicht evolutionärer Anthropologie: Freeman. (1983; dort auch zu Margaret Meads Studie über die angebliche

Soziales Handeln prägt nun die Geschichte, wie die Analyse moderner Menschen zeigt; ich nenne nur Homo sapiens so. Das ist der Ausgangspunkt dieser soziologischen Studie, die also nicht einer nativistischen und reduktionistischen Vorstellung folgt, unsere Art/ Spezies würde im Denken und in Gemeinschaften/ Gesellschaften funktionieren wie biologische Organismen (Nativismus), die, oder womöglich deren Gene, im Leben agieren (Reduktionismus); ich gehe unten in einem Exkurs auf die Debatte der Archäologie ein. Nicht-humane Vielzeller haben nur äusserlich Ähnlichkeiten mit Systemen sozialen Wandels, die bewusst operieren und tendenziell auch die dabei entstehenden Nebenfolgen reflektieren können. Selbst die oft so genannten „Gesellschaften“ oder „Staaten“ von Ameisen oder Bienen und dergleichen funktionieren auf einer ganz anderen qualitativen Ebene (und die wieder komplexer als einfache technische Systeme, wie Motoren).

Menschliche Systeme basieren nur biologisch primär auf ihren „Genen“, sind nur zum Teil durch angeborene Mechanismen bestimmt. Oberflächliche Erscheinungen solcher tierischen Staaten, Schwärme, Herden auf Menschen zu übertragen, fördert zudem die Vorstellung, autokratische und diktatorische Systeme seien „natürlich“, also „gut“, von Gott gegeben, wie die Bienenkönigin. Und bereits das Jung-Paläolithikum zeigt deutlich den Unterschied dazu, als dieser soziale Prozess des modernen Menschen entstand, wie hier zu zeigen ist. Auch wenn in älteren Zeiten hierarchische Systeme, geführt von den Alten, den Grossen Männern, Häuptlingen, Königen regelhaft auftraten, so sind die inneren Funktionsweisen ganz andere als im Tierreich (die zudem generell von patriarchalen orientierten Männern beschrieben wurden).

Der Hinweis: angeboren erklärt vor allem fast nichts, was nicht direkt das Körperliche betrifft, und selbst da lernen wir durch die Epigenetik Grenzen kennen. Bestimmte Persönlichkeitsmerkmale werden heute, heisst es, teilweise angeboren, andere nicht, sondern durch die Umwelt bestimmt, noch andere entstehen durch bereits sehr frühes Lernen. Doch wenn es angeborene Merkmale geben soll (woran ich gar nicht zweifle), dann ist zu belegen, woher sie kommen und wie sie entstanden. Da es auf der anderen Seite solche Merkmale gibt, die sehr früh durch die Umwelt bestimmt oder beeinflusst werden, manche sogar schon fötal, wer will dann bestimmen, was angeboren sein kann? Selbst Hinweise auf die DNA lösen das Problem nicht, seit klar ist, dass epigenetische Schaltungen etwa die Produktion der Nukleinsäuren mit bestimmen können, aus denen unser Körper besteht. Wenn wir aber mit dem Terminus: angeboren sehr vorsichtig umgehen, bleibt in einer Theorie immer die Möglichkeit, heute noch unbekannte Prozesse aufzuklären, ja, sie lädt gerade zur Suche ein. Ideologische Verzerrungen sind unter dieser Behauptung genug versucht worden, das Nazi-

Friedfertigkeit der Naturvölker; s. o.). Zur Geschichte von Ethnologie und Psychologie: Wolfardt (2011).

Germanentum gehört dazu, aber auch die erbärmlichen Versuche noch Ende des 20. Jahrhunderts, in den USA die Schwarzen, mit ihrer erzwungen geringeren Schulbildung über viele Jahrzehnte, als geringer intelligent als Weiße zu brandmarken. Ähnliche Debatten gab es um die angeblich angeborene Aggressivität, die ich in dieser Studie ein wenig aufkläre, nach welchen Umweltbedingungen sie *statistisch* oft auftreten kann. Ob sich eine angeborene humane Aggression überhaupt definieren lässt, scheint zweifelhaft, zumal zweifelhaft ist, ob Tiere, von denen sie ja kommen soll, nicht früh schon gänzlich anders operieren.

Mein Ansatz soll den alten Streit über genetischen oder kulturellen Primat, ob wir weitgehend durch unsere Biologie, unsere Gene bestimmt werden, nicht wieder detailliert aufgreifen, sondern empfiehlt für *Homo sapiens* ein ganz anderes Vorgehen, primär den Prozess der Kognition zu analysieren. Die Betonung der *Lernfähigkeit* als wesentliches Kriterium von Menschen bedeutet allerdings nicht, hier werde einer reinen „*Lern-Theorie*“ das Wort geredet. Eine solche Ansicht, fast nur (!) durch Lernen/ Kultur bilde sich die Persönlichkeit, ist ebenfalls überholt.

Heute ist Denken nicht ohne Bezug auf Körperlichkeit, auf Materielles analysierbar. Selbst Emotionen, die Handeln intensiv beeinflussen können, werden im Zusammenhang mit Mixturen chemischer Botenstoffen/ Transmittern ausgelöst und zudem auch elektrisch und chemisch vermittelt. Und dennoch sind moderne Menschen weitgehend frei zur Entscheidung zwischen Alternativen und zur Kontrolle eines Teils ihres Unbewussten durch das über Jahrtausende gewachsene Bewusstsein. Das gerade zeigt sich in der Entwicklung des Geistes während des Jung-Paläolithikums, wenn meine (sehr grobe) These greift, die Kognition habe sich von wirren über wilden zu rationalen Denkfähigkeiten ausgebildet; wir kommen auch darauf mehrfach zurück.

Die Lernfähigkeit baut vor allem auf den Möglichkeiten auf, die der *Präfrontale Kortex* hinter der steilen Stirn im Gehirn des *Homo sapiens* bietet, ganz wichtig ist natürlich auch das Gedächtnis. Unstrittig entstehen Lebewesen mit offenen genetischen Programmen für den Umgang mit Umwelt-Informationen, die nur im vorgegebenen biologischen Rahmen verarbeitet werden können. (Keller, 2002) Insofern ist alles auch angeboren, genetisch, über die DNA bestimmt, auch das Bewusstsein – und erklärt nur wenig, weil mit diesem: angeboren eine andere Ebene gemeint wird, die *Form* des Denkens und nicht dessen Inhalt, der in komplexen Umwelten sehr frei gestaltbar ist. Mir geht es darum, als Teil meiner theoretischen Basis empirisch festzuhalten, dass moderne Menschen durch Lernen erwerben können, was sie für ein verantwortliches Leben benötigen, und sie nicht mehr primär durch Instinkte und/ oder Gene bestimmt werden oder gar durch Gottes Ratschluss. Oft wird in der nativistischen Debatte von genetischer Prädisposition gesprochen und das besondere Menschliche oder

Soziale dabei allzuleicht zum randständigen Hinweis, dass irgendwie auch Bewusstheit – um nur dies im Moment zu nennen – eine Rolle spielt.

In meiner soziologischen, aber weit in andere Fächer ausgreifenden Arbeit verstehe ich den Tier-Mensch-Übergang vom primär biologischen zum primär sozial bestimmten Entwicklungsprozess deshalb als *kognitiven Systemwechsel*, der vom Primat des Instinktiven zum Bewussten verlief, und nehme ihn gut begründet bei Homo sapiens an, noch nicht bei Früh-Menschen, wie ich Homo erectus, neanderthalensis, pekinensis und weitere mehr nenne. Nicht mehr die biologische *oder* soziale Evolution steht für die menschliche Geschichte, sondern der Prozess *sozialen Handelns*. Aber nicht allein die Soziologie, die Sozialwissenschaften sind insgesamt gefordert, auf Basis der Naturwissenschaften die Analyse des sozialen Prozesses „vom Anfang der Geschichte an“, wann immer das gewesen sein mag, zu übernehmen. Nur interdisziplinär wird der hier besprochene Zeitraum der Menschwerdung erklärbar sein. Und auch die eben angedeutete Problematik gehört in diese Forschung hinein!

Zum Gehirn

Rösler lässt sich zum Thema der Psychophysiologie der Kognition mit seiner generellen Stossrichtung als weiterer Beleg meiner dementsprechenden Thesen zum Jung-Paläolithikum interpretieren. Darin wird umfänglich die Funktionsweise der neuronalen Basis unseres Denkens aufgezeigt. Seine generelle Frage ist: „*Wie entstehen Erleben und Verhalten aus dem Zusammenwirken von Nervenzellen, die nichts anderes können, als sich wechselseitig erregen und hemmen, und die durch **Lernen** verändert werden?*“ (2011: 1; Hv. h.) Das geschieht mit relativ wenigen verschiedenen Typen der „grauen“ Nervenzellen unseres Körpers, gestützt und wohl auch ernährt von der „weissen“ Gehirnmasse, den Glia-Zellen. Vor allem kommt das Gehirn aber mit einer relativ geringen Zahl von Verschaltungs-Typen zwischen Neuronen-Verbänden (Kernen) und der Signalvermittlung zwischen ihnen aus, um unser Gehirn funktionieren zu lassen. Rösler geht also vom weitgehenden *Erlernen* menschlichen Denkens und Verhaltens jenseits der Steuerung und Registrierung unserer Körperlichkeit aus und zeigt dafür anhand von (computerisierten) „Modellneuronen“ auch die bislang bekannten Verknüpfungsformen über die Dendriten der Neuronen (Empfänger) und deren Axone mit ihren Synapsen (Sender) auf, die die elektrischen und chemischen Impulse prozessieren. Er betont zugleich die Grenzen der Bewusstheit, und in welcher Weise manches heute an „Gehirn-Strömen“ bereits messbar ist, *bevor* die mehr oder weniger bewusste oder die nicht-gestoppte Handlung ausgeführt wird oder eben nicht, wenn wir unser Bewusstsein nicht zustimmen lassen.

Schon insofern können wir nicht als „weisses Blatt“ geboren sein, selbst wenn alle vom Gehirn kontrollierten Körperfunktionen ausgeblendet werden. Es

bleibt immer die *Form* des Funktionierens des Denkens mittels Neuronen als vorgegeben, nur mit unserem Gehirn können wir denken, betone ich noch einmal. Vor allem hat sich aber unser Bewusstsein erst im endlosen langen historischen Prozess vom einfachen Stammhirn bei Reptilien über primär instinktive Formen höherer lernfähiger Tiere bis zum Auswachsen der Grosshirnrinde bei Homo sapiens mit der steilen Stirn die nötigen Areale des Hirns geschaffen, so wie das beginnende bewusste Kommunizieren etwa auch erst die späteren Sprachzentren (Broca-, Wernicke-) entwickeln musste.

Zeigen, Gesten und Gebärden bei hörlos Geborenen beginnen heute zwar zuerst in etwas anderen Gehirnregionen als bei normal-sprachlichen Kindern, auch die rechte Hirnhälfte kommt durch die Bewegung vor allem der Hände stärker ins Spiel. Das könnte in der historischen Entwicklung des Gehirns eine Rolle gespielt haben, als die später zu Sprach-Zentren werdenden Regionen als solche noch nicht existierten oder etwas anderes prozessierten bevor es Sprech-Sprache gab. Ontogenetisch sei vielleicht das Broca-Zentrum im Gehirn (links-seitig) die Basis von Sprache und (!) Objekterkennung, sagt Teschner. Bei von Geburt an Gehörlosen werden heute (bei Anleitung) Gebärden in den gleichen Hirnbereichen prozessiert wie Sprache bei normalen Kindern! (2005: 17ff, 33; Steinbach, 2008, Fischer, 2008) Dabei ist bei der Analyse der Gehörlosen durch Teschner interessant, dass die Stimuli bei den Tests Bilder/ Fotografien mit abgebildeten Gebärden waren, weil es an den angesprochen Zusammenhang der werdenden Kommunikation mit der Höhlenmalerei erinnert. Zeichensprache, (Höhlen-) Bilder, Musik und Sprache sind offenbar miteinander eng verbunden, weshalb ich von neuer Kommunikationsform spreche.

Ob sich Spuren des Broca-Zentrums bereits bei Makaken finden, um Zeichen/ Gesten zu bearbeiten, wie die Spiegelneurone bei ihnen zuerst interpretiert wurden, ist umstritten; gespiegelt wird dabei nur zuvor erworbenes Wissen; es ist wohl die Abbildung des Erkennens und Verstehens nur in dieser Weise möglich, die gleichen Neuronen zu aktivieren als beim beobachteten Handelnden! Rösler verweist darauf, Tiere seien sicher nicht in der Lage, „*hierarchisch geordnete Symbolfolgen zu verarbeiten*“.¹ (2011: 359ff; Sie denkt, er denkt, sie würde denken...) Diese Hinweise unterstützen die oben skizzierte Vorstellung,

¹ Nun wird kompetent in Frage gestellt, ob die vielbeschworenen Fähigkeit bei Affen, oder auch Raben, etwas planen zu können, nicht einfacher erklärt werden muss: „*Aber steckt hinter diesem Verhalten*“ – heisst es in Scinexx.de (1.12.18) – „*tatsächlich die Fähigkeit, zu denken und mental verschiedene Szenarien im Kopf durchzuspielen?* Johan Lind von der Universität Stockholm bezweifelt dies. Seiner Vermutung nach könnte auch eine Kombination aus einfachem Lernen durch Verstärkung und Konditionierung zu dem scheinbar planenden Verhalten dieser Tiere führen. Sein Argument dafür: Künstliche Intelligenz funktioniert auch nur Basis dieser Lernmechanismen – und erzielt damit erstaunliche Erfolge“. Rösler wurde bereits für einen solchen Prozess des Hemmens oder Verstärkens zitiert. (2011: 1) Auch die Erklärung des Jagdverhaltens von Affen gehört zu diesen Überlegungen; s. u. Tomasello. (2011: 188)

bestimmte Hirn-Zentren, wie die zur Sprache, entstünden sowohl onto- als auch phylogenetisch, woraus heutige Kinder beim sehr schnellen Spracherwerb Nutzen ziehen, weil ihre Umwelten komplexere Lernangebote machen.¹ Vielleicht unterstützt die *Epigenetik* diesbezüglich auch die Hirnstrukturen über die Generationen? Was bedeutet das für die Frage nach einer immer noch biologischen Änderung des Gehirns bei Homo sapiens; oder nur beim frühen Sapiens? Später mehr dazu.

Für meine Betrachtung ist besonders interessant, wie ab einem bestimmten Zustand, so richtig erst bei Homo sapiens, immer mehr und wohl immer stärker instinktive Abläufe und Erregungszustände bewusst kontrolliert werden *können*, individuell nach Erfahrung verschieden. Und es wird klarer, wie auch ein menschliches Gehirn in vielfältiger Weise erst einmal prozessieren muss, um etwas hervorzubringen, was sich bewusst kontrollieren lässt, bevor es zur Entscheidung oder zur Handlung wird; das Hirn, das aber doch selbst durch unsere Erfahrung in der Ontogenese wesentlich mit gestaltet wurde, entscheidet bei bewussten Denkopoperationen über „Vorschläge“ des Unbewussten. Der direkte Input der Erfahrung ins Gehirn und damit ins Gedächtnis erfolgt ja weitgehend unbewusst. Denken ist die Basis für optimales lernorientiertes Weiter-Denken, aus dem wir vieles auswählen können. Wir sprechen lange Sätze, ohne sie im Geiste direkt vorformuliert zu haben; das sind sich selbst verändernde Prozesse, die immer wieder Anschluss am schon Gesagten finden müssen (versuchen Sie mal, fünf Minuten mit nur komplett bewusst vorformulierten Sätzen zu reden).

Das „freie Denken“ kann durch dieses neu erarbeitete Wissen weitergehend analytisch unterfüttert und definiert werden, als ich es zuvor tat. Es sei, schreibt Rösler, „*derzeit offen, ob sich auch bei den Primaten eine solche Struktur [wie bei Menschen im präfrontalen Kortex] finden lässt, die quasi ein Veto bezüglich bestimmter Verhaltensoptionen einlegen kann*“; etwa nicht bei unkontrollierten Warnschreien von Affen. (Tomasello) Und es sei ein solches Veto nur durch Interaktionen mehrerer Hirngebiete möglich, das sei ein recht komplexer Vorgang. (2011: 262) Dessen Hinweise auf *Dynamik* und *Plastizität* unseres Gehirns, in dem jeder Gedanke wiederum im Wechselspiel Änderungen der neuronalen Strukturen erarbeitet, machen mit deutlich, wie diese Entwicklungen im Gehirn möglich wurden. Auch Damasio betont (unten), jedes Denken verändere das Gehirn. (2011: 215) Und wir sehen, wie die „Karten“ des jeweiligen akuten Denkstandes als Erregungsmuster im engeren Sinn funktionieren, wie sie permanent aus dem Gedächtnis die nötigen (und manchmal unnötigen) Elemente für Gedanken zusammenkramen, hier Kanten im Objektmodus, dort

¹ Gemeint ist: wenn in einer Gemeinschaft immer mehr gesprochen wird, erfahren Kleinkinder der Sprache immer mehr als „normal“ und lernen sie entsprechend und dies auch immer früher, weil die entsprechenden Lernangebote intensiver werden und auch die Eltern den Vorteil erkennen, sprachliche Kommunikation mit einzusetzen...

Bewegungen oder auch Gefühle und Abstraktionen, deren Einzelteile des Gedankens jeweils woanders eingelagert sind. Das Gedächtnis bilde beispielsweise beim Sehen, sagt Damasio, nicht einfach ab, was auf der Netzhaut ankomme. Sondern es „zeichnet die vielfachen Folgen der Wechselbeziehungen zwischen dem Organismus und dem Gegenstand auf“. Dazu gehören auch sensorische Muster, die mit dem Anblick des Objekts einhergehen, die auch mit dessen Berühren verbunden sein können, und damit zusammenhängende Erinnerungen und weitere Emotionen und Gefühle bilden. (2011: 145) Der Blick auf eine Landschaft aktiviert vielleicht ebenso die Erinnerung an einen ganz anderen Urlaub in einer Stadt. Rösler spricht dafür von umfassend zusammengestellten Filtern. (2011: 53) Das *Gedächtnis* ist bei ihm eines der bedeutenden Themen, so wie für Damasio das *Bewusstsein* oder Roth/ Strüber die *Seele* (beziehungsweise deren Erkrankung und Therapie), wie wir noch sehen werden.

Nachgeburtliche Ontogenese

Wie entstehen bei traditional denkenden Menschen universal Vorstellungen von den subjektiven geistigen Kräften als Ursprung der Welt, die von prä-animistischen Formen zum Götterglauben reichen, dass also für sie alles in der Welt voller Geister/ Götter sei, subjektiv, lebendig, *handelnd*? Durch die Ontogenese! Alles in der Welt muss einen Ursprung haben, so wie Kinder geboren werden. Dieser hat also gehandelt, um als Schöpfer ein *Ergebnis/ Ziel* zu erzeugen. Ursprung und Ergebnis sind dabei zugleich identisch, damit auswechselbar in verschiedenen Sichtweisen, das Ergebnis kann deshalb sogar verantwortlich für den Ursprung gemacht werden, wenn später noch einmal darüber gesprochen wird. Dieser Geisterglaube ist vielleicht das übereinstimmendste Merkmal traditionaler rezenter und älterer historischer Völker. Es gibt keine bekannte Ausnahme.¹ Wie sollte eine vormoderne Weltsicht auch ohne mystische Kräfte möglich sein, wenn das Denken noch nicht hinreichend ausgebildet ist? Doch wann und wo entwickelten sich welche Ausprägungen dieses Denkens. Zuerst wird es einen prä-animistischen Zustand gegeben haben, als die Geistwesen noch nicht benannt, aber doch irgendwie da waren, überall, und Angst erzeugten, oder wie immer das vorstellbar ist, wenn der Wind tosend laut durch die Büsche fegt und selbst ruhende Steine einen Menschen zu Fall bringen. Und wie weit war diese Mystifizierung im Erklärungsmodell jener Menschen gediehen, die ab vor 40.000 Jahren die Höhlen bemalten? Die Antwort ist simpel.

¹ Snell zeigt, die Vorstellung von einem *Ziel* sei bereits „Homer so geläufig, daß er vom ‚Ziel‘ einer Rede sprechen kann, ohne das Gehen oder den Weg dahin zu erwähnen... Neue Prägnanz erhält das Bild, wenn man nicht nur Ankunft und Ziel im Auge hat, sondern den ganzen Weg, der mit bestimmter Absicht betreten und durchschritten wird“. (1975: 219) Auch wenn Homer sage, der Okeanos sei der *Ursprung* der Götter, erkennen wir traditionale Logik, die vom Ursprung zum Ziel ohne Gedanken an den verbindenden Prozess „denkt“. (222)

Wie entsteht Gott?

Ein Säugling macht die Erfahrung, fast alle Dinge um ihn herum bewegen sich, weil sie ihm – für das Kind noch unerkennbar – von einer Bezugsperson gereicht oder gezeigt werden. So bilden sich per Aha-Effekten gleich nach der Geburt strukturelle Schemata des Erkennens aus, zuerst die Erfahrung: alles würde sich selbst bewegen. Später gilt dem Kind alles als ein handelndes Etwas, wie die Bezugspersonen selbst. Schema bedeutet (mit Piaget; Ginsburg/ Oppen, 1993: 35) auch, nach dessen jeweiligem Aufbau wird alles weitere dazu passende Neue in eben dieser Weise quasi automatisch unbewusst begriffen, ob es sich konkret bewegt oder nicht: es könnte es! Was ein Säugling zuerst nur wahrnehmen kann, dieses sich Bewegen aller Dinge, was sich nicht einmal dauerhaft im Gedächtnis hält, weil erst ab etwa drei Jahren dort die beständige Speicherung möglich ist, sieht er später bereits etwas klarer. Doch nun wird dieses frühe Schema durch die Bezugspersonen verstärkt oder bestätigt, alles was geschehe, werde von Geistern/ Göttern bestimmt. Eltern sind selbst so etwas wie Gott, wie sollten da Zweifel entstehen, wenn alle Gruppenmitglieder den gleichen Kram erzählen und den Glauben notfalls zwanghaft zur Realität bestimmen. So war es schon immer, solange auf der Welt irgendetwas geschieht.

Solche Schemata bleiben so lange stabil, wie mit ihnen das Leben hinreichend zu bewältigen ist. Aus der unreflektierten Ur-Erfahrung in dieser vollständig subjektiven, sich zu bewegen, ja zu handeln scheinenden Umwelt, wird bei rezenten Urvölkern die Erkenntnis verfestigt: in allen Erscheinungen äussern sich allmächtige Kräfte. Dux nennt das Handlungs- oder subjektive Logik. (2008, 1997) Tomasello geht vom Entstehen dieser Vorstellung durch Sprache aus: Kinder würden aus bestimmten Formulierungen über Zustandsänderungen (schein-) „kausale Akteure“ erkennen, die auch als Geister oder Hexerei in Erscheinung treten könnten. (2006) Doch das scheint wohl nur so, weil heute solches Erkennen zugleich mit der Sprache entsteht; andere sagen deshalb, es entstünden im Gehirn Module für weitere Fähigkeiten, wie Grammatik. Und bei solchen Erfahrungen, von Subjekten, handelnden Dingen und Erscheinungen umgeben zu sein, entsteht die Basis der traditionellen Logik. So entsteht Gott.

Es ist eine Kraft, die als Ursache wie als Ergebnis für Alles steht, mit Allem identisch ist. Wenn auch mit verschiedenen konkreten Abstufungen, die sich heute in der Kindheit noch differenzieren, bis am Ende nur noch Tiere und Menschen als lebendig verstanden werden. Schon Piaget spricht vom Ursprung des religiösen Gefühls aus dem Kindesverhältnis. (nach: Dux, 2008: 226) Und wenn die Erwachsenen diese Erfahrung nicht korrigieren, sondern selbst nur diesen Grundstock traditionaler Logik erkennen, wird diese Vorstellung sehr stabil: es muss Göttliches geben. Hinzu kommt die eigene Beobachtung der Erwachsenen, auf Basis dieses Grundschemas mit Identitäten und unsinnigen Kausalitäten liesse die Welt sich leben und im Kreise der Alten beschreiben.

Eine Realität, die diesen Vorstellungen entgegensteht, gibt es nicht. Entsteht etwas das alte Leben beschränkendes oder gar bedrohendes, wie es die schnelle Erwärmung am Ende der Eiszeit war, finden sich andere Narrative.

Nehmen wir an, irgendwann haben Menschen verstanden, dass und ein bisschen auch wie ein Magen funktioniert; sie sehen beim Schlachten gefressenes Gras – Inuit essen es als Vitaminspender – und verfolgen vielleicht den Abgang, um die Veränderung zu erkennen. Es ist ja ein sehr komplexes Organ: Nahrungszufluss, Magensäure, Zerkleinerung, Ausscheidung, die wieder allgemein bekannt ist. Oder denken wir nur an die Funktionsweise eines Beines, oder das Erblühen einer Blume. Da ist es ganz natürlich zu fragen, Wer konnte so ein Wunder erfinden und herstellen? Da die Welt komplett belebt ist, kam auch nur ein handelnder Demiurg in Frage, der dies schuf. Da erstaunt es dann nicht, wenn aus frischer Leber das Kommende gelesen wird; doch das geschah wohl erst im wilden Denken. Den Prozess des Entstehens über viele viele Jahre erkennen einfache Menschen nicht; erst ab Sumer gab es ein unbestimmtes: am Anfang, ein: Früher; und das als anderen Ort (wie das Totenreich).

Im Ursprung aller Dinge – folgt also daraus in diesem Denken für die Heranwachsenden – muss entsprechend eine bewegende Kraft existieren. Der logische Widerspruch eines Ursprungs, der selbst keinen Ursprung hat, wie ein Geistwesen oder Gott, entsteht bei jenen Menschen nicht. Für ein Ereignis kann sogar das Nachfolgende die Ursache sein, die also nur als ein individueller Wille eines Schöpfers verstehbar ist, der Alles drehen und wenden kann; solche Vorgänge finden wir noch in der christlichen Religion und in unseren Märchen. Lévy-Bruhl spricht bereits 1910 davon, Zeichen/ Ereignisse stünden bei rezenten Urvölkern für Ursache. *„So wird jedes ungewohnte Ereignis als das Zeichen und **gleichzeitig** als die Ursache eines kommenden Missgeschickes angesehen; aber mit dem selben Recht, nur von einem anderen Gesichtspunkt aus – kann dieses Missgeschick wiederum als die Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses betrachtet werden“*. (255; herv. h.) Denn es seien subjektiv handelnde Kräfte, Geistwesen, die alles in der Welt bewegen, in welche *zeitliche Richtung* immer. Ebenso erscheinen jenen Menschen die erfolgreichen Riten vor Jagd oder Krieg bereits als erfolgreiche Jagden oder Kriege selbst (war das beim Jubeln über den Beginn des Ersten Weltkriegs und dann bei den Faschisten anders?). Wenzel beschreibt dies in Bezug zu Aristoteles: *„Genau dieser Logik“* – die er vorher ausführlich entwickelt hat, folge – *„Aristoteles' naturwissenschaftliche Suche nach den Anfangsgründen der natürlichen Wandlungen. Zwischen dem als Substanz gedachten Ursprung und dem in ihm enthaltenen Telos verflüchtigt sich der Wandel selbst. Sein und Werden werden so antinomisch, muss doch im ursprünglichen Sein schon alles enthalten sein, was sich im Verlauf der Wandlungen erst bildet“*. (1994: 354) In jeder Ursache steckt das komplette Ziel; da entsteht oder wächst nichts während des Prozesses erst.

Schon die prä-animistische Weltsicht finden wir analog in der frühen Ontogenese. Als nächstes entstehen vermutlich Namen für jene Geistwesen, die sich irgendwann im Jung-Paläolithikum konkretisieren, die ansprechbar werden, und sei es in einer noch primären Zeichensprache auf Basis prä-bewussten und prä-symbolischen Denkens. Später werden aus ihnen reflektierte Symbole als Voraussetzung einer definierten Religion und eines Pantheons, einer Gemeinschaft der Geister/ Göttinnen für alles, was da so kreucht und fleucht, oder nur wächst! Nach bisheriger Kenntnis ist ein solches Pantheon am Göbekli Tepe bei Beginn der Erwärmung am Ende der Eiszeit jenen Menschen kognitiv möglich geworden. Erst hier ist die Formulierung einer definierten Religion mit bestimmten Göttinnen anzunehmen, die in Erzählungen/ Mythen verkündet wurde. Auch das wird in langsamen Schritten passiert sein: aus animistischen Geistwesen, die die prä-animistischen (Natur-) Kräfte abgelöst haben, wurden Göttinnen, lange vor dem Bau.

Analog zu Sumer und dann später Griechenland können wir von frühen „Erd-Göttinnen“ (Nahrung) sprechen, die vorrangig das Wachstum in der Erde und ebenso die Jagdtiere förderten. Aus ihnen differenzierten und etablierten sich wenige als Führungsfiguren (wie besonders markant Marduk in Sumer/ Babylon und viel später Zeus in Griechenland). Dabei entstand diese Form eines Pantheons, das wir mit einiger Wahrscheinlichkeit in den Kreisbauten am Göbekli Tepe repräsentiert finden: zwei Hauptgötter im Rund der heruntergestuften (Erd-) Göttinnen (oder noch Geistwesen). So wie im wirklichen Leben jener sozial-differenzierten Gemeinschaft zugleich Hierarchisierungen anzunehmen sind, wie weitgehend institutionalisiert auch immer.

Diese Götter im Zentrum und kleinere Nebengöttinnen um sie herum konnten von jenen Menschen in tiefgehender Weise nach der Grundlage des Lebens befragt werden; nun gibt es eine Symbolik für die Religion. Aus frühkindlichen Erfahrungen wird also diese Mystifikation der Welt, die wir bei rezenten Urvölkern und in Mythen überall finden, die noch keine Ober-Göttinnen in diesem Verständnis entwickelt haben. Solange auch die Erwachsenen noch so denken, da das Leben mit solchen Vorstellungen hinreichend zu bewältigen ist, ist aus diesem Zirkel schlecht herauszukommen – und die Jahrtausende plätschern dahin, bis aus einer allgemeinen Religiosität eine definierte Religion geworden ist, die nun die Logik einer kollektiven Weltvorstellung bestimmt. Wir kommen später darauf zurück.

Solche Prozesse sind die Grundlage früher Schöpfungskräfte, wie wir sie noch aus der Bibel kennen: am Anfang – vorher war also nichts – schuf Gott Himmel und Erde; und das, ohne selbst erschaffen zu sein! Mit unserer heutigen Logik ist das nicht zu verbinden. Um Geistwesen erstmals Namen zu geben, hat es wohl bereits eine gewisse Lautartikulation gegeben, die am Göbekli Tepe dann als Sprech-Sprache ausdifferenziert sein musste. Dabei werden die Geist-

wesen aller Dinge ebenso als konkret verstanden, wie die Dinge selbst, ebenso ist auch ein gemaltes Rhinoceros ein Rhinoceros. Zugleich war ein solches gemalte Nashorn für jene Menschen nicht das, was wir darin als: *konkret* sehen. Das Konkrete bezog sich sowohl auf den Körper wie auf dessen geistige Dimension, wie sie etwa im Bild, wie auch im Zauber vorliegt, wenn ein im Kreise seiner Gruppe sichtbarer Mensch gleichzeitig anderswo als verzaubertes Tier, als Leopard vielleicht, jemanden töten kann, oder dergleichen. Geist und die reale Person sind für frühes Denken nicht unterscheidbar, sondern: *identisch*; es mangelt offenbar, sagte ich schon, an einer nötigen Differenzierung und Unterscheidung. Ich werde deshalb traditionales Denken primär an diesen beiden Begriffen besprechen. Mit unserem Begriff des Abstrakten sollte das nicht verwechselt werden; traditionale Logik denkt gerade nicht abstrakt. Bischof-Köhler spricht für dieses Phänomen von: kindlichem Animismus, der heute erst im vierten (!) Lebensjahr über mehrere Stadien mit Beginn der Aneignung der unten besprochenen Theory of Mind überwunden wird; Piaget spreche von „präkausal“. (2011: 348ff)

Stadien der Ontogenese

In dieser Studie ist für die Kognition meist nur vom prä-operativen Stadium nach Piaget die Rede, auch als traditionales Denken bezeichnet. In den ersten zwei Lebensjahren entstehen die Instrumente, mit denen die Umwelt genauer erkundet werden kann; beispielsweise muss bei allen Kindern in aller Welt und in allen Zeiten die „Objekt Konstanz“ entwickelt werden, zu wissen, dass Objekte, die plötzlich verdeckt werden, dennoch weiter existieren. Erst bei Homo sapiens im Jung-Paläolithikum wird ein nennenswerter *kognitiver Systemwechsel* an der Ausführung der archäologischen Artefakte erkennbar, noch nicht – vor 400.000 Jahren – an den Schöninger Speeren von Neanderthalensis oder am Lager von Bilzingsleben der Zeit vor 350.000 Jahren, das Erectus errichtete. Ein System zur Messung wird später einmal benötigt.

Jean Piaget erforschte bereits ab etwa dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts die Ontogenese als einen bei allen Menschen vorkommenden regelhaften Prozess. (Piaget/ Inhelder, 1955; Ginsburg/ Opper, 1969) Erst spät akzeptierte er, bei rezenten Urvölkern, wie ich sie nenne, ende die kategoriale Logik mit dem prä-operativen Denken, wie es ab den zweiten Lebensjahr universal entsteht und mit dem sechsten überwunden werden kann. Wenn sein Ansatz heute auch von moderner Forschung in Teilen kritisiert und ergänzt wird, müssen wir ihn in Kürze behandeln, weil eine lange Diskussion anhand dieser Vorgaben geführt wurde. Heute gibt es neue Begriffe und Verfahren.¹

¹ Dux (2008) hat Piaget sehr kritisch aufgearbeitet. Kälble (1997) skizziert Kritiken an Piaget. Es kann wohl vermutet werden, dass mit wachsender Modernität, vor allem Technik, Fernsehen, Laufrädern und bereits mit Kindergärten und Vorschulen die Übergänge in spätere Pha-

Piaget sieht vier Stadien der kognitiven Entwicklung (die an *europäischer* Logik orientiert wurden):

1. ein sensomotorisches Stadium (0 - 2 Jahre),
2. ein prä-operatives Stadium (3 - 6 J.),
3. ein konkret-operatives (7 - 11 - 13 J.) und danach
4. ein formal-operatives Stadium (ohne fixiertes Ende).

Diese Stadien dauerten früher vielleicht etwas länger, soweit sie überhaupt ausgebildet wurden. Und es gibt offenbar eine nennenswerte weitere Schwelle bei etwa vier bis fünf Jahren.

Die wichtigste genetische Basis für das Soziale scheint bei Sapiens vor allem die Ausbildung und soziale Auffüllung des Präfrontalen Kortex zu sein. Allerdings zeigen Säuglinge in den ersten Monaten Fähigkeiten, die noch nicht durch Lernen erklärbar sind. (Stern, 1996) Tomasello (2006) spricht dafür von „Primatenerbe“. Diese Zeit ginge bei Homo sapiens mit der Neunmonatsrevolution zu Ende, wenn Kinder sich deutlich von der Entwicklung bei Affen entfernen; sofern sie überhaupt noch von Affen herkommend betrachtet werden (siehe den „Bruch“ bei Lucy). Nun würden Kinder sich selbst als intentionale Wesen verstehen, die Ziele haben und dazu Vorstellungen, wie die umsetzbar sind, und unterstellten entsprechend anderen Menschen auch Intentionen. Sie erwürben einen gemeinsamen Hintergrund mit ihren Bezugspersonen, auf dem basierend Zeichen, Gesten und später Sprache erst erlernt werden könnten. (Tomasello, 2006: 94ff)¹

Hier beginnt bereits eine frühe Form von „Reflexion“ des Selbst, allerdings vorerst unbewusst. Zuvor gibt es Reflexe und Reaktions-Schemata: Saugen und Greifen gehören beispielsweise zu den Fähigkeiten, die nach der Geburt geprüft werden. Simple Umwelten und Lebensweisen führen dann zu einfacher kognitiver Kompetenz, die wesentlich erworben wird, beziehungsweise sprechen wir hier meist vom bewussten Anteil des Geistes. Dieses Erlernen von Fähigkeiten und Kenntnissen geschieht in der Ontogenese jedes einzelnen Menschen, in der schon ein Säugling unmittelbar nach der Geburt über das „Primatenerbe“ hinaus

sen prä-operativen Denkens ein wenig früher entstehen. Vor allem haben solche Kinder kompetente Ansprechpartner:innen mit weitgehend modernen Weltbildern. Nicht zuletzt deshalb stütze ich mich besonders auf ältere – zu Piagets Tests ganz anders gelagerte – Analysen zu rezenten Urvölkern und deren Mystifikation der Umwelt, wie die von Lévy-Bruhl.

1 Bischof-Köhler sagt dazu: „*Angesichts der eher ernüchternden Feststellung, dass die geteilte Aufmerksamkeit Vorformen im Tierreich hat, erscheint die Annahme, es handele sich bei der triadischen Interaktion um einen Meilenstein der Menschwerdung, doch etwas überdimensioniert – womit ihr natürlich nicht die Bedeutung für die kindliche Entwicklung abgesprochen werden soll*“. (2011: 251) Es gebe auch bestimmte scheinbare Nachahmungen in den ersten Monaten – wir haben beim Besprechen der Zeigegesten noch damit zu tun –, die nach sechs Monaten wieder verschwinden und dann erneut bei Zweijährigen vorkämen. (304) Auch hier zeigt sie eine vorsichtigere Haltung gegenüber anderen Interpretationen sehr früher Fähigkeiten von Säuglingen.

auch lernt, seine Umwelt in jene Schemata des Erkennens durch Erfahrung einzuordnen. Ab etwa zehn Tagen lernen beispielsweise Kinder, Brustwarze und die umgebende Haut zu unterscheiden, und beginnen gezielt nach ersterer zu suchen, um Milch zu finden; das könnte – wiederum – anderen Prozessen als bei Tieren folgen. Ist ein solches Schema erfolgreich, eine Art Aha-Erlebnis, wird es angewendet, solange es sich als hinreichend zeigt. Funktioniert es nicht mehr, wird nach einer Erweiterung des Schemas gesucht, oder sonst ein neuer Ansatz ausprobiert, um ein Problem zu lösen. Ein Kleinkind ist für viele neue Erfahrungen auf Hilfe von Bezugspersonen angewiesen, deren Verhalten ausserst bedeutsame Konsequenzen für das Denken und den Glauben hat.

Die *Operationen* des Denkens bestehen vor allem in der abstrakten Reflexion der bereits erworbenen Kenntnisse. Neben konkret und identisch lege ich in meiner Studie besondere Betonung auf das Verständnis der *Kausalität* (Ursache - Wirkung) im modernen, naturwissenschaftlich gestützten Sinne. *Prä-Operativität* soll hier auf unbewusste, unreflektierte Konstruktivität des Geistes verweisen, etwa: prä-symbolisches Denken. Es bedarf im ihr folgenden *konkreten Stadium* noch des Vorhandenseins des beim Denken behandelten Objekts, bis mit dem *formalen Stadium* des Denkens der direkte Bezug auf ein konkretes Objekt verzichtbar wird, alles kann im Geiste gedacht werden (höhere Mathematik ist wohl das extremste Beispiel). Gesellschaftliche Eliten in entwickelten historischen Gesellschaften, wie König- oder Kaisertümern und in frühen Städten ab Sumer, oder in besonderen Zusammenhängen, wie Klöstern, mögen die Grenze der Prä-Operativität langsam in einzelnen kognitiven Bereichen überwunden haben; die in der Welt gefundenen unterschiedlichen Formen lassen sich nicht in die hier nur verwendeten zwei Unterscheidungen unterbringen, wie es aber für das Jung-Paläolithikum vorerst ausreichen muss. Vielleicht gilt das bereits für die den Göbekli Tepe planenden geistigen Eliten und Baumeister, die bis zu ersten formalen Operationen gelangt sein konnten. Leute also mit besonderen Aufgaben, wie die Konzepte für Religion und Bauwerke.

Zum formal-operativen Denken gehört auch die Fähigkeit, zwei Vorstellungen gleichzeitig zu denken, einen gegenwärtigen und einen zukünftigen oder vergangenen Zustand, und später auch einen dazu parallel verlaufenden *Prozess*. Besonders die Reversibilität, die Umkehrbarkeit von Prozessen, sie auch wieder rückwärts zu denken, verschiedene Parameter zu erkennen, sowie Kompensation, die Aufhebung von Wirkungen durch entgegenstehende Ursachen (etwas wird breiter aber zugleich kürzer), zeigt das Verständnis (nicht nur das Wissen) um das Prozessieren. Solche Operationen verweisen auf die Fähigkeit zur schliessenden (deduktiven) Logik und sind Reflexionen mit der Tendenz zur wachsenden Abstraktion, die allerdings – sei noch einmal betont – moderne Kinder vor durchschnittlich dem sechsten Lebensjahr und auch Kinder und (!)

Erwachsene traditionaler rezenter Urvölker generell nicht ausbilden. Heute kennen wir diese Prozesse besser.

Empathie, Theory of Mind, Adoleszenz

Für die Entwicklung der heutigen Persönlichkeit sind in der Ontogenese zwei Zeit-Phasen von besonderer Bedeutung: *erstens* die um das zweite bis zum fünften (!) Lebensjahr, in der (a) Empathie und dann (b) Theory of Mind („Theorie des Geistes“) entwickelt werden. (Bischof-Köhler, 2006) *Zweitens* die vom zehnten bis ums 20. Lebensjahr wichtige Zeit der Adoleszenz, die mehr ist als die geschlechtliche Pubertät. (Crone, 2011)

Mit der *Empathie* erwirbt ein Kind die Fähigkeit, seine eigenen Gefühle von denen Anderer zu unterscheiden. Damit entsteht eine erste Form seines Selbst, das sichtbar wird, wenn ein Kind sich im Spiegel erkennt; das wird mit einem unauffällig im Gesicht platzierten Farbfleck geprüft. Solche Kinder reagieren auf von ihnen beobachtete soziale Probleme Anderer sensibler als Kinder, die sich noch nicht selbst erkennen. Letztere können insofern unter anderem als „mitleidsloser“ im objektiven, nicht moralischen Sinn verstanden werden; das betone ich, weil dies eine oft berichtete Eigenschaft bei rezenten Urvölkern ist!

Mit der *Theory of Mind* entsteht wenig später ergänzend die Fähigkeit, das eigene Denken von dem Anderer zu unterscheiden. Das frühe Selbst wird gefestigt, und das Kind fühlt und denkt nun rudimentär: ich bin anders als Andere. Das ermöglicht erst ein Einfühlen in Andere und schafft Sozialität und Moral! In dieser frühen Zeitphase geschieht das weitgehend unbewusst (prä-). Ein gewisses Mass an Selbst ist Voraussetzung, um sich zwischen Anderen einzuordnen. Traditionale erwachsene Menschen empfinden sich primär als Mitglieder ihrer Familie, Sippe oder ihres Stamms, mit denen sie sich *identisch* fühlen oder besser: alternativlos wissen. Eine Individualität in unserem Sinn von: Persönlichkeit gibt es noch nicht. (Lévy-Bruhl, 1956: 58, 69)

Bischof-Köhler fasst dieses Problem unter dem Thema: eigene Persönlichkeitsbeschreibung zusammen, die erst mit sieben bis zehn Jahren einsetze! Erst dann sähen sich Kinder – heute – als eine Person: „*Die Perspektive des Anderen wird zwar differenzierter, aber immer noch nicht völlig korrekt erfasst und bleibt vielfach wegen der Fokussierung auf die eigenen Belange eher projektiv. Der Andere wird nämlich in erster Linie unter dem Aspekt gesehen, wieweit er für eigene Bedürfnisse und Wünsche von Bedeutung ist*“; es ist auch von opportunistisch die Rede. (mit: Eckensberger; 2011: 403f) Wieviel mehr musste dieser Prozess in der Steinzeit und noch bei rezenten Urvölkern wirken, die Erfahrung, der „natürliche“ Bestandteil einer Gemeinschaft, mit ihr identisch zu sein; in einer Welt, in der der Gedanke noch nie gedacht worden war, ein junger Mensch müsse nicht Eltern, Alten und gar Ahnen, sofern es solche Vorstellung bereits gab, alternativlos „gehören“. Selbst in nach-modernen Gesellschaften

unserer Tage (Beck u. a.) fehlt er manchmal noch; siehe unten zur (Familien-) Ehre.

Bezogen auf die Logik rezenter Urvölker ist: Theory of Mind in der Form, wie Bischof-Köhler sie ab dem vierten Lebensjahr entstehen sieht, schwer einschätzbar, da sie noch bis in spätere Zeitphasen wächst. Erst Grundschulkinder – so schreibt sie – realisieren, dass Denken nicht abstellbar, sondern ein kontinuierlicher Bewusstseinsstrom sei, zuvor werde das „*Denken an konkreten Inhalten und Ereignissen festgemacht*“. (2011: 343; Hv. h.) Auch das wiederum gilt offenbar noch für viele Erwachsene rezenter Urvölker. Auch zur Logik der (Kategorie) Zeit hat Bischof-Köhler Ergebnisse von Untersuchungen mit Kindern vorgestellt, die im Prozess der Theory of Mind eine Rolle spielen. So entstehe erst durch die Fähigkeit zur „mentalalen Zeitreise“ (mit Suddendorf) die Basis für Rache, Vergeltung und Reziprokation (die Umkehrung eines Vorgangs denkend). Und exekutive Funktionen entwickeln sich. Bischof-Köhler sieht die entsprechenden kognitiven Veränderungen nicht beständig, sondern in einem relativ kurzen Altersabschnitt reifungsbedingt entstehen; und das – wieder einmal – im Zusammenhang mit den Frontallappen. (2011: 354ff)

Natürlich ist Vorsicht geboten, da die Tests an heutigen Kindern ausgeführt werden, und die Beschreibungen in früheren Zeiten ohne solche Kenntnis entstanden. Hier wäre eine intensive Forschung nötig, die selbst heute zur Theory of Mind noch fortgeführt wird; Roth/ Strüber, (2015) zu denen ich noch hinsichtlich anderer Fragestellungen komme, gehen von späteren Zeitpunkten aus. Die Phase um das vierte bis fünfte Lebensjahr wird als Scheide der Denkformen sehr deutlich. Kinder lernen in dieser Zeit auch eine erste Moral besonders dann, wenn sie das Leiden anderer Kinder fühlen. (Tomasello, 2006; vgl. Bischof-Köhler, 2011) Die beschriebenen rezenten Urvölker befinden sich, bei den beobachteten recht unterschiedlichen Ausprägungen von „Logik“ und Kultur, generell offenbar mitten in diesen von der Ontogenese der Phylogenese vorgegebenen Prozessen, mal schon mehr, mal noch weniger.

Während und vor allem nach der geschlechtlichen Pubertät kommt es – heute – zur weitergehenden Adoleszenz, sozusagen einer geistigen Pubertät. Das Gehirn wird aufgeräumt. In dieser zweiten Phase bildet sich in bewusster Weise weitergehend die mehr oder weniger reflektierte Persönlichkeit des: Wer bin ich? Wie stehe ich in der Welt? Beide Phasen der Gehirnentwicklung, sowohl (1) Empathie und Theory of Mind als auch (2) die Adoleszenz, zielen also in die gleiche Richtung, letztere baut auf ersterer auf und setzt sie fort – wenn sie stattfindet!

Denn ein nennenswertes Selbst im Sinne einer heutigen ausgereiften Persönlichkeit bildet sich onto- wie phylogenetisch erst ab einer bestimmten historisch geprägten Zeit als erweiterte Kompetenz, so meine These, die ich nun bei Damasio ähnlich sehe, dessen „autobiografisches Selbst“ aber differenzierter

formuliert ist, wie noch genauer zu zeigen ist; er meint, dieses Bewusstsein entstünde ab dem städtischen Sumer. Das vermute ich ähnlich bei Tomasello, dass der die Erzählung/ Mythe dort erstmals entstanden sieht, mit der die Sprech-Sprache verbunden ist. Dabei wäre der Göbekli Tepe ausgeblendet, den ich nun in dieser Weise als die entscheidende Zeit für die deutliche Ausprägung von Sprache und Bewusstheit annehme. Bei rezenten Urvölkern endet diese Entwicklung bei dem angesprochenen: ich bin identisch mit meiner kleinen Gemeinschaft. Die (geistige) Adoleszenz ist bei ihnen zumindest kein ausgeprägter Vorgang, wenn sie überhaupt stattfindet; in Berichten über traditionale Völker spielt nur die geschlechtliche Pubertät eine Rolle (allerdings wussten europäische Autor:innen selbst noch kaum etwas über sie).

Empathie und Theory of Mind begründen – heute – in individuell orientierten Kulturen generell eher friedfertige und moralisch fühlende Persönlichkeiten. Schlüsselbegriffe sind *Vertrautheit* und *Bindung*, die auszubilden für ein Kind wesentlich ist. Bei Misslingen kann (wiederum) Aggressivität bedeutend werden. In der (besonders männlichen) Adoleszenz kommt es dann häufig zu aggressiven Ausbrüchen. Zugleich sind junge Männer oft furchtlos, und es mangelt an Vorausschau. Ursache ist – ohne eine Hirnschädigung – das Fehlen einer hinreichenden Selbst-Andere-Unterscheidung. (Bischof-Köhler, 1989; später: Ich-Andere..., 2011: 263ff).

Bei rezenten Wildbeuter:innen und einfachen Gartenbauvölkern – die hier als Zwischenschritt zurück zur Steinzeit strukturell analysiert werden – wird die Kindheit allgemein als liebevoll beschrieben, die Kinder werden bis ins dritte oder sogar vierte Lebensjahr selbst nachts nach Wunsch gestillt und dürfen so ziemlich alles, was nicht gefährlich ist. (Krebs, 2001) Können sie laufen, kommen sie typischerweise jedoch in die Kindergruppe ihrer Gemeinschaft und leben dort relativ unbeaufsichtigt und bis auf das Füttern unbesorgt, die jüngeren richten sich nach den älteren Kindern. Dies kann Ursache für eine mangelnde Vertrautheit und Bindung sein (nach unseren Massstäben). Zudem ist jene Erziehung, soweit von ihr zu sprechen ist, auf Autoritäten – Eltern, ältere Geschwister, Alte, Ahnen – und nicht auf das eigene reflektierte Selbst orientiert. Wir werden noch sehen, dass möglicherweise ganz allgemein von Verhaltensweisen auszugehen ist, die alle uns heute bekannten psychischen Erkrankungen als „ursprünglich“ oder „normal“ enthalten und heute sich erst langsam als „abweichend“ zeigen. Mit dieser Vorstellung wird vielleicht der Beobachtung entsprochen, in den letzten Jahrhunderten seien Menschen immer „beherrscher“ geworden. (Elias) Sehen wir bei der Entwicklung des Gehirns und der Psyche beim Kleinkind, welche Voraussetzungen zu positiven Verhalten und Erleben führen, dann wird erneut die gewaltige Differenz zu einer vermutbaren Erziehung in der Steinzeit deutlich. Jene Kinder mussten schon deshalb ganz anders werden als heute, von den weiteren, eher äusseren Bedin-

gungen abgesehen, (Roth/ Strüber, 2015: 153ff) worauf ich gleich zurückkomme.

Die individuelle Entwicklung des Präfrontalen Kortex als „soziale Auffüllung“ stoppt offenbar tendenziell oder partiell, wenn in der Umwelt keine über das traditionale Denken hinausgehenden komplexeren kognitiven Anforderungen entstehen. Sondern die Formung endet mit der geschlechtlichen Pubertät, in der bei rezenten Urvölkern oft die Initiation in den Status des Erwachsenen stattfindet. Es kommt dann offenbar nicht mehr zu einer weitergehenden sozialen Auffüllung. Und zu keiner zweiten Phase der bewussten Entwicklung des Selbst (Adoleszenz). Unter anderem bleibt es der Gruppenidentität untergeordnet. Dadurch wird die nur geringe Ausbildung von Vertrauen und Bindung bei frühen Menschen prägend, und auch das führt zur regelhaften besonderen Aggressions-Fähigkeit (im heutigen Verständnis!).

Typus Prä-Bewusste?

Die Entstehung des Homo sapiens scheint im Moment im Grossen und Ganzen als Grundlage für die hier vertretenen Thesen genetisch aufgeklärt zu sein. Und die kognitiven Formen in der Phylogenese seit dem Auszug aus Afrika folgen diesem Wissen, wie die Werkzeuge zeigen, ohne nennenswerte grundlegende Widersprüche. Für die Zeit ab vor zirka 35.000 Jahren (Schädelform) wird – jedenfalls derzeit, wiederhole ich – keine gravierende biologische Veränderung diskutiert, die es zwingend machte, erst von einem solchen Zeitpunkt aus von Homo sapiens zu sprechen. Soziale Veränderungen machen seither die Geschichte aus, vielleicht begleitet von epigenetischen Folgen und den diskutierten Veränderungen der synaptischen Verknüpfungen. Dass Sapiens soeben in einer Vorform mit längerem Hinterkopf als bereits 300.000 Jahre alt gefunden wurde, ändert an meiner Argumentation nichts. Das können Übergangsformen (Missing Link) gewesen sein, oder Sonderwege (Epigenetik?).

Die wenigen Hinweise auf traditionales Denken seien nun noch mal aus der Richtung der Kindesentwicklung angesprochen, wie es eben vor allem mit Bischof-Köhler geschah. Damit soll verständlicher werden, warum ich für das frühe Jung-Paläolithikum eine Unterscheidung jenes prä-operativen Stadiums bei Piaget für nötig halte, das bei ihm bis zu den siebenjährigen Kindern reicht. So wie prä-symbolisch und prä-bewusst schon herausgehoben wurden, ist nun zu fragen, zu welchem Zeitpunkt sich eine solche Differenzierung als sinnvoll zeigt. Was mussten Jüngere Wildbeuter:innen im Grenzbereich hin zum konkret-operativen Stadium, wie es dann Jahrtausende Bestand hatte, kognitiv zumindest gekonnt haben, um die simplen archäologischen Funde zu erklären. Belege gibt es darüber hinaus nicht. Und ich erinnere an meine entstandenen Zweifel am Begriff „Fünfjährige“ als Typus im Vorwort, und dass dazu ein anderer

gefunden werden sollte, wie „Prä-Bewusste“, der als von der Arbeit Damasio gestützt verstanden werden kann, wie wir gleich sehen. (2011)

Bis zum Ende des ersten Lebensjahres zeigen Kinder also einige Fähigkeiten, die sie nicht erlernt haben können (sog. Primatenerbe). Und nach wenigen Monaten können sie die Zeigegeste ausführen, ohne jedoch schon inhaltlich etwas damit zu verbinden. Das folgt aber am Ende des ersten Lebensjahres, wenn sie bereits zwei verschiedene Intentionen mit der Zeigegeste ausdrücken können, 1. als Aufforderung: dies will ich haben, oder sie zeigen 2. sogar auf etwas, was andere Personen suchen (Tomasello, 2011; was Bischof-Köhler „sparsamer“ erklärt, da schon Tiere in Blickrichtung oder körperlicher Ausrichtung ihren Artgenossen folgten; 2011: 250).

Tomasello spricht dafür sowohl von Altruismus (worin mir zuviel Moral zu stecken scheint, was im englischen Sprachraum aber Standard ist) als auch von *Kooperation*, die sich in diesem Verhalten zeige. Und die ist ja die erste Erfahrung, die Säuglinge mit ihrer wichtigsten Bezugsperson beim Stillen über Jahre machen; sie nehmen wir sozusagen mit der Muttermilch völlig unreflektiert auf („prä-“). Und es reflektieren Kinder, wenn sie denn durch Zeigen helfen, ihr Tun kaum in der Weise: helfe ich beim Suchen oder nicht? Sie freuen sich wohl einfach spontan über ihr Können. Auch wenn Säuglinge bereits viel früher, als noch vor wenigen Jahren gedacht, einen bedeutenden Erfahrungs- und kognitiven Erwerbsprozess beginnen. (Gopnik u. a., 2007) Auf die psychologischen Grundlagen von Vertrauen und Bindung verwies ich schon.

In der Ontogenese selbst sieht Tomasello einen modernen (darwinistischen) Prozess der Evolution (!), der ab der „Neunmonatsrevolution“ Kindern ermöglichte, durch Identifizierung mit anderen Personen deren Ziele und Strategien zu erkennen und komplexes fremdes Können – und nicht bloss einfache Fakten/Sätze – zu imitieren und dabei zu übernehmen, worauf dann ihre Kognition in Wechselwirkungen aufbauen kann. Seine „Soziogenese“, durch welche mehrere Individuen (oder Gruppen) etwas zusammen hervorbringen, fehle bei Tieren. (2006: 17) Diese Imitation erkläre die immensen kognitiven Leistungen des Homo sapiens. Die Rekonstruktion von Dingen als Schnitzerei oder Malerei am Beginn des Jung-Paläolithikums erscheint nun als eine wichtige Markierung dafür. Das Kind erwirbt – heisst es weiter – einen gemeinsamen Hintergrund des Wissens mit den Bezugspersonen, auf dem aufbauend erst Kommunikation und Kooperation möglich sind. Beim Zeigen müssen beide sich auf ein gemeinsam gemeintes Objekt und einen Zusammenhang beziehen können, sonst bleibt nur Unverständnis; auf ein Objekt zu zeigen und die Eigentümerin zu meinen, die irgendwo sein müsse, nützt nicht, wenn die andere Person nichts darüber weiss. Wir sehen auf komplexe Prozesse!

Die Kulturleistung früherer Generationen zu übernehmen – das sei noch einmal aus einer etwas anderen Sicht mit Tomasello (2006) betont – wird also 1.

durch Imitationslernen möglich, 2. durch Lernen mittels Unterricht und 3. durch Zusammenarbeit; *Imitationslernen* meint dabei, das Ziel der Vorführenden und auch die Strategie der Zielverfolgung zu verstehen und dann auf eigene Ziele und Strategien abzustimmen; es geht bald nicht mehr um schlichtes Nachahmen einfacher Handlungen. Mit dem Imitieren der Älteren werden also von Kindern deren komplexe kulturelle Fähigkeiten aufgegriffen und in den weiteren Lern-Stufen später immer stärker reflektiert und abstrahiert. Zuerst können sie „nach-machen“, dann verstehen sie den Vorgang. Das können instinktgeführte Tiere nicht, auch nicht Schimpansen.

In dieser „kulturellen Evolution“ oder „Soziogenese“ können Kinder sich in die geistige Welt einer Person hineinversetzen, so dass sie nicht nur von anderen lernen, sondern auch durch die Beobachtung anderer, und auf ihnen aufbauend. Wir sehen auch bei Tomasello einen markanten Stand in der Entwicklung der Ontogenese bei etwa vier (!) Jahren, wenn die Phase der geistigen Akteure beginnt. Kinder seien zwischen einem und drei Lebensjahren „Imitationsmaschinen“, danach komme es zu einem kreativen Sprung und es deute alles darauf hin, dass *„im Alter von vier bis fünf Jahren sich das Gleichgewicht zwischen der Tendenz der Kinder, andere nachzuahmen, und ihrer Tendenz, ihre eigenen kreativen kognitiven Strategien zu verwenden, verlagert hat. Denn in diesem Alter haben sie, hauptsächlich durch sprachliche [!] Interaktionen, viele verschiedene Perspektiven verinnerlicht“*. (2006: 73) Bezogen auf die frühe Phylogenese werden meine Vorstellungen eines Typus: fünfjährige Kinder deutlich, bevor das vollständige traditionale Denken in jener Zeit erreicht wird, das sich nach dem Ende des Jung-Paläolithikums immer schneller ausdifferenziert.

Aber für Kinder der Steinzeit ist von dem Zitat Tomasellos etwas zurückzudenken, etwa ist anstelle der vollen Sprachfähigkeit eine Kommunikation primär mit Zeichen und Gebärden zu berücksichtigen. Denn frühes (auch inneres) Sprechen ist dem Erwerb von Kognition, Logik und Reflexion förderlich. Inneres Sprechen ist bewusst Denken, doch was könnte in diesem Sinn „gesprochen“ worden sein, als frühe Menschen noch lediglich Zeichensprachen beherrschten? Es hat ja noch nie zuvor ein Sprechen gegeben! Da wurde ein gewaltiger Hiatus überwunden, und wohl sehr grosse Zeiträume.

Die neueren Kenntnisse der Hirnforschung eröffnen hinsichtlich des Typus „Prä-Bewusste“ eine weitere Problematik der Unsicherheit über deren kognitiven Zustand. Wenn das humane Gehirn noch im Jung-Paläolithikum und später einer biologischen Veränderung unterliegt, weil die synaptische Verknüpfung seinerzeit nicht nur eine geringere Kognition ermöglichte, sondern von einer noch anderen Qualität auszugehen ist, wäre bei den „prä-bewussten“ Kindern nicht nur eine Hirnstruktur anzunehmen, die zwar auf dem Weg zu den Älteren ist, sondern dieses Gehirn wäre noch viel weniger differenziert und geordnet als bislang angenommen. Etwa ohne weit ausgeprägte Sprachzentren. „Prä-be-

wusst“ trifft diesen Zustand deshalb wohl einigermaßen, oder später ein ganz anderer Begriff. In anderer spekulativer Formulierung wäre deshalb präbewusstes ein „wirres“, und traditionales ein „wildes“ Denken (für das nach Aristoteles eine lange Übergangsphase beginnt. (Dux/ Wenzel, 1994)

Nun gibt es eine Wissenschaftsmeldung, die diese Vorstellung vielleicht deutlich unterstützt. Lesen, so hören wir, verändert – heute – das Gehirn nicht nur von Kindern, sondern auch von erwachsenen Analphabeten deutlich: *„Das Lesenlernen verändert keineswegs nur die Funktion der Großhirnrinde wie bisher angenommen. Stattdessen werden durch diesen Lernprozess Umstrukturierungen in Gang gesetzt, die bis in den Thalamus und den Hirnstamm (!) hineinreichen – und damit in evolutionär sehr alte Hirnteile“*. (Scinexx.de, 26.5.17) Der Hirnstamm lässt an Damasio's Vorstellung des Bewusstseins denken, zu dem wir gleich kommen. Gravierende Veränderungen der Gehirnstruktur gäbe es dementsprechend noch viel später.

Dabei ist wohl weiter davon auszugehen, dass in der frühen Zeit die Altersangaben zur Ontogenese zu den heutigen differieren, wofür es mehr Hinweise gibt. Piagets kognitive Stadien mögen also damals später erreicht worden sein, soweit sie überhaupt schon erreicht wurden! Bei ihm findet sich eine ähnliche Zäsur: zwischen zwei und vier Jahren lerne ein Kind das symbolische Denken, das ich hier ja noch als prä-symbolisch bezeichne, es kann sich etwas vorstellen, das nicht real vorhanden/ sichtbar ist. (Ginsburg/ Oppen, 1969; Tomasello, 2006) Der Umbruch bei den Vierjährigen entsteht mit der Theory of Mind, wenn Kinder nicht nur die Gefühle Anderer nachvollziehen können (Empathie), sondern nun auch zu verstehen beginnen, dass Andere anders als sie selbst Denken können, dass das eigene Denken hinterfragbar ist.

Eine typische Gemeinschaft des frühen Jung-Paläolithikums besteht also aus „prä-bewussten“ Erwachsenen, die hinsichtlich der Logik noch nicht mehr lernen als ihre Kinder, die aber grössere Erfahrung und Selbstsicherheit als diese Kinder erworben haben. Dazu gehört kaum mehr als eine prä-animistische Vorstellung vage empfundener Geistwesen, eine primäre Zeichen- und Gebärdensprache und die Fähigkeit zur Formung der neuen („musischen“) Kommunikation im hier verwendeten Sinn. Und selbst im voll ausgebildeten traditionellen Denken bleibt diese Eltern-Kinder-Verknüpfung hinsichtlich der Weltvorstellung noch lange sehr ähnlich.

> Exkurs: Altruismus

An einem Beispiel, bei dem Affen und Menschen verglichen werden, die ja keine historische Folge darstellen, stelle ich einige Überlegungen zum Altruismus an, den Tomasello betont.¹ (2011) Dabei trifft es sich gut, sozusagen am

¹ Der Begriff: Altruismus ist in der Kognitionsforschung, zumal der englischsprachigen, in bestimmter Weise eingeführt; ich beziehe mich aber weitgehend darauf, was Tomasello mit

Rande auch noch einmal die Problematik des Nativismus ansprechen zu können. Eine frühe bewusste Äusserung von Säuglingen, die über das Vermögen von Affen hinausweise, sei die ab dem elften Lebensmonat verwendete „Zeigegeste“. Tomasello sieht darin bereits das Bemühen, „helfen“ zu wollen, und führt zur Begründung einen Altruismus als ganz frühe menschliche Eigenschaft ein. Der ist mit: Nächstenliebe, Uneigennützigkeit zu übersetzen (Duden) und deshalb in meiner Sicht primär über Sinn und Werte definiert, die nicht „natürlich“ im/ bei Homo angelegt sein können, da beide in der Natur nicht existieren. Sie kommen erst mit der kognitiven Konstruktion in die menschliche Welt. Wie könnten Säuglinge solche Eigenschaft erworben haben?

Tomasello scheint den sonst von ihm nachdrücklich betonten Ansatz, Erklärungen in der Rekonstruktion der begründenden Prozesse zu suchen, an dieser Stelle aus dem Blick verloren zu haben. Und wir werden bei ihm noch auf ein Thema stossen, das universale Teilen bei rezenten Urvölkern, das ich ebenfalls nicht als „Helfen“ oder dergleichen interpretiere, sondern als Gegenseitigkeit, sofern es überhaupt sehr früh existierte. Tomasello sieht darin eine weitere Begründung für seinen Altruismus-Begriff.

Ich hatte in der ersten Ausgabe dieser Studie – etwas unreflektiert – auf den von Tomasello (2011: 121ff) verwendeten Begriff: Altruismus ganz ablehnend reagiert und stattdessen auf Machtprozesse verwiesen, auf Gewohnheit und auf Institutionalisierungen, mit denen auch „das Gute im Menschen“ besser zu erklären sei. Bei der Annahme einer anderen Lösung, die auf Lernen gründet, wurde mir aber klar: mit dem zu simplen Bezug auf Macht ist hier nicht weiterzukommen, da wir es mit Säuglingen zu tun haben, nicht mit Erwachsenen, an die ich bisher bei diesem Begriff stets dachte (wenn Säuglinge auch alltäglich faktisch Machtprozesse initiieren, um etwa Nahrung zu bekommen; zur Macht später mehr). Mit dem mittlerweile erworbenen Wissen scheint es nun möglich, meine ursprüngliche Auffassung überlegter als These zu formulieren, ein Bezug auf Altruismus ist nicht nötig, um das damit bezeichnete Verhalten zu erklären.

Dass Kinder und Erwachsene oft hilfreich sind, steht nicht in Frage, ist aber kaum mit einem genetisch begründetem Altruismus erklärbar, sondern wird eher wie Moral erworben. (Tomasello, 2006) Es werden nun vier Gedanken zusammengeführt, um eine andere Lösung vorzuschlagen: 1. das Wissen über den Präfrontalen Kortex, 2. meine jüngst erst entstandenen Zweifel daran, ob humanes Lernen wirklich kontinuierlich aus der rudimentären tierischen Lernfähigkeit heraus erworben wird, oder ob bei Homo sapiens eine ganz neue Struktur des Lernens entsteht, dann 3. ob nicht ein anderer Begriff für altruistisches Handeln sinnvoller ist, den Tomasello selbst herausstellt, ihn allerdings als dazu synonym versteht: die Kooperation, und 4. greife ich die Analyse auf, im ersten

dem betonten „Helfen“ selbst formuliert.

Lebensjahr hätten Säuglinge Fähigkeiten, die sie nicht erlernt haben können: das Primatenerbe. (Tomasello, 2008; Stern, 1996)

Tatsächlich strecken Säuglinge bereits mit etwa drei Monaten Arm, Hand und Finger wie zum Zeigen aus, haben dafür jedoch augenscheinlich keine erkennbare Motivation, die sie in diesem Alter auch noch nicht haben können. (Tomasello) Doch ab ungefähr elf Monaten machen sie dann bereits solche bewussten Zeigegesten, die komplexer sind als Affen es überhaupt können! Nein, bewusstes Zeigen scheint mir nicht gleichbedeutend mit bewusster Symbolik, sondern gehört zu dem, was ich oben Prä-Symbolik nenne, die nicht schon bewusst ein Zeichen für einen anderen Inhalt verwendet, wie das bei Kunst-Objekten der Fall ist (Göbekli Tepe). Mit dem Primatenerbe wird ja gesagt, es sei die evolutive (biologische) Entwicklung zum Beginn des ersten Lebensjahres noch im Gange, die etwa das genannte frühe, noch unmotivierte Zeigen anregt, bis dann ab der Neunmonatsrevolution das Erwerben sozialen Handelns in der Soziogenese die Überhand gewinnt. Bischof-Köhler spricht von Reifung. Zu fragen ist auch, was sich aus dieser Zeigehaltung des Arms ergibt? Was fängt der Säugling damit an? Lernt er nur, sich selbst etwas zu zeigen, und sei es: den Arm ausstrecken zu können? Oder gar nichts?

Aus dem unbewussten Akt des ersten Armausstreckens wird in der neuen Zeigegeste ein motiviertes Tun. Wir sehen auf den Moment, in dem der Mensch „in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lernt“, wie Dux formuliert. (1992: 27) Ich nenne diesen Übergang phylo- und ontogenetisch den kognitiven Systemwechsel, der offensichtlich nicht schon bei der Geburt voll ausgebildet ist (der Präfrontale Kortex muss durch Lernen noch sozial gefüllt werden). Das bereits korrekt aussehende, aber noch motivationslose Zeigen bei den drei Monate alten Säuglingen kann also in diesem Gedanken wohl noch „grob“ dem Instinktiven (analog zu Primaten) zugeordnet werden, ganz anders als die komplexere Zeigegeste von nur gut einem halben Jahr älteren Kindern. Das intern noch wachsende Gehirn (Synapsenbildung) entwickelt in dieser Zeit seine neue humane Qualität. (Affentran-ger) Mit ähnlichen Prozessen scheinen wir es bei anderen Reflexen zu tun zu haben: aus dem Saugen an die Lippen berührender Haut als Reflex wird sehr schnell gezieltes Suchen nach der Brustwarze, aus dem reflexiven Greifen bald ein Handhaben. Insgesamt beginnt das Lernen „von Anfang an“.

Um ihren ersten Geburtstag herum verfügen Kinder für ihre nun bewusst ausgeführten Zeigegesten bereits über zwei generell unterschiedene komplexe Motivationen, sagt Tomasello. Sie können damit *erstens* etwas (nur) fordern (imperative Gesten), wie es auch zahme Affen gegenüber Menschen tun, um beispielsweise Nahrung zu bekommen. Darüber hinaus entwickeln diese Kinder *zweitens* die Fähigkeit zu deklarativen Gesten: damit können sie wiederum (a) Informationen geben und/ oder (b) Erfahrungen und Gefühle mit anderen teilen,

wenn sie sich vielleicht über etwas positiv oder negativ erregen. Das können Affen beides nicht. Zur Kommunikation gehört generell als Vorbedingung, einen gemeinsamen Hintergrund der Verständigung mit Bezugspersonen entwickelt zu haben (geteilte Intention).

Nur gestützt auf ein phylogenetisch entstandenes gemeinsames (kulturelles) Wissen können kommunikative Zeichen oder gesprochene Sätze verstanden werden. Im Fall der informativen (deklarativen) Geste – die an dieser Stelle primär interessiert – werden vom etwa einjährigen Kleinkind Personen mit Informationen versorgt, indem es beispielsweise auf einen von jenen gesuchten Gegenstand zeigt. Dieses „Helfen“ nennt Tomasello: altruistisch oder kooperativ. (2011: 183) Doch der Begriff Kooperation ist nicht notwendig synonym mit Altruismus verstehbar und dann viel offener, nicht durch Sinn oder Werte belastet und zudem: hinreichend. Die Annahme, dass Kinder in sozialen/ kulturellen Verhältnissen aufwachsen und gewohnheitsmäßig kooperieren, und sie dies vom ersten Tage an lernen, weil sie gefüttert werden, verzichtet auf Moral.

Hier zeigt sich die Differenz zu Tomasellos Bestreben, ausdrücklich von einer Evolution (!) der Kooperation oder des Altruismus zu sprechen. Er sagt einerseits sogar, Menschen seien sehr motiviert, sich ihren Artgenossen altruistisch unterzuordnen und ihnen wirklich uneigennützig Hilfe anzubieten. Andererseits spricht er aber immer wieder auch davon, Kooperation entstünde im Kontext mutualistischer, gegenseitiger Tätigkeit, dass Menschen anderen und dadurch zugleich sich selbst helfen. (183ff) Es ginge dabei auch um „indirekte Reziprozität“, bei der Individuen sich um ihr eigenes „Ansehen“ sorgen, verstanden als soziale Rolle, nicht Eitelkeit. Auch im Fall der deklarativen Gesten, beispielsweise dem Teilen bei rezenten Urvölkern, das er unterstützend hinzu zieht, ist kaum ein altruistisches Denken/ Fühlen als Motiv erkennbar, sondern dieses Teilen (Gabe und Gegengabe) ergibt sich relativ funktional aus der gewachsenen oder naturwüchsigen Existenzweise und aus sozialen Regelungen, die wohl oft Aggressionen zwischen Gruppen mindern sollen, wie wir noch sehen werden.

Zugleich betont Tomasello die Prozesse gesellschaftlicher Identität, und dass die menschliche Kommunikation von sozialen Normen geregelt werde. Doch woher kommen die? Hier unterlässt er es, die Prozessabläufe zu beschreiben: Altruismus erscheint dabei wie einfach gegeben oder von ihm nur gesetzt, und das gilt in diesem Zusammenhang ähnlich für den allgemeineren Begriff der „geteilten Intentionalität“, ein Verhalten, das doch auch eine Geschichte hat, die primär im Werden des Präfrontalen Kortex begründet scheint. Wir kennen – mit Bischof-Köhler – die Entwicklung von Gefühlsübertragung und Empathie durch Kleinkinder. Das von Tomasello beschriebene Verhalten scheint ohne Altruismus im Prozess des Entstehens des Denkens gut erklärbar. Es geht dazu schlicht auch um „Gewohnheit“, die vom ersten Tage an zur Kooperativität

nicht erzieht, sondern sie im alltäglichen Umgang wie selbstverständlich erzwingt/ internalisiert (hier stoßen wir wieder auf alltägliche Macht/ Ansehen).

Und selbst früh Erlerntes wird – ohne schon reflektiert zu werden – jeweils schnell verinnerlicht; davon spricht auch Tomasello. (2011) Wo er von Prozessen gesellschaftlicher Identität redet, verweise ich darauf, die werde in der Ontogenese entwickelt: Kinder werden sozusagen in ein Denken hineingeboren, in dem sie sich ganz „natürlich“ als Teil einer identischen Einheit verstehen müssen, weil ihre rudimentäre Logik ihnen das vorgibt. Gegenüber den (gottgleichen) Bezugspersonen kooperativ zu sein, ist für sie – obwohl sehr früh verinnerlicht und nicht im Genom angelegt – ein alternativloses Denken. Zudem geschieht das alles in einem Alter, in dem noch nicht bewusst gespeichert und in diesem Verständnis (auch später) nicht bewusst erinnert werden kann.

Wie entsteht die frühe Ausbildung des deklarativen Zeigens als einer beachtlichen Kommunikation bei Säuglingen, und was sagt uns das über die Ontogenese? „Überraschenderweise“ – schreibt Tomasello – „*weiß niemand, woher das Zeigen ontogenetisch stammt. Insbesondere weiß man nicht, ob Kleinkinder es im Ausgang von einem anderen Verhalten ritualisieren [1] oder ob sie es von anderen durch Imitation lernen*“. Die plausibelste Hypothese sei derzeit, „*daß Kleinkinder ihre Zeigegesten nicht durch die Imitation anderer erwerben, sondern irgendwie auf natürliche Weise zum Zeigen gelangen ... und es könnte sogar sein, daß die vollsozialisierte Version **kein Lernen** erfordert. Möglich ist auch, daß die Imitation später eine Rolle spielt, wenn das Kind die Entsprechung seiner eigenen Zeigegeste und der von anderen bemerkt, obwohl anfangs kein Lernen stattfindet. Wir wissen es einfach nicht*“. (2011: 124f; Hv. h.) Wenn die Entstehung des Zeigens unbekannt ist, kann das Ergebnis dieses unbekannten ontogenetischen Prozesses kaum präzise als: altruistisch oder: fair definiert werden. Für die Suche nach der Herkunft des Zeigens werden wir also auf die ersten Monate des Kindes verwiesen, in denen es die verschiedenen Zeigeformen irgendwie erworben hat, die Tomasello in seiner Analyse der Ontogenese ausführlich bespricht.

Ich will in anderer Weise noch ein bisschen weiter fragen, um die Problematik besser zu verstehen, auch hinsichtlich seiner biologischen *Prädisposition* (*nicht* Damasios Disposition) für die ersten Lebensmonate, die er erwähnt. (166) Das ist ein Begriff, der auch in nativistisch/ modular argumentierenden Arbeiten zur Sprachentwicklung benutzt wird, es gäbe oder entstünde da irgendwie eine biologische Vorprägung, die aber durchaus zum Primatenerbe passt, mit dem ja

1 Tomasello übersetzt Ritualisieren mit Verkürzung bestimmter Handlungen, wenn etwa ein Kind nur noch die Arme hebt, um hochgehoben zu werden, wo es zuvor selbst an einer Person hochzukrabbeln versuchte; ich bespreche einen solchen Vorgang soziologisch für Gemeinschaften analog dazu mit Institutionalisierung durch Sinngabung.

ausgesagt wird, es gäbe jedenfalls unmittelbar nach der Geburt noch instinktives Verhalten des Kindes (das von Reflexen zu unterscheiden ist?). Daraus ist allerdings keine lebenslange genetische Fundierung des Handelns der Menschen ablesbar; kein „Helfer-Gen“ oder dergleichen. Und warum sollte das spätere, ab dem elften Lebensmonat einsetzende Zeigen nicht einfach ein Einüben von Kommunikation und Kooperation im Sinne von: „ich weiss was“ sein, ohne dabei dieses altruistische „Helfen“ zu intendieren? So wie Kinder auch andere Versuche machen, die Welt der Erwachsenen zu erkunden.¹

Ich hatte bereits über die historische Überschneidung des Lernens vom Tier zum Menschen im Übergang zur neuen kognitiven Qualität des Homo sapiens spekuliert. Ob also dieser Übergang womöglich gar nicht im Sinne eines evolutionär verstehbaren kontinuierlichen langsamen Prozesses abgelaufen sei, wie ich es bislang implizit angenommen hatte? Entstand die erste „zeigende“ Bewegung des Arms irgendwie bei Ur-Primaten und führte dann evolutiv zu einer Entsprechung von begrenztem imperativen Zeigen? Vielleicht im Zuge des Umbaus des Bewegungsapparates vom vier- zum zweifüssigen Gehen, etwa der Ausbalanzierung? Einerseits zu Schimpansen und andererseits bei der Gattung Homo zu einem weitergehenden, jedoch ganz *anders* strukturierten Lernprozess? Ich stütze diese Annahme auf die oben skizzierte frühe Entwicklung des Präfrontalen Kortex, der für ein anderes Lernen wahrscheinlich verantwortlich zu machen ist, als er bei Homo sapiens eine weitergehende biologische und kognitive Entwicklung erfuhr, die die intensive nachgeburtliche „Reifung“ und damit eine neue Komplexität der Kognition ermöglichte. Erlaubte sie die weitergehende (phylogenetische) Lernfähigkeit des Denkens bei Homo sapiens (führte sie zur „humanen Explosion“ vor 60.000 Jahren)?

Diese Reifung des Präfrontalen Kortex durch die Lebens-Praxis ermöglicht ontogenetisch dann die frühe Fähigkeit zum deklarativen Zeigen. Gibt es also nur oberflächlich betrachtet beim Zeigen jene langsame Entwicklung vom Tier zum Menschen, wie sie zwischen Schimpansen und Menschen ablesbar scheint? Denn einen Übergang von Schimpansen zum Homo gab es nicht, weil beide seit fast sieben Millionen Jahre evolutiv unterschiedliche Wege gingen! Zudem ist eine Kontinuität beim mit „Altruismus“ (oder Kooperation) bezeichneten Vorgang schon deshalb nicht gegeben, weil es ein solches kooperierendes Verhalten bei Tieren nicht gibt, wie Tomasello zeigt. Die deklarative Geste ist etwas ganz Neues! Die These, der moderne Mensch sei bei der Geburt quasi ein „weisses Blatt“ und könne sich nur durch Lernen entwickeln, würde in dieser Argumen-

¹ Sehr beliebt scheint – sehe ich bei meinen Spaziergängen – das wiederholte Hinausschmeissen von Dingen aus dem Kinderwagen zu sein, um die Regelmässigkeit zu erkunden, dass diese Dinge immer (von selbst!) zurückkommen. Ich weiss noch nicht, wie es funktioniert, sagt ein kleiner Protagonist des Zeichners Tom/ taz zu seinem Kumpel, nachdem er alles Spielzeug in sein Zimmer gekippt hat, aber Du wirst sehen, wenn wir zurückkommen, ist alles wieder an seinem Platz (Mutter guckt im Hintergrund konsterniert).

tation endgültig hinfällig und zugleich der kognitive Systemwechsel hin zur sozialen Ausprägung der modernen Menschen gegen nativistische Ansätze theoretisch gestützt. Doch viele Fragen zum Entwicklungsstand des humanen Gehirns während des Jung-Paläolithikums sind noch interdisziplinär zu erfordern.

Entwicklungspsychologie

Tomasellos Studien (2006, 2011) zu Kleinkindern geben den neuen Erkenntnissen eine erweiterte Dimension, wenn er den Begriff der „Soziogenese“ aufgreift, die bei ihm nicht bloss als kulturelle Entwicklung zu lesen ist, sondern als Besonderheit der humanen Ontogenese. Er bestimmt die prä-operativen Entwicklungsphasen auf der Grundlage der seit Piaget entwickelten Begriffe zur kindlichen Entwicklung für sich neu. Mit seiner Forschung kann heute die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens weitgehend hinterfragt werden, was für meine Thesenbildung von besonderem Reiz ist. Dabei steht er mit seiner Arbeit zur Ontogenese – im Anschluss wie Widerspruch zu Piaget – sowohl gegen nativistische als auch rein lernorientierte Vorstellungen, die nur Lernen als kindliche Entwicklung annehmen. (2006: 68, 92) Er sieht das menschliche Gehirn aus dem Tier-Mensch-Übergangsfeld mit allgemeinerer Fähigkeit entstehen, liefert jedoch auch Argumente für einen eigenen humanen Lernprozess.

Sprachentstehung wird von Tomasello aus der frühen Interaktion, primär aus dem Wechselspiel mit der Bezugsperson erklärt, nicht aus vorgegebenen genetischen Strukturen (kein Nativismus, wie bei Chomsky).¹ Er analysiert den Übergang vom heutigen Primaten bis zum Menschen und untersucht die Mechanismen, Funktionen und Strukturen der Ontogenese. Ab etwa neun Monaten entfernten Kinder sich von Primaten. (2006: 113) Schimpansen bauen insbesondere nicht auf bestehenden Kulturleistungen auf, um ihre Gruppe weiter voranzubringen (soziales Lernen von Generation zu Generation, „Wagenhebereffekt“; der entspricht etwa der „situationsvermittelten Empathie“ bei Bischof-Köhler, 1989: 69). Heute würden Menschen es ausdrücklich anstreben, ihre vorgefundene soziale Umwelt einen Schritt weiter zu entwickeln. Rezente Urvölker, sagte ich bereits, tun das nicht, im Gegenteil klammern sie sich bewusst an das Leben, wie es die Ahnen führten, ohne Wandel ganz verhindern zu können.

Blicken wir noch einmal auf die Neunmonatsrevolution: Kinder würden danach über die Identifizierung mit anderen deren Ziele und Strategien erkennen und komplexes fremdes Wissen imitieren, nicht nur einfache Fakten/ Sätze, worauf dann ihre Kognition aufbauen könne. Die Soziogenese, durch welche mehrere Individuen (oder Gruppen) etwas zusammen hervorbringen, (2006: 17)

¹ Dux (2008) hat Chomsky kritisch besprochen und dessen These der angeborenen Grammatikstrukturen zurückgewiesen.

fehle bei Tieren. Das erklärt, meint Tomasello, die immensen kognitiven Leistungen des Homo sapiens. Wenn ein Kind unserer Spezies etwas durch einen anderen Menschen lernt, identifiziert es sich mit diesem anderen, was ab etwa neun Monaten die individuelle Ontogenese zu erlauben beginnt; das Kind erwirbt einen gemeinsamen Hintergrund des Wissens mit den Bezugspersonen, auf der erst Kommunikation möglich ist, die eine so immense Komplexität wie Sprache bietet, die auf den Lernschritten von Zeichen geben und Gestikulieren aufbaut.

Die erste Phase der kindlichen Entwicklung sieht Tomasello in seiner neueren Arbeit (2011) nun wesentlich in den ersten *14 Monaten*. Dann haben sich Kinder von Schimpansen entfernt und entwickeln die spezifische Leistung des Homo sapiens. Wenn ein Kind etwas durch einen anderen Menschen lernt, identifiziert es sich also mit diesem Anderen (wie hat der was gemacht? Ausprobieren). Mit dem Imitieren der Älteren werden deren kulturelle Fähigkeiten aufgegriffen und in den weiteren Lern-Stufen immer stärker reflektiert und abstrahiert. Das eben können instinktgeführte Tiere nicht. Tomasellos Modell (2006) in (extremer) Kürze:

A. Solange Kinder sich nur als Lebewesen sehen, die Dinge verursachen können, verstehen sie auch andere so, sie lernen individuell am direkten Verhalten anderer.

B. Mit der Neunmonatsrevolution fingen sie jedoch an, sich als intentionale Akteure zu verstehen.¹ Sie begannen zu verstehen, wie andere etwas tun wollen (Intention) und reagieren darauf, nicht bloss auf deren direktes Handeln. Nun sei ihr Verhalten nicht mehr nur Nachahmung, sondern Reproduktion des intentionalen Verhaltens anderer (Strategie).² Es entstehen im Erwachsenen-Kind-Dialog Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit, in denen das Kind beobachte, ob die Bezugsperson ihr Interesse auf das gleiche Objekt wie es selbst richte, es mit ihm teile. Jetzt entwickle es ein Imitationslernen durch gedanklichen Rollentausch zur Reflexion der eigenen Situation. Die Perspektivenübernahme geschieht mit der Fertigkeit zur gemeinsamen Aufmerksamkeit, wenn nämlich das Kind in der Lage ist 1. einen Gegenstand, 2. die Bezugsperson und 3. sich selbst (!) in der Interaktion zu erkennen. Es identifiziert sich mit dem Gegenüber und erkennt

¹ Langer kommt zum Ergebnis, die kognitive Entwicklung bei zweijährigen Kindern sei von nichtmenschlichen Primaten in fünf Jahren erreichbar, dabei gäbe es signifikante Gemeinsamkeiten wie Unterschiede. (1994) Darwin spricht davon, er habe *bei einem seiner Kinder (wie später Piaget) Buch zu dessen Lernen geführt, und er sei frappiert gewesen, wie dieses Kind mit etwa elf Monaten den intelligentesten Hund, den er je gesehen habe, überrundete.* (1871)

² In seiner jüngeren Arbeit sieht Tomasello bereits eine Intentionalität bei der Kommunikation von Schimpansen in deren *gestischen* Signalen, nicht aber in der Vokalisierung; im Zeigen liege der evolutive Ursprung auch der menschlichen Kommunikation, schliesst er. (2011)

dessen Intention/ Wollen im Verhalten und kann dadurch das Wissen der Anderen nutzen lernen; so entsteht kulturelles Lernen, die Soziogenese.

(B2) Ab etwa einem Jahr beginne zudem der *Spracherwerb*: erst verstehe ein Kind die Situation, dann die sprachlichen Symbole zu deren Beschreibung. Sprache erweitere den Perspektivenwechsel zu verschiedenen Möglichkeiten des Inhalts eines Ausdrucks, der jeweils gemeint ist. Sie werde in sozialen Situationen ganz pragmatisch erlernt. Sprache sei eine Form der Kognition.

C. Der Phase als intentionale Akteure folge mit etwa vier Jahren (!) die der geistigen Akteure, die Tomasello als Simultantheorie beschreibt (mit Harris). Kinder lernen, sich in eine fremde Überzeugung einzudenken, sie simultan zu verstehen. Über Simulation setzten sich die Kinder dann immer mehr in die Lage anderer, reflektierten deren Situation und gewöhnen – besonders im Gespräch mit Gleichaltrigen! –

(C2) auch *moralische Urteile*, wenn sie den Schmerz der anderen fühlen.

D. Zwischen fünf und sieben Jahren lernen modern erzogene Kinder Selbststeuerung und Metakognition durch Reflexion des konstruierten Wissens (bei Piaget kommt es nun zum konkret-operativen Stadium). Sie verinnerlichen und variieren gegebenenfalls die Regeln Erwachsener und beginnen, über ihr eigenes Nachdenken und über Problemlösungen zu sprechen, die Perspektive einer anderen Person einzunehmen und verfolgen den Eindruck, den sie auf andere machen und andersrum, sie verstehen verschachtelte Sätze (sie denkt, dass ich X denke), entwickeln Fertigkeiten der Meta-Erinnerung, Erinnerungen/ Reflexionen über Erinnerungen, die ihnen ermöglichen, bei Gedächtnisaufgaben Planungsstrategien/ Erinnerungshilfen zu verwenden, zu berücksichtigen, was damals Ergebnis ihrer Erfahrung gewesen ist.

Hier gilt es anzusetzen, um konkret die Bedingungen der verschiedenen Zeiträume des Jung-Paläolithikums dafür zu überprüfen, wie weit vom Typus „Prä-Bewusste“ zu reden möglich ist. Und in modernen Gesellschaften fangen sie mit Lesen und Schreiben an, sofern es ihnen gezeigt wird, wobei sie über Sprache und deren Funktion reden und nachdenken müssen. Dabei intensivieren sich diese Prozesse durch Wechselwirkungen.

Soweit zu Tomasellos Vorstellung zur „kumulativen kulturellen Evolution“. Der Hinweis (C2) zum Erwerb moralischen Verhaltens bei Tomasello ist wahrscheinlich von besonderer Bedeutung für mein Thema, aus dem die Frage entsteht, ob bei sehr einfachen rezenten Urvölkern – und entsprechend jenen des Jung-Paläolithikums – die Menschen überhaupt schon in der Lage waren, „moralisches Verhalten“ im heutigen Verständnis zu erlernen? Ich erwähnte oben schon die Wirkung der Erziehung auf den Präfrontalen Kortex. Oder

Phasen kindlicher Entwicklung
nach Tomasello (2006, 2011)

- (A) Säugling erkennt sich als *Lebewesen* und erwirbt Grundkenntnisse und -fähigkeiten,
- (B) ab der *Neunmonatsrevolution* erfolgt *Identifikation* mit Bezugsperson, als *intentionale Akteure* entstehen *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit*, *Imitationslernen*, Eindenken in fremdes Verhalten/ Strategie,
(B2) *Sprachlernen*,
- (C) *Simultanlernen*, *geistige Akteure*, Eindenken in fremde Überzeugung, ab vier Jahren entstehen
(C2) *moralische Urteile*.
- (D) *Selbststeuerung* und *Metakognition*, mit fünf bis sieben Jahren Verinnerlichen der Regeln Erwachsener, Nachdenken und Sprechen über Problemlösungen.

waren sie auch deshalb so intensiv in Krieg und Gewalt verstrickt, weil ihnen das Mitleid mit den anderen im besten Sinne des Wortes noch nicht in den Kopf kam? Wie weit fehlt Leuten, die sich primär nur als Sippenmitglieder verstehen können, so etwas wie eine individuelle Persönlichkeit, die sie befähigt, von einem eigenen Ich auf das andere Ich zu sehen, da doch wohl erst dann der Schmerz des anderen gefühlt werden kann?

Um die Spekulation zum traditionellen Denken zu Beginn des Jung-Paläolithikums noch einmal auf die Spitze treiben: wir sehen bei Tomasello einen markanten Stand in der Entwicklung der Ontogenese bei vier Jahren, wenn die Phase (C) der geistigen Akteure beginnt. Eine ähnliche Zäsur findet sich auch bei Piaget: zwischen zwei und vier Jahren lerne ein Kind das symbolische Denken, das ich oben als prä-symbolisch bezeichnete, es kann sich etwas vorstellen, das nicht real vorhanden/ sichtbar ist. (Ginsburg/ Opper, 1969; Tomasello, 2006: 160ff) Bischof-Köhler erläutert den Umbruch bei den Vierjährigen mit dem Entstehen der (als Begriff mittlerweile weit verbreiteten) Theory of Mind (ToM).

Empathie und Theory of Mind folgen als Phasen in der Ontogenese nicht unmittelbar aufeinander, wirken aber beide in gewisser Weise ähnlich, beim Verstehen fremden Fühlens wie dem fremden Denkens. Dazu müssen wir später bei der Behandlung von Schnitzerei und Höhlenmalerei die Frage prüfen, ob das intensive Eindenken in fremde Überzeugungen für das Bemalen von Höhlenwänden nötig war? Konnten in diesem Verständnis Menschen mit der Kognition und Logik des Typus „Prä-Bewusste“ bereits eine Gemeinschaft bilden, die die Fähigkeit dazu besaß (wenn Erwachsene dieses geistigen Standes mit entwi-

ckelter Feinmotorik gedacht werden)? Ja! Die simple Malerei ist geradezu ein Beleg für schlichtes Denken jener frühen Zeit.

Mit dem Wissen über die Ontogenese kann die Geschichte des Homo sapiens nun ganz gut als mehrschichtiger Prozess verstanden werden, wenn auch noch thesenhaft: sowohl (1) der generelle Übergang von den Früh-Menschen als auch (2) die jeweilige historische Handlungs-Kompetenz und ebenso (3) die individuelle Kognition und Logik zu Beginn des Jung-Paläolithikums. Nun ist aufzeigbar, wie die vorgefundene soziale Welt aus der vormenschlichen Natur als Prozess entstehen konnte. Das ist der angesprochene kognitive Systemwechsel, bei dem Sinn aus einer sinnfreien (nur geologischen und biologischen) Welt entstand, den die Menschen unbewusst selbst ihren Lebensweisen gaben, bis sie ausdrücklich auf Sinn-Suche gingen.

Nur durch die synchrone Entwicklung kindlichen Denkens mit den Erfahrungen in der realen Welt, mit ihrem Wirkgefüge, ihrer Kausalität, können wir in ihr leben. (Kälble, 1997) Ohne Berücksichtigung dieses Prozesses vom Tier zum Menschen ist Menschsein nicht in seinem Werden verstehbar. Erst wenn diese Form der Veränderung generell erkannt ist, dass Menschen sich sozial an ihre sich wandelnde Umwelt selbsttätig anpassen können, wie es die Lebenswelt des Homo sapiens zeigt, kann gefragt werden, wie es zu jener Differenzierung des Denkens bei Menschen kommt, die Piaget und dann weitergehend Tomasello und Bischoff-Köhler beschreiben, und wie Dux es soziologisch neu als Theorie begründet. Und auch, wie es in diesem Prozess zu einem mystischen Denken und zu einer traditionellen Logik bei allen Menschen erst mal kommen muss, bevor von ihnen dieses traditionale Stadium überwunden werden kann!

Nun gehen wir einen Schritt weiter und fragen, ob und wie das Bewusstsein in diese Vorstellung der Anfänge des Denkens einzubeziehen ist.

Hirnforschung und Bewusstsein

Mit Damasio (2011) scheint bei Menschen der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe am Ende des Jung-Paläolithikums bereits von einem Bewusstsein der ausgeprägtesten Form, von einem frühen „autobiografischen Selbst“, zu reden möglich, auch wenn er dabei an Sumer und die erste Schrift denkt. Sein Modell zum Bewusstwerden ist gut geeignet, in eine historische Analyse eingebracht zu werden (ohne damit Partei in strittigen Fragen der Neurowissenschaften zu ergreifen; Roth/ Strüber sehen die Seele/ Bewusstheit primär im Kortex angesiedelt).¹

¹ Das wird durch eine neuere Studie bestätigt: „In einer Fertigungsstraße wäre das Cerebellum die Person, die das Auto am Ende inspiziert und sagt, ‚Das ist gut‘ oder ‚Das muss noch einmal ausgebessert werden‘. Hier werden alle Gedanken und Aktionen kontrolliert und präzisiert ... Alle dachten, das Kleinhirn drehe sich nur um Bewegung. Doch genauso wie es eine Qualitätskontrolle unserer Bewegungen durchführt, tut es dies auch für viele andere Dinge“. (Scinexx.de, 26.10.18) Wir sahen Ähnliches bereits beim Lesenlernen; offenbar ist es die urge-

Damasio definiert: „*Bewusstsein im vollständigen Sinn des Wortes entstand, nachdem derartiges [im Gehirn gespeichertes] Wissen in Kategorien eingeteilt, in unterschiedlichen Formen (darunter eine rekursive Sprache) zu Symbolen verarbeitet sowie durch Fantasie und Vernunft manipuliert wurde*“. (2011: 195) Er nimmt alle Hirnteile als am Werden des Bewusstseins beteiligt an, besonders auch das *Stammhirn* als früheste Form des Hirns. Bewusstsein entstand historisch in einer aufsteigenden Folge, die allerdings, wegen der äusserst komplexen Funktionsweise des Gehirns, dessen vollständige Entschlüsselung noch aussteht, hier nur in wenigen Aspekten angedeutet werden kann. Damasio geht es um die Analyse, wie aus dem tierischen Gehirn eines hat werden können, das am Ende komplexer Prozesse aus bio-chemischen und elektrischen Signalen und mittels Transmitter/ Botenstoffen zwischen neuronalen Zellen bei Menschen sich bewusster Geist ausbilden kann, ein scheinbar immaterieller Geist aus Emotionen, aus denen Gefühle werden, wie sie bei ihm definiert sind, und später das Bewusstsein, das also auf materialen Prozessen gründet. (s. a. Roth/ Strüber, 2015: 231ff; Bedenken dazu in: Memorandum..., 2014)

Drei wesentliche historische Stufen der Evolution des Bewusstseins werden unterschieden, so wie auch eine Skala von Abstufungen in einem heutigen Individuum möglich sei: ein „*Proto-Selbst*“, darauf aufbauend ein „*Kern-Selbst*“, um im weiteren Prozess hin zum modernen Bewusstsein die Stufe des „*autobiografischen Selbst*“ zu erreichen (oder eben noch nicht):

1. Das Selbst entsteht durch die im Körper zur Lebenserhaltung nötigen neuronalen Prozesse zuerst im Tierreich, als *Proto-Selbst* noch ohne Bewusstsein. So wie bei unserem Magen- oder Muskelproblem ein Schmerz entstehen kann, der eine primär biologisch verstandene (un-romantische) *Emotion* verursacht, so ist bei normaler gesundheitlicher Verfassung ohne Schmerz dennoch diese emotionale Linie durch Nervenverbindungen vorhanden, insofern auch (meist unbewusst) gefühlt, denn der Körper wird vom Gehirn beobachtet und zum Teil kontrolliert, und er reagiert beispielsweise auf einen unvermuteten Stoss, dem spontan, unbewusst ausgewichen wird, weil zwischen Neuronengruppen reflexive Schleifen wirken und im Gedächtnis gespeichert sind.

Daraus entsteht historisch ergänzend eine noch unbewusste Form der Funktionen des Gehirns in der Fähigkeit, („Land“-) *Karten* über das Befinden des Körpers und der Umwelt in Echtzeit temporär zu erzeugen. Sie geben das Erkennen der inneren und äusseren Umwelt wieder (spiegeln nicht nur etwas). Die Aktivität in diesen Karten entspricht den *ursprünglichen Gefühlen*. Und das auffälligste *Ergebnis* der unaufhörlichen, dynamischen Kartierungstätigkeit des Gehirns ist der *Geist*. Die kartierten Muster erscheinen uns als Anblicke, Klänge, Berührungen, Gerüche, Geschmack, Schmerz, Freude und Ähnliches, schichtlich erste „Schaltstelle“, wie bei Sapiens heute der Präfrontale Kortex bedeutend ist.

kurz gesagt als *Bilder*, die also nicht visueller Natur sein müssen. Der Geistesprozess ist ein ständiger Strom von Bildern, in die auch das Gedächtnis mit einwirkt. Vor der Karten-Konstruktion gab es nach Damasio *Dispositionen*, aus denen später die Karten entstanden sind, die aber weiterhin zusammen mit ihnen ergänzend arbeiten; sie ersetzen *begrifflich* unter anderem auch, was bislang typischerweise als: Instinkt bezeichnet wird, worauf sie aber aufbauen. Der Geist kann unbewusst oder bewusst sein. (2011: 80ff, 146ff, 292) Also: Emotionen/ Dispositionen/ Karten/ Gefühle/ Geist/ Bilder, die nicht einfach je auseinander entstehen, sondern komplexe Bezüge bilden.

Viele Hirnregionen zusammen ergeben in diesen Karten die einzelnen Gedanken, die wir wohl im Flimmern von Hirnscans sehen können. Es entsteht nicht ein Gedanke an nur einem Ort (oder gar einem Neuron) des Gehirns, sondern durch vielfältige Zugriffe auf andere Hirnteile und auf Neuronen-Gruppen (Kerne) zwischen der Grosshirnrinde und dem Hirnstamm; letzterer verweist nicht zuletzt auf den historischen Prozess von Reptilien her. (146ff; bei Rösler, 2011, heissen sie Aktivierungskarten oder -muster, der feste Gedächtnis-„Karten“ Engramme nennt)

2. Zum weiter entwickelten *Kern-Selbst* kommt es bei einer Interaktion mit dem äusseren Objekt Umwelt, wenn sich die Fähigkeit ausbildet, jene „*Gefühle der eigenen Emotionen*“ zu erkennen, wodurch aus den Karten die geistigen Bilder werden, sagt Damasio, die in einem „*Bilderraum*“ der Grosshirnrinde aus den unbewussten, nur wenig Platz einnehmenden Dispositionen des Gedächtnisses zusammengefügt oder rekonstruiert werden; (2011: 156) dabei könne *vielleicht* (!) bereits bei höheren Tieren ein Bewusstsein entstehen. (183) Es gibt Bewusstheit analog zur Skala der genannten Abstufungen über die Arten hinweg. Das Kern-Selbst (auch: Kern-Bewusstsein) versteht er beispielsweise als Bedingung für Sprache. (184) Da ist der Begriff „*Prä-bewusste*“ für die Älteren Wildbeuter;innen wieder plausibler, als von „*Fünfjährigen*“ zu reden. Das Kern-Selbst könnte, scheint mir, historisch den Übergang von Erectus zu Sapiens mit dem grösserem Gehirn und relativ weiter ausgeprägten Präfrontalen Kortex hinter der hohen Stirn beschreiben, der unsere besondere Lernfähigkeit ermöglicht, die bis heute wächst; es entsteht langsam der „*kognitive Systemwechsel*“, von dem ich zu Beginn des Jung-Paläolithikums spreche, der bei mir die allgemeine neue Fähigkeit der Kommunikation und dann erst die Sprech-Sprache brachte.

3. Wenn dann ergänzend Objekte aus der eigenen Biografie erinnert und dadurch reflektiert werden können, entsteht das *autobiografische Selbst*, dessen Entstehung Damasio erst vor etwa 5.000 Jahren zur Zeit der Erfindung der Schrift annimmt; Bedingung dafür ist also Sprache. Zeichensprache des frühen Jung-Paläolithikums könnte eine solche Abstufung der Bewusstheit darstellen. Diese Vorstellung Damasios scheint meinen bisher geäusserten Thesen einigermaßen zu entsprechen. Wird bereits der Göbekli Tepe als Fund-Beleg für das

autobiografische Selbst angenommen, dann wäre bis vor etwa 20.000 Jahre das Kern-Selbst typisch für das Bewusstsein der Menschen gewesen, das sich wohl sehr langsam über kognitive „Eliten“ einstellte und danach ebenso langsam zum von Sprech-Sprache abhängigen biografischen Selbst werden konnte.

Damasio gibt folgende Zusammenfassung:

Stufe 1: *Das Protoselbst ist eine neuronale Beschreibung relativ stabiler Aspekte des Organismus.*

*Das Hauptprodukt des Protoselbst sind spontane Gefühle für den lebenden Körper (**ursprüngliche Gefühle**).*

Stufe 2: *Ein Puls des Kern-Selbst wird erzeugt, wenn das Protoselbst durch eine Interaktion zwischen dem Organismus und einem Objekt verändert wird und wenn sich dadurch auch die Bilder des Objekts verändern.*

Die abgewandelten Bilder von Objekten und dem Organismus werden vorübergehend zu einem zusammenhängenden Muster verknüpft.

Die Beziehung zwischen Organismus und Objekt wird in einer Handlungsfolge von Bildern beschrieben; manche dieser Bilder sind Gefühle.

Stufe 3: *Das autobiografische Selbst tritt in Erscheinung, wenn Objekte aus der eigenen Biografie Pulse des Kern-Selbst entstehen lassen, die anschließend vorübergehend zu einem großen, zusammenhängenden Muster verbunden werden. (2010: 194)*

Bei den Karten/ Bildern/ neuronalen Mustern ist von komplexen sich selbst beeinflussenden und verändernden Prozessen die Rede. Sie folgen den örtlichen wie geistigen Änderungen des „Standpunktes“ des Individuums dynamisch (bereits wenn wir den Blick wenden; und wenden wir ihn, um uns etwa auf einer Fahrt zu orientieren, werden zugleich weitere Muster aktiviert, wie die Erinnerung an einen Urlaub oder die Ästhetik der Landschaft). Damasio betont die Bedeutung des Hirnstammes auch für unser Bewusstsein, um die Lebenskräfte zu koordinieren. Ein Sehen wird beispielsweise vom Gehirn zuerst als Karte der Netzhaut aufgenommen und später bis hin zum Sehzentrum – auch vermittelt durch frühere Erfahrung beispielsweise des Kanten- oder Flächenerkennens – zu weiteren Karten/ Bildern verarbeitet. Permanentes Prozessieren, gerade im Schlaf, bietet wahrscheinlich für grundlegende Veränderungen der synaptischen Verknüpfungen eine gute Basis.

Basis des Denkens sind also *Emotionen*, etwa Angst, Wut, Trauer oder Ekel. Sie seien „komplexe, größtenteils automatisch ablaufende, von der Evolution gestaltete Programme für **Handlungen**. Ergänzt werden diese Handlungen durch ein **kognitives** Programm, zu dem bestimmte Gedanken und Kognitionsformen gehören; die Welt der Emotionen besteht aber vorwiegend aus Vorgängen, die in unserem Körper ablaufen, von Gesichtsausdruck und Körperhaltung bis zu Veränderungen in inneren Organen und innerem Milieu. // Gefühle von

*Emotionen dagegen sind zusammengesetzte **Wahrnehmungen** dessen, was in unserem Körper und unserem Geist abläuft, wenn wir Emotionen haben“.* Hinsichtlich des Körpers seien Emotionen nicht die Abläufe selbst, sondern Bilder von Abläufen, die in Gehirnkarten ausgedrückt werden. (122; // = Absatz; h.) Dabei spielt die Wahrnehmung aus dem Körper (Interozeption), nicht aus der Umwelt, eine herausragende Rolle. Es sei „*die allgemeine Unterscheidung zwischen Emotion und Gefühl einigermassen klar*“, schreibt Damasio (was bei dieser extremen Kürze nicht unbedingt so empfunden werden mag). Und: „*Während es sich bei Emotionen um Abläufe handelt, die von Ideen und Denkweisen begleitet sind, handelt es sich bei emotionalen Gefühlen meist um Wahrnehmungen dessen, was unser Körper während des Ablaufs der Emotionen tut, und hinzu kommen Wahrnehmungen unseres Geisteszustands während der gleichen Zeit*“ . (123)

Emotionen können Gefühle schaffen, aber auch Gefühle wiederum Emotionen. „*Aus der Sicht der Neuronen beginnt der Zyklus des Fühlens von Emotionen im Gehirn mit der Wahrnehmung und Einschätzung eines Reizes, der potentiell eine Emotion hervorrufen kann, und dem anschliessenden Auslösen der Emotion. Der Vorgang breitet sich dann an anderen Stellen des Gehirns und im übrigen Körper aus und baut den emotionalen Zustand auf. Am Ende kehrt der Prozess zu dem Teil des Kreislaufs, der dem Fühlen entspricht, ins Gehirn zurück, allerdings in andere Regionen als die, von denen er ursprünglich ausgegangen war*“ (124) Wenig später heisst es erläuternd: „*Die Tatsache, dass Emotionen nicht erlernt werden, sondern automatisch ablaufen und vom Genom vorgegeben sind, beschwört immer das Gespenst des genetischen Determinismus herauf. Gibt es an den Emotionen nichts, was persönlich und durch Erziehung zu beeinflussen wäre? Die Antwort lautet: Es gibt eine Menge ... Emotionale Reaktionen sind im Verhältnis zum auslösenden Reiz von beträchtlicher Individualität*“ . (137)

Emotionale Reaktionen sind bei Menschen typisch ähnlich, doch nicht gleich. Und das gelte für verschiedene soziale Schichten einer Gemeinschaft oder für Kulturen, in einigen ist Lachen angemessen, in anderen beleidigend und wird entsprechend bewusst gesteuert, selbst wenn dies mehr oder weniger höfliche „Benahmen“ verinnerlicht wurde. Aber wenn gelacht wird, ist es universal erkennbar. Das Gehirn wird also durch Bewusstheit mehr oder weniger kontrolliert, meint Damasio, wie er für die Angst detailliert schildert, aber auch zeigt, dass etwa Soldaten anders auf sie zu reagieren lernen als gut behütete Menschen. (126) Das lässt also Fragen nach dem onto- und phylogenetischen (auch aktuellen) „Umfang“ von Bewusstheit offen.

Dabei ist Bewusstsein mehr als lediglich „Wachzustand“, wenn es auch nur dann spürbar und reflektierbar ist. Bewusstsein baue auf einem mächtigen Fundament des Unbewussten auf, das unter bewusster Lenkung stehe: „*Kindheit*

und Jugend nehmen beim Menschen gerade deshalb so viel Zeit in Anspruch, weil es [heute] sehr lange dauert, die unbewussten Vorgänge im Gehirn zu erziehen und innerhalb dieser unbewussten Domäne eine Form der Lenkung zu schaffen, die mehr oder weniger zuverlässig entsprechend den bewussten Absichten und Zielen funktioniert“. (283f)

Es wird sowohl eine gewisse – und thesenhafte – Parallelisierung der Bewusstheit von Menschen, Gemeinschaften und Gesellschaften mit Sprache/ Kommunikation und Kern-Selbst bei Älteren Wildbeuter:innen sichtbar, als auch eine ungefähre Entsprechung von Jüngeren Wildbeuter:innen und besonders der Sozial-differenzierten Gemeinschaft mit dem autobiografischen Selbst recht plausibel; fast 7.000 Jahre vor Sumer.

Damasios Einschätzung über die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins kommt also zu Schlüssen der Zeiträume, die meinen eigenen sehr nahe sind. Etwa wenn er erst mit der Schrift vor etwa 5.000 Jahren und noch Homers Epen von vor knapp 3.000 Jahren ein autobiografisches Selbst für zweifelsfrei im Entstehen oder dann entstanden ansieht; zumindest kommt es ja bald darauf mit Aristoteles (vor 2.350 Jahren) zu einer wichtigen Veränderung des immer noch sehr „traditionalen Denkens“ und der kategorialen Logik, die ich hier herausstelle.¹ (Dux/ Wenzel, 1994)

Auch Tomasello dachte vielleicht beim Beginn der Sprech-Sprache an Sumer, wo vor der Schrift erste Erzählungen/ Mythen vorhanden sein mussten, auch wenn sie selbst wesentlich aus der wildbeuterischen Lagerorganisation entstand. Es gibt also in den Analysen eine gewisse Nähe zwischen dessen Späteren Sapiens und Damasios autobiografischem Selbst. Und beide Typen, scheint mir, lassen sich aus der Analyse des Göbekli Tepe heraus früher ansetzen; also mit der dortigen Sozial-differenzierten Gemeinschaft verbinden, die in meiner Systematik jene erste Hochkultur darstellte, wie unten noch ausführlich erläutert wird. So wie ich dort zuvor das prä-operative, traditionale Denken als vollständig erworben unterstelle, sehe ich nun auch das Bewusstsein als Typus als erstmals „voll“ ausgebildet an, nicht erst in Sumer. Die Baustelle des Monuments wird uns davon noch erzählen.

¹ Dazu die Einleitung zu: Homer, Ilias, Odyssee (Voss, 1960) von Mühl (1960). Darin wird die Entwicklung von Sprache (und Kognition) zwischen Ilias und Odyssee angesprochen, auch die Entstehung von Individualität, neuem Eheverhältnis, Gött:innen als menschengleich... Siehe dazu die Übersetzungen von Schadewaldt (Ilias: ¹⁸2016; Odyssee: 1958) Für Griechenland spricht Snell (1975) vom Beginn bewusster Logik schon bei Solon (um 2.600 vor heute). Schadewaldt übersetzt deutlich anders als Voss. In der Odyssee spricht bei ersterem Homer mehrfach davon, ein Akteur „pflanze“ einen Gedanken, etwa als Plan zur Vernichtung der Freien Penelopes (17. Gesang). Bei Voss steht dann etwa, er „sann“ darauf. Wenn nun „pflanze“ auch dafür steht, es gäbe noch keinen Begriff wie „planen“, sondern das Denken konnte nur mit „pflanzen“ analog zum Landbau operieren, dann wird die Übersetzung aus dem Griechischen extrem wichtig, um Logik zu erfassen; wie wir bei Snell sehen.

Im Rahmen der für die Art *Homo sapiens* in weiten Grenzen festgelegten synaptischen Verknüpfungen des Gehirns mussten in der frühen Entwicklung sich allerdings erst einmal grundlegende Strukturen ausbilden, die über Ur- und Früh-Menschen hinausführten, vor allem die für die ganz neu zu erwerbenden „Sprachzentren“, die vielleicht zuvor auch das Zeigen und Gebärden ermöglichten, wie die Musik – aber es musste beim *erstenmal* in einer Umwelt ohne intensive Kommunikation geschehen, betone ich wieder. Wir sehen das an den individuellen ontogenetischen Zeitfenstern, in denen nur vollständiger Spracherwerb, wie wohl auch das Sehen und andere Funktionen erfolgen können, weil es danach zu spät ist. (Damasio, 2011; Roth/ Strüber, 2015) So wird der immense Zeitraum verständlich, in dem die herausragende humane Lernfähigkeit sich aus den genetischen Möglichkeiten bei *Sapiens* erst entwickelte. Nach der eigentlichen Entstehung unserer Art konnte sich das Gehirn in schlichter Umwelt nur langsam ertüchtigen und beispielsweise Kommunikation durch Kommunizieren weiter konstruieren; womöglich auch mit Hilfe der Beeinflussung der Codierung von Proteinen in den Prozessen der DNA durch die Epigenese, die offenbar nun doch kurzfristige Vererbung von Eigenschaften prozessieren kann, was bisher als unmöglich galt, da Vererbung nur über die Keimbahn möglich schien.

> *Exkurs: Epigenese*

Bestätigen sich neuere Erkenntnisse der Epigenese, dann kann sie „einfachere“ und unbeständigere Transformationen der Biologie verursachen, als das Genom, das *einerseits* über Mutationen zu neuen Arten führen kann, aber diese *andererseits* relativ stabil hält, weil die DNA das Archiv des Organismus ist. Das Epigenom scheint eher die DNA zu schalten und würde womöglich auch für die angesprochenen Fragen der synaptischen Verknüpfungen eine Rolle spielen, wenn Denken durch epigenetische Variation gefördert oder behindert wird. In früherer Zeit relativ isolierter kleiner menschlicher Gruppen könnten solche schnellen Veränderungen zu grösserer sozialer Differenzierung geführt haben. Wahrscheinlich kommt es mit dem neuen Wissen der Epigenese im Ergebnis nicht zu generell anderen Analysen hinsichtlich des Verhaltens im Jung-Paläolithikum. Doch könnten sich die analytischen Grundlagen neu stellen, was durchaus eine wichtige Problematik wäre, die aufzuklären von hohem Interesse ist. Ich setze diese Hinweise in einen Exkurs, weil direkte Auswirkungen auf meinen Untersuchungsbereich derzeit noch nicht erkennbar sind, anders als beim Bewusstsein, dessen Entwicklung sehr plausibel ein weiteres Indiz zum sozialen Wandel jener Zeit ist.

Genetik als die Wissenschaft des Genoms, analysiert im bisherigen Verständnis primär über die *Gene* (in der DNS, Desoxyribonukleinsäure, engl. DNA für ...acid). Sie galt bislang als „der“ Schlüssel der Vererbung. Dass allein mit der Doppelhelix der DNA ein Mensch zu beschreiben sei, ist jedoch seit den

grossen Human-Genom-Projekten zum Auslesen der die Doppelhelix weitgehend bildenden Basenpaare, die die Stufen der „Strickleiter“ sind und zugleich den Code zur Produktion der Stoffe zum Aufbau des individuellen Körpers liefern, fraglich geworden. Zum *einen* fanden sich in drei Milliarden Basenpaaren nur um gut 1% Gene, die das Baumaterial, die Proteine, für den Organismus vorgeben, und zum *anderen* zeigen Forschungen immer deutlicher: der Rest der DNA, früher als Müll-DNA bezeichnet, hat im Gesamt-Prozess der Zellteilungen durchaus eine erhebliche Bedeutung.

Bei der Verdopplung der Chromosomen in den biologischen Zellen als Vorbereitung zur Zellteilung finden über den Weg der der DNA ähnlichen RNA (dt. Ribonukleinsäure, RNS) weitere gestaltgebende Prozesse statt. Deren Erforschung wird heute als Epigenetik immer wichtiger. Epigenetik sei das *Studium von mitotisch* [Teilung normaler Zellen] *und/ oder meiotisch* [Teilung von Keimzellen] *vererbbaaren Veränderungen der Genfunktion, die nicht durch Veränderung der DNA-Sequenz erklärt werden können; dabei gelte diese Definition noch nicht als hinreichend, mehr sei im Moment jedoch nicht möglich.* (Felsenfeld, nach: Kegel, 2015: 81) Definition per Ausschluss, was nicht über die DNA erklärbar ist, wird zur Epigenetik. Gibt es also eine die Biologie verändernde Vererbung ohne Veränderung der DNA? Das ist eine der Kernfragen. Bis vor Kurzem galt die Vererbung von Erfahrung als absolut unmöglich (und war hochgradig ideologisch fixiert: Darwinisten gegen Lamarck; 19. JH).

Die Epigenetik geht nun davon aus, neben den nur wenigen Genen in der DNA gäbe es weitere Elemente, die zur epigenetischen Variation (Bauer, 2008) oder zu Epimutationen (Kegel, 2015) der Organismen führen können, während bislang die normale biologische Variation primär durch die Mischung der Chromosomen von Mutter und Vater sich ergebend verstanden wird, also aus den Genen der DNA, weshalb etwa Geschwister sich zum Teil deutlich unterschiedlich entwickeln (Austausch von Allelen, Crossing over...). Damasio sagt ebenfalls: „*Wachsenden Hinweisen zufolge führen kulturelle Entwicklungen im Laufe vieler Generationen auch zu Veränderungen im Genom*“. (2011: 39) Ob er dabei an Epigenetik denkt, bleibt offen. Und wir sehen auch noch bei Roth/Strüber, (2015) die psychische Krankheiten hinsichtlich der Hirnfunktionen diskutieren, eine ähnliche Vorstellung.

Es werden aus einer Zelle nicht nur zwei neue Doppelhelix in zwei neue Zellen kopiert, sondern auch der Rest des Zellkerns und der Zelle mit allerlei anderen „Baustoffen“, dem Chromatin. Diese Schaltung oder Regulierung der Gene – das sei nur durch drei Begriffe (zum Nach-Klicken) angedeutet – geschieht beim Prozess der Zellteilung vor allem durch 1. Methylierung, 2. Histone-Modifizierung und 3. RNA-Interferenz. Dabei werden die Gene, simpel ausgedrückt, von aussen an- und abgeschaltet oder in der Stärke ihres Wirkens

gesteuert (diese Schaltungen ähneln in ihrer generellen Einfachheit denen der Neuronen im Gehirn; siehe Anhang).

Beispielsweise können Erfahrungen von Grosseltern, deren gute oder schlechte Ernährung, sich auf ihre Enkel:innen unterschiedlich auswirken; entsprechende Prozesse sind auch bei Pflanzen belegt. Durch die Art der mütterlichen Pflege können die Nachkommen, nachgewiesen bei Mäusen, mehr oder weniger vorsichtig werden. (Kegel, 2015) Solche Verhaltensweisen sind durch epigenetische Steuerung zu prägen und können zumindest über ein zwei Generationen vererbt werden; so scheint es derzeit. Könnten sich, bezogen auf das Jung-Paläolithikum, die relativ abgeschieden lebenden kleinen Gemeinschaften hinsichtlich ihrer Kommunikation und auch gesundheitlich oder in ihrer Kompetenz wie ihrer Psyche sehr unterschiedlich entwickelt haben? Von einer einheitlichen Bevölkerung muss wohl noch weiter abgesehen werden als ich das bisher tat.

Zu klären ist also, ob/ wie auf dem Weg von den Primaten zur Gattung Homo und dann in der hier besprochenen Epoche bei Homo sapiens solche epigenetischen Variationen eine nennenswerte Rolle haben spielen können, um unter anderen Prozesse der Kognition und der (Zeichen-) Sprache wie des Verhaltens zu beeinflussen. Welche Rolle, ist also zu fragen, spielten solche Prozesse neben den Mutationen für die evolutive Veränderung und sogar für soziales Handeln über die Phylogenese?

Undifferenzierter Geist – wirres Denken?

Einen weiteren Baustein zu meinen Thesen der Entwicklung der Kognition, der wieder sehr plausibel zu ihnen „passt“, finde ich bei Roth/ Strüber. (2015) Während es in ihrer Arbeit darum geht, wie das Gehirn die Seele macht, interessiert mich ein Nebenaspekt daraus: *Stress*. Sie beschreiben eine Reihe von psychischen Krankheiten, bei denen generell Stress als *eine* wichtige Ursache gilt. Die Folgen dieser Störungen erinnern wieder einmal an Verhaltensweisen, wie sie für rezente Urvölkern oft genannt werden, wie Aggression oder Unbeherrschtheit. Und Stress, so lässt sich aus heutiger Sicht annehmen, gab es in der steinzeitlichen Umwelt reichlich. Doch damit ich nicht falsch verstanden werde: für die historische Betrachtung der Steinzeit kann natürlich nicht Stress in unserem Verständnis einer besonderen abweichenden Situation als Ursache gelten. Seinerzeit war sozusagen alles menschliche Leben Stress.

Die Frage ist, ob die geschilderten Störungen nicht auf viel ältere Zustände des Gehirns verweisen können? Von solchen psychischen Störungen oder auch anderen Schäden am Gehirn betroffene heutige Menschen fallen wohl nicht auf eine Jahrtausende ältere Kognition zurück, wie manchmal gesagt wird. Doch vom rationalen Denken aus gesehen lässt es sich in dieser Weise dennoch ein wenig vorstellen; hilfsweise. Aus einem tierischen Gehirn entsteht mutativ das

humane und bildet dazu zumindest ergänzende Hirnpartien aus, die zu Bewusstsein und zu Sprache fähig machen werden. Da muss umgebaut und geordnet werden, auch differenziert, um Umwelt immer differenzierter und komplexer erfassen, einordnen zu können, aus Affekten werden rationale Handlungen. Gibt es vielleicht einen Zusammenhang, eine Richtung, wie wir ihn beim Präfrontalen Kortex bereits sahen? Ich skizziere wieder den Weg meiner Überlegungen, um ergänzende oder auch andere Wege finden zu können.

Angeregt von der zitierten aktuellen Arbeit über Psyche/ Seele führt – über das Verhalten rezenter Urvölker, wie über Menschen mit Störungen oder Läsionen des Präfrontalen Kortex – eine Spur zurück. Historisch stellt sich der Zusammenhang andersrum dar. Psychische Krankheiten im heutigen Verständnis gab es kaum schon, doch konnte das im frühen Werden befindliche Gehirn – bildlich gesprochen – alle diese Störungen aufweisen, weil es noch nicht hinreichend diszipliniert, noch nicht kontrolliert rational zu denken erlaubte. Das Gehirn beziehungsweise das sich entwickelnde Bewusstsein war in dieser Vorstellung noch ungeordnet, insofern undifferenziert. Es reagierte wie heute jemand im Stress! Dabei ist Stress ein sehr allgemeiner Begriff, dessen Erscheinungen von allerlei Transmittern (als Mischung) beeinflusst wird. So herum entsteht die Assoziation zu einem wirren Denken, das einem undifferenzierten Hirn entsprechen mag, das noch im frühen Werden war. Im Geist/ Bewusstsein entsteht Ordnung bei wachsender Komplexität der Umwelt, um diese weiter reflektieren und in ihr handeln, ihr durch reflektierte Praxis Sinn geben zu können, so wie Sprech-Sprache die Sprachzentren und damit „Ordnung“ wohl zumindest beförderte.

Müssen wir also bei den heutigen Behandlungsmöglichkeiten von Depressionen und ähnlichen annehmen, solche Befunde als Krankheitsbilder wurden erst mit den diagnostischen Möglichkeiten überhaupt konstruiert und waren früher „normal“ und latent vorhanden? Sind die heutigen „nicht-depressiven“ Menschen, um ein Beispiel zu nehmen, das eigentlich Neue, mit einer Psyche, die als etwas Besonderes erst zu nach-modernen Menschen gehört? Eine aktuelle Meldung zu Neandertaler:innen könnte diese Vorstellung tendenziell unterstützen. Weil wir zirka 2,5% von deren Genen in uns haben, lässt sich auf deren Psyche schliessen (sofern es diese „Psyche“ bereits gab), heisst es in Scienexx: *„Auch eine Neigung zu Desinteresse an der Umwelt und geringem Enthusiasmus könnten von bestimmten archaischen Genen beeinflusst sein, wie die Forscher berichten. Das Neandertaler-Erbe könnte sogar mit im Spiel sein, wenn wir uns schnell einsam fühlen oder sozial isoliert“*.¹ (6.10.17) Geringer Enthu-

¹ Mir ist ja immer schleierhaft, was alles in den ständig betonten Sex von Sapiens und Neanderthalensis hineingelesen wird, der beim Auszug nach Norden – sozusagen als Wegelagererei – alle oder doch recht viele Sapientes betroffen haben müsste, einen sogenannten Flaschenhals; ist ein gemeinsames Erbe von Erectus nicht wahrscheinlicher? Ein belegtes direktes Treffen

siasmus und zugleich mangelnde Beherrschung können Anlass zu spontanen Ausbrüchen von Gewalt sein, besonders in „Notsituationen“, wie empfundener oder realer Gefahr oder Ehrverletzung. Ab wann?

Hebt also erst die individualisierte Erziehung in wenigen sozialen Milieus uns heute aus diesem Dunkel der „Steinzeit-Erziehung“ heraus? Rezente Urvölker mögen darauf verweisen. Zumindest bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts wurde doch auch bei uns noch eine völlig andere Form der Erziehung als richtig angesehen: autoritär, patriarchal, auf Auswendiglernen orientiert, zu Exzessen neigend, idiotisch... Offenkundig blicken wir entsprechend auf eine ganz andere psychische Konstellation zurück (besser kriegstauglich auch).

Jedenfalls könnte sich zeigen: selbst wenn Kinder „immer schon“ mit kompletter Neuronen-Ausstattung geboren werden, deren Gehirne dann, wie ich schrieb, sozial aufgefüllt werden (biologisch verbunden mit Synapsenbildung und Gliazellen), so kann die biologisch vorgegebene Grundlage des Gehirns bei Homo sapiens vielleicht doch während der historischen Entfaltung der Kompetenz noch seit dem Beginn des Jung-Paläolithikums weitergehendere, qualitative Veränderungen durchgemacht haben als bisher gedacht. Historisch scheint sehr plausibel, was ich mit wirr, wild, rational hier oberflächlich kennzeichne. Manche der Formulierungen bei Roth/ Strüber, die Hinweise auf die aktuelle Sicht geben, scheinen sich relativ einfach für die Steinzeit umformulieren zu lassen, zeige ich gleich.

Dazu kann heute eine interdisziplinäre Wissenschaft aus Sicht der Soziologie, wie wir bereits sahen, mit Gewinn auf die hier herausgestellten Probleme der drei recht naturwissenschaftlich orientierten Fachbereiche Entwicklungspsychologie, (Epi-) Genetik und Neurowissenschaft zurückgreifen. Damit ist die jeweilige Kompetenz der Menschen über die Jahrtausende deutlicher als bisher zu analysieren. Bis sich heute eine ausgebildete Psyche in der Nach-Moderne zumindest eines Teils der europäisch geprägten Kulturen erneut wandelt, nicht nur hinsichtlich der Logik, sondern gerade im Denkprozess selbst, hin zu einem prozessualen Denken auf Basis der (aber nicht: als) Naturwissenschaften. Zugleich bekommen wir durch solche Forschungen weit bessere Möglichkeiten zum Verständnis des sozialen Wandels über die Epochen, wenn sie entsprechend fortgeführt werden.¹

beider Arten irgendwo gibt es offenbar nicht.

1 Wir sahen, wie bereits mit Hilfe der genannten Wissenschaften auch Bewusstsein recht weitgehend zu entschlüsseln ist. (Damasio) Dass dies nur im Sinne einer „reflexiven Neurowissenschaft“ sinnvoll sei, wie es in einem kritischen Text gegen allzuviel Bezüge auf die Wirkung von Neurotransmittern heisst, (Memorandum..., 2014) ist unwidersprochen, solange nicht das darin betonte „Ich“ (ganzer Mensch) gegenüber der Detail-Diskussion über das Gehirn nur wieder ins Philosophische weggleitet. Im Moment benötigen wir viel Detailwissen, bevor später wieder geordnet und konzentriert wird.

Durch das allgemeine Verständnis der Hirn-Funktionen und -Prozesse lässt sich immer besser der individualisierte nach-moderne Mensch erkennen, der dennoch wesentlich durch Lernen ein freies Denken und Bewusstsein ausbilden kann, wenn eine innere wie äussere friedvolle Umwelt die Möglichkeit dazu bietet. (Bischof-Köhler) Und es sei noch einmal daran erinnert, die hier getesteten Begriffe sollen schon für die Zeit vor 40.000 Jahren greifen, bis wir bessere haben. Roth/ Strüber schreiben: „Für die Ausbildung dieser [inneren emotionalen] Systeme ist es wichtig, dass während dieser Zeit eine interpersonale Regulation mit feinfühligem Bezugspersonen stattfindet; jedoch muss auch die Bezugsperson den kindlichen Emotionsausdruck spiegeln“, damit die Kinder lernen können, was Personen mit psychischen Erkrankungen häufig nicht möglich sei. (2015: 165f) Menschen des frühen Jung-Paläolithikums auch noch nicht, füge ich an. Betrachten wir diesen Komplex noch einmal hinsichtlich der frühen Entwicklung etwas genauer.

Bei psychischen Erkrankungen ist also oft, wenn nicht generell von „Stress“ als ein Grund/ Auslöser die Rede. Das gilt für eine ganze Reihe von Roth/ Strüber diskutierten psychischen Abweichungen, die sie unter anderem hinsichtlich der Botenstoffe und auch der (Epi-) Genetik besprechen. Stress ist ein weitgefasster Begriff, dessen Ursache beim Kind oft schon in vorgeburtlichen Problemen der Mutter liegt, dann in Misshandlung und Missbrauch im frühen Alter; ich habe dazu im Zusammenhang mit dem Präfrontalen Kortex bereits Hinweise gegeben, dass Probleme während der Gehirnbildung (oder bei Läsionen) sich stark auswirken können. Mit dem Übergang zum autobiografischen Bewusstsein, (Damasio) mit dem Prozess vom wirren zum wilden traditionellen Denken, entsteht zugleich die Sprech-Sprache und ein differenzierteres Gehirn ab der zweiten Hälfte des Jung-Paläolithikums, heisst das für mein Thema und passt sich recht gut in meine Thesen ein.

Generell scheinen Menschen doch im Problemfeld einer mehr oder minder stressauslösenden Situation aufzuwachsen. Es lässt sich wohl in aller Kürze aus der Arbeit von Roth/ Strüber, was aber tendenziell etwa von Bischof-Köhler ähnlich betont wird, als gesichert entnehmen: ausgeglichene Personen entstehen vor allem dann, wenn Kinder nach der Geburt eine positive Bindung, wie wir sie heute kennen, entwickeln können. Entsprechend wird der besondere „historische Stress“ in allen denkbaren Formen in einer gefährlichen Wildnis ein stark wirkendes Moment gewesen sein, auch wenn die Menschen vielleicht gleichgültiger auf ihn reagierten, und Kinder schon deshalb auf ganz anders psychisch strukturierte Eltern stiessen und der Aufbau von Vertrauen und Bindung geringer ausfallen musste, soweit überhaupt davon schon zu sprechen ist.

Wird dabei von „*permissivem* [nachlässigem] *elterlichen Erziehungsstil*“ als eine Ursache gesprochen, (Roth/ Strüber, 2015: 257) erinnert das – wenn auch in weiter Interpretation – im Grunde an die bereits erwähnte fast nicht vorhan-

dene Erziehung der „Steinzeit-Kinder“; liebevolle Beiläufigkeit gepaart mit der unbeaufsichtigten Kindergruppe und – wenn nötig – mit unbedingtem Gehorsam gegenüber Älteren oder gar Ahnen, falls die überhaupt schon bekannt waren. Oder es wird bei der Antisozialen Persönlichkeitsstörung (APS) davon berichtet, heutige betroffene Menschen reagierten bereits auf furchtsame oder wütende Gesichter mit hoher Erregung, (289) um nur dies zu nennen, die früher zur Ehrverletzung und ähnlichem führen konnte, wie ich noch intensiv bespreche.

Deshalb lässt sich über diesen „Stress“ vielleicht ein weiterer Schlüssel für die onto- wie phylogenetische Entwicklung der Kognition finden. Zumal wir heute wissen, die synaptischen Verknüpfungen des *individuellen* Gehirns fallen so deutlich aus, dass beim Messen der Gehirnströme während bestimmter Tätigkeiten sich im Vergleich mit anderen sogar einzelne Individuen erkennen lassen; nun lässt sich – wie gezeigt – auch noch die Menge an Wissen anhand der Verdichtung der neuronalen Vernetzung auslesen. Die Kompetenz wäre dann nicht nur hinsichtlich Logik und Wissen „aufgefüllt“ worden, sondern als Basis des Verhaltensrepertoires könnten genetische Dispositionen und epigenetische Schaltungen von Genen eine grössere oder auch andere Rolle gespielt haben, als bisher angenommen; ein weiteres offenes Feld. Daraus ergibt sich noch einmal die Frage, ob selbst bei vor 35.000 Jahren stabilisierter Biologie des Gehirns dieses trotzdem noch recht unstrukturiert und undifferenziert gewesen ist und zu einer hilfsweise als wirres Denken bezeichneten Kognition führte. Und ob intensive (und langwierige) Lernprozesse nötig gewesen sind, hier auch phylogenetisch zu ordnen, etwa den Präfrontalen Kortex „sozial aufzufüllen“ oder die Sprachzentren als solche auszubilden... Es geht darum, den Tier-Mensch-Übergang besser zu erfassen, der ja eine Entwicklung von einem wirren Denken des Jung-Paläolithikums über mehrere Stufen zum wilden Denken etwa am Göbekli Tepe, bei rezenten Urvölkern und weiter bis heute zum rationalen Typus der Kognition der europäisierten Nach-Moderne nahelegt, der wesentlich durch Schulbildung erworben wird.

Was ich früher zur Psyche bereits mit ansprach, deprivierende frühe Lebenserfahrung bis in Pubertät und Adoleszenz, etwa durch Gewalterlebnisse, könnten die Ausdehnung des Präfrontalen Kortex beeinträchtigen, (Bauer, 2008; Bischof-Köhler, 2011; Affentranger, 2006) wird durch Roth/ Strüber vertieft. Nicht zuletzt, weil sie ebenfalls bereits das Epigenom berücksichtigen und es für von revolutionärer Bedeutung halten, Erfahrungen könnten von einer Generation auf die nächste übertragen werden; jedenfalls über einige Generationen hinweg, nach denen ja aber nicht zur früheren Konstitution zurückgekehrt wird, sondern andere Entwicklungen entstehen. Sie sprechen von einem möglichen Modell des Kreislaufs der Gewalt, das sich aber einigermassen für die Zeit des

Jung-Paläolithikums analog verstehen lässt, als These erst einmal, womit mein bisheriges Herangehen unterstützt wird.

Ihr folgendes Zitat lässt sich in dieser Weise entsprechend für das Jung-Paläolithikum lesen: *„Antisoziales Verhalten wird auf verschiedenen Wegen von einer Generation an die nächste übertragen. Personen mit einer antisozialen Persönlichkeitsstörung (APS) vererben erstens direkt Risikogene für die Entwicklung antisozialen Verhaltens ... an ihre Nachkommen. Zweitens haben diese Eltern aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen ein verändertes Epigenom, das ebenfalls – zumindest teilweise – auf die Kindergeneration übertragen wird. Drittens beeinflusst das Epigenom der Eltern ... ihr Verhalten – auch dasjenige gegenüber ihren Kindern. Viertens wirkt das charakteristische Verhalten von Eltern mit einer APS (z. B. Misshandlungen, Vernachlässigung) auf das Epigenom der Kinder ein und erhöht auf diese Weise deren Risiko, später selbst eine antisoziale Persönlichkeitsstörung zu entwickeln. Molekularbiologische Veränderungen können also den Kreislauf der Gewalt aufrechterhalten“.* (2014: 297, Abb. 7.5) In meinen Auslassungen des Zitats wird auf Transmitter hingewiesen, wobei diese Transmitter, etwa Testosteron, auch keine fixe Grösse sind; rezente Völker haben davon zumindest manchmal andere Mengen oder Mischungen im Blut. (Proceedings..., 2012) Aber die Autor:innen argumentieren insgesamt vorsichtig und geben den sozialen Bedingungen viel Raum und nicht nur den molekularbiologischen. Und auf die unter: viertens gemachte Aussage kommt es mir besonders an; die Epigenese könnte für manche steinzeitliche kleine, meist relativ für sich lebende „Familie“ eine die sozialen Prozesse und die Kompetenz mit bestimmende Bedeutung gehabt haben, die das Lernen im geschilderten Kreislauf mal hemmte oder mal förderte! Nicht zu vergessen, wir sehen auf eine frühe Zeit mit wahrscheinlich noch geringeren oder ungeordneten Strukturen des Gehirns. Die Möglichkeiten, Alles zu lernen und auch psychisch zu verarbeiten, was je zu lernen sinnvoll ist, hängt vielleicht doch auch von der Stellung der Individuen in ihrer jahrtausendlangen Generationenfolge ab.

Psyche der Steinzeit im Alltag

Eine Psychologie der Steinzeit – insbesondere in der frühen Zeit des Jung-Paläolithikums bei unterstellten noch kleinen Gruppen – würde also wohl ergeben: jene Menschen können nicht anders als misstrauisch gewesen sein und leicht erregt. Zumal wenn sie oder ihre Sippe sich von anderen Menschen bedrängt und beleidigt (oder gar angegriffen) wähten; dem widerspricht nicht die Vermutung, sie könnten gegenüber alltäglichen Gefahren der Umwelt zugleich unempfindlicher gewesen sein, weniger sensibel. Nicht nur neuerungs-, sondern auch fremdenfeindlich waren sie! (Lévy-Bruhl, 1959) Weil die Anderen eben anders waren, nicht-identisch mit den eigenen Ahnen. Oft werden

rezente Wildbeuter:innen als generell friedfertig angesehen. (Müller, 1989)
Doch jene frühen Zeiten waren kaum solche friedlichen, in denen Menschen in ihrer Freizeit vor den Höhlen oder Behausungen allein Kultur und Kunst, dem Gesang und Flötenspiel frönten, wie der Filmemacher Ruspoli es für die Höhle Lascaux annimmt, (1998) oder Meller für Mittel-Europa. (2005) Wir kommen im Abschnitt zur Kriegslust darauf zurück.

Mit der weitergehenden Frage nach der historischen Entwicklung von Geist, Bewusstsein, Kognition, Emotionen und Gefühlen, wie ich sie vor allem mit Damasio und Roth/ Strüber ansprach, scheint es offen, ob die geschilderte Situation jene Menschen vor 40.000 Jahren tatsächlich trifft, ob in ihrem Kopf sich wirklich so etwas abgespielt haben kann wie die gewusste Angst? Vermutlich liesse sich jetzt sagen: ja, schon bei höheren Tieren sehen wir solche Äusserungen. Aber wir suchen nicht nach blossen Reflexen, sondern nach sozialem Erleben zumindest im Grenzbereich von: bewusst, also zumindest nach instinktiven Mustern, die nun über die langen Zeiten der Gattung Homo hinweg ins Soziale übersetzt werden mussten.

Warum sollten Menschen einer ausdifferenzierteren Entwicklungsform, den einfachen rezenten Gartenbauvölkern, bei denen wir von ausgeprägter Gewalt hören, aggressiver sein als einfache Wildbeuter:innen in Umwelten, die nicht durch stärkere Nachbarn oder gar den Kolonialmächten geistig wie militärisch kontrolliert waren, die die traditionell üblichen gegenseitigen Tötungen unterbanden? Bei Lévy-Bruhl (wie anderen Autor:innen) hören wir, es seien vor allem Ehrverletzung und Geistglauben die Ursachen für Gewalt. (1959: 304) Es kam – stelle ich mir allerdings vor – auch schon bei Älteren Wildbeuter:innen zu Auseinandersetzungen um Ressourcen der Umwelt, also um den Boden, um die „eigene“ Region insgesamt, wenn ein guter „Platz“ gefunden und gegen andere verteidigt wurde (ohne Besitz/ Privateigentum schon zu kennen; die unten noch beschriebenen Baruya waren ein vertriebener Stamm, der sich neues Land eines anderen Stamms „nahm“). Erst viel später entstanden durch die wachsende Grösse der Stämme „Armeen“. Die grosse Zahl der Männer, die die ersten Monumente am Göbekli Tepe oder Mauer und Turm in Jericho bauten – Roaf spricht für Jericho von einem Heer von Arbeitern – bestand aus Jägern. Und Jäger waren zugleich: Krieger!

Ob die psychische Struktur der Menschen des Jung-Paläolithikums also – nach heutigen Massstäben – geprägt war von ständiger Wachsamkeit, Misstrauen und ähnlichen Empfindungen? Vielleicht gab es das in der frühen Zeit so noch nicht, sondern jene Menschen waren womöglich von einer gewissen Unbekümmertheit geprägt. So, wie es vor allem bei männlichen Pubertanten vorkommt? Dann würde auch verständlicher, dass die frühe ausdrückliche „Beerdigung“ der eigenen Toten offenbar erst im Zuge des Jung-Paläolithikums als Ritus ausgebildet wurde, wie es mir scheint, weil der Tod nur als beiläufig

erfahren wurde. Kam es also erst viel später zu einer Art „Verfolgungswahn“ als alltägliche psychische Grundstimmung? Oder ist das sogar eine psychische Abweichung, die erst jüngst gefunden oder konstruiert wurde?

Eine gewisse Unbekümmertheit, das heisst Unfähigkeit zu solchen „Sorgen“, machte jene Wildbeuter:innen vielleicht gerade überlebensfähig in einer Umwelt, in der nicht nur andere Stämme gefährlich sein konnten. Selbst jedes Mitglied der eigenen Gruppe, wenn plötzlich ein Zauber es sich unterwarf oder eine Ehre irgendwie verletzt wurde. Sofern es „Ehre“ bereits gab. Hinter jedem Busch, hinter jedem Kraut steckte Gefahr. Kleine Tiere, Schlangen oder Insekten, selbst giftige Pflanzen konnten Unheil bringen. Grosse Tiere, Löwen, Bären, angriffsfreudige Nashörner und Rindviecher beherrschten das Land wie die Wasserstellen, noch eine Gazellenherde konnte Menschen überrennen. In jeder körperlichen Verletzung schien der Tod auf, wie in jeder Geburt.

Nicht bei knappen Ressourcen, sondern gerade bei viel freier Zeit und materiellem Überfluss sehen wir heftige Überfälle bei rezenten Urvölkern! In diesem Kampf ums Dasein – hier stimmt der Begriff – war die Sippe der einzige Halt, vor allem war die Gewohnheit, in sie hineingeboren zu sein, auch Basis der Formen allen Fühlens; so wie Kinder ihre Familien bevorzugen, selbst wenn sie dort misshandelt werden. Und doch mussten die *einzelnen* Menschen sich alltäglich behaupten. Ehre und Ehrverletzung werden zu bedeutenden gefühlten Werten. Das: respektiere meine Ehre und sei höflich, wurde wohl sehr früh zu einer wichtigen Funktion für das engere Zusammenleben, zu einer Institution, die also Regeln unterworfen wurde, um Zusammenleben einfacher zu machen. Ab wann mag ausdrückbar gewesen sein: meine Ehre wurde verletzt, oder: ich nehme Dir Deine Ehre?

Bereits Unger-Dreiling sieht in ihrer Psychologie der Naturvölker: *„Das Bewußtsein des primitiven Menschen, daß sein Leben bedroht ist, also ‚Schuld‘ auf ihm lastet, ist ungeheuer. Das ‚Böse‘ ist für ihn kein abstrakter oder sittlicher Begriff, sondern substantiell empfundene Gefährdung seiner gesamten Existenz. Der Glaube an das Böse, an böse Geister und Dämonen, ist die schrecklichste Krankheit der Menschen. Angst ist wirklich eine Weltkrankheit“*. Schuld wird also von Geistwesen den Menschen zugeordnet, gegen die etwas getan worden sein musste, unbewusst, wenn es schlecht lief. Und die konkrete Krankheit des Körpers zeige das Wirken der bösen Geister schlechthin. Das gelte nicht nur für die Naturvölker, sondern auch für die Hochkulturvölker, etwa Chinas oder Sumers. (1966: 52f; zur Angst: Koch, 2013). Jedes auftretende Problem wird dann für einen Menschen, der nur von handelnden Mächten und Geistern umgeben ist, zu einer eigenen Schuld, zu Stress.

Durch solche Empfindung beginnt die Stunde der Heiler:innen. Mit dem Hinweis auf die eigene „Schuld“ bei einer äusseren Bedrohung verweist Unger-Dreiling auf einen anderen Zugang zu den individuellen psychischen Proble-

men, wenn diese nicht schlicht als äussere Gefahr, sondern als innere Angst empfunden werden. Im weitgehend unreflektierten Selbst spielen sich auch aus dieser Sicht ganz andere Erleben ab als das heute oft relativ rational beurteilt wird. Zusammen mit den oben angesprochenen weiteren Fragen zur Psychologie der Steinzeit haben wir von Unger-Dreiling noch einmal einen Hinweis (von 1966) auf die dort erwähnte ganz andere Geistigkeit jener frühen Menschen, die wir im Folgenden wiederum im Hinterkopf mitemdenken müssen. Etwa bei der Ehre, die wohl weniger als ein äusserer Vorwurf denn eine tief sitzende innere Verletzung (im besten Sinn des Wortes) verstanden wurde; wenn sie empfunden werden kann, wie Bischof-Köhler es anspricht.

> Exkurs: Gehirn-Geist-Bewusstsein-Prozess

Überlegen wir noch einmal, ob der offensichtliche Gehirn-Geist-Prozess im Jung-Paläolithikum primär von den synaptischen Verknüpfungen her verstanden werden kann, als materiell durch Transmitter und weitere Signalformen gesteuert. Es muss noch einmal betont werden, wie es sich aus dem bisherigen Text zeigte: ich bespreche nicht Neurowissenschaft, sondern suche für die Soziologie griffige Anknüpfungspunkte zum Verständnis. Und es geht wieder ein wenig um die Frage, ob die Stabilisierung des Homo sapiens zwar den Körper generell, inclusive einer besonderen „Stärkung“ des Präfrontalen Kortex, als Spezies so weit wie aktuell erkennbar „fertig“ gestellt hat, die Biologie des Gehirns aber in gewisser Weise weiter im Fluss ist, ja, ob dieses komplexe Gehirn überhaupt stabilisiert sein kann? Bleibt es immer die gleiche Black box, oder sind ihre jeweiligen Prozesse, die wir abbilden können, zur generellen Änderung der Biologie des Gehirns fähig? Oder ist das Wortklauberei? Was treibt nach seiner biologischen Stabilisierung die nur noch soziale Entwicklung des Homo sapiens an, wenn die natürliche Veränderung der Menschen (vielleicht) derzeit beendet wurde und wir überwiegend über Geschichte reden? Das Denken!

Wie auch Handeln ist Denken das Ergebnis des Wirkens der Neuronen mit ihren synaptischen Verknüpfungen im Gehirn, wo die äussere und innere (Körper-) Umwelt in „Karten“ aufbereitet wird; wie wir schon beim Wenden des Blicks „sehen“ und oben besprachen. Diese Sichtweise wird hier besonders betont. Es scheint das neuronale Wirken ja manchmal als – schon wieder – eine irgendwie anonym handelnde Kraft: Denken, der Geist, aber kein göttlicher, sondern diesmal ein menschlicher Geist, bewusst geführt, meistens heute jedenfalls, wenn auch nicht immer erfolgreich. Es ist eben nicht so einfach, ein so weitverzweigtes Netzwerk, in das die Neuronen eingebunden sind, ohne weitgehende neurowissenschaftliche Erklärung zu beschreiben. Wir sehen aber in dieser Darstellung wohl durchaus auf das Problem, warum frühere Menschen diesen Geist nicht einordnen, ihn nicht von vermeintlich handelnden Kräften der

Umwelt unterscheiden konnten. „*Das kindliche Gehirn*“ – schreiben Roth/ Strü-
ber zur heutigen Situation – „*muss nämlich mehrere Jahre daran arbeiten, den
Unterschied zwischen dem Dinglichen der Welt, dem Körper und dem ‚Geisti-
gen‘ stabil zu machen*“. (2015: 239; ähnlich oben Damasio, 2011: 283f) Wir
sahen beim noch traditionellen Denken, dem gelingt es nicht so weitgehend wie
heute typischerweise dem rationalen und kontrollierten Denken und Fühlen.

Die dynamischen Repräsentationen durch die Nervenzellen stehen für mate-
riale, also wiederum biologisch wechselwirkende Prozesse, während das Gehirn
von Erwachsenen im Ganzen unverändert scheint, obwohl es permanent in
Bewegung ist; allerdings teilen Herz- und Hirnzellen sich nicht mehr, Neuronen
werden nur partiell neu gebildet. Gehirn und Denken bilden also ein komplexes
System, das in Echtzeit unsere Eindrücke aufbereitet und zum weiteren Denken
zur Verfügung stellt, was wir – soweit bewusst – als Regung unseres Geistes,
als immateriell, empfinden, während andere neuronale Aktivitäten – meist
unbemerkt – Körper und Organe regeln. Den Geist gilt es als Ausdruck materia-
ler Prozesse zu untersuchen, nachdem neuere Kenntnisse der Neurowissenschaft
und der Entwicklungspsychologie das Funktionieren des Gehirns ein gutes
Stück aufgeklärt und auch der soziologischen Analyse geöffnet haben.

Es wurde bisher zu sehr auf ein „irgendwie“ unveränderliches Gehirn gese-
hen und nur die Kompetenz als veränderlich verstanden. Bei tiefer gehenden
Analysen mittels des neueren Wissens wird das Gehirn als ein aussergewöhnli-
ches Organ kenntlich, das vor allem biologisch-elektro-chemisch operiert. Es
besteht, können wir etwas spekulativ modellhaft für eine soziologische Betrach-
tung annehmen, aus der seit der Geburt gleichbleibenden Zahl der Neuronen.
Das ist heute der Fall und mag generell für Homo sapiens seit seiner Stabilisie-
rung vor 35.000 Jahren unterstellt werden. Tatsächlich bleibt offen, ob geneti-
sche Veränderungen in der ersten Zeit unserer Spezies noch vorkamen. Wuchs
die Neuronenzahl noch, um eine höhere Kognition zu ermöglichen? Wuchs nur
die Zahl der Dendriten, Axone und Synapsen? Eine ähnliche Wirkung hätten
vielleicht ebenso intensivere Aktivitäten der synaptischen Verknüpfungen zwi-
schen Neuronen haben können, etwa speziell in Zentren, wie denen zur Sprache
oder dem Sehen. Das ist unbekannt. Auch eine alleinige biologische Selektion
im Darwinschen Sinn muss biologisch fixiert werden. Im hier unterstellten
Hirn-Modell wird weiterhin auf den sich wandelnden „Geist“ und das entste-
hende „Bewusstsein“ fokussiert, also auf die wachsenden und sich ändernden
synaptischen Verknüpfungen, die das Denken „sind“. Das Gehirn konnte sich,
scheint mir nun, durchaus zusammen mit der Kompetenz (selbst) verändern.
Jedenfalls ist derzeit unklar, ob eher die Erfahrung oder die Änderung des
Gehirns durch das Denken selbst die Kognition voranbrachte; sehr grundlegend
für die langen Zeiträume der Geschichte gefragt.

Es gibt im Gehirn drei Haupt-Funktionen beim synaptischen Prozessieren, lässt sich vereinfacht analysieren. Wir erkennen *erstens* eine generelle Funktion des Gehirns zur neuronalen Kontrolle unserer Körperlichkeit, und es gibt *zweitens* Kompetenz, Kognition, Emotion, die ebenfalls beständig durch Denken im Fluss oder aus dem Gedächtnis abzurufen sind. *Drittens* ergibt sich aus den ersten beiden das „Bewusstsein“, ebenfalls materiell prozessierend, sage ich noch einmal. Die beiden ersten Bereiche sind hoch vernetzt und nur im Sinne von Funktionen – nicht als materielle „Teile“ – zugleich als „Basis-Hirn“ und „Geist-Hirn“ unterscheidbar, wie ich das mal hilfsweise nennen will; beide lassen sich jedoch nicht trennen. Es geht hier um eine vage Vorstellung!

Bisher wurde nicht genügend bedacht, wie das Erwerben von Kompetenz im Detail vor sich gehen könne. Durch Lernen, ja, aber damit verschiebt sich die Frage nur hin zu: wie funktioniert Lernen? Auch wenn (implizit) bereits klar war, dabei seien nicht „geistige“, sondern durch den Einsatz von Botenstoffen/ Neurotransmittern materiale Prozesse ursächlich, gilt es also, Denken/ Handeln/ Lernen als Bewegungskraft explizit für die soziologische Debatte zur frühen Geschichte herauszustellen und zu verstehen.

Was ändert sich über die Zeiten bei Homo sapiens? Aus frühen Quellen, wie Artefakten, besonders dann Bauwerken oder später Mythen, sahen wir, es ist in besonderer Weise die *kategoriale Logik*, soweit davon überhaupt schon zu reden ist. Das wird vor allem an den Entwicklungen der früher stets religiös verbrämten Bewusstheit deutlich: vom Animismus zur definierten Religion am Göbekli Tepe bis heute (wirr > wild > rational). Zu Beginn dieser Epoche gab es eine besonders grundlegende Veränderung der synaptischen Verknüpfung in Wechselwirkung mit dem Erwerb jener *neuen Art der Kommunikation*, zu der ich das Formen, Malen und die Musik verbinde. Ebenso ist die Leistung, das Monument am Göbekli Tepe zu *planen* und zu bauen, zugleich eine Änderung der synaptischen Verknüpfung und der „Karten“ in qualitativer Hinsicht, weshalb ich jenen Menschen – mangels genauerer Definitionen – nun eine Logik zuordne, die mit dem kompletten prä-operativen Stadium im Sinne Piagets in eins zu setzen ist, als Basis für alles weitere Denken bis heute.

Und das geschah in einer Vorstellung des Gehirns, das noch vor wenigen Jahren als Hort der biologischen Stabilität galt; einmal mitgeboren und unverändert bis zum Tod, hiess es. Eben deshalb galt und gilt Homo sapiens in den historisch orientierten Wissenschaften weiterhin oft, wenn nicht meist, als irgendwie immer schon: der Mensch, über dessen gesellschaftlichen sozialen Wandel zu reden ist, wie es langsam auch die naturwissenschaftlich orientierten Fächer begreifen. Jedoch kam der Wandel der kategorialen Denkformen und damit des Gehirns und der Menschen selbst als primäre Ursache der Geschichtsentwicklung generell nicht in den Blick. Bis heute fehlt meist das Verständnis, die früheren Menschen würden sich deutlich von heutigen unterscheiden, da sie

äusserlich gleich blieben und das Gehirn eben als Ganzes, nicht zuletzt durch Gottes Schöpfung, dogmatisch als stabil behauptet war. Davon sind wir heute weit entfernt!

Denken/ Handeln verändert also zugleich biologisch die Strukturen des Gehirns, da es die synaptischen Verknüpfungen modifiziert. Und noch einmal: offen bleibt das Ausmass oder die Qualität. Es kann nur lernen, was es lernen kann, erweitert durch Lernen aber seine Lernfähigkeit, ohne dabei ein Ziel haben zu können (wie es in Schulen diktiert wird), da dieses sich während des Prozesses selbst durch Lernen ändert; auch ein mit einem Ziel (teleologisch) gestarteter Prozess ist ab einer gewissen Komplexität einer mit offenem Ende (was wiederum auf die Methodik zu dessen Analyse Auswirkungen hat). So entsteht der Gehirn-Geist-Bewusstseins-Prozess, bei dem jede Änderung der Kognition alle drei betrifft, oder historisch auch Onto- und Phylogenese. Deshalb sind die ideologischen Prozesse ziemlich stabil, und die enormen Zeiträume früherer Epochen werden verständlicher, weil bei globalen logisch-kategorialen Fragen – Scheibe oder Kugel etwa – nicht einfach nur mal eben anders gedacht werden konnte, per Beschluss womöglich, was wegen des meist herrschenden strukturell konservativen Denkens und der bewussten Neuerungsfeindschaft bei einfachen Gemeinschaften auch nicht geschehen sollte, wie wir unten sehen. Die synaptische Verknüpfung musste sich grundlegend ändern oder ergänzen. Neue Erkenntnisse einer solchen grossen Bedeutung für eine Gemeinschaft müssen vielleicht über die Generationen „wachsen“ bevor sie gedacht werden können (Epigenese?). Aus den Erscheinungen in einer Region der Erde ableiten zu können, sie müsse eine Kugel sein, die um die Sonne herumfliegt, ist eine analytisch anspruchsvolle Gedanken-Konstruktion.

Wir gehen also bei Homo sapiens offenbar schon bald nach der Stabilisierung der Art (vor 35.000 Jahren?) von einer bei der Geburt bereits fertig ausgebildeten Menge und Grundstruktur der Neuronen aus, wie es bei heutigen Kindern der Fall ist. Andernfalls hätte für seine frühe (Übergangs-) Zeit eine eigene Art/ Spezies definiert werden müssen, wie sie vielleicht durch eine 300.000 Jahre alte Frühform jüngst gefunden wurde, bei der der Hinterkopf noch anders geformt war. (MPF, 2.2017: 42) Ein insofern fertiges „Basis-Hirn“ bei der Geburt ist vor allem für die Kontrolle der Körperfunktionen zwingend, sonst wäre ein Säugling nicht oder schlecht lebensfähig. Und es muss die Fähigkeit zum Lernen enthalten. Die Körper-Emotionen (nicht romantische Gefühle; Damasio) sind ebenfalls, wenn auch unbewusst, generell funktional ausgebildet. Die zweite Funktion, das „Geist-Hirn“, wird wesentlich erst durch Erfahrung im Sinne von Piagets Konstruktivismus zusammen mit der (prä-) bewussten Kognition geprägt, deren Grundlagen vor allem in den ersten sechs Lebensjahren erlernt werden. Darauf wird dann entsprechend der Umwelt aufgestockt – oder

auch nicht! Und: dieses „Konstruieren“ entwickelte sich insofern selbst (wirr - wild - rational), als kein Handeln/ Wollen dahintersteckte.

Unterstellt wird hier also erst einmal, sozusagen von der anderen Seite als zuvor gesehen: es haben sich bei unterschiedlichen historischen Kulturen je andere synaptische Verknüpfungen entwickelt, um manchmal und immer schneller komplexere soziale Strukturen hervorzubringen. Oft blieben sie weitgehend statisch. Wir wissen heute nicht nur von der grossen Dynamik/ Plastizität des Gehirns hinsichtlich des Geistes, sondern generell von dessen Anpassungsfähigkeiten, etwa in bestimmten Situationen im Gehirn „Leitungen“ zu legen oder abzubauen, dass Neuronen „feuern“ oder nicht...; oder es geht um die Übertragung einer Funktion in einen anderen Hirnbereich nach einer Hirnverletzung. Zu denken ist auch an die skizzierten Prozesse in den Zellen und im physischen Gehirn und die dargestellten epi-genetischen Steuerungen der DNA/ RNA im Genom. Ebenso ist an Empathie zu erinnern und an die Theory of Mind, für die die erwähnte bestimmte synaptische Verknüpfung Vorbedingung ist, die erst in jenem kindlichen Entwicklungszeitraum heranwächst. Wächst sie nur, wenn ein Kind sie benötigt, also angestossen durch das Denken/ Handeln? Oder sowieso?

Diese spezielle Frage ist noch nicht zu beantworten, doch sahen wir bereits, dass viele diesbezüglichen synaptischen Verknüpfungen individuell entsprechend der Umwelt und damit der Lebensweise ausgeprägt werden, die also nicht generell „vorbestimmt“ sind, sondern aus Lernen entstehen; Lesen zum Beispiel. Ein anderes Beispiel ist, wenn beim „Musikerkrampf“ zwei Finger nur noch gemeinsam beweglich sind, weil sich durch Training am Griffbrett deren Hirnbereiche synaptisch, aber oft therapeutisch reversibel, verbinden. (Rösler, 2011: 159) Denken/ Handeln modifiziert offenbar insofern die Biologie, die sich dem Lernen anpassende Struktur der Synapsen und deren dabei vielleicht auch wechselnde „Aufgabenteilung“ wie „feuern oder nicht“.

Es gibt von der Höhlenmalerei bis zur Hochkultur am Göbekli Tepe erkennbar jenen sozialen Wandel, der durch Gehirn-Geist-Bewusstseins-Prozesse – wenn auch derzeit nur andeutungsweise – erklärbar ist. Der kann, soweit wir heute wissen, primär durch komplexer oder effektiver wirkende synaptische Verknüpfungen entstanden sein. Wir kennen auch Verdichtung der Neuronen mit dann kürzeren und schnelleren „Leitungen“.¹ Es konnte ebenso eine steigende Zahl synaptischer Verknüpfungen wachsen, und es hat die Ausbildung oder Erneuerung von Zentren gegeben, also Zusammenfassungen von Funktionen, wie zur Sprache. Alles ist ebenso rückwärts denkbar, wenn etwa Hochgesellschaften zerfallen. Damit verfügen wir analytisch über differente mobile Kräfte als initiative Möglichkeiten, diese Prozesse anzustossen: Denken und/

¹ Etwa beim Frauengehirn; noch 2018, als in Saudi Arabien Frauen das Autofahren erlaubt wurde, argumentierten Kleriker, ihr Hirn sei zu klein dafür. (Zeit.de, 2.6.18)

oder veränderte synaptische Strukturen (ohne hier von Mutationen auszugehen, die die Art beträfe).

Wir haben uns offenbar ein phylogenetisch frühes Gehirn (bei unterstellter stabiler Neuronenzahl) noch weniger differenziert als heute vorzustellen, dessen Kognition nur grob unterscheiden kann, im Geistigen wie der Umwelt. Schlummern also solche psychischen Probleme, die sich heute als speziell herauskristallisiert haben, generell, wenn auch rudimentär, in einem relativ undifferenzierten Gehirn/ Geist unserer Vorfahren, die erst jetzt, nach Jahrtausenden der kognitiven Differenzierung mit nach-moderner Wissenschaft als Abweichungen erkennbar werden? In der angeblichen Form von „Modulen“, etwa zur Grammatik, müsste dann extrem früh, lange vor dem Sprechen, solches Vermögen bereits geprägt worden sein. Bildeten jene frühen Sapientes noch in geringerem Masse oder gar nicht Empathie und Theory of Mind im heutigen Sinne aus? Fehlte beispielsweise die oben erwähnte spät wachsende synaptische Verknüpfung als ihre Vorbedingung noch gänzlich? Gibt es weiteres biologisches Wachstum ähnlicher „Leitungen“ durch individuelle Prägung in relativ später Lebenszeit bereits im Jung-Paläolithikum? Oder spielen sich die neuronalen Prozesse des Lernens nach ihrer Ausdifferenzierung kleinräumiger in den neu konzentrierten Zentren des Gehirns ab? Immer wieder diese Fragen...

Für die soziologische Analyse der Steinzeit sind mit dem aktuellen Wissen aus Hirnforschung und Entwicklungspsychologie neue Wege geöffnet. Es entsteht das Bild einer früh noch geringeren und noch recht ungeordneten Verknüpfung der Neuronen vor allem im Kortex, geringer in biologisch älteren Hirnteilen (bis zurück zum Stammhirn). Durch Vermehrung, Differenzierung und Ordnung der synaptischen Verknüpfungen bildete sich daraus und darüber hinaus durch Erfahrung und geistig-soziale Konstruktion unser entwickeltes „freies Denken“. Auf dem Weg zur Bewusstheit, der noch heute selbst in den „europäisierten“ Gesellschaften nur langsam zu einer weitergehenden, naturwissenschaftlich gestützten prozessualen Logik führt, in der die „handelnden Geister“ verschwinden, um nun erst auch geistig dem Gehäuse der Hörigkeit (Max Weber) entkommen zu können.

Es gilt, empirisch interdisziplinär diese Fragestellungen weitergehend zu untersuchen, ob bei generell körperlicher Stabilität und historisch nur noch dem sozialen Wandel nicht dennoch auch gravierende biologische Veränderungen im Gehirn durch seine eigenen Prozesse stattfinden, durch Denken/ Handeln selbst, bewusst wie unbewusst oder unreflektiert. Das geschieht in einem durch den Kopf festgelegten Raum. Dann wäre ein Stück weiter erklärt, wie Geschichte funktioniert und die physikalisch-chemisch basierte Kompetenz des Gehirns sowohl Movens als auch Ergebnis des Gehirn-Geist-Bewusstseins-Prozesses sein kann. In diesem Sinne veränderte – wieder verkürzt gesagt – dann Denken die Biologie des Gehirns. Ob nur aktuell für einen jeweiligen Gedanken oder

auch onto- wie phylogenetisch ist (derzeit) nicht präzise zu sagen. Doch der Gegensatz von Biologie und Sozialität bei *Homo sapiens* schwindet, ohne nun in nativistische Vorstellungen zurück zu fallen, die im Gegenteil endgültig als die Probleme nicht hinreichend erfassende Spekulationen obsolet werden. Es bleiben offene Fragen! Gibt es historische Hirn-Typen?¹ Überwinden wir etwa heute (statistisch) die Kriegstüchtigkeit im alten Sinne des gegenseitigen Abschlachtens?

Aggression

Wie entwickeln sich die Prozesse von Kognition und Emotionalität, die unter anderem Aggressivität entstehen lassen, oder eben nicht? Dabei geht es nicht darum, irgendwelche „Triebe“ verantwortlich zu machen. mit denen auch nicht erklärt wäre, wie sie entstanden. Und ein Hinweis auf die Natur, so seien Menschen eben, ist in einer konstruktivistischen Theorie nicht begründbar, schon empirisch nicht, schon weil eben nur sehr wenige „so“ sind; und das gilt selbst für jene Menschen, deren Lebensbedingungen eher eine schlechte Prognose für Friedfertigkeit stellen, nur wenige von ihnen leben Aggressivität aus – heute. Auch wenn ich durchaus intensiv innere Begründungen „suche“, die für einfache Menschen der Steinzeit und noch für rezente Urvölker ein hohes Gewaltpotential zeigen können, gibt es ja keineswegs nur psychische Motive dafür. In einer feindlichen und/ oder gefährlichen Umwelt gibt es nachvollziehbare Gründe, junge Menschen auf Verteidigungsfähigkeit, und die ist zugleich immer auch Angriffsfähigkeit, auszubilden. Und dann gibt es Folgeprozesse der Ausartung, besonders bei Männern in Gruppen; Kopf- oder Skalpjagd, aber auch gewalttätige, in sozialen Gruppen akzeptierte, wenn nicht „nötige“ körperliche Bestrafungen.

Wenn sich in den ersten Jahrtausenden des Jung-Paläolithikums das Denken deutlich erweitert hat, dann gilt das ebenso für das Fühlen, das mit der Kognition eine wechselwirkende Funktion bildet. (Rösler; Damasio) Der Weg von den Älteren Wildbeuter:innen oder „Prä-Bewussten“ zum geistig voll entwickelten *traditionalen* Menschen im (ideellen) Übergang von Jüngeren Wildbeute-

¹ Das ist eine sehr schwierige Frage auch deshalb, weil sie oberflächlich gesehen eine offene Flanke zum Rassismus zu haben scheint; nämlich dann, wenn nun, wie ich es ja in anderer Hinsicht durchaus sinnvoll finde, historisch über rezente Urvölker zurück auf die Steinzeit gesehen wird. Was hinsichtlich des Sozialen und damit des Historischen sinnvoll ist, kann nicht hinsichtlich der Kognition so verstanden werden. Es ist zu fragen, ob *phylogenetisch* ein biologisches aufeinander Aufbauen der Kognition stattfinden muss, ob also individuell in jeder historischen Zeit gleichermassen gedacht werden kann, wenn die Umwelt es erfordert und Eltern es unterstützen, oder ob die Gehirnkonstruktion von Grosseltern, Eltern auch eine biologische Basis bieten muss? Könnte hier, wie ich oben bereits andeutete, die Epigenetik als kurzfristige Formung in kleinen Gruppen/ Stämmen wirksam sein? Dies muss in den jeweiligen Kulturen geprüft werden, nicht über ganz unterschiedliche Kulturen hinweg, die dann allzuleicht als „Rassen“ diffamiert werden könnten; hier gilt es sehr präzise zu denken.

r:innen zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft wird nach den archäologischen Funden vor allem durch die grösseren Siedlungen markiert. Von komplexen Wildbeuter:innen ist manchmal die Rede. Engeres Zusammenleben in wachsenden Siedlungen und in Ballungen solcher Wohnstätten musste soziale Veränderungen mit sich bringen, um friedlich miteinander leben zu können. In der Anthropologie ist manchmal, etwa für Amazonien, von bis zu 200 Menschen die Rede, die maximal eine Gemeinschaft an einem Ort bilden dürfen, ohne allzu grosse Gewalt hervorzubringen, in der Archäologie ist von kleineren Gruppen (30 - 70) mit wechselnden Begründungen die Rede. Sonstige Artefakte bieten keinen Anlass, so grosse kognitive Sprünge gemacht zu haben. Schnitzereien, Malereien ändern sich bis ins Magdalénien nicht extrem, von Musik wissen wir nach den Flöten gar nichts. Nähnaedel und Speerschleuder scheinen, als mit zwei Teilen hantieren zu müssen, bereits herausragend. Aber die Siedlungen...

Bildhaft stelle ich mir nun solche Orte vor, in denen zwar mehrere Gruppen von „Familien“ lebten, die aber durch Plätze oder offene Räume getrennt waren, und dadurch auch lernten, mehr Menschen in sozialen Einheiten aufzunehmen, die nicht verwandt waren. Es gab Kontakte unter Nachbarn, auch regionale Tauschbeziehungen, wie wir noch sehen werden, aber zuerst kaum grössere Stammesverbände, wie sie offenbar die Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe bildete, deren T-Pfeiler in einem Radius von 200 Kilometern gefunden wurden; sie sind allerdings meist noch nicht ergraben. Zur nachbarschaftlich-sozialen Verbindung in solchen grossen Siedlungen entwickelten sich neue kommunikativen Möglichkeiten, die unter psychischer Beherrschung und Friedensfähigkeit zusammengefasst seien. Dort konnten sich Emotionen und deren Beherrschung weiter entwickeln und vielleicht bereits tendenziell individuell reflektierte Formen ausbilden.

Es gibt eine auffallende Aggressivität bei den rezenten Urvölkern, zu denen ich gleich komme. Nur über notwendige, insofern rational scheinende Verteidigungsfähigkeit, die sich dann – einmal erworben – auch im „Angriff“ zeigt, ist sie kaum allein zu erklären. Da muss wohl „mehr“ dahinterstecken, wie wir sahen.¹ Wir haben uns Menschen zu vergegenwärtigen, in deren Onto- und Phylogenese eine Vermeidung von Aggression kaum schon reflektiert werden konnte. Und wir haben keine Ahnung, ob das, was wir beispielsweise als: Angst empfinden, schon ähnlich vor 40.000 oder auch nur vor 1.200 Jahren empfunden wurde; Angstreaktionen laufen zwar grösstenteils unbewusst ab, können

¹ Mir geht es um die sozialen Beweggründe aggressiven Verhaltens von jeweils historisch (eingermassen) normalen Menschen. Dass durch Hirnsonden aggressive Wutanfälle (als „Trieb“) auslösbar sind, (Nissen, 1995: 9ff) sagt noch nicht, Auslösungen würden nur „biologisch-automatisch“ entstehen. Sie können üblicherweise durch Kognition kontrolliert ablaufen, gefördert werden sie etwa durch negative „Erziehung“ mit Auswirkung auf die Entwicklung des Präfrontalen Kortex.

jedoch heute auch trainiert werde, etwa bei Soldaten. (Damasio, 2011: 126) Es gab im frühen Jung-Paläolithikum, dem Beginn der Besiedelung Eurasiens durch Homo sapiens, noch keine entwickelten Traditionen, keine nennenswerten Institutionen, unterstelle ich. Eingewöhnung in die eigene Gruppe und deren sozialen Ränge waren neben der alltäglichen Macht die (!) elementaren Momente des Zusammenlebens. Das ist ein Einüben in (unbewusste) Unterwerfung, so wie es schon im Kontakt mit der ersten Bezugsperson nach der Geburt erfahren und verinnerlicht wird, ohne später in der Adoleszenz – so sie denn wie heute stattfand – schon andere Vorstellungen als Person entwickeln zu können; Ausnahmen gibt es. Die Gefühlswelt zwischen Familien, Nachbarn, Geistern war wohl permanent bedroht.

Emotionen werden oft als der Kognition unterworfen verstanden; auch ich habe bisher weitgehend so argumentiert. Wir werden bei der Besprechung der Person in Mesopotamien darauf zurück kommen und diese Tendenzen einer rationalen Bändigung der Gefühle dort schon finden, wo es bereits eine nachlesbare „Pädagogik“ zur Unterwerfung gab. In allen Epochen mit zivilisatorischen Höhen wird sich eine solche Entwicklung wohl finden lassen, die im Kern schon erwartbar für jene Zeit ist, als vor gut 20.000 Jahren die Sesshaftigkeit in der wachsenden und *relativ* engen Siedlung neue Verhaltensweisen erfordert. Zu fragen ist, wie Kognition und Emotion miteinander und wie beide mit dem Körper der Individuen verbunden sind. (Eitler/ Scheer, 2009)

Emotionen können ja situationsbedingt unkontrolliert von innen aufsteigen, durch Herzklopfen etwa. Und das geschieht letztlich auf Basis materialisierter Prozesse, sahen wir, wenn Botenstoffe über das Gehirn unbewusst gesteuert ausgeschüttet werden, selbst wenn eine Emotion früher bereits entstand (wie/ warum entstehen Botenstoffe?). Zu fragen ist auch, ab wann in welcher Weise die Fähigkeit ausgebildet worden sein mag, Emotionen eben nicht ertümlich „ausbrechen“ zu lassen, sondern sie kulturell zu codieren. (Frevert, 2000) Bei rezenten Urvölkern kennen wir beispielsweise ganz ausgeformte Traueritten im Todesfall, deren Emotionalität wohl bestimmten Normen folgt, ohne dass von „rational“ gesteuert zu sprechen ist.

Der Blick auf die kaum vorhandene „Erziehung“ bei rezenten Urvölkern lässt vordergründig (oder: laienhaft) kein ausdrücklich depravierendes Erziehungsverhalten vor dem Beginn der männlichen Initiation erkennen. Alltäglich ist jedoch das Töten und Schlachten von Tieren, das auch von Kindern sehr früh erlebt wird. Säuglinge und Kleinkinder werden „geliebt“, heisst es, sie dürfen (beinahe) „alles“, was niemanden schädigt. (Krebs, 2001) Das hat Folgen. Und erst in der Initiation soll oft auch die Gewaltfähigkeit gegenüber Feinden antrainiert werden. In der psychologischen Betrachtung ist der Blick ein anderer, weil seit langem das Interesse gerade auf die frühe Entwicklungsphase der Säuglinge gerichtet ist. Dabei ist die individuelle psychologische Theorie von Bischof-

Köhler oder Crone von der Entwicklungspsychologie zu unterscheiden, die hier mit Piaget und Tomasello einbezogen wird. Beide Wege, die sich zudem jeweils eigener Begriffe bedienen, gilt es zu verbinden, um der Steinzeit nahezukommen.

Die Psychologie frühkindlichen Empfindens und Verhaltens wird herangezogen, um zu entschlüsseln, was beim Kind im senso-motorischen Stadium Piagets vorgeht. Wenn etwa die Erfahrung sich verdichtet, dass das Zeichen des Säuglings für: Hunger zuverlässig zur Fütterung führt (oder eben nicht), um nur ein Beispiel zu nennen. Solche Prozesse gilt es im weiteren mit zu bedenken. Wie wurde beispielsweise in der Geschichte der Psychologie die erste Lebensphase historisch aufgearbeitet; was sagen also Autor:innen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts – wie Mahler (1968) – dazu und was jene der Wende zum 21. Jahrhundert – wie Bischof-Köhler (2011) oder Crone (2011)? Jedenfalls soweit es sich bei ihnen um solche handelt, die generell eine gemeinsame Grundposition einnehmen, also nicht nativistischen Vorstellungen folgen, wenn sie auch unterschiedlichen „Schulen“ angehören, etwa der psychoanalytischen (Freud, Mahler) oder der experimentellen Psychologie. Beispielsweise sollte doch bei der Aggressionsentwicklung eine einigermaßen verbindbare oder sich ergänzende Vorstellung vorliegen, um die es früher theoretische „Kriege“ gab (wie beim Streit über egoistische Gene, oder die Frage, ob Neandertaler:innen malen konnten).

Nun hat sich das Wissen über die Entwicklung der individuellen Ontogenese über die Jahrzehnte deutlich verändert. Ist das nur eine Frage des „mehr Wissens“, oder kommt darin auch zum Ausdruck, dass sich Kinder vor Jahrzehnten vielleicht noch anders entwickelt haben, weil die äusseren Umstände so anders waren; beispielsweise war die väterliche Beteiligung bestenfalls rudimentär, weshalb stets von Kind-Mutter-Bindung die Rede ist. Dafür stand der Vater als eine Art Gott im Hintergrund (geprügelt wurde ggf. nach der Heimkehr von der Arbeit). Kinder sind heute, wo viele Menschen auf ihre „Persönlichkeit“ sehen, oft „ganz anders“, klüger wie sozialer, selbstbewusster. Hat sich also in der Geschichte des Homo sapiens womöglich die psychische Entwicklung der Kleinkinder mehrfach – typisch – verändert? Es gab in der Wissenschaft die Vorstellung der „Geburt der Kindheit“ am Beginn der Neuzeit; heute wird die Kinderkleidung wieder der der Erwachsenen angepasst. (Ariès, 1960; deMause, 1977)

Sind die „Mechanismen“, die heute bereits bei Kindern zu psychischen „Störungen“ führen, auf das frühe Jung-Paläolithikum ebenso beziehbare? Letztlich ist meine (tastende) Analyse darauf angewiesen, dies tendenziell zu unterstellen, weil eine neuere historische Aufarbeitung dieser Art in der Psychologie fehlt. Und bei gleichbleibender Biologie des Gehirns sollte erwartet werden können, dass historisch „nur“ entlang der jeweiligen Kompetenz Differenzen

auftreten. Mahler warnt beispielsweise, es könne vorkommen, dass ein eben zu Laufen begonnenes Kind nun überstürzt vorzeitig sich selbst überlassen werde, was zu Störungen führen könne. (1968: 26) Ist das der Fall, wenn in rezenten Urvölkern Kinder (zu früh) in die Kindergruppe gelassen werden?

Hier besteht interdisziplinärer Klärungsbedarf. Wieder ist die Frage, ob also eine bestimmte heutige Störung vielleicht in der Steinzeit das „Normale“ war, weil das Verhalten der Eltern ganz anders gewesen ist? Bei Lebensbedingungen, in denen konkret- und formal-operative Stadien nicht erreicht wurden? Wenn zu Beginn des Jung-Paläolithikums noch (mit Tomasello) gesagt werden könnte, Kommunikation geschähe primär mit Zeichen und erst dann Lauten, so wäre das wohl für das Aufwachsen eine ganz andere Situation als bei heutigen Kindern im „Westen“, die früh lernen: *Ich* zu sagen. Der Eindruck drängt sich erneut auf, es waren ganz andere psychische Leben; wie ist er zu vertiefen? Da sich offensichtlich Eltern in den letzten Jahren gegenüber Säuglingen schon deutlich anders als noch vor wenigen Jahrzehnten verhalten, kommen wir zu anderen Prozessen des entstehenden *Vertrauens* und der Entwicklung der *Bindung* des Kindes in der Individuation oder der Findung des *Selbst*. Nicht zuletzt ist die allgemeine Bildung massiv gewachsen und dazu die Literatur für die Erziehenden. Wir haben jedoch bei den kommenden Überlegungen primär an die ganz frühe Zeit zu denken, als die „Menschlichkeit“ im hier verwendeten Verständnis noch im Werden war, vor 40.000 Jahren.

Lernen ist für Kleinkinder traditionaler Gruppen in den frühen Jahren ein Mitmachen ohne ausdrückliche Unterweisung oder gar „Schule“. Bei den Yanomamo sehen wir allerdings direkte Hinweise auf eine frühe Erziehung zur Aggressivität, die es auch bei anderen rezenten Urvölkern gibt. Aber Unterricht scheint erst zur Pubertät kurzzeitig einzusetzen, zur Initiation, so es die gibt. Ich lasse – thesenbildend – diese Situation vorerst einmal unberücksichtigt, weil dann in der Analyse viel intensiver darüber nachgedacht werden muss, wie aus einer scheinbar sehr sanften, liebevollen und „freien“ Erziehung zumindest der ersten Lebensjahre eine stets gewaltbereite Psyche werden kann, wie Menschen nicht nur Gewalt als Krieg lernen, sondern Aggression „tief“ im Inneren ausbilden. Es stellt sich die Frage nach so etwas wie „unbewusste“ Ursachen für Blutrache, Kopfjagd oder dergleichen, die wohl früh institutionalisiert sind. Aggressions-Triebe schliesse ich weiterhin aus, die aus dem von mir verwendeten „konstruktiven Hirn-Modell“ mit Onto- und Phylogenese nicht ableitbar sind. Doch ist damit noch nichts erklärt. Auch auf die Psychoanalyse will ich nicht hinaus (Hinweise zu Freud: Roth/ Strüber, 2015).

Vertrauen, Bindung

Eine Ursache für individuelle Gewaltbereitschaft liegt in der frühen Sozialisation. Für die kindliche Erziehung ist (heute) *Vertrauen* einer der Schlüsselbe-

griffe im Zusammenhang mit Emotionen. Ur-Vertrauen, in der frühen Kindheit gewonnen (oder auch nicht), wird zur Basis des Selbst-Vertrauens. War es bereits wichtiger Bestandteil des sozialen Handelns im gefährvollen Leben jener steinzeitlichen Menschen? In den hier besprochenen Gemeinschaften war eher Misstrauen von erheblicher Bedeutung, wieder ohne reflektiert und formuliert werden zu können; das betonte ich schon. Die Ausbildung von (Ur- oder Grund-) Vertrauen wird als eine Basis-Erfahrung in der heutigen frühen Ontogenese angenommen. Und das sowohl psychologisch wie soziologisch verstanden.

„Vertrauen“ – schreibt Scherke in ihrer Soziologie der Emotionen (Barbalet folgend) – „ist nicht nur ein Hoffen auf eine günstige zukünftige Entwicklung, sondern gewissermassen eine aus bisherigen Erfahrungen abgeleitete (Selbst-) Sicherheit, die die Basis für künftiges Handeln bildet. Ausgehend von in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen und dem daher in der Gegenwart herrschenden Gefühlszustand wird also eine Projektion in die Zukunft vorgenommen, und zwar derart, daß eine prinzipielle Weiterführung des bisherigen Verhaltens angenommen und als möglich erachtet wird. Vertrauen verknüpft auf diese Weise Vergangenheit und Gegenwart mit der Zukunft (und hat somit auch Konsequenzen für soziale Zusammenhänge)“. (2009: 74; unbewusst erworbenes „Schema“ bei Piaget) Das scheint wieder für die Steinzeit zu komplex zu sein, hilft aber wohl zum Verständnis. Scherke nennt fünf das Emotionale betreffende Dimensionen: 1. die körperlichen physiologischen Prozesse, 2. die Ausdrucksdimension, die für andere Personen sichtbar ist, 3. die Erlebnisdimension, die von – eine Emotion verspürenden – Personen bewusst erlebt wird, 4. die Bewertungsdimension, die einen Bezug zur Umwelt herstellt (äussere Reize wie individuelles Empfinden), 5. die Handlungsdimension, die sich auf die einer Emotion folgenden Motivation oder Tendenz zu einem bestimmten zukünftigen Verhalten bezieht. (2009: 38f) Es ist zu berücksichtigen, dass und in welcher Weise Emotionen durch das Soziale geprägt werden, und wie das Soziale durch Emotionen. Hinzu kommt generell: wer sich weitgehend von Geistwesen fremdbestimmt versteht, verstehen muss, der kann schwerlich ein ausgeprägtes Selbst-Bewusstsein ausbilden, wenn dies wesentlich von „höheren Kräften“ bestimmt wird, und noch die intellektuelle Möglichkeit gänzlich fehlt, solche Prozesse auch nur zu erahnen.

In den frühen Phasen der kognitiven Entwicklung des Homo sapiens muss es einen phylogenetischen Lernprozess gegeben haben, um Vertrauen, Ehre und andere Emotionen *erstmal*s (!) zu empfinden, die wir bei Tieren, auch Schimpansen, nicht in gleicher Weise wie bei Menschen unterstellen können; auch die Angst kann bei Tieren anderen, nur instinktiven Abläufen oder genetischen „Programmen“ folgen, während Menschen über den unbewussten Aspekt hinaus ontogenetisch Möglichkeiten entwickeln können, mit solchen Emotionen

umzugehen, generell können wir unsere Emotionen eben bändigen oder unterdrücken. Genauer: wir können es lernen, phylo- wie ontogenetisch, wie es aus einer bestimmten Sicht für das Mittelalter Elias analysiert hat. (besonders: Scham; 1968) Ab wann war solche Selbst-Kontrolle überhaupt möglich?

In der frühen individuellen Kindheit werden – nun psychologisch verstanden – „Vertrautheit“ und „Bindung“ an die Bezugspersonen ausgebildet, die eng mit der Ausbildung des eigenen „Selbst“ einhergehen. Damit kommen wir für die Frage der *Aggression* zu einem entscheidenden Punkt der Phylo- und Ontogenese. Der vielleicht wichtigste Faktor dieser (extrem kurz thematisierten) psychologischen Prozesse sei: „Vertrautheit“, sagt Bischof-Köhler. *„Bei kleinen Kindern kann eine unvertraute Person eine Reaktion von ‚Fremdenfurcht‘ [...] hervorrufen ... Für Erwachsene ist Vertrautheit in einem viel umfassenderen Sinn ein Zeichen dafür, ob eine Person würdig ist, Hilfe zu empfangen“*. Und: *„Die wunderbare Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, hat ihren Preis. Empathie kann auch die Grundlage für sozial negative Emotionen sein“*. Schadenfreude, Sensationslust, Missgunst, Neid können eine Rolle spielen. Vertrautheit könne auch mit Aggression verbunden auftreten, bis hin zu Sadismus; (2006: 19f) ich denke dazu bei Kindern an: Tierquälerei, bei Erwachsenen etwa an die bekannten Phänomene der Kopfjagd (die wir im Moment im Nahen Osten wiederfinden). Sogar von der Kopfjagd einfach nur zum Stressabbau ist die Rede. (Plamper, 2012; Ramstedt, 2013)

„Haben wir“ – schreibt Bischof-Köhler weiter – *„zuvor den positiven Einfluss von Vertrautheit auf Empathie und Mitgefühl hervorgehoben, so müssen wir nun hinzufügen, dass der Mangel an Vertrautheit einen positiv-empathischen Impuls in einen negativen verwandeln kann. Fremde aus anderen Kulturen werden oft als moralisch minderwertig oder sogar als nicht menschlich betrachtet“*. (20) Das finden wir in den Berichten über rezente Urvölker immer wieder! Wir werden unten noch zu den Baruya und Yanomamo kommen, die als ziemlich gewaltorientiert gelten, und selbst bei den relativ „friedlichen“ Trobriander*innen und sogar den Mbuti gehört Aggression zum Alltag.

Und es gehe, sagt Bischof-Köhler weiter, bei diesen Erscheinungen primär um *Reifungsvorgänge* der Kinder und erst einmal nicht um (von aussen wirkende) Sozialisation, deren Zusammenhang aber diesbezüglich noch wenig untersucht sei. Das gelte selbst für die generell phasenweise entstehende Aggression, die mit Vertrautheit verbunden ist und in der kindlichen Entwicklung für das spätere Leben verstärkt oder verringert werden kann. Die Reifungsvorgänge erbringen also so etwas wie entsprechende „Schalter“ oder Fähigkeiten für möglich werdendes Verhalten und nicht schon positiv verstandene Moral als das generell Gute im Menschen. Roth/ Strüber sprechen davon, die Bereitschaft zur Bindung sei weitgehend angeboren, bereits das Neugeborene zeige eine Bereitschaft zur sozialen Interaktion, es bevorzuge Gesichter, die Stimme

der Mutter, das Schreien anderer Säuglinge gegenüber künstlichen, den menschlichen Finger gegenüber hölzernen. Wieder finden wir in der Forschungsentwicklungsphasen, erst im Vorschulalter entwickelt ein Kind Verständnis für das Handeln der Bindungsperson und eventuelle Konflikte mit den eigenen Wünschen. Und wieder entsteht die Frage, ob diese letzte Form der Bindung in der Steinzeit bereits ausgebildet werden konnte, die Partnerschaft zwischen Bezugsperson und Kind erbringen soll. (2015: 168f) Eher nicht.

Bischof-Köhler (2011) gibt ein Beispiel zum Problem mit der Bindung als Grundlage für das Selbst, das in einfachen Gemeinschaften bei rezenten Urvölkern mit der erwähnten desinteressierten Haltung zu den Kindergruppen gut verbindbar scheint: in einer Situation, in der Kinder Tag und Nacht in einem Kibbuz des frühen Israel in Kinderhäusern erzogen wurden, von der Mutter nur zweimal täglich besucht, wurde diese deshalb relativ oft nicht als zuverlässige Sicherheitsquelle wahrgenommen. Dann würden Kinder relativ ängstlich, weil keine gesicherte Bindung vorliege; allerdings gehe es ähnlich auch im „kühl-distanzierten Interaktionsstil“ in Norddeutschland zu. (228) Das ist ein gewisser Trost, weil uns Norddeutschen wohl keine aussergewöhnliche Aggression nachzusagen ist; und auch Kindergärten oder gar Säuglingsgruppen scheinen heute in anderer Situation eher bekömmlich als schädigend zu sein, es sind eben mehrere Prozesse, die zusammenspielen, um ein „friedlicher“ Mensch zu werden (was auch ohne betonte Mutter-Bindung klappen kann).

Ausdrückliche Sozialisation kann in diesen Reifungsprozessen – schreibt Bischof-Köhler (2011: 295) – eine gewisse Rolle spielen: wenn beispielsweise die Mutter erkennbar empathisch ist, werden es auch die Kinder oft. Ebenso gebe es kulturelle Differenzen, heisst es in für uns wieder besonders wichtigem Zusammenhang: im heutigen Vergleich zwischen einmal Deutschland und Israel gegenüber Malaysia und Indonesien, oder zwischen Berlin und Indien zeige sich, pro-soziale Ausprägungen der Menschen entwickeln sich stärker in individuum-orientierten Gesellschaften als in solchen sozial-orientierten, bei denen Respekt vor hierarchischen Strukturen von grösserer Bedeutung ist. Oder – ergänze ich für mein Thema – bei denen eine individuelle Sozialität überhaupt noch wenig ausgebildet wird, wie in prä-operativen Gemeinschaften und vor allem in jenen frühen Zeiten der Älteren Wildbeuter:innen. Generell bekommt das Hierarchische für Säuglinge eine besondere unbewusste Form bereits in der (gottähnlichen) Autorität der Bezugsperson.

Zusätzlich spielen für die weitere Sozialisation – heisst es weiter – jeweils bereits sehr früh entwickelte Persönlichkeitsfaktoren eine Rolle: Aggressivität, Autoritätsabhängigkeit, Angewiesenheit auf Anerkennung und übermässige Konkurrenzmotiviertheit. (2011: 295) Das sind viele Parameter für die psychischen Prozesse, und ergänzend zu diesen Ausführungen ist nun die mögliche frühe Anleitung zur Aggression mit zu bedenken (s. u. Yanomamo), wobei die

untersuchten beziehungsweise beschriebenen rezenten Urvölker längst durch starke Nachbarn und Kolonisatoren „ruhiger“ geworden sein können und wir für das Jung-Paläolithikum noch affektreichere oder unbeherrschtere Verhaltensweisen annehmen müssen als es die entsprechenden Berichte zeigen, die vor den sie nun beherrschenden christlichen Berichterstatte:r:innen vielleicht auch zurückhaltend formuliert wurden.

Zu berücksichtigen sind für die rezenten Urvölker und hochwahrscheinlich erst recht für die Steinzeit also 1. die erwähnte gleichgültigere Haltung gegenüber Kindern (in den Kindergruppen), 2. die in der frühen Ontogenese schon als naturwüchsig erlebte Autorität der Bezugspersonen, 3. die geringere emotionale Bindung, die auch – von Seiten der Erwachsenen – wegen einer sehr hohen Säuglingssterblichkeit anzunehmen ist und durch die relativ leichte Entscheidung zur Tötung von auffälligen oder nur unerwünschten Kindern ausgedrückt wird, hinzu kommt 4. die fehlende Ausbildung einer konkret- und formal-operativen Kognition.

Mit diesem Wissen sehen wir immer deutlicher auf Strukturen der Person jener frühen traditionellen Menschen, die die bekannten Erscheinungen von Aggression und Gefühllosigkeit – auch vermittelt durch entsprechende Formung des Präfrontalen Kortex – gegenüber anderen nachvollziehbar machen. Es führt das distanzierte Erziehungsverhalten rezenter Urvölker gerade nicht zu prosozialer, hier also: friedlicher Entwicklung, die bei wichtigen Aspekten im Prozess der Ontogenese bei prä-operativen Menschen noch nicht ausgebildet werden kann! Wie etwa bestimmte Merkmale von Individualität, die heute in einer ganz anderen Form körperlicher und geistiger Pubertät entwickelt werden. Dass unterhalb der Gewaltschwelle ein eher betont höflich-freundlicher Umgang kennzeichnend sein kann, um Aggression abzuwehren spricht gerade nicht dagegen.

Ehre

Sehen wir uns nun das für mein Thema besondere Problem mit der Ehre als wichtige Emotion an, die traditionales Fühlen anschaulich macht. Vielleicht ist sie eine der ganz frühen Formen der Institutionalisierung, des Regelbaren, um Frieden zu ermöglichen oder eben nicht; jedenfalls ist sie, soweit wir zurücksehen können, universal – für Männer vor allem. Ehre ist schwer zu bestimmen, und sie ist nicht nur verletzbar, sondern kann auch aufgehäuft werden, durch Tapferkeit etwa. Ehre gewinnt nicht nur der Krieger im gewonnenen Kampf gegen einen ehrenvollen Gegner, sondern mehr noch geht es offenbar darum, wer – trotz dessen Niederlage – die ehrenvolle (!) Macht des Unterlegenen seinem Ich und dem Ruhm der Sippe hinzufügen kann, indem menschliche Trophäen erbeutet werden, seien es Hände, Köpfe, Skalps, seien es bloss dem Fremden wichtige Gegenstände, wie später dessen Rüstung als Zeichen seiner

Lebenskraft, oder es geht um dessen Demütigung. Die Ilias als Kriegsbericht-erstattung (von vor knapp 3.000 Jahren) ist noch eine vielfältige Quelle dafür. Aber war das schon zur Zeit der Ausgestaltung der Höhle Chauvet so, oder am El Castillo, in den ersten 10.000 Jahren des Jung-Paläolithikums?

Gab es also bereits so etwas wie Ehre und deren Verletzung im Bewusstsein jener Menschen? Und ab wann? Institutionen fehlen – nach meiner These – zuerst weitgehend, nur vage Verwandtschaftsbeziehungen werden mehr gefühlt als etwa definiert; noch lange keine Kreuzkusine, kein Mutterbruder. Die Gruppen sind unstrukturiert, mal leben sie enger zusammen, mal müssen sie in karger Umwelt als Sippen allein ihren Lebensunterhalt gewinnen. Mal zwingt Streit zur Gruppenauflösung; so etwas hören wir beispielsweise von den sehr einfach lebenden Mbuti am Kongo. Generell gilt für rezente Urvölker wohl, gegenüber schon den Leiden von Nachbarn besteht Gleichgültigkeit, gegen Fremde gibt es keine Rücksicht (die es wohl insgesamt als kognitive Fähigkeit noch nicht gibt). Aufkommende aggressive Reaktionen in den Gruppen werden vielleicht befriedet, wenn sie zu heftig werden; selbst bei Schimpansen gibt es deeskalierendes Eingreifen. (Henke/ Rothe, 1999)

Einem Tötungsakt, aus welchem Grund auch immer, folgt oft Blutrache, endlos: wie Du mir, so ich Dir, ist die zentrale Logik (Negativ von Gabe - Gegengabe). Die Verpflichtung einer Sippe (!) zum „Schadensausgleich“ fand sich weit verbreitet; sie begrenzt aber die Rache auf „Familien“. Das nächste Opfer muss nicht unbedingt der Töter sein, ein höherstehendes Mitglied der feindlichen Sippe ist eher besser, ein Bruder, oder ein wenigstens erreichbarer Verwandter tut's auch. (Lévy-Bruhl, 1922; Godelier, 1987; Malinowski, 1979^b) Ein Recht gibt es nicht, ausser dem sogenannten Recht des Stärkeren. Nimmt der Stärkere sich eine Frau des Schwächeren, muss der zusehen und leiden, wie Dux von den Inuit berichtet. (1997) Vielleicht weniger wegen des Verlustes der Gefährtin als wegen der verletzten Mannes-Ehre. Auch aus solchen Problemen heraus entsteht die Institutionalisierung von Friedensregeln, wenn solche Auseinandersetzungen die Gruppe gefährden. Und wir erkennen in solchen Hinweisen die tendenziell schon soziale Verarbeitung von Emotionen.

Bei der Behandlung des Gefühls der Ehre scheint es in der Literatur – etwa bei Lévy-Bruhl – selbstverständlich zu sein, dass diese Ehrverletzung, die Beleidigung, oft stattfindet. Doch was genau ist oder bedeutet sie, warum empfindet ein Mensch sie? Warum erleben gerade einfache Menschen so intensiv die Ehrverletzung? Und dies in einer Masse, um Mord und Totschlag einzusetzen, die Ehre wieder herzustellen. Meier definiert: *„Ehre haben‘ heißt, sich selbst als zugehörig zu betrachten, als Zugehöriger geachtet zu werden und geachtet werden zu dürfen – eine Berechtigung, die man sich durch entsprechendes, den Normen der Gruppe angemessenes Verhalten erwirbt und aufrecht erhält, die aber auch von den anderen anerkannt werden muss, was eben durch Geachtet-*

werden erfolgt“. Es genügten Handlungen, aus denen der Beleidigte folgern könne, dass der Beleidiger ihn in den für die Selbsteinschätzung relevanten Aspekten geringer einschätze als er beanspruche. Das war nicht gleichgültig zu nehmen, denn im – vorerst individuellen – Akt der Missachtung lag der Ausstoss aus der Gruppe rudimentär geistig bereits vor, bis „Alle“ so dachten, wenn die Ehre nicht wieder hergestellt werden konnte... (2007: 28f)

Also zieht der traditionale Beleidigte wahrscheinlich los, den Ehrverletzer oder eine „Vertretung“ zu erschlagen, worauf der normale Prozess der endlosen Blutrache anspringt, die Lévy-Bruhl in erster Linie als mystische Abrechnung bezeichnet: Leiche um Leiche. Denn es stehen *„die Personen einer Familie in einem geradezu organischen Zusammenhang, so daß der einzelne gleichzeitig die Gesamtheit und die Gesamtheit gleichzeitig das Einzelwesen vorstellt“*. Es geht also um Identität: was dem einen der Familie passiert, sei zugleich allen anderen widerfahren. (1956: 98, 100) Es geht aber auch ein wenig um Individualisierung; die Kränkung wird zuerst als gegen das eigene Ich gerichtet erlebt. Primär muss der Entehrte seine Ehre wieder herstellen, dabei die seiner Sippe.

Weitgehende Beherrschung der Gefühle scheint eine spät erworbene Fähigkeit im frühen Prozess der Institutionalisierung zu sein. Eine Frage ist, ob diesem Problem analytisch mit Grund-Emotionen nahe zu kommen ist, wie: Freude, Furcht, Wut, Traurigkeit, Scham. (Mitmansgruber, 2003)¹ Ob sie wesentlich auf der Kognition gründen, scheint mir mittlerweile zweifelhaft, da es unterschiedliche Transmitter sind, die Angst oder Freude hervorrufen. Es scheint eher nicht möglich, wie ich zuvor annahm, dass der Körper in bestimmten Momenten immer gleich reagiert und die Betroffenen selbst darauf aufbauend erst „bestimmen“, welche Grund-Emotion jeweils vorliegt. Bei Roth/Strüber, die Emotionen erst jüngst beschrieben und drei hauptsächliche Entwicklungsphasen herausgestellt haben, klingt aber eine solche Grundemotion durch: Neugeborene besitzen bereits fünf Emotionen: 1. Kummer/ Sorge, 2. Interesse, 3. inneres Wohlbehagen, 4. Erschrecken/ Furcht und 5. Ekel. Sie seien *Vorläuferemotionen*, (!) denen noch Bedeutungen zugeschrieben werden müssen; sie sind aber – heute – auch veränderbar, wie Damasio an unterschiedlich möglichen inneren Abläufen der Angst skizziert, die bei ausgebildeten Soldaten anders verlaufe als bei behüteten Menschen. (2011: 126) Roth/Strüber sehen dazu drei Entwicklungsphasen:

Die *erste* Phase (ca. 1 - 3 Jahre) kann differenzierte Emotionen aufbauen: Wohlbehagen, Freude, Zuneigung und Belustigung, Frustration, Ärger und Trotz, Furcht und Verlegenheit, Überraschung, Kummer und Traurigkeit. Dafür sind feinfühligere Bezugspersonen nötig (Steinzeit?).

¹ Für den Hinweis danke ich Sylvie Lebeda-Kreiner herzlich. Zum Problem von Grund-Emotionen erinnere ich an den Abschnitt zum Bewusstsein und an Damasio.

In der zweiten Phase (3 - 6 J.) werden intrapersonale Regularien mit selbstständigen Bewältigungshandlungen ausgebildet (etwa Herausziehen eines begehrten, verklemmten Spielzeugs). Zum Ende des Vorschulalters bewerten Kinder ihre Erfolge und Misserfolge, es entstehen Stolz, Scham und Schuld, und damit lernen sie Normen. Dies geschieht nur in Interaktion mit Erwachsenen. Und die „*Kinder lernen Strategien, um Intensität und Qualität ihrer Emotionen entsprechend den sozialen Normen und situativen Anforderungen zu regulieren*“. (2015: 166)

Die dritte Entwicklungsphase der Emotionen kann zur Internalisierung des Ausdrucks führen, sie lernen, Emotionen zu verbergen; aus äußerem wird inneres Fluchen. (167)

Wieder stellt sich die Frage, ob bei den Älteren Wildbeuter:innen die dritte Phase bereits ausgebildet und bewusst kontrolliert werden konnte. Solche Emotionen sind wohl auch nicht so sehr voneinander isoliert, wie es sich oft anhört, etwa passen Scham und Ehre zueinander, auf die ich mich konzentriere. Aristoteles spricht von Scham als Ehrverlust. (nach Meyer, 2011) Auch im frühen Sumer finden wir sie bereits, sehen wir noch. Der Vorgang der entstehenden Emotion wäre dann wohl jedenfalls teilweise zu den Reflexen zu zählen, da alle diese Prozesse sich – so oder so – bio-chemisch im Gehirn/ Körper manifestieren. Ein „roter Kopf“ und/ oder Herzklopfen kommt ja von innen und muss bearbeitet, wenn nicht nur bewältigt werden; aber denken wir uns die Menschen nicht zu einfach, mit Hinweisen auf angeborene Instinkte können wir leicht zu kurz greifen und sie nicht erklären. Die immensen Fortschritte der Neurowissenschaften lassen die Frage entstehen, wie weit ohne deren Berücksichtigung bisherige Aussagen Bestand haben. Das mag auch in meinem Text eine Rolle spielen, wo ich ältere Ansätze benutzt habe.

Röttger-Rössler hat auch die Körperbildung der Emotion ausführlich erläutert; sie differenziert Emotion und spricht von Sensibilität als auf Psyche und Biografie als kultureller Modellierung beruhend, und von Empfindung als sozialer Interaktion und physiologischer Erregung. Gefühl könne je nach Kontext andere Zustände annehmen. Emotion sei auch kein statisches Phänomen, sondern ein relationaler Prozess. (2004) Und bearbeitet wird sie – schon wieder – wesentlich im Präfrontalen Kortex. Als *soziales* Phänomen entstand die frühe Emotion wohl über viele Jahrtausende.

Impulsive Emotionen sind heute von vielen Menschen bewusst eingrenzbar. Doch wie weit war das steinzeitlichen Menschen (Sapiens) schon möglich? Fielen sie im Konflikt zuerst weitgehend spontan übereinander her, bevor das bewusste Steuern solcher Emotionen erlernt wurde? Offenbar gab es diese gewalttätige emotionale urtümliche Äußerung, die abregiert werden musste, wenn eine solche Emotion entstand, also als – generell – steuerbare Reaktion auf eine Situation, nicht als Trieb. Wie entsteht die Kontrolle solcher Emotio-

nen? Zum einen in der frühen Ontogenese noch relativ unbewusst, zum anderen in der Erziehung. Ich fragte oben schon, ob das Empfinden des Schmerzes des Ichs eines Gegenübers, das für die Ausbildung „moralischen Verhaltens“ bei Kindern entscheidend ist, nicht die Fähigkeit zur Empfindung des eigenen Ichs voraussetzt und sie sich wechselseitig erzeugen? Auch bei Bischof-Köhler finden wir eine Antwort. Tomasello hat den Zeitpunkt der möglichen Erlernung von Moral innerhalb der Ontogenese deutlich vor dem vollständigen Erreichen des prä-operativen Denkens (bei Sechs- Siebenjährigen) schon ab etwa dem *vierten* Lebensjahr angenommen! Doch er spricht für heutige Gesellschaften, in denen wir die Moralentwicklung bei Kindern beobachten und beeinflussen können. Für das ältere Jung-Paläolithikum ist diese Bestimmung wohl unzureichend, weil es seinerzeit kein weit entwickeltes bewusstes Ich gegeben hat.

Das sind Überlegungen, die weiter geprüft werden müssen. Generell besteht auch für die Einschätzung oder auch nur die Beschreibung des psychischen Zustands jener Zeit ein umfassendes Problem. Wir sehen zwar durchaus eine Entwicklung des Individuums, der Person, und die seiner Gefühle und deren Ausdruck,¹ aber lange noch eine so rudimentäre Form innerhalb des Stadiums der Prä-Operationalität, dass von der Ausbildung des Ichs im heutigen Sinne, von der erst ab der europäischen Aufklärung langsam auszugehen ist, manche sehen sie erst seit dem neunzehnten Jahrhundert, noch keine Rede sein kann. Für die Moralentwicklung oder die Aggressionsbereitschaft wird das Auswirkungen gehabt haben. Eine Zeit, in der das Zerschneiden von Tieren Alltag ist, fördert kaum entsprechende Empfindsamkeiten.

Wenn wir davon ausgehen, dass die konkrete Ausprägung einer Emotion auch eine kognitive Dimension hat, wobei ein Reflex wahrscheinlich Auslöser ist, (Ramstedt, 2013) wird damit über ältere Vorstellungen hinaus gegangen. Etwa jenen, wie sie Darwin (1871) formuliert, der zwischen Menschen und höheren Säugetieren keinen fundamentalen Unterschied hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten sieht. Für ihn gehören Emotionen zum archaischen Inventar der Menschen wie gleichermassen der Tiere. (nach Frevert, 2009) Mit dem von mir herausgestellten Systemwechsel in der Kognition geht jener Ansatz einher, der auch der Emotion einen hohen sozialen und historischen Anteil an einer entsprechenden Reaktion zuordnet. Bender hat das aktuell noch für die Unterschiede des Ärgers in Deutschland und Tonga skizziert: in der Südsee wird

¹ Zgoll/ Lämmerhirt haben bereits für das antike Mesopotamien auf Emotionen hingewiesen und fanden dabei deutliche Unterschiede zwischen Weinen und Lachen: Weinen war in jener Zeit oft protokollarisch gefordert, selbst Gilgamesch weint an der Leiche des Freundes Enkidu wie ein Klageweib, wie er selbst betont, oder der berühmte Herrscher jüngerer Zeit Assurbanipal vor der Göttin Ishtar/ Inanna, nachdem er vom Vorrücken einer feindlichen Armee hörte. Das Lachen erscheint dagegen in den sumerischen und akkadischen Schrifttafeln eher als spontane Äusserung in vielfältiger Weise von An- bis Auslachen. (2009; darin weitere Beiträge besonders zum kontrollierten Weinen bei traditionellen Völkern)

Ärger zu zeigen (heute) negativer als bei uns beurteilt, vor allem gegenüber ranghöheren Personen! (2009) Auch darin ist eine Strategie der Befriedung zu sehen; auf sie werden wir noch manchen Hinweis finden. Vielleicht ist die Befriedung sogar ein ganz wesentlicher Auslöser für die kognitive Schulung in der Phylogenese!

Gefühle sind also auch historisch veränderliche Empfindungen, solche der Lebensweise, aus der sich die historische Kompetenz entwickelt hat. Und sie sind generell oder tendenziell beherrschbar, eine Fähigkeit, die sich wahrscheinlich im Zuge der Institutionalisierung, die Ausweichmöglichkeiten schuf, ausdehnte – jedenfalls in den geistigen Eliten.¹ Wird bei der Entwicklung hin zur und dann während der frühen Neolithisierung nicht mehr davon ausgegangen, sie sei aus kleinen Dörfern entstanden, die ihrerseits wieder Wurzeln in Lagern wildbeuterischer Gruppen hatten, ergibt sich ein anderer sozialer Prozess als bisher oft gedacht. In sehr frühen komplexen bis hin zu sozial differenzierten Siedlungen wurde die Verletzung der Ehre – hier als Kennzeichen einer Reihe ähnlicher Empfindungen genannt – wahrscheinlich zu einer häufigen Konfliktsituation. Dafür geben schon kleine rezente dörfliche Stammesgemeinschaften Anschauung genug (und noch bei den alten Germanen, vor 1.000 Jahren, war das ein ausgesprochen wichtiger Lebensinhalt; Grönbech, 1954).

Das enge Zusammenleben grösserer Gruppierungen musste eingeübt werden. Es entstanden soziale Rollen im Zuge der Institutionalisierung, die horizontale wie vertikale Differenzierung zu „bewältigen“ hatte und sie zugleich formte. Eine hohe Position verlangte nach entsprechender Ehrbezeugung. Nicht zuletzt werden die Geschlechter-Positionen in den grösseren Siedlungen neu definiert worden sein, wie es der Göbekli Tepe mit den führenden Männer-Göttern nahelegt, die als Symbol der Grossen Männer in der Religion der Gemeinschaft erscheinen. Die Geschlechter-Darstellung wird langsam bewusst, also nun auch gelernt, vermute ich, während zuvor nur unbewusst, wesentlich durch Imitation, die Konstruktion eingeübt wurde, die die Geschlechter (meist) unzweideutig unterscheidet. Gestik, Mimik, Sprache, Kleidung, Tätigkeit, Paarbeziehung nennt Swanhilt Haeger als Beispiele. (2005; mit Villa)

Neue Funktionen entstanden durch Arbeitsteilung, gewisse Formen des Handwerks für andere erhalten eine Chance, wenn ein Kundenstamm in der

¹ Die spontane Gewalttätigkeit verändert sich im Laufe der Zeit bis endlich das staatliche Gewaltmonopol durchgesetzt ist. Krieg wird irgendwann zum geplanten Unternehmen, wenn auch die individuelle Emotion bei Staatsführern weiter eine Rolle spielt (noch 1871 ist es nicht zuletzt die beleidigte Haltung Napoleons III., der Frankreich zu früh in die von Bismarck gestellte Falle treibt: Emser Depesche). Und immer deutlicher wird heute der Stress des Krieges zur erkennbaren Belastung selbst bei freiwilligen Soldat:innen (Irak, Afghanistan), wie bereits bei jenen, die freudig in den Ersten Weltkrieg zogen; doch das Jubeln über den (im traditionellen Denken eigentlich schon errungenen und deshalb bejubelten) Sieg gab sich ja bald. Identität: Ursprung - Ende/ Sieg.

Gross-Siedlung anwächst. Auch Handel bekam dort eine neue Dimension mit schon einer nennenswerten Zahl an Abnehmer:innen, zumal dazu in den Nachbar-Siedlungen weitere Kunden leichter erreichbar sind. Und Handel muss stets friedlich umsetzbar sein, sonst ist es Raub. Dafür müssen Emotionen beherrscht werden. Nun wurden zwar bei Beginn des Austauschs von Dingen im frühen Verständnis wohl noch Gaben hin und her gegeben, im eigentlichen Handel dann jedoch bald Äquivalente getauscht, wie Gebel es für das Neolithikum als Inwertsetzungsprozess mit Wertewandel (Commodification) skizziert. Er sieht die Produktion von Steinringen als Handelsäquivalente und spricht vom „*Mega-Sites-Phänomenon*“, grossen Siedlungen, in denen sich auch (im Neolithikum!) die Persönlichkeit der Menschen verändert habe. (2010)

Getauscht wurde wahrscheinlich am Ende einer „Handelskette“ vor allem Fleisch, da die Jagd bei solchen Familien geringer wurde, wenn der Jäger sich auf andere Arbeit spezialisierte; aber auch das „Nähen“ und andere weibliche Tätigkeiten konnten einbezogen werden und solche Familien weitgehend dem alten Leben des Sammelns und Jagens entziehen. Nicht nur im Inneren der Siedlungen, sondern auch zwischen diesen laufen solche Prozesse der Ehrverletzung, die nicht immer nach neuen Regeln gelöst werden können. Der bewaffnete Konflikt bekommt bei der Verdichtung der Bevölkerung eine neue Dimension. Auch die jeweiligen Umwelten boten ganz unterschiedliche Interpretationen zu ihrer Gefährlichkeit und entstanden als Kollektivbewusstsein; mal fühlten sich die Leute vollständig von „wilden Tieren“ umgeben, mal schien es generell friedlich zu sein, was die Erzeugung eines „Ur-Vertrauens“ erleichtert haben mag. Mal müssen konkret Kinder beim Sammeln der Nahrung intensiv geschützt werden, weil Raubtiere im Busch nicht gut erkannt werden, (bei den Kung) mal können sie in relativer Nähe selbst losziehen, weil es keine Gefahr gibt. (bei den Hadza; Jones u. a., 1994)

Traditionales Denken

Nach der Behandlung der besonders wichtigen Emotion der Aggression, deren Ursachen und Ausprägungen, kommen wir jetzt allgemeiner zum traditionellen Denken. Dabei wird im Moment nicht ein ganz frühes Stadium besprochen, wie es für die Älteren Wildbeuter:innen erwartbar sein mag. So detailliert gibt es keine Hinweise oder gar Quellen. Traditionales Denken hatte ich mit prä-operativer Logik gleichgesetzt, wie sie bei Piaget definiert ist. Daran anknüpfend wurden in den früheren Abschnitten meiner Studie heute aktuelle Theorien einbezogen, die Arbeiten von Tomasello und Bischof-Köhler, und die von Damasio und Roth/ Strüber. Am Ende dieses Abschnitts wird ein ganz spezieller Begriff besprochen, den Lévy-Bruhl bereits 1910 (franz.) zur Diskussion stellte: prä-logisch. Ohne sein Konzept gänzlich zu übernehmen, soll dennoch der Nutzen dieses Gedankens, rezente Urvölker dächten prä-logisch *oder* mys-

tisch, hervorgehoben werden, da mit ihm die Historizität des Denkens auf solider empirischer Basis aufgezeigt wurde. Es wurde deutlich, wenn dieser Schritt im Prozess der Kognition zurück möglich ist, kann dies generell ebenso in weiteren Schritten gelingen, nicht nur ontogenetisch, sondern auch phylogenetisch.

Mit traditionaler Logik ist nicht primär ein deduktives Schliessen gemeint (wenn A dann nicht B oder: $A=B$ und $B=C$ ergibt $A=C$). In ihrer alltäglichen Praxis kommen traditionale Menschen durchaus halbwegs mit ihrer (traditionalen) Logik göttlichen Handelns zurecht.¹ Die Kategorien, mit denen jene Menschen, in der frühen Ontogenese beginnend, ihre Existenz erfassen beziehungsweise für sich (unbewusst) konstruieren, sind mit dem Denken der Moderne neu prozesslogisch zu begründen, sagt Dux. (1990) Es geht also insbesondere um: *Raum, Zeit, Kausalität, Substanz*, wobei die Kausalität eine besondere Rolle spielt; das sieht Tomasello in ähnlicher Weise, der vermutet, es sei ein Kennzeichen von Homo sapiens, *erstmalig* kausales (intentionales) Denken ausgebildet zu haben. (2006: 38) Mit der kategorialen Logik wird in der beginnenden Moderne die idealistische spekulative Philosophie langsam als Leitwissenschaft grundlegend überwunden; dieser Prozess dauert an (und ist in vielen Teile der Welt nur rudimentär ausgebildet, selbst bei dortigen Eliten und auch bei uns).

In traditionalem Denken zeigt sich als wesentliches Kennzeichen: blosse Ähnlichkeit der Merkmale von Dingen werden als *identisch* verstanden. Ein weiteres Kennzeichen ist die typische Annahme, auch Geistwesen, Träume und dergleichen seien als *konkret* zu verstehen. Solche Vorstellungen lassen sich in der heutigen Ontogenese zeigen: Bischof-Köhler verweist darauf, wenn Kinder zwei Phänomene gleichzeitig bemerkten, sähen sie sie als dasselbe an (synchrone Identität). (2011: 272) Das galt auch, wenn etwa eine gelb erscheinende Krankheit (Harnwege, Gelbsucht) durch gelbe Stoffe behandelt wurde, (Lévi-Strauss, 1994) oder das Rot von Rose, Blut, Feuer oder Sonne Dinge verbindet.²

¹ In der Analyse der Entwicklung des traditionellen zum modernen Denken wird oft bei den alten Griechen eine besondere Zäsur erkannt. Eine weitere, bislang nicht in diesem Zusammenhang herausgestellt, ist wohl die christliche Scholastik und dort – markant – die Gegenüberstellung der Gotik zur Romanik. Nicht technische Neuerung war entscheidend, sondern eine neue Logik der Weltvorstellung, die als „spekulative Philosophie“ allerdings christlich „eingefangen“ werden musste. Mit der Gotik (Suger in St. Denis/ Paris um 1140) wird das göttliche Licht zur hauptsächlichen Gestaltung des Kirchraums; ein anagogisches Denken nennt Simson das, es soll das Reale (des Kirchraums) beim Eintreten zum göttlichen (salomonischen Tempel) weisen. 1. Lichtmetaphysik, 2. Kreuzrippengewölbe, 3. politische Einheit Frankreichs verbinden sich 4. zur anagogischen christlichen Kunst als ein Tor (wovon St. Denis gleich drei im Westwerk bekam): „ein Tor, durch welches der menschliche Geist zu unaussprechlichen Wahrheiten geführt wird“. (Simson, 1968: 155) Die Begründungen (und historischen Behauptungen) zum Neubau aus dem 12. Jahrhundert sind zum Teil so obskur wie es von viel früherem traditionellen Denken bekannt ist. Diesem Gedanken gilt es andernorts noch zu folgen.

² Piaget/ Inhelder (1977: 96ff) haben selbst das im Experiment bei prä-operativen Kindern zeigen können: Eine farbig eingeteilte rotierte Scheibe wird durch Magnete, die in einer von verschiedenen gekennzeichneten Schachteln stecken, gestoppt. Mangels Ahnung über Magnetis-

(Dux, 1990) Auf den Trobriand-Inseln wurde (um 1913) eine Identität zwischen den Löchern, die ein Käfer in die Taro-Pflanze bohrt, und der Ursache für Zahnfäule mit ihren ähnlichen Löchern gesehen. (Malinowski, 1979^b) Die Mythenforschung sehe grosse Gemeinsamkeiten solcher Grundvorstellungen in der ganzen vergangenen Welt – heisst es bei Vieyra –, der dabei an Sumer, Babylon bis hin zum Alten Testament und zu den Griechen denkt, und das gelte auch bei heutigen „sogenannten Primitivkulturen“. ¹ (1977) Sanday zitiert einen Indianer, er sei alle die Kräfte, mit denen er in Kontakt gekommen sei, wie dem Wind, den Bäumen, Vögeln oder der Dunkelheit. (1981: 53)

Ein jüngeres Beispiel für eine Identität: Bei Maya-Nachkommen setzen sich beispielsweise zum Regenmachen die Männer unter anderem durch ein einleitendes Reinigungsritual in Beziehung zum Regengott, interpretiert Dux. Dabei wird die Unreinheit auf die Frauen übertragen! Sie haben keinen Zugang, kein Mann darf während des Rituals Verkehr haben. Ein berauschendes Getränk als Opfergabe wird auch von den Männern getrunken. Das Geopferte ist nun identisch mit der angeflehten Kraft, die während des Rituals auf die Trinkenden übergeht, die entsprechend ersatzweise handeln können: Jungen stellen Frösche dar, aus Kalebassen wird Wasser versprüht, um das Regnen in Gang zu setzen! Es soll nicht dem Gott nur gezeigt werden, was gewünscht wird. (1990: 162ff; mit Thompson; Frazer, 2000) Nicht immer wird der den Ritus Führende zielgenau das kommende Wetter erfasst haben; doch nun liegt die Verantwortung bei allen gemeinsam – und den Geistwesen, von denen andere als die angerufenen dann eben stärker gewesen sind...

Von uns heute gesehene Widersprüche stören in einer traditionellen Logik nicht. Neben der Reinigung soll wohl durch die sexuelle Enthaltsamkeit zugleich die Vergeudung männlicher Lebenskraft verhindert werden, sagt Unger-Dreiling zu solchen rituellen Formen und verweist damit auf eine Problemstellung, der wir hinsichtlich der Geschlechterfrage noch häufiger begegnen werden. (1966) Auch wenn von Vulven als Zeichnungen in den Höhlen die Rede ist, kann nicht von „Fruchtbarkeit“ als zugrundeliegend ausgegangen werden, sondern eher von Furcht vor dem Weiblichen, das Männern diese Lebenskraft raubt. Und mit der Fruchtbarkeit in diesem Sinn, die in anderem Zusammenhang zu bedenken ist, wäre die Macht über Leben und Tod angesprochen, die ebenfalls „identisch“ sind; dazu unten mehr.

mus wird die äussere Kennzeichnung zur Hilfe genommen: die Scheibe stoppe mit dem roten Teil „bewusst“ an der roten Schachtel, oder an der mit dem gezeichneten Stern, der dem besonderen Stern in der Nacht entspreche.

¹ Der Begriff „primitiv“ ist heute umstritten, bedeutet aber: *ursprünglich*, dem ersten Stadium zugehörig. Es geht gerade *nicht* darum, den primitiven Menschen, der nicht lesen und schreiben kann, oder den prä-operativen Menschen, als einen zu bezeichnen, der etwa hinsichtlich des logischen Denkens, das unserer Hochkultur eigen sei, „*natürlich nicht auf tierischer Stufe, aber doch dem Tiere näher steht als wir*“, wie bei Graebner. (1924: 132)

Piaget begründete seinen (empirischen) genetischen Konstruktivismus ja auf der Erkenntnis, schon Säuglinge begannen, die Welt in ihrem Kopf zu konstruieren. Heute ist deutlich, dies gilt nicht vollständig für die ersten Lebensmonate, in denen Kenntnisse vorliegen, die nicht in diesem Sinn selbst erworben sind. Dazu muss im Gehirn ein Basis-Programm vorhanden sein, das nicht nur die körperlichen Funktionen steuert, sondern auch zum Lernen befähigt; der Form nach, nicht den Inhalten. Mit der bereits vorhandenen Kompetenz kann dann erst weitere Kompetenz erworben werden. Und nur das Kind selbst ist in seiner ersten Lebenszeit dazu durch wachsendes Erfahrungswissen und dessen Berücksichtigung in der Lage, wenn es auch viel kompetente Hilfe benötigt, um Erfahrungen machen zu können. So entstehen wohl auch „angeborene Begabungen“, wenn durch einen solchen relativ autonomen Vorgang eine Vorliebe etwa für Musik oder Bauklötze zuerst zum frühen Schema wurde.

Die sich entwickelnde Qualität des bewussten Denkens ist also nicht im Erbgut eingelagert, die Gene sind nur dessen biologische Basis, ohne dies präzise trennen zu können. Liesse sich aus Instinkten die Ableitung der modernen Kognition entschlüsseln – sagt Dux –, dann „*müsste in der biologischen Verfassung ein perfekt organisiertes Tier stecken*“, das bereits das Soziale des Menschens enthält. Das habe noch niemand zeigen können, wie Kulturwerdung durch Instinktreduktion, wie also aus einem Tier durch Verzicht (!) auf tierische Eigenschaften ein Kulturmensch werden könne. (1992) Und mit der Kenntnis der Ontogenese als geistige Konstruktion ist auch die Frage beantwortet, ob es so etwas wie tief sitzende Verhaltensweisen gibt, dass etwa Männer bei der heutigen Brautwerbung immer noch „auf der Jagd“ sind; dass sie sich hier und da so benehmen ist eben kein Zeichen für Angeborenheit (Nativismus), sondern primär eines der Traditionsübertragung in der Soziogenese, durch Imitation des kulturellen Bestandes.¹ Solange Kleinkinder täglich den Unterschied der Geschlechter sehen, werden sie durch Imitation sich entsprechend lernend anpassen; das ist nicht in den Genen angelegt, sondern scheint nur so, weil ein Teil dieses Erkenntnisprozesses bereits sehr früh beginnt, sich im Gehirn niederschlägt, und das vor dem dritten Lebensjahr Erworbene später weder erinnert noch reflektiert werden kann.

Es zeigte sich allerdings, dass viele Menschen ausserhalb (und sogar bis heute bei „bildungsfernen Schichten“ auch innerhalb) des europäisch geprägten Kulturkreises das prä-operative Stadium nicht nennenswert überwinden, um ihren Alltag – in allerdings komplexerer Umwelt als die von rezenten Urvölkern – bestreiten zu können. Die hier besonders interessierenden nicht europäisierten

¹ Das gilt auch, wenn Männer durch männliche Vorbilder ein besseres Orientierungsvermögen lernen mögen, weil es zum Bild des Jungen und dann Mannes gehört, wie das Mitführen eines Taschenmessers oder dergleichen. Das muss sich deshalb *in synaptischen Verknüpfungen auch zeigen* (und beim Einparken, klar).

und generell neuerungsfeindlichen Menschen des traditionellen Denkens, die ihren Ahnen gleich bleiben wollen, streben nicht nach Wissen, solange es nicht zwingend nötig ist – wie es etwa beim Ende der Eiszeit der Fall wird, um die neue Nahrungsbasis zu verstehen; zur Neuerungsfeindschaft später mehr.

Bis dann im 19. Jahrhundert nach dem Zeitalter der Mechanik und der europäischen Aufklärung die industrielle Revolution das traditionale Leben tendenziell aufzubrechen begann, dachten Menschen überall generell in jener prä-operativen oder traditionellen Logik, irgendwie „gottgläubig“. Dabei gilt es an solche Kinder zu denken, die nicht in der heutigen Kinder-Spielwelt aufwachsen, sondern in einer Zeit des täglichen Mühens um das Lebensnotwendige, an solche, die als „Kinder-Arbeiter:innen“ schon „erwachsen“ sein mussten (und wollten; es gab nichts anderes). Auch die Erwachsenen benötigten nicht mehr als diese traditionale Logik, waren aber natürlich wissender als ihre Kinder, hatten mehr Erfahrung, eine entwickelte Feinmotorik, Selbstsicherheit, und sie waren in festgefügte, zweifelsfreie Traditionen und Weltbilder eingebunden, die die Ahnen vorgaben. Die Realität bot keine Alternativen, und solche konnten entsprechend auch nicht gedacht werden.

Dieser Punkt – betone ich noch einmal – ist schwer zu kommunizieren. Es gab eine Entwicklung der Kognition, die Tomasello und andere moderne Forscher:innen, etwa Bischof-Köhler oder Crone, wie zuvor bereits Piaget mit Altersangaben einordneten, wann Kleinkinder bestimmte Formen der Kognition erreichen. An diese Altersangaben denke ich parallel zu den drei von mir skizzierten Typen der Kognition und verbinde hilfsweise zur besseren Vorstellung das kognitive Niveau des Typus „prä-bewusst“ mit den Älteren Wildbeuter:innen und die Jüngeren Wildbeuter:innen mit dem voll ausgebildeten traditionellen Denken, soweit es die Logik der Weltvorstellungen angeht, die sich über die Epochen bis ins 19. Jahrhundert hin weiter entwickeln wird. Bei diesem Prozess entsteht allzuleicht eine zu simple Assoziation.

Die Annahmen können also nur Kennzeichen in einer verständigen Diskussion sein, weil es eben Erwachsene waren, die gemeint sind, die komplexes Denken nicht erlernt hatten, weil es für sie nicht nötig zu sein schien. Auch dass es bei der prä-operationalen Logik um eine Weltvorstellung ginge, ist natürlich nur ein Teil der Wahrheit, da dieses Denken Auswirkungen bis ins Alltagshandeln hat. Das bitte ich stets zu bedenken, ich spreche von Tendenzen – wie in manchen anderen Bereichen auch. Es müssen diese Unterscheidungen und selbst die Altersangaben aber mit bedacht werden, weil sie in den verwendeten Arbeiten vorkommen. Wir müssen uns entsprechende Analogien denken. Jene traditionellen Menschen besaßen allerdings ein, für uns schwer nachvollziehbar, extrem gutes Gedächtnis und lernten beispielsweise Farben der Umwelt oder das Zählen nicht als logische Systeme, sondern als Summe von Namen, oder auch lange Mythen auswendig, um sie zukünftigen Generationen zu übermitteln

(was nicht lange ohne Veränderungen klappen kann, wie bei dem Spiel „Stille Post“, haben Sie noch Schillers „Glocke“ auswendig lernen sollen?). Es gab aber auch Interessen zur (manchmal unbemerkten) Änderung dieser Erzählungen.

Prä-operatives Weltbild

Der Kernpunkt der traditionellen Weltvorstellung und der prä-operativen Logik ist also ein Glaube, beziehungsweise die absolute (alternativlose) Gewissheit, alles in der Welt sei von Geistwesen (und später von Gött|nnen) unmittelbar geprägt. Experimente mit Menschen in allen Teilen der Welt liessen keinen anderen Schluss zu: ohne europäischen Bildungseinfluss wurde von rezenten Urvölkern, Wildbeuter|nnen und einfachen Gartenbauvölkern, dieses Denken nicht nennenswert überschritten und allenfalls das konkret-operative Stadium tangiert; ein Problem der Systematik ist, dass auch Menschen der frühen Staaten im Grunde kaum anders dachten, allerdings mit bereits ganz anderen Umwelten zu tun hatten. Das zeigen uns die frühen und späteren Mythen, wie noch die Ilias und natürlich die Bibel. Auch frühe Staaten erwarben an Wissen wohl nur, was nötig war. Gesellschaftliche Wissenserkundung aus blosser Interesse, wie zur besseren Ökonomie oder Krieg, ist relativ neu; individuell kennen wir sie erst aus Sumer, wenn von der Schrift abgesehen wird.

Insgesamt zeigte sich aber in manchen Berichten: Kinder traditionaler Völker lernten allerdings so gut wie die der Eroberer, wenn sie etwa mit jenen von Missionar|nnen schulisch unterrichtet wurden, dies betont bereits Lévy-Bruhl 1910. Er analysierte sehr früh die *Logik* des Denkens der Naturvölker als traditionale Logik, wie wir gleich genauer sehen werden. Jacobsen (1954: 220) sieht in Sumer eine „mythopöische Logik“, eine Mythen schaffende (wohl von: „Po-iese“), bei der Ähnlichkeiten und Identitäten verschiedener Ereignisse oder Objekte zu Einem verschmolzen seien, in dem etwa ein König im Ritus der „Heiligen Hochzeit“ den Gott Dumuzi darstellt und dies dann im Bewusstsein der Leute in Sumer auch tatsächlich wesenseins ist, so wie die Hohe Priesterin in diesem Moment als dessen Frau die Göttin Inanna/ Ishtar ist.¹ Beider Vereinigung im Tempel erneuert jährlich das Leben – der gleich darauf einsetzende Frühling beweist es!

Allerdings merkt schon Piaget, nachdem er sich von dieser Erkenntnis der beschränkten Kognition nur zögernd überzeugen liess, dass einige solcher Menschen in einzelnen Bereichen des Denkens über ein prä-operatives Denken hin-

¹ Das Ritual scheint verbürgt, die Interpretation ist umstritten. Dumuzi ist meist Vegetationsgott, bei Balz-Cochois jedoch sumerischer Held, einer der Hirten, die Nacht für Nacht ihre Herde vor Raubtieren und Räubern schützen, was zur Sex- und Kriegsgöttin Inanna viel besser passe. (1992) Für mich kommt es hier auf die Logik des Rituals an, nicht auf den Inhalt, und Uruk ist zeitlich weit entfernt.

auskommen konnten, etwa durch Übung bestimmter Tätigkeiten. Für Eliten mit besonderen Aufgaben scheinen also sehr früh schon weitergehende Schritte in Teilbereichen des Denkens möglich. Für den Göbekli Tepe müssten die nötigen Denkformen diesbezüglich einmal systematisch fachübergreifend bewertet werden: welche Bau- oder Kunst-Ausführungen erforderten welche Form der Logik und/ oder Operationalität, oder eben noch nicht.

Die Kenntnis über die traditionale Logik auch bei Erwachsenen jener Völker wurde durch eine Vielzahl von – gewiss auch deutlich aus europäischer Sicht erstellten – Tests gewonnen.¹ Der bekannteste ist wahrscheinlich einer der Mengenerhaltung: aus zwei gleichförmigen durchsichtigen Gläsern mit gleichviel farbiger Flüssigkeit wird zum einen in ein flacheres und breiteres Glas umgefüllt, zum anderen in ein höheres schmaleres. Die Frage, wie die Menge sich dann verteilt, beantworten Proband:innen prä-operativen Denkens typischerweise damit, im höheren (und schmaleren) Glas befände sich mehr Flüssigkeit. Sie sind also nicht in der Lage, gleichzeitig zwei Dimensionen – Höhe und Breite – zu koordinieren; manches Raten gelingt, sehr wenige durchschauen das Problem. Werden Kinder heute aufgefordert, beim Billard über die Bande ein Ziel zu treffen, gelingt ihnen das schnell. Doch gefragt, was sie gemacht haben, zeigen sie meist nur in einem vagen Bogen, ohne die Bande zu berühren, den Lauf der Kugel an. Das Prinzip – Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel – erkennen sie nicht, können es schon gar nicht belegen; dazu ist konkret-operatives Denken durch „Schulbildung“ nötig.² Auch der Flug eines Geschosses wird – obwohl bei rezenten Urvölkern gut beherrscht – nicht verstanden. Sie denken vom Anstoß/ Ursprung direkt zum *Ergebnis/ Ziel*, der Weg dorthin kommt nicht in den Sinn (weil ohnehin Geistwesen ein Geschoss lenken; Ilias); dazu unten mehr. Kinder sind generell fähig, manches praktisch

1 Oosterdiekhoff (2006) diskutiert eine Fülle bisher durchgeführter Studien in aller Welt, die generell den Ansatz Piagets bestätigt hätten. Es gilt zu bedenken, Piaget war Pionier, der ein Thema erschloss, dabei selbst aber in den frühen Studien methodisch nicht immer eindeutig gearbeitet hat, dennoch aber die Tendenz der Ontogenese weitgehend erfasste. (Ginsburg/ Oppen, 1969)

2 Noch zwei Hinweise zu Piagets System: Jugendliche des konkret- und des formal-operativen Denkens bekommen die Aufgabe, zu bestimmen, welche Parameter die Frequenz eines Pendels bewirken (=Länge des Pendels, nicht Gewicht, nicht erste Schwingkraft). Im ersten Stadium ist zu erwarten, dass im Ansatz ein Test konzipiert wird, der aber nicht (oder nur zufällig) zu Ende gedacht werden kann, im zweiten Fall gelingt das (durch Neutralisieren von Parametern zur Bestimmung jeweils nur eines von ihnen). Was würden wir sumerischen Schreiber:innen zumuten? Eine andere Aufgabe zeigt das formal-operative Stadium besonders gut: Ein Federzug beschleunigt Bälle über eine Ebene, das Gewicht des Balles bremst (Reibung) wie ebenso der Umfang (Luftwiderstand), es wird dennoch herausgefunden, was nicht (!) zu beobachten ist (nicht-konkret), dass nämlich ohne diese beiden Faktoren ein Ball endlos weiter rollen würde. (Ginsburg/ Oppen, 1969: 231f, 247) Vergleiche das Fallgesetz im luftleeren Raum.

zu erlernen, ohne es sprachlich beschreiben zu können. Nur über neue Erfahrung mit Versuch und Irrtum wird intuitiv unreflektiert gelernt.

Hallpike, (engl. 1979) der bereits früh die Stadien Piagets hinsichtlich rezenten Urvölker aus psychologischer Sicht systematisch überprüft hat, sagt: *„Für das Kind des präoperativen Stadiums ist das eigene Weltbild unmittelbar, subjektiv und absolut“*, obwohl es beim Heranwachsen Widersprüche mit der Wirklichkeit bemerkt. Doch es begreift noch nicht, *„daß es eine Wirklichkeit gibt, die wahrgenommen wird, einen Denkprozeß, der diese Wahrnehmungen vermittelt, und einen Sprachprozeß, in den das Denken enkodiert wird. Es ist deshalb noch nicht imstande, Namen und Wörter von den Dingen zu unterscheiden, auf die sie sich beziehen, und glaubt anfänglich, sie seien den Gegenständen inhärent, die sie bezeichnen; für das Kind in diesem Alter ist das Denken ein physischer Prozeß, der mit dem Mund oder mit der Sprache identifiziert wird, das Kind glaubt auch, die Träume spielten sich ausserhalb von ihm ab. Es ist sich seiner eigenen Gedanken und Gefühle bewusst, aber es sieht nichts Ungereimtes darin, auch der physischen Welt einen Willen, eine Zielgerichtetheit und Gefühle zuzuschreiben. Selbst auf der Ebene der physischen Wahrnehmung nimmt es an, sein Auge sende einen Strahl aus, wenn es Dinge wahrnehme, und es wundert sich, daß die ‚Augen-Strahlen‘ der Leute nicht aufeinander prallen, wenn sie sich kreuzen; es glaubt auch, die Kraft, die benötigt wird, um einen Stein zu heben, sei eine Kraft, die aktiv vom Stein selbst ausgeübt werde“*. (1990: 447ff) Dem Urteil des Kindes fehle die Objektivität, alle Erscheinungen seien ihm subjektiv und mit eigenem Willen ausgestattet. Ob solche Beschreibungen heute noch vollständig zutreffen ist angesichts der Fülle unserer Medienwelten offen, Kinder lernen nun viel mehr.

Diese Vorstellungen bleiben lange erhalten und verschwinden erst mit dem formal-operativen Denken vollständig: mit etwa sechs Jahren nimmt das Kind noch an, Namen – identisch mit den benannten Dingen (!) – hätten selbst Kraft, Gewicht und Geschwindigkeit oder andere physische Eigenschaften. Dann nehmen Kinder von den Namen an, sie seien den Dingen durch ihre Hersteller gegeben worden, durch Gott oder die ersten Menschen (Ur-Mythen; vgl. Bilderstreit). Erst danach wird erkannt, dass Namen reine Zeichen sind. Traditionale Logik, deutlich aufgehoben in jeder Form des Numinosen/ Heiligen, versteht die Welt völlig anders als wir! Dennoch betont Dux die Logizität dieses Denkens, man sei zuweilen geneigt *„auf die Aussagen der Kinder die Einsichten der Philosophen, etwa des Idealismus anzuwenden, und das nicht deshalb, weil die letzteren wie Kinder dachten, vielmehr weil die ersteren bereits in der Logik zu denken beginnen, die in den Höhen der Philosophie zu abstrakten Sätzen ausgearbeitet wurden“*. (1994: 451) Solange die „alte“ Philosophie noch als Massstab dienen konnte.

Auf das prä-operative Stadium kommt es in meiner Studie vor allem an, wenn ich mich nun letztlich auch auf modernere Begriffe stütze, weil rezente Urvölker, die hier zum Abgleich mit jenen am Göbekli Tepe für die frühere Zeit dienen, dieses generell nicht überschreiten und das konkret- und das formal-operative Stadium nicht, oder jedenfalls nicht generell erreichen. Die Handlungen und ihre Koordination sind zentral für die kognitive Entwicklung und müssen in das innere Bild, das sich das Kind – im frühen sensomotorischen Stadium beginnend – von der Umwelt konstruiert, weitergehend integriert werden. Die kindliche Vorstellung sieht deshalb zuerst nur eine Dimension zur Zeit (Höhe oder Breite bei verschiedenen Gläsern gleichen Inhalts). Es kann mit manchen Problemen *praktisch* umgehen, die es noch nicht erklären kann! Klassifikationen sind bei ihm subjektiv, wie es ihm gerade einfällt, folgen nicht unserer Systematik: vielleicht sitzt ein Vogel auf einem Baum, und beide gehören deshalb zusammen. Deduktive oder induktive Schlüsse, vom Besonderen auf das Allgemeine oder andersrum, kann ein Kind im prä-operativen Stadium nicht ziehen; es denkt vom Besonderen zum Besonderen (transduktiv). Es ist „Realist“, was es sieht und fühlt gilt für alle Menschen gleichermassen und ist real/ konkret (auch Träume). Objekte erscheinen statisch, Veränderungen werden nicht als prozesshaft erkannt; das Kind sieht einen Zustand neben dem anderen. Ein Ursprung und dessen Ergebnis/ Ziel wird nicht als kausal verstanden, beide stehen sozusagen gleichberechtigt nebeneinander, hören wir wieder. Der aktuelle Umgang, sein Verhalten in der realen Welt, ist besser entwickelt als die sprachliche Erklärung. (Hallpike, 1990: 27ff)

Bei der Übereinstimmung der Auffassungen prä-operativer Kinder in modernen Gesellschaften mit jenen von Kindern und Erwachsenen in traditionellen Gemeinschaften ist aber noch einmal zu betonen: Erwachsene haben mehr Erfahrung, Selbstsicherheit und vor allem auch mehr Wissen als ihre Kinder – damals wie heute! Und sie sind eingebunden in feste Traditionen ihrer Gemeinschaft. Doch auch das Erkennen der Erwachsenen sprengt generell nicht den prä-operativen Rahmen. Unwissende wissen auch über mögliche Zweifel am Wissen nichts, sind insofern selbstsicherer als andere. Zweifel am eigenen Lebensmodell gab es gegenüber den weissen Eroberern nicht, zeigen viele Berichte. Insofern wissen sie auch: es gibt das Göttliche in allen Dingen, wie es ihnen ihr mystisches traditionales Denken bestätigt, das sie als Kind erfuhren, das Weltbild ihres Stammes als höchstes, unbezweifelbares Wissen!

Historisch war es Aristoteles, der einen Beweis auf empirischer Basis und ohne (rettenden) Bezug auf einen Gott zu führen hinterliess und damit das formal-operative Denken streifte; Pichot (1995) meint, schon Thales habe dies versucht. In der Sache ist Aristoteles Projektil-Theorie jedoch nicht zutreffend, da die Luft, wie er auf Basis eigener Vorannahmen schloss, nicht das von der werfenden Hand gelöste Projektil weiter fliegend vorantreibt, weil sie von der Hand

mit bewegt werde. Übrigens bemühen heute Zehn- bis Zwölfjährige oft dieselbe Theorie. (Wenzel, 2000) Ein schönes weiteres Beispiel für traditionale Logik ist die Diskussion über die Kulturgeschichte der Farbe, in der sichtbar wird, wie anstelle empirischer Analyse beispielsweise bei den alten Griechen noch lange ein Vier-Farben-System ideell behauptet wurde, ohne dass die seinerzeit genutzten Möglichkeiten der Malerei zur Kenntnis genommen wurden, deren Farben keineswegs aus diesen vier gemischt werden konnten. Die vier ideellen Farbträger sollten Analogien zu den in dieser Philosophie zuvor behaupteten Grundelementen: Feuer, Wasser, Erde, Luft darstellen, das konnte dann auch das Rauhe und das Glatte sein, das Warme (Rot) und eine Zutat aus Hartem und Leermem; bei Empedokles und Demokrit.¹ (Gage, 2001)

Wann beginnt historisch, phylogenetisch das *konkret-operative* Stadium? Am Göbekli Tepe? Mit der Schrift in Sumer? Piaget sah diesen Schritt beim alten Ägypten und in Chaldäa (um 3.000 bp in Süd-Mesopotamien), sagt Dux und verweist besonders auf den Kausal-Begriff zur Beurteilung des griechischen Denkens. (2008) Dem ähnelt die Vorstellung Damasios. Manches spricht dafür, dass mit der schriftlichen Klassifikation und deren praktischen Anwendungen mittels geschriebener Lager-Listen von Gütern bis hin zu angenäherten mathematischen Beispielrechnungen, die Pichot (1995) für Mesopotamien und Ägypten beschreibt, eine deutliche Zäsur sichtbar wird, wenn auch nur für einen kleinen Teil der Gesellschaft. Bei bürokratischer Lagerhaltung durch gebildete Schreiber*innen Sumers sollte beispielsweise das Verständnis der „Erhaltung“ beim Umschütten von Öl, Getreide oder dergleichen vorhanden gewesen sein, oder nicht? Auch die praktischen Beispielrechnungen für Mengen und Flächen wurden ja ohne Einfügung göttlicher Kräfte in die Formeln erledigt, wenn auch mit deren Hilfe ersonnen. Auf die Gruppe der ersten Schreibkundigen, zu denen auch Frauen gehörten, könnte ein frühes konkret-operationales Denken beschränkt geblieben sein. Erst bei den alten Griechen beginnt dann so etwas wie eine Mathematik, bei der Begründungen und Logik entscheidend sind, nicht mehr nur der praktische Nutzen.

Prä-logisch?

Vor allem Lévy-Bruhl (1926ff) hat früh das Wissen über die Logik rezenter Urvölker auf Basis vieler Berichte von Eroberern und vor allem Missionar*innen und ersten Anthropolog*innen kritisch wissenschaftlich analysiert. Dabei wurden auch ideologische Grundlagen aufgedeckt; ein Beispiel ist die unsinnige, per-

¹ In einer Wissens-Sammlung zur Entstehung der Farbe *Blau* in der Mailing-List <https://lists.fu-berlin.de/listinfo/neo-lithics> wurde festgestellt, dass diese Farbe etwa 11.000 bp erstmals aus Kupfer (Azurit) hergestellt wurde, in Hallan Cemi/ Nord-Mesopotamien, (Michael Rosenberg) das wird wohl ebenso für das chemisch verwandte Grün gelten. Zuvor gab es Schwarz und die Erdfarben aus Ocker (=Eisen; 500.000 bp), auch Weiss fand sich erstmals um 11.000 bp, in Dja'de/ Levante (Trevor Watkins).

manent auftauchenden Annahme einer (immer christlichen) Seele bei jenen Völkern. Auf ihn beziehe ich mich zur Darstellung früher Mentalitäten und Kompetenzen, zum Denken, Glauben und Fühlen, zur geistigen Welt jener Urvölker besonders. Das mag begründungswürdig sein, weil er wegen eines problematischen Wortes als Kennzeichnung für deren Kognition stark kritisiert wurde: *prä-logisch*. Die Ergebnisse seiner Arbeit wurden dadurch in den Hintergrund gedrängt. Doch die Kritik an ihm liess sie zugleich aktuell bleiben, weil von Gegnern immer wieder – ohne Erläuterung – auf seinen angeblichen „Widerruf“ verwiesen wird. Zugleich hat seine Forschung überhaupt gezeigt, wie deutlich das Denken historisch geprägt ist. Und manche Kritik ist ein Lehrstück mieser Scheinwissenschaftlichkeit. Doch Lévy-Bruhl definiert hinreichend, was der Begriff sagen soll.¹

Unger-Dreiling spricht ironisch vom „hellen Aufruhr“, den dieses „prä-logisch“ verursachte. Sie gibt ein Beispiel: die Aimará verbrennen beim Tod eines Angehörigen Lamahaar und streuen diese Asche in Kreuzform auf dessen letzten Weg, damit durch den Tod kein Hagel entstehe. *„Die Aimará denken ganz logisch, aber ‚organisch‘ [traditional] logisch. Also: Beim Tode eines Stammesmitgliedes verringert sich die Lebenspotenz/ Flüssigkeit. Lamahaar ist mächtige konkretisierte Lebenssubstanz [Barthaar macht den Mann]. Es wird mit dem Toten identifiziert. Lamahaar wird dem Feuer zugeführt; die Lebenspotenz des Toten regeneriert sich. Das Kreuz ist für die christianisierten [!] Aimará das mächtigste magische Zeichen. Auf den Weg (!) gestreut, wird die Asche/ Lebenskraft des Toten mit der kosmischen Lebenspotenz identifiziert, dem Regen. Auf dem Weg ist genug Lebenskraft: die kosmische Entsprechung der Lebenskraft des Toten, der Regen, kann nicht hart und kalt werden. Es gibt keinen Hagel. Was ist an diesem Gedankengang prälogisch?“*. (1966: 185) Sie selbst begründet in ihrer Arbeit den Begriff einer „organischen“ Logik, und aus dieser Sicht ist diese Geschichte für traditional oder organisch Denkende nicht prä-logisch, wie sie es aus heutigem Verständnis der prozessualen Logik ist. Die Geschichte ist ein schönes Beispiel aus einer langen Reihe der Beschreibungen traditionaler Logik in der Anwendung. Unger-Dreiling betont dabei, warum Wasser oft als menschliche Lebenskraft verstanden wird. Es bringt nicht nur Wachstum in die Natur. Identisch mit Wasser ist der flüssige Samen des

¹ Ich stecke zu wenig im Wissenschaftsbetrieb, um sagen zu können, ob es immer noch ideologische „Kriege“ früheren Ausmasses gibt. Mader reicht es jedenfalls noch 2008 aus, zum Thema Anthropologie der Mythen im älteren Verständnis der „Wiener Schule“ (siehe gleich die FN zu Koppers) einen schmalen Gedanken dazu zu äussern: Es werde *„deutlich, dass weder Mythen noch Mythenforschung einem ‚prälogischen‘ oder ‚prämodernen‘ Denken verbunden sind. Vielmehr bilden Mythen einen inhärenten Bestandteil des kulturellen Gefüges der Gegenwart“*; der Gegenwart! (10, 40f) Lévy-Bruhl zu zitieren, kommt nicht einmal in Betracht, während Lévi-Strauss – ohne das: Wilde Denken – intensiv genutzt wird.

Mannes, der deshalb ebenfalls Lebenskraft ist und damit der aktive Teil bei der Zeugung (in Südamerika, wie schon im alten Griechenland: Aristoteles).

Die von Lévy-Bruhl genutzten Berichte stammen oft aus dem 19. Jahrhundert; sein erstes diesbezügliches Buch ist von 1910 (franz.). Zu berücksichtigen ist dabei: nach der ersten Phase des Wütens gegen die neu entdeckten „Wilden“ und „Primitiven“ im 16. Jahrhundert entstand eine weitere Zeit eines ausgeprägten Rassismus im 19. Jahrhundert, als jene Welt während des modernen Kolonialismus grundlegend unterworfen und aufgeteilt wurde (1888 Afrika-Konferenz in Berlin). Zur Legitimation bedurfte es der „Wilden“, die es nicht besser verdienten als europäisch „kulturell erhoben“ zu werden, um Mensch/ Christ zu werden. Und wir lesen, insbesondere nach dem deutschen Faschismus, diese Darstellungen erfreulicherweise äusserst kritisch. Bei Lévy-Bruhl ist eine solche Zuordnung nicht deutlicher als bei anderen.

Es geht um das Verstehen jener Logik. Prä-logisch ist kein rassistischer Begriff, gerade kein ausdrücklicher Ethnozentrismus, die Welt nur (!) aus der herrschaftlichen Sicht des Weissen Mannes Europas zu bestimmen! Anders sehen können wir sie schlecht; auch das bemühte Einfühlen in jene Menschen entkommt dem nicht, dass es ein europäisch geprägtes Einfühlen ist, auf Basis von Schulbildung auch. Schliesslich hat Lévy-Bruhl sich mit diesem Begriff bemüht, das „Denken der Naturvölker“, (deutscher Titel) die zum Teil unsinnigsten, aber universal entstandenen mystischen Vorstellungen, die sich dabei ja vom christlichen Denken in ihrem Kern, ihrer geistigen Struktur nur marginal unterscheiden, unserem Verständnis nahe zu bringen. Die Christen, wie Hübner oder gar Koppers, fühlten sich wohl „ertappt“.¹

¹ Ein Kritiker des „alogisch“ ist der Volkskundler Koppers, der noch 1956 die Evolutionstheorie anfeindet: *„Die Kirche besteht bekanntlich nur auf der Erschaffung der Seele durch Gott und nicht auch auf wörtlicher Auslegung der Worte der Bibel, daß Gott den Menschen aus Lehm ‚geknetet‘ habe. Schon der hl. Augustinus hat es als allzukindliche Denkweise bezeichnet, sich Gott als Töpfer vorzustellen. Von dieser Seite wird also der Anthropologie volle Freiheit gelassen, die Abstammungsfrage auf rein wissenschaftlichen Wege zu lösen“*. (Christus und die Religionen der Erde, Hg. König, Bd. 1, 1956) Innerhalb der unwissenschaftlichen Kirchendogmen, des Glaubens, kann also wissenschaftlich gearbeitet werden? Auch die Abstammung vom Affen wird genau genommen gelehrt. Von der ging bekanntlich nicht Darwin aus, (1871) der mit Linné vom Primaten sprach, sondern seine geifernden Kritiker. Trostlos, wie heute die Kreationist:innen (nicht zu verwechseln mit Nativist:innen). Koppers gehört zur „Wiener Volkskunde“ (wie auch Unger-Dreiling, die sich vielleicht 1966 das Leben nahm), die massgeblich gegen Morgan (und zugleich Darwin) gegründet wurde; das ist Kulturrelativismus. (Hildebrandt, 1979) Da wundert es nicht, im gleichen Band von Koppers in seiner Studie über die von ihm besuchten Yamana (Yanomamo) noch ernsthaft zu hören, es sei 1830 mit der Phrenologie ein starkes Gefühl für ein höchstes Wesen bei drei Feuerländern entdeckt worden, was dann von ihm durch Gespräche bestätigt wurde; die pseudowissenschaftliche Phrenologie Galls sollte an der Schädelform den Charakter feststellen (auch Karl Marx hat Mitte des 19. Jahrhunderts diese Methode bei seinen engeren Gefolgsleuten angewandt).

Lévy-Bruhl macht es sich bei der Wortfindung des „prä-logisch“ nicht leicht und spricht vom „Gesetz der Partizipation“, um die „Erklärungen“ zu beschreiben, die rezente Urvölker als Begründungen für von uns oft kaum nachvollziehbaren Zusammenhängen vorbringen. (1910: 57ff) Ich nutze diese Begriffe nicht, will sie nur erwähnen, aber die gegen ihn vorgebrachten Vorwürfe zielen selbstverständlich auf die Gesamtaussage. Und die nutze ich ausdrücklich als für seine Zeit gelungen. Es seien *mystische*, oder (!) eben *prä-logische* Anteilnahmen zwischen den (Geist-) Wesen und den Gegenständen, die – und das ist wichtig – in der Kollektiv-Vorstellung, also der Tradition der Gemeinschaft, gesehen werden (traditionale Weltvorstellung). Seine Kritiker:innen sprechen davon, Lévy-Bruhl habe in einem Notizbuch einen „Widerruf“ zum Begriff „prä-logisch“ hinterlassen. Dabei hat er in dem posthum erschienen Band „Carnets“ (1949) nur gesagt, er habe den Begriff prä-logisch schon seit 20 Jahren nicht mehr benutzt.¹ Wie kann das in dieser Weise kritisiert werden, wenn er fast 30 Jahre nach dieser Aussage seine Erkenntnisse reflektiert?

Doch die Kritik sagt nicht zugleich, was er wirklich „widerrief“, (etwa: Hübner, 1985) und es finden sich auch solche Kritiken, die prä-logisch demagogisch mit „alogisch“ gleichsetzen, obwohl Lévy-Bruhl den zweiten Begriff bereits 1910 ausdrücklich zurückgewiesen hatte. Er habe nicht an anti- oder alogisch gedacht, sondern es ginge eben um das mystische Denken, das er wiederum vom Animismus abgrenzt, wie Tylor (1873) ihn beschrieb (spreche ich davon, ist keine bestimmte Theorie gemeint, nur ein vager Bezug auf Piaget). Jenseits der Kollektiv-Vorstellungen einfacher Gemeinschaften handelten Individuen durchaus „vernünftig“, sagt er schon damals, 1910. Und seit Piaget wissen wir heute, wie diese *Kollektiv-Vorstellungen* über die kognitive Kindesentwicklung ins Denken „tief eingebrannt“ werden, zum Teil bevor sie es (ab ca. 3 Jahren) erinnern können *können*. Ich komme bei der Besprechung des traditionellen Menschens darauf zurück.

Die Arbeiten Piagets geben dem Begriff „prä-logisch“ faktisch eine gewisse Berechtigung, wenn auch dessen „prä-operativ“ etwas anderes meint und präziser ist.² Die Bücher Lévy-Bruhls sind voll von Darstellungen, wie wir sie seit Tylor (*1832 - 1917) oder Frazer (*1854 - 1941) und ebenso jüngeren Autor:innen in gleicher Weise kennen. Die Arbeiten von Malinowski (1979ff) oder Godelier (1987), zusammenfassend Müller (1983) oder Dux (1990) bestätigen dessen Vorstellung; ich zitiere noch einige. Es reicht aus, diese Berichte über rezente Urvölker allein zu lesen, Lévy-Bruhls Analysen aussen vor zu lassen, um genau zu dem Schluss zu kommen, in der Weltvorstellung jener Völker, in deren Kollektiv-Vorstellung, finde sich universal ein traditionales Denken. Die

¹ Den Hinweis auf den Abschnitt vom 17. Juin 1938 gab Renate Stypinski – besten Dank dafür.

² Piaget/ Inhelder benutzen den Begriff prä-logisch auch. (1977) Ebenso Langer. (1994)

Fallbeschreibungen sind so vielschichtig, dass sie allein zum Verständnis ausreichen und das traditionale Denken gut belegen. Die Analysen der Mythen der frühen Hoch-Kulturen, Sumer, Ägypten, Griechenland, kommen zum gleichen Ergebnis. (Grimal, 1977; Jacobsen, 1954; Frankfort, 1954; Unger-Dreiling, 1966) Das gilt noch für die Germanen. (Grönbech, 1909/ 1954)¹ Und in jüngeren Beschreibungen, wie im zehnbändigen *Bild der Völker*, (1974) findet sich diese Weltvorstellung ebenso universal. Es war Lévy-Bruhl, der zuerst neben Beschreibungen in dieser Weise strukturierte Analysen vorlegte; daran ist – in seinem Geiste – durchaus anzuknüpfen.

Geertz – dessen Fallbeispiele Lévy-Bruhl ebenfalls bestätigen – versteht die traditionale Vorstellung des Common Sense, des „gesunden Menschenverstandes“, im engen, wechselwirkenden Zusammenhang mit dem Ritus. Ersteres ist das mystische Alltagsverständnis traditionaler Menschen, die alles sehen wie es ist, ohne hinter die Erscheinungen ihrer Welt zu blicken. Im Ritus werde das Religiöse zur umfassenderen Wirklichkeit, die die Welt des Common Sense zurechtrücke und ergänze. Der Ritus wird dabei real. So könne nachvollzogen werden, wenn Leute mit traditionalem Denken sich als Sittich verstünden, wie die südamerikanischen Bororo (oder die Trumai als Papageien). Sie sind zugleich im religiösen Empfinden Sittich und im Alltag ist der Sittich ihr Totem-Tier. Es sei *„das Ritual, d. h. der Komplex heiliger Handlungen, in dessen Rahmen sich in der einen oder anderen Weise die Überzeugung herausbildet, daß religiöse Vorstellungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen und religiöse Verhaltensregeln begründet sind. Die Zeremonie ist der Ort, an dem die Stimmungen und Motivationen, die die religiösen Symbole in den Menschen hervorrufen, und die allgemeinen Vorstellungen von der Seinsordnung, die sie für die Menschen ausdrücken, zusammentreffen und sich gegenseitig verstärken – auch wenn es sich bei dieser Zeremonie vielleicht nur um die Rezitation eines Mythos, die Befragung eines Orakels oder das Schmücken eines Grabes handeln mag. Im Ritual sind gelebte und vorgestellte Welt ein und dasselbe, [...] sie sind in einem einzigen System symbolischer Formen verschmolzen und bewirken daher bei den Menschen jene eigentümliche Veränderung in der Wirklichkeit“*. (1983: 78) In dieser dynamischen Verknüpfung, wie Geertz es beschreibt, mag traditionale Logik – und wieder: Identität – weitergehend verständlich werden. Vor allem wird auch deutlich, dass religiöse Praktiken historisch sind; sie verändern sich im Alltags-Prozess einer Gemeinschaft, wie das Leben insgesamt – trotz Neuerungsfeindschaft. Ebenso können gleich weit/ hoch entwickelte Völker sehr unterschiedliche rituelle Formen ausgebildet haben.

Individuell handeln jene Leute durchaus vernünftig – betont schon Lévy-Bruhl – und benehmen sich, wie auch wir uns benehmen würden, wenn etwa

¹ In Dänisch ist von Völkern in alten Zeiten, in Englisch von Teutonen die Rede.

eine Sache verloren ging, sie suchen danach, so wie sie auch Schutz vor Regen oder Raubtieren suchen und sich nicht auf Geistwesen verlassen; siehe aber das Beispiel mit den Krokodilen. Die mystische Partizipation, von der er spricht, ist oft die „Identität“ mit dem Stamm oder der Familie. Die Anteilnahme/ Beteiligung an der Sippe zeige sich in jenem Verständnis beispielsweise daran, wenn ein Neugeborenes in den ersten Stunden noch sehr gering mit ihr verbunden/ identisch ist, und deshalb auch getötet werden kann, um später – vielleicht aus den Ahnen – erneut geboren zu werden. Oder es wird diese Vorstellung bei den Riten der Beerdigung deutlich, die oft mit der Entfleischung der Leiche als Vollendung des Todes verbunden sind und diese noch vorhandene Anteilnahme des Geistes des nun Toten am Stamm langsam beendet.

Denn die besonders sensiblen noch jungen Totengeister passen auf, ihre Rechte gesichert zu sehen, das mahnen jedenfalls die Alten. Oft wird deshalb – bei männlichen Verstorbenen – die Überwachung der Witwe extrem gehandhabt, weshalb diese in vielen Gemeinschaften besondere Trauerpflichten hat, wenn sie nicht dem Toten mitgegeben wird; von *Witwer*-Verbrennung hörte ich noch nichts. Bei den Enga auf Neu-Guinea konnten Kinder und Witwen noch im 20. Jahrhundert nach Tod des Mannes/ Vaters getötet werden. (Sanday, 1981) Ebenso wird das Eigentum der Toten ins Grab mitgegeben, zerstört oder verbrannt, um dessen Partizipation mit der sozialen Gruppe zu beenden. In anderen Gemeinschaften entstand stattdessen die Ahnenverehrung, die ständige Furcht vor ihnen (die im Traum weiter ins Leben treten können).

Es gäbe im Denken der Naturvölker keinen Zufall, alles sei von Geistwesen – wie ich sie nenne – bestimmt. Doch es finde *„etwas anderes statt als ein naiver und irrtümlicher Gebrauch des Kausalitätsprinzips. Es ist nicht der Umstand, daß ein Ereignis einem anderen zeitlich unmittelbar vorhergeht, welcher bewirkt, daß ein bestimmtes Phänomen an ein anderes geknüpft wird. Die wahrgenommene oder bemerkte Aufeinanderfolge kann die Verbindung nahelegen; die Verbindung selbst fällt mit dieser Aufeinanderfolge nicht im mindesten zusammen. Sie besteht in einem mystischen [!] Zusammenhang (Rapport), den sich der Primitive vorstellt – und von dem er von dem Momente an, da er sich ihn vorstellt, überzeugt ist –, dem Zusammenhang zwischen Vorhergehendem und Nachfolgendem, indem jenes die Fähigkeit hat, dieses hervorzubringen und erscheinen zu lassen“*. (Lévy-Bruhl, 1926: 55) Der Zusammenhang gilt dann in beide Richtungen, auch das Nachfolgende kann als „Ursache“ des Vorhergehenden verstanden werden (Identität von Ursprung und Ergebnis/ Ziel).

Immerhin konnte Lévy-Bruhl die weltweit ganz ähnlichen Ansätze soweit ordnen, dass überhaupt eine gewisse Systematik deutlich wurde und nicht „alles“ bei diesen Menschen noch länger als wild, unzivilisiert oder dergleichen erscheinen konnte (wie beispielsweise noch Darwin es sah). Lévy-Bruhl klassifiziert die rezenten Völker leider nicht ausdrücklich; er bezeichnet nur gelegent-

lich solche Stämme, die im Rahmen der von ihm betrachteten Völker auf niedriger Stufe stünden und besonders intensiv mystisch dächten. Vor allem in Australien und Amerika gäbe es sie; damit sind also sehr schlichte Wildbeuter:innen im Gegensatz zu Häuptlingssystemen und einfachen Gartenbaugemeinschaften gemeint; ohne dass wir wüssten, ob sie seit der Urzeit so schlicht geblieben oder im Kolonialismus erst wieder geworden sind!

Oft sind es neue oder seltsame Erscheinungen, die traditional denkende Menschen erschrecken, etwa die langen Kleider der Missionare, oder wenn ein neues Schiff gesichtet wurde, das plötzlich drei Schornsteine statt nur der bekannten zwei des älteren Dampfers aufwies (also in neuerer Zeit). Sie können für die bestehende Dürre verantwortlich sein. Dann sind Riten oder dergleichen notwendig. Manchmal reicht eine zeitliche Folge als Anlass, mystische Zusammenhänge zu sehen: ein Mann aus Neuguinea grübelt, warum er keine Fische fing, sieht im selben Moment einen Freund kommen, erkennt ihn deshalb als den bösen Zauberer und tötet ihn im ersten günstigen Moment. Ein Missionar zeigt bei den nordamerikanischen Huronen per Schattenspiel, es gäbe in seiner Heimat Kaninchen; am nächsten Tag werden mehr Fische als gewöhnlich gefangen, und nun soll er das täglich abends machen. Auch die Jagd-Zeremonie, mit denen das Wild den Jägern zugeführt wird, gehört zu diesen Vorstellungen, oder dass der Erfolg des Jägers vom Wohlverhalten seiner Frau im heimischen Lager abhängt, ebenfalls eine weltweite männliche Auffassung, wie Frazer, (2000) Malinowski (1979) oder Kästner berichten. (1998) Männer!

Solche „Fälle“ sind endlos zu zitieren. Schon Frazer (zwölf Bände, ich nutze die Kurzfassung) sieht in der Magie vor allem zwei Verständnisse, eine die bei Ähnlichkeiten Identität erkennt, und eine, bei der Dinge, die sich berührt haben, identisch sind. Entsprechend wirke eine Handlung an ihrer Nachbildung wie direkt an der Person durchgeführt. Oder mit der Medizin in einer bestimmten Farbe wird eine ähnlich aussehende Krankheit zu heilen versucht. (2000) Assmann spricht anstelle von Identität für Ägypten von Analogie. (2010; fürs Mittelalter Simson, 1968: 83) Ebenso ist die Gewissheit der realen Existenz eines – oft als „Seele“ missverstandenen – „*doppelten Ichs*“ kennzeichnend für jene Geisteslagen, (Lévy-Bruhl) wenn der Geist einer Person als Zauber zugleich anderswo tätig wird. Müller spricht diesbezüglich von Vital- und Freiseele; (1983) Steinert sieht eine Vital- und Körperseele in Mesopotamien (für holistische und plurale Persönlichkeit). (2012: 132) Körperteile und deren „Geist“ stehen im Denken noch nebeneinander. (zur Seelentypologie Mesopotamiens Steinert 2012: 295ff)

Als „Voodoo“ erheitern diese Vorstellungen noch in weiten Teilen der Welt, soweit nicht Lynchjustiz in diesem Zeichen geschieht.¹ Lévy-Bruhl (1927) kriti-

¹ Auf Neuguinea wurde gerade eine junge Mutter, die angeblich einen Nachbarsjungen verhext hatte, entkleidet, gefoltert und dann auf einer Müllkippe verbrannt. (Spiegel.de 7.2.13;

siert den von Tylor begründeten Prä-Animismus und Animismus, mit denen bestimmte Formen von Geistwesen bezeichnet werden, die von einer Seele belebt seien, die aus bestimmten Personen sich lösen kann, um anderwärtig tätig zu sein, zu guter oder böser Magie etwa. Vor allem Missionare verstünden Schilderungen von rezenten Urvölkern in dieser Weise. Aus christlichem Verständnis gesehen sei die Seele deutlich vom Körper getrennt, beziehungsweise trenne sie sich im Tode vom Körper. Bei den rezenten Urvölkern – sagt Lévy-Bruhl dagegen – gibt es diese Trennung gar nicht. *„Der Missionar glaubt an die Unterscheidung zweier Substanzen, von denen die eine körperlich und vergänglich, die andere geistig und unsterblich ist. Im Leben vereint, bilden sie die menschliche Persönlichkeit; der Tod trennt sie und befreit die geistige Substanz, die Seele, die eigentlich der Mensch ist. Nichts liegt aber der Denkungsart des Primitiven ferner als eine solche Gegenüberstellung der beiden Substanzen, deren Attribute einander widerstreiten. Sie sieht vielmehr alle Wesen als gleichartig an. Es ist keines rein stofflich, noch viel weniger aber rein geistig. Sie sind für den Primitiven ausnahmslos Körper und besitzen, allerdings in verschieden hohem Grad, jene mystischen Eigenschaften, die wir nur den Geistern zuerkennen“.* (1927: 207) Die genannten Wesen seien deshalb so etwas wie ein „doppeltes Ich“, als das jeder Mensch existiere (wobei etwa in Mesopotamien darauf bezogen mehr als ein Ich gesehen wurde; s. u. Steinert). Jede Person kann sowohl real irgendwo sein, ein Haus bauend oder schlafend zwischen der Familie, als zugleich auch an ganz anderem, auch weit entferntem Ort. Bösen wie guten Zauber ausübend, unsichtbar oder sichtbar, etwa in Form eines Raubtieres, das einen Feind dieser Person verschlingt. Es gibt dafür einen schlagenden Beweis: die Erfahrung eines Traums, in dem die Träumenden ja tatsächlich zugleich anderswo sein können; und obwohl sie dabei vielleicht sogar Verstorbene treffen, bleibt der Traum real – oder gerade deshalb. Träume galten auch in Sumer als real. (Zgoll/ Lämmerhirt, 2009) Unterstützen die Älteren dann diese Vorstellung, wird sie verbindlich! (Döbert u. a., 1980) Nicht-christliche traditionale Menschen sehen ihresgleichen also deutlich anders als jene, obgleich in der Substanz natürlich beide identisch denken. Heute wird Animismus – soweit ich sehe – ohne den Bezug auf die Seele recht allgemein verstanden; dem schliesse ich mich, mit Piaget, an. Und für die ersten Bewohner:innen des Homo sapiens in Westeuropa untersuche ich die Möglichkeit, gedanklich von einem Prä-Animismus auszugehen, ohne genauere Definition, die es erst später geben kann, wenn/ falls wir mehr wissen.

ähnlich: Zeit.de 13.7.11) Der Regierung fällt dazu ein – die Todesstrafe zu aktivieren! (taz.de, 2.5.13) Jetzt wurde das Hexerei-Gesetz (!) abgeschafft, das für solche Taten mildere Umstände ergeben konnte. (Spiegel.de, 29.6.13) Was die wohl in ihren Schulen lehren?

> *Exkurs: Animismus*

Wenn hier noch einmal von Animismus gesprochen wird, weil ich diesen Begriff – sehr allgemein – nutze, hängt das vor allem mit Piaget zusammen, der bei Kindern davon spricht. Und es geht in meinem Thema ja um eine viel ältere Zeit, auf die ich meine Betrachtung nun beschränke, als es bei Tylor oder Lévy-Bruhl der Fall ist, die wichtige Antipoden des entsprechenden Disputs waren. Beider Vorstellungen sind heute überholt, weil Lévy-Bruhl zwar über Tylor hinausgelangt, doch den wirklichen Zugriff auf die kindliche Reifung ebenfalls verfehlt, was 1910 nicht verwundern kann. Es liesse sich sogar sagen, wenn ich nicht auch auf den Begriff: Prä-Logik verzichten wollte, in der Diskussion nach Piaget sei dieses prä-logisch besser als zuvor greifbar. Dennoch mag das Problem deutlicher werden, worum es für das Jung-Paläolithikum geht, wenn die geistige Entwicklung besprochen wird.

Die kindliche Entwicklung der Kognition auf die Phylogenese zu übertragen bringt nun einmal diese durch das „Prä“ hier gekennzeichnete Phase in die Geschichte des frühen Denkens hinein, die selbst Lévy-Bruhl mit den Sprachformen „unlogisch“ und „alogisch“ nicht erfasst, so wie er mit dem „doppelten Ich“ sich nicht weit genug gegen die (alleinige, christlich geformte) Seele wendet, die Tylor als Grundlage seines Animismus begreift. Es scheint – aus heutiger Sicht – Lévy-Bruhl an einer Vorstellung von Logik zu hängen, die bei den „Wilden/ Primitiven“ lediglich „irgendwie“ historisch entsteht, nicht von „wilden Philosophen“ begründet, die Tylor bei jenen Völkern sieht. Ich nenne sie rezente Urvölker, wie noch zu zeigen ist. Kollektiv- oder Weltvorstellung, wovon ich spreche, werden eben in der grossen historischen Entwicklung wesentlich über die Onto- und Phylogenese und dazu die Plastizität und Dynamik des Gehirns zum „Bewusstsein“, das allerdings im Jung-Paläolithikum wohl noch lange als prä-bewusst, insofern als unreflektiert verstanden werden sollte, bis in jener Epoche aus „wirrem“, weitgehend undifferenzierten Denken das „wilde Denken“ wird, das zum Bau des Göbekli Tepe führt.

Nach meiner Analyse jener frühen Zeit entsteht auch erst, was später Animismus heisst, in der Form eines Prä-Animismus von unbestimmten Kräften, die namenlos in der Welt sind, in der Alles sich bewegt, alle lebenden wie toten Gegenstände zu handeln scheinen. Später können sie benannt werden, werden zu Geistern und dann Göttinnen. Dass noch bei rezenten Urvölkern zum Ende des 19. Jahrhunderts alle bekannten Gruppen einen solchen Animismus für ihr Dasein als wesentlich beschreiben, in welcher Erscheinungsform auch immer, war auch unstrittig. Tylor, der seine Animismus-Theorie bereits 1871 (engl.) ausführlich darstellt, kommt – trotz mancher Zweifel und Kritik – letztlich zu einem christlichen Menschenbild auch für die noch nicht zur Stufe der Zivilisation gehörenden Gemeinschaften, in der Menschen die eine Seele haben, wie Lévy-Bruhl kritisiert.

Zwischenergebnis 2

Nachdem im ersten Kapitel unter anderem begründet wurde, dass bei grundlegender Evolution des biologischen Körpers wohl auch der Geist erheblichem Wandel unterliegt, sahen wir jetzt, wie solche geistig-kognitiven Ausdifferenzierungen vorstellbar sind. Mit „Lucy on two legs“ (als Beispiel für den aufrecht gehenden *Australopithecus*) wurde deutlich, wie früh sich die äffische und humane Linie aus Ur-Primaten trennten. Mit den „alten“, noch äffischen Fähigkeiten wurde zwar ebenfalls noch einiges hinzugelehrt, wie Schimpansen zeigen, doch war wohl bereits die Basis für den weit später folgenden „kognitiven Systemwechsel“ des *Homo sapiens* gelegt. Ein solcher früher bedeutender Vorgang im Tier-Mensch-Übergang kann durchaus seither eine *unterschiedliche* Entwicklung der Hirnprozesse zur Folge gehabt haben. Deshalb ist es wichtig, nicht von einer Kontinuität vom Affen zum Menschen auszugehen, solange dies nicht wirklich gewusst und nicht nur als selbstverständlich angenommen wird, wie es derzeit noch allgemein üblich ist. Über den immens langen Zeitraum keinen nennenswerten Unterschied in den Artefakten erkennen zu können, auch nicht in denen der Schimpansen zu jenen von Früh-Menschen, sagt nicht viel darüber, welche Alternativen es in diesem primitiven Zustand bei ähnlichen Lebensweisen, vom Wege zu sammeln was essbar ist, hätte geben können. Zumal noch über Fähigkeiten zwischen *Neanderthalensis* und *Sapiens* heftigst gestritten werden kann, weil die Differenzen zu klein sind. Mit den beigezogenen Studien zum Gehirn, Bewusstsein und zu psychischen Abweichungen sind Dynamik und Plastizität des humanen Gehirns hinreichend sichtbar geworden, um den kognitiven Prozess in dieser differenten Weise denkbar zu machen. Ebenso wird die erst mit Beginn des Jung-Paläolithikums grundlegende Veränderung der frühen Kommunikation nachvollziehbar, wie sie in den Artefakten deutlich wird, auch in den Schnitzereien und Malereien der frühen Epoche, die als Produkte einer prä-bewussten Kultur nachvollziehbar sind, wie wir noch sehen werden.

3. *Evolution und sozialer Prozess*

Zuerst soll es darum gehen, wie im wissenschaftlichen Verständnis über die Entwicklung des Menschen gesprochen wird, besonders für die Zeit ab dem Jung-Paläolithikum. Das kann nur in Ansätzen geschehen, scheint aber zur Bewertung des Themas sinnvoll. Die Hauptlinien zwischen den unterschiedlichen Theorien bei der Analyse der Steinzeit können wohl durch die Betonung der Evolution gegenüber dem primär sozialen Prozess gekennzeichnet werden.¹

¹ Doch Prozess ist in der wissenschaftlichen Diskussion nicht gleich Prozess. In der Archäologie formuliert etwa Mitte des 20. Jahrhunderts der (sich selbst so bezeichnende) Darwinist

Die lediglich auf der Biologie aufsetzende Evolution des jungen Homo sapiens wird oft kritisch als *Nativismus* bezeichnet. Ähnlich wird gegen die Vorstellung argumentiert, Entwicklungen, wie die Sprache, wüchsen im Gehirn als *Module*,¹ würden also nicht oder nur in geringem Masse erworben. Gegenüber sehr eng von der Naturwissenschaft aus gegen soziale Erklärungen polemisierende Aussagen wird manchmal von *Biologismus* gesprochen.² Wieweit Darwin für heutige Vorstellungen eines „Darwinismus“ herangezogen werden kann, scheint auch nicht immer klar zu sein, er kannte die Funktionsweise der Veränderung durch biologische Mutationen noch nicht, war sich aber bewusst, es müsse einen weiteren wichtigen Faktor für die evolutive Veränderung geben.³ In der früheren Annahme, Homo sapiens sei in Eurasien aus den Früh-Menschen entstanden, wurde ein hoher geistiger Stand bereits für letztere mehr behauptet als zu belegen versucht. Ich behandle einiges dazu im folgenden Exkurs.

Die Evolution, nicht soziale Erklärungsmodelle, bestimmt als wissenschaftliche Grundvorstellung unter anderem die Archäologie recht intensiv, wenn sich dies wohl auch langsam ändert, dann ist manchmal von *Co-Evolution* die Rede, um jedenfalls dem Namen nach soziale Entwicklung einzubinden, da in 100.000 Jahren oder nun gar 35.000 Jahren seit der Schädelausformung die biologische Auswahl/ Selektion den sozialen Wandel nicht annähernd erklären könnte. Tatsächlich behauptet wohl auch niemand, seither habe es diesbezüglich nennenswerte biologisch-evolutive Veränderungen bei Sapiens gegeben, oder dies sei zumindest in der Wissensrevolution des 20. Jahrhunderts geschehen; es wird in solchen Ansätzen primär biologischer *Erklärung* einfach darüber hinweggegangen. Auf dem Faktenwissen der Archäologie, wie dem zur Entwicklung der Steinwerkzeuge und Siedlungen, wird hier selbstverständlich aufgebaut; wie ebenso auf den Naturwissenschaften. Obwohl dieses Fach immer wieder sozial-

Binford – der „der herausragende archäologische Denker“ seiner Zeit war, wie Renfrew (1984) betont – die „Neue Archäologie“ als eine prozessuale Archäologie. Er meint damit aber etwas anderes als ich und lehnt die Verknüpfung mit den Sozialwissenschaften noch ab, er sieht auch die Unterschiedlichkeit der Menschen und ihrer Kognition in den historischen Zeiten noch nicht differenziert genug. (Binford, 1984: 8f; Malinowski, 1986: 88)

1 In der Linguistik wurde der Streit, ob Sprache primär erlernt oder angeboren sei, um es etwas simpel auszudrücken, lange um Äusserungen Chomskys geführt, der die *Struktur* der Sprache lange als in Modulen heranwachsend verstand, seine Auffassung mittlerweile zwar relativierte, dabei allerdings im Rahmen eines Nativismus-Modells bleibend.

2 Dieser Ansatz unterscheidet sich noch von rein evolutiven Erklärungsversuchen, die Soziales – vor allem immer wieder: Intelligenz und Aggression, womöglich als Merkmale von „Rasse“ – gänzlich auf biologische Gesetze reduzieren wollen.

3 Mutationen galten dann viele Jahre als wesentliche zufällige Änderungen des Genoms; heute ist es alles sehr viel komplizierter, da sich die Genetik mit Epi-Genetik erweitert. (Kegel, 2015) Erlernete Fähigkeiten können offenbar doch zumindest über einige Generationen vererbt werden. Zu einer kritischen Sicht auf den Darwinismus, Bauer (2008). Es hat eine Reihe genetischer Veränderungen gegeben, die zu Unterschieden der Hautfarbe, zur Milchverträglichkeit, oder bestimmte Anlagen zu Krankheiten und ähnlichen Entwicklungen führten.

wissenschaftliche Interpretationen versucht, ist es auch diesbezüglich eher naturwissenschaftlich ausgerichtet und noch in den letzten Jahren allerdings oft durch ältere wissenschaftliche Auffassungen geprägt worden.¹

Erst in der jüngerer Diskussion der Archäologie wird ein Meinungsumschwung sichtbar, wenn auch Sapiens vorerst weiter in die Vorstellung einer festgefügt biologischen Evolution eingebunden bleibt. Nach der Entschlüsselung des menschlichen Genoms/ DNA am Ende des 20. Jahrhunderts drängt nun aber dort und in den ergänzenden Fächern – wie Biologie, Ethnologie, Psychologie, der Neuro- wie der Kunstwissenschaft – die Analyse des Homo sapiens selbst zum Paradigmenwechsel, einem Wechsel der konsensualen Grundvorstellungen in diesen verschiedenen wissenschaftlichen Fächern. Zwar tritt dabei das Genom als Bewegener humanen Wandels zurück (Co-Evolution), doch bleibt manchmal ein genetischer Antrieb der Veränderung darin zumindest noch für die Zeit des Jung-Paläolithikums bedeutend, während das Lernen bislang nur als ergänzende Komponente menschlicher Entwicklung angesehen wird.²

Eine ältere Vorstellung finden wir neben anderen besonders deutlich bei Watkins, (2012) der unter anderem als Ausgräber im Nahen Osten tätig ist; ich bespreche ihn im Exkurs. Der sieht den modernen Menschen („modern human“) erst vor 10.000 Jahren mit dem Neolithikum, der beginnenden Landwirtschaft, entstehen und spricht noch für das Ende des Jung-Paläolithikums nicht nur von anthropologischer, psychologischer, sozialer und kultureller Entwicklung, sondern ebenso von *genetischer*, um sozialen Wandel im alten Rahmen beschreiben zu können. (25, 38) Wesentlich geht es in diesen Betrachtungen um den menschlichen Geist (mind). Eine solche Betonung machte wenig Sinn, wollte sie nur auf partielle genetische Veränderungen im Rahmen des Homo sapiens verweisen, die unstrittig vorkommen, wie der von mir betonte Präfrontale Kortex und jetzt die Form des Hinterhaupts, die ich ja auch als genetische Ursachen für Veränderung noch im Jung-Paläolithikum mit ansehe, die aber nicht direkt, sondern nur über die Veränderung des Denkens, also sozial vermittelt wirksam

1 Wenn ich mich gegen den Begriff: soziale Evolution wende, hat das systematische Gründe und heisst nicht, es gäbe nicht immer wieder Entwicklungen, die der Darwinschen Vorstellung einermassen entsprechen. Und wenn auch keine Entwicklungsstufen regelhaft an jedem Ort vorkommen, so gibt es doch einen Richtungssinn. Komplexe Organismen erweitern sich hin und wieder (oder sterben ab). Auch der Begriff der Fitness ist problematisch: wer bestimmt denn was das ist, ein Gott, ein Führer? Das sich Durchsetzende? Wenn sich die Verfettung in einigen Bevölkerungen endgültig biologisch-genetisch durchsetzen sollte? Fitness ist Wertung.

2 Siehe dazu auch die Diskussion der mailinglist: <https://lists.fu-berlin.de/listinfo/neo-lithics> und das Sonderheft ihrer Zeitschrift „Neo-Lithics - The Newsletter of Southwest Asian Neolithic Research“ 2/ 13 (www.exorientale.org/downloads/neolithics.php). In diesem Heft ist eine nativistische Strömung führend. Trevor Watkins danke ich für Hinweise und eine Einführung in die Diskussion um „embodied, extended and distributed mind“ in der Mailing-List; Dank an die Mitglieder dieser Liste für die Geduld mit meinem Englisch und für hilfreiche Beiträge.

werden.¹ Die abschliessende Schädelausbildung war zugleich, sahen wir, die Zeit des Übergangs von noch relativ einfachen, 32.000 Jahre alten Höhlenbildern zu den heute als typisch geltenden (Steinzeit-) Malereien; die geschnitzten Figuren und Flöten gelten als 36.000 Jahre alt. Es ist die Zeit, die in meiner Studie als der noch langsame *Beginn* der grammatikalisch geprägten Sprech-Sprache angenommen wird, die sich erst in grösseren Siedlungen bis zur sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe ausentwickelte. Das ist dann die Zeit, bei der ich neben der primären Sprech-Sprache das autobiografische Bewusstsein (Damasio) bereits als weitgehend entstanden sehe.

Sozialwissenschaftlich ist Lernen im vorgestellten Kontext heute als die primäre Form schon frühkindlicher individueller Entwicklung (Ontogenese) allgemein anerkannt. Homo sapiens erwarb eine neue Qualität des Denkens und der kategorialen Logik, sage ich deshalb, und nicht nur quantitativ mehr Wissen. Mit dieser Vorstellung ist der Prozess des kognitiven und sozialen Wandels der frühen Jahrtausende bis heute als „normal“ und ohne besondere biologische Ereignisse nachvollziehbar; dennoch ist dieser Prozess kaum abgeschlossen, die Biologie kennt kein Ende. Mit den neuen Erkenntnissen wird noch deutlicher, nativistische Annahmen sind für den kürzeren Rest der Zeit bis heute erst recht nicht plausibel. Anstelle von Biologie ist nur eine *soziale* Erkenntnistheorie als Leitwissenschaft für die Epoche des Homo sapiens aussagekräftig, ein empirisch gewonnener Konstruktivismus (Piaget; Dux). Die Darwinsche Selektion sollte der Biologie vorbehalten bleiben.

Die Veränderung der traditionellen Logiken im menschlichen Denken – die sich meist in der jeweiligen Vorstellung eines „Göttlichen“ in Weltvorstellungen äussert – wurde meist nicht erkannt, und so erschien früheren Generationen eine kognitive Entwicklung als nicht bedenkenswert und blieb unerforscht, zumal dann, wenn Forscher:innen selbst „gottgläubig“ waren und der Logik einer „Schöpfung“ anhängen. Obgleich also nennenswerte genetische Veränderungen hinsichtlich der Kognition manchmal noch bis zur Ausbildung der Landwirtschaft ab vor 10.000 Jahren angenommen werden, wird in der Archäologie, und anderswo, Sapiens (und manchmal schon die Gattung Homo) faktisch als immer schon gleichen hochentwickelten Geistes behandelt, der lediglich mehr Wissen akkumulierte, aber nicht neue Logiken im Denken und Glauben erlernte, in der Weltvorstellung vor allem (Scheibe oder Kugel).

In meiner soziologischen Analyse haben die sich wandelnden Grundlagen des Denkens bei Homo sapiens entscheidende Bedeutung. Die wichtigste Änderung in unserer Logik ist – gegenüber dem Schöpfungsgedanken – seit der

¹ Eine weitere neue Datierung sagt: die ältesten, sehr simplen Höhlenbilder könnten bereits um 64.000 Jahre alt sein, sie wurden dann wohl von Neanderthalensis ausgeführt. Warum nicht? Heftiger Streit darum scheint ebenso sinnlos wie zur Frage, ob Neandertaler:innen bereits von Sapiens ein wenig gelernt haben (Scinexx.de, 8.04.18)

industriellen Moderne die Einsicht in die Prozesshaftigkeit aller Phänomene, die die empirische Rekonstruktion ihres historischen Werdens als Erklärung möglich und nötig macht, ohne dabei auf naturwissenschaftliche oder philosophische Begründungen reduziert zu sein. Und die Erkenntnis erlaubt, in welcher Weise Geistigkeit und Sinn von den Menschen geschaffen wurden, und nicht von undefinierten „höheren Mächten“, auch nicht von einer transzendentalen (nicht-denkbaren) „Natur“, wie es ältere Philosophien und Religionen als gegeben setzen. Erst die prozessuale Logik – das gilt es zu bedenken, um meine Analyse methodisch zu verstehen – erlaubt die Rekonstruktion der Menschwerdung, die Beantwortung der Frage, wie die Welt und die Menschen real, empirisch entstanden sind, erst mit ihr ist die Erklärung (fast) aller Phänomene möglich. Doch wie und vor allem auch: wann entstand welche Form der Logik im Zuge dieses Prozesses? Rekonstruktion ist Analyse, keine Floskel.

Gravierende Erweiterungen von Kognition und Logik – so meine hier vorgestellte Analyse, die noch einmal zusammengefasst sei – fanden in der Zeit des Jung-Paläolithikums statt. Sie konnten offensichtlich nicht von Homo erectus und dessen früh-menschlichen Ablegern entwickelt werden, sonst hätte die Archäologie entsprechende Artefakte, vor allem Steinwerkzeug, vorgelegt. Erst im Rahmen einer gegenüber Früh-Menschen erweiterten Kognition wurde während dieser 30.000 Jahre aus relativ simplen Gruppen des Homo sapiens heraus wohl „das Soziale“ oder eine beginnende formale *Institutionalisierung* – wahrscheinlich zuerst die der Verwandtschaft – deutlich ausgebildet. Der soziale Wandel im Jung-Paläolithikum wird durch die ab vor gut 20.000 Jahren erkennbare wachsende frühe Sesshaftigkeit von Wildbeuter:innen ausgedrückt, als wegen des engen Zusammenlebens in grösseren Siedlungen etliche neue Verhaltensweisen ausgebildet werden mussten. Spätestens ab dann prägten nicht mehr einfache Gruppen den Typus jener steinzeitlichen Sozialformen.¹

¹ Eine *Gruppe* ist eine Menge von Individuen, wenn die Beziehungen regelmässig und (relativ) dauerhaft sind und eine integrierte soziale Struktur vorhanden ist. (Lexikon der Soziologie) Zu unterscheiden ist die *grössere* (hier: Orts-) *Gemeinschaft* mit organischer kultureller Bindung der Menschen, die aus Gruppen gebildet und weitergehend sozial differenziert ist, ohne schon ergänzend als Zivilisation bezeichnbar zu sein. *Kultur* meint hier den Bezug auf Verhaltenskonfigurationen der Gemeinschaft, die durch gestaltete/ bewusste Symbolgehalte (Wissen, Kunst, Religion) über die Generationen vermittelt wird. Deshalb spreche ich für den Göbekli Tepe von (sozial-differenzierter) *Kulturgemeinschaft*; der von Schmidt (2008) verwendete Begriff: Kultgemeinschaft bezieht sich offenbar enger auf den religiösen Zusammenhalt. *Zivilisation* (oder: materielle Kultur) bezeichnet die Gesamtheit der im Entwicklungsprozess erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, die es ermöglichen, gesellschaftliche Probleme zu lösen. (Lexikon zur Soziologie) Von Gesellschaft, oder hier: *Gemeinschaft* zu sprechen (Tönnies, 1887) ist wohl erst für die vermutete „urbane“ Siedlung am Göbekli Tepe sinnvoll, obwohl es zuvor schon grössere Siedlungen gab, die äusserlich dem nahekamen. Derzeit ist das Monument vom Göbekli Tepe das erste Werk, das den Unterschied ausmacht, ohne eine Siedlung zu kennen, aus der die Erbauer:innen kamen.

In der Archäologie ist deshalb für die Zeit vor dem Beginn der Landwirtschaft manchmal von „komplexen Wildbeuter:innen“ die Rede. (Noll, 2002) Die erste kognitiv geprägte Hoch-Kultur wird bereits lange vor der entwickelten Landwirtschaft mit dem Bau grosser Monumente am Göbekli Tepe durch Wildbeuter:innen geschaffen, die allerdings bereits Wildgetreide nutzten, wie Mahlstene zeigen, die möglicherweise in die jüngere Schicht II gehören; ähnlich entwickelt waren Jericho und vielleicht einige Siedlungen, in denen jedoch ausgeprägte grosse Bauten nicht gefunden wurden. Bedeutend scheinen Kulturen am Ural (Holzstele) gewesen zu sein, wie auch in Spanien (rote Königin); zu ihnen fehlen jedoch hinreichende weitergehende Funde, wie zu den älteren Gräbern in Sunghir oder Italien auch.

Ganz anders war noch die Situation am Beginn des Jung-Paläolithikums. *Einerseits* zeigen vor allem die Skulpturen wie Malereien eine neue Fähigkeit bei Homo sapiens gegenüber Früh-Menschen. Dabei ist es nicht die entscheidende Frage, ob Sapiens oder gar Frühhmenschen auf Java und Borneo (Spiegel.de, 3.12.14; Scinexx.de, 9.11.18) schon (sehr) einfache Zeichen als Gravuren und Handabbildungen schufen – wodurch letzteren reflexartig wieder einmal undefiniert „abstraktes Denken“ attestiert wurde (Scinexx.de, 5.9.14) –, oder wie weitgehend Homo erectus (in Bilzingsleben, Thüringen) einfache Lager/ Camps einrichten konnte. Wichtiger für die Analyse des humanen Prozesses ist, wieweit Sapiens gegenüber Früh-Menschen eine Kognition erwarb, die die Differenzen zu deren älteren Lebensformen verständlich machen kann, wie sie in den archäologischen Funden erkennbar sind, die sich von denen der Früh-Menschen bald deutlich unterscheiden. Das sagt uns die Archäologie! Und deren experimenteller Zweig kann da sicher noch einiges austesten.

Andererseits belegen Skulpturen und Malereien zwar eine gewisse Ausbildung der Kognition gegenüber der der Früh-Menschen, aber noch nicht, dass Sapiens bereits am Beginn des Jung-Paläolithikums ausdrücklich symbolisch gestalten konnte oder eine ausgeprägt grammatikalisch geprägte Sprech-Sprache besass, wie es immer wieder als Grundlage einer frühen weitgehenden Geistigkeit betont wird. In Frage steht, ob es sich bereits um bewusst gestaltete „Kunst“ handelte. Eher nicht, werden wir noch sehen, wenn über Kinderzeichnungen zu reden ist! Jedenfalls, sofern wir als Kunst nicht generell jede mit Zeichnung, Malerei, Schnitzerei und dergleichen erzeugte Artefakte verstehen, sondern etwas differenzieren wollen. Generell ist Denken ohne Symbole/ Zeichen natürlich nicht möglich, es kommt darauf an, differenziert und definiert davon zu sprechen, was solche Symbolhaftigkeit in der jeweiligen Zeit bedeuten kann.

> Exkurs: Zu einigen Theoremen der Archäologie

Wir werfen nun einen (eingeschränkten) Blick auf die Diskussion in Teilen der Archäologie.¹ Watkins (2012) skizziert eine Theorie des kontinuierlichen Übergangs von Früh-Menschen zum Homo sapiens, die ich hier nur andeute. In seinem Aufsatz wird die Entwicklung des menschlichen Geistes unter anderem auch noch für die Zeit des Homo sapiens vor 10.000 Jahren als *genetisch* geprägt bezeichnet. Für das frühe Jung-Paläolithikum scheint diese These nun durch die spät veränderte Kopfform gestützt, wenn auch nicht geeignet, direkt die Änderung des Verhaltens zu begründen, die immer eine soziale ist. Eine nennenswerte genetische Stärkung der Denkkraft zu Beginn des Neolithikums, bei den frühen Bauern, scheint aus den Quellen jedoch nicht herauszulesen sein, auch nicht durch die dafür meist angeführten neuen Symbole, für deren Bedeutung immer wieder Cauvin (2000) in Anspruch genommen wird. Dessen pointierte Vorstellung zur Entstehung der Götter in der Symbolik am Beginn des Neolithikums scheint überholt; die Diskussion um dessen Ansatz schildert Watkins, der ihn übersetzte, selbst sehr kritisch. (2011)

Er begründet dennoch seine Auffassung einer genetisch basierten Erweiterung des Denkens noch ab vor gut 10.000 Jahren vor allem damit, es sei erst damals ein materialer „sozialer Speicher“ (social memory; Assmann) in Form von neu entstehenden Symbolen bis hin zu Bauwerken entwickelt worden, der zudem auf kultureller Erinnerung und/ oder Überlieferung beruhe. Das ist in der Tat eine wichtige externe Ergänzung durch kulturelle Traditionsvererbung, die jedoch – so meine Auffassung – sapiens allein mit der neuen *Lernfähigkeit* möglich wurde und zudem bereits deutlich vor dem Neolithikum entscheidende kognitive Belege findet: der Göbekli Tepe ist nicht nur ein komplex geplantes Bauwerk, sondern zugleich das erste bekannte bewusst gestaltete Symbol mit inhaltsreicher, primär religiöser Aufladung. In dieser Zeit mussten die ersten (unbekannten) Mythen entstanden sein, um die symbolisierte Ideologie den einfachen Menschen als Erzählung durch die Eliten erläutern zu können. Ich habe diesen sehr langsamen Prozess im Zusammenhang mit der Entstehung von Siedlungen und Sprech-Sprache oben aufgezeigt.

Zwei Punkte in Watkins Aufsatz, die meine Arbeit direkt tangieren, hebe ich kurz hervor: *erstens* stützt sein Text meine Ansicht, im Jung-Paläolithikum habe bereits ab vor gut 20.000 Jahren eine sehr weitgehende Entwicklung stattgefunden, die in besonderer Weise durch Sesshaftigkeit gekennzeichnet sei, es habe sogar – betont er – bereits früh das Ernten von (wilden) Samen gegeben, also offenbar mehr als nur einfaches Sammeln in Kleingruppen. Ronen (2010) – der

¹ Die Orientierung auf das Neolithikum ergab sich wesentlich über die erwähnte mailinglist: *neo-lithics*. Für das Jung-Paläolithikum gibt es einen solchen Zusammenschluss meines Wissens nicht. Zusätzliche Emails mit Teilnehmer:innen, sowie überlassene Manuskripte halfen. Siehe unten den Abschnitt: Archäologische Modelle...

aber generell von sehr frühen geistigen Fähigkeiten ausgeht – spricht schon für diese Zeit von speziell ausgebildeten Arbeitern, die Getreide-Mörser aus Stein hergestellt hätten, und hält eine sozioökonomische Elite damals für möglich.¹ *Zweitens* sieht Watkins nach dieser frühen weitgehenden Entwicklung dennoch beim komplexen Bau des Göbekli Tepe am Ende des Jung-Paläolithikums ausdrücklich noch keine „Planungsgruppe“ am Werk (Neolithic masterminds), kein hierarchisch organisiertes System einer Autorität und keine spezialisierten Architekten, Bauleute, Bildhauer und Künstler (in unserem Verständnis einer weit entwickelten Arbeitsteilung sicher nicht; siehe unten). Es gäbe keine besondere Entwicklung in den letzten 10.000 Jahren vor dem Neolithikum. Das überrascht.

Ich sehe nach der Analyse dieser „Baustelle“ allerdings bereits deutlich vor dem Neolithikum eine weit gediehene soziale und kognitive Entwicklung, wo immer sich die (quasi-) urbane Siedlung jener Leute befunden haben mag. Nicht zuletzt wurden die Monumente am Göbekli Tepe und dann Jericho, sowie weitere bekannte Siedlungen, zuvor schon in der wachsenden Sesshaftigkeit „vorbereitet“. Selbstverständlich waren diese „Spezialist:innen“ und „Berufe“ kaum in unserem Verständnis ausdifferenziert, doch besondere Fähigkeiten in einer arbeitsteiligen Form unterstelle ich dabei (irgendwie); auch der Ausgräber des Göbekli Tepe, Schmidt, spricht davon. (2008) Er hält vorbereitende Bauten als Schutzwälle vor dem Verbiss von Wildgetreide und als Fanganlagen bei der kollektiven Gross-Jagd für möglich. Doch wird bereits der Siedlungsbau solche Kenntnisse entwickelt haben.

Es waren lange vor diesem Bau bereits Institutionalisierungen – auf die Watkins sonst nachdrücklich hinweist – und eine konkrete Planung nötig. Durchaus mit „Team-Sitzungen“ und dergleichen! Und wahrscheinlich nach einer langen „Baugeschichte“ mit früheren kleineren Bauwerken; so wie die ersten griechischen Tempel in Holz ausgeführt waren. Der Umbruch der Welt am Ende der Eiszeit, also vor allem des wärmer und feuchter werdenden Wetters und damit der Änderung der Ernährung, erzwang gegen die Neuerungsfeindschaft, die simples Denken generell kennzeichnet, (Lévy-Bruhl, 1959) ein neues Nachdenken über die Welt und führte, wie mir scheint, zu jener erweiterten Kognition und Logik. Am Ende des Jung-Paläolithikums stehen jene gewaltige Monumente, die letztlich zwar sehr grosse damalige Rundhütten sind, mit

¹ Bereits vor 23.000 Jahren, über 10.000 Jahre vor dem Bau des Göbekli Tepe, wurden, sagt Ronen, (2010) in der Levante in einer ganzen Reihe von Orten fünf bis zehn Kilo schwere Getreide-Mörser und auffallend kleine (=rituelle) Handäxte aus seltenem Basalt gefunden, weshalb ein grösserer Verbrauch von Getreide angenommen wird, vielleicht bei [Verteilungs-] Festen (Potlatch) oder Riten, was auf Lagerung verweisen könne. Eine symbolische Macht des Steines und eine mächtige sozioökonomische Gruppierung und dazu auch ausgebildete Arbeiter, die für die Bearbeitung des sehr harten Basaltsteins viel Zeit benötigten, seien denkbar, vielleicht wurden die Mörser importiert, da Arbeitsspuren sich nicht fanden.

Pfeilern, die allerdings nicht ein Dach, sondern eher den Himmel stützen sollten.

Bei Watkins wird also ein strukturell schlichteres Bild jener Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, und entsprechend in Jericho, sichtbar, die bei mir ausdrücklich als „Sozial-differenzierte Gemeinschaft“ diskutiert wird, die auf Basis der sesshaften Wildbeuterei einen ersten kulturell-kognitiven Höhepunkt darstellte, die die Geschichte künftig bestimmen sollte: urban organisierte Gesellschaften, die in Handelsnetze eingebunden waren. Wie die Rolle der beiden Orte in diesem Prozess konkret gewesen ist, wird wohl ein Geheimnis bleiben, wenn nicht weitere Funde gemacht werden; etwa solche, die für den Göbekli Tepe ein Handelszentrum sichtbar machen, denn für eine nur wenig jüngere Zeit sieht Coward (2010) bereits ein Handelsnetz (aus Satellitendaten). Sei es direkt an diesem Geistigen Zentrum, oder in der von Schmidt vermuteten steinzeitlichen Stadt unter Şanlıurfa, eine damalige Tagesreise entfernt. (2008) So wie für das städtische Jericho (umstritten) Reichtum durch Handel angenommen wird. (Roaf, 1998) Bestätigt sich dazu noch die „Urukisierung“ durch den Bau von Kolonialstädten zur Versorgung Uruks mit (Bau-) Materialien, (Butterlin, 2013) auf die ich unten hinweise, und die eben durch das Auffinden einer 9.000 Jahre alten „Metropole“ mit 3.000 Bewohner:innen gestützt wird, (Scinexx, 18.7.19) dann kommen wir vielleicht zu einer noch bedeutenderen Situation am Göbekli Tepe als es heute sagbar ist.

Den Begriff „modern human“ betont Watkins in seinem Text im Zusammenhang mit den intellektuellen Vermögen erst des neolithischen Siedlungsbaus (ab vor 10.000 Jahren) deutlich: er glaube nicht, dass sich die von ihm besprochenen Anzeichen für diesen neuen Geist schon für das Jung-Paläolithikum aufzeigen liessen. (2012: 33, 38) Wenige Zeilen später bezieht er sich auf „Palaeolithic specialists“, auf andere Fachleute für die Erforschung des Neolithikums, die ebenfalls betonten: diese Menschen des beginnenden Neolithikums wären essentiell „modern like us“ gewesen. (38) Modern wie wir? Soll damit wirklich gesagt werden, zwischen den Menschen vor 10.000 Jahren bis heute habe es hinsichtlich der Kognition, Logik und Sozialität keine nennenswerten, qualitativen Veränderungen mehr gegeben? Gab es auch keine geistige und damit soziale Zäsur mit dem Beginn der Existenz des Homo sapiens? Verläuft die Entwicklung von menschlichem Geist und der Kultur ab dem Homo sapiens wirklich lediglich in „co-evolution“ zu einer weiterhin generell biologischen Evolution? (38)

Neben dem herausgestellten Begriff eines „erweiterten und miteinander geteilten Geistes“ (extended, distributed mind) wird in jener von mir nur ange deuteten Diskussion ein theoretisches Konstrukt betont, das implizit eine Abweichung von der – viele Jahre auf Darwin gestützten – naturwissenschaftlichen Betrachtung beinhaltet und das weitere Festhalten an nativistischen Vor-

stellungen aus sich heraus implizit hintertreibt: die Nischen-Theorie (niche theory). Sie wird in der genannten Debatte gebraucht, um den neu gesehenen Zusammenhang vom biologischen und sozialen Menschen mit dessen Umwelt zu erfassen, aus deren Beziehung der Geist/ Verstand sich in der *Co-Evolution* lernend, also nun „nicht-genetisch“ entwickle. (Watkins, 2012; Renfrew, 2009)

Renfrew (2009) hat diese Diskussion skizziert. Den Begriff: Evolution hält auch er bezogen auf die letzten 60.000 Jahre methodisch für „gefährlich“. Bis zu dieser Zeit sieht er aber die natürliche Zuchtwahl als teilweise wirksam an, daneben beginne die (kulturelle) *Co-Evolution*; das ist ein *biologischer* Begriff dafür, dass von zwei symbiotischen Pflanzen sich eine genetisch verändert und darum die zweite folgen muss (oder eine oder beide gehen unter). Die kulturelle Entwicklung werde nicht mehr genetisch gesteuert und auch *nicht* durch modulare Hirnbildung, wie es vor allem Mithen (1996), Dunbar (2010) oder Donald (2008) sähen. Von Renfrew werden drei Elemente als neuer „sapient mind“ (menschlicher Geist) herausgestellt: er sei (a) sowohl im *Gehirn* verkörpert (embodied mind), als auch (b) in neuer Form allgemeiner *Geistigkeit* entstanden, die nicht nur „im“ Gehirn existiere, sondern als Allgemeingut zur Verfügung stünde (extended mind), wie etwa (viel später) die Töpferscheibe, und es gäbe (c) den miteinander *geteilten Geist* (distributed mind), wie er in einem Team zusammenwirke, das komplexer als Einzelne es können Neues entwickeln. In kurzer Darstellung ähnlich: Watkins. (2012)

Die Sprachfähigkeit bei *Homo erectus* wird manchmal euphorisch als der von *Sapiens* nahe betont. Es wird dazu eher nur etwas behauptet/ gesetzt als analysiert. Bestimmte Funde, die als bedeutend gelten, werden dann relativ frei mit eigenen Vorstellungen kombiniert. Dabei kommen manchmal gewagte Behauptungen heraus. So heisst es etwa über *Homo neanderthalensis* noch 2009: diese Menschen „konnten fast die gesamte Bandbreite an Lauten erzeugen, die wir von modernen Menschen kennen – hatten also mit Sicherheit [!] eine gut entwickelte Sprache –, sie waren fähig, Gedanken, Erfahrungen und Ratschläge an Gruppenmitglieder der eigenen und der nächsten Generation weiterzugeben, sie sorgten für Alte und Gebrechliche, sie organisierten ihre Gesellschaft“. (Schrenk, 2009) Andernorts wird sehr bestimmt *Homo erectus* vom Fundort Bilzingsleben mit seinem dauerhaften Lager von vor 350.000 Jahren ein dem modernen Menschen ähnliches Leben als bewiesen zugeordnet: „Der *Homo erectus* ist es auch, der im weiteren Verlaufe einer erfolgreichen biologischen und sozio-kulturellen [!] Entwicklung den Schritt in fremde, in neue Ökosphären wagte und sich weit innerhalb der Alten Welt ausbreitete“. (Mania, 1998) Allein dieser Gedanke, sie wagten sich in die Ferne, als ob sie neugierig auf sie gewesen seien, trifft kaum die Realität, in der eher neue Ökosphären nur unter Zwang besiedelt wurden, bei Nahrungsmangel, zu dicht wer-

dender Bevölkerung oder Vertreibungen. Die „Wanderung“ von Afrika nach Eurasien geschah mit Ausbreitungs-Geschwindigkeiten von kaum zwei Kilometern pro Jahr. (Cavalli-Sforza, 1996) Sie zogen jeweils wohl nur das unbedingt nötige Stückchen weiter, um den Anschluss an andere Menschen nicht zu verlieren.

In einem abschliessenden Kapitel Manias: „Der Mensch vor 400000 Jahren – ein kulturelles und bewusstes Wesen“ heisst es weiter: die Fundstelle Bilzingsleben zeige, dass der frühe Mensch (Erectus!) vor 500.000 bis 200.000 Jahren *„ein geistig bereits relativ hoch entwickeltes Wesen war, das ‚sich seiner selbst und seiner Handlungen bewusst‘ war ... Er schuf sich eine Kultur, auch wenn sie noch recht einfach strukturiert und beschaffen war. Er lebte bereits in für den Menschen typischen gesellschaftlichen Verhältnissen“*. Was könnte er sich sonst erschaffen haben, wenn nicht eine Kultur, recht einfach? Und was sagt uns das? Nichts. Und dann der Stil gegenüber Zweifeln, wie es in: Spektrum der Wissenschaft, 6/ 1996, formuliert sei, sie werden lächerlich gemacht: dann müsse von Erectus als *„hoch entwickelter Affe“* gesprochen werden. *„Nun, wir wissen es besser, Bilzingsleben und Schöningen sind ein nicht zu leugnender Beweis“* – für die Ansicht Manias (Schöningen ist der Fundort von 400.000 Jahren alten Speeren von Neandertaler:innen). Nein, kein hoch entwickelter Affe, aber niedrig entwickelte (Früh-) Menschen!

In einem Buch über „die Neandertaler“ werden diese wie folgt charakterisiert: Sie *„lebten als erfolgreiche [!] Jäger. Die Jagd erfordert theoretisches und praktisches Wissen, Erfahrung und Unterricht. Sie gründet Traditionen, schafft Erinnerung und strukturiert die Gesellschaft, in dem sie den sozialen Zusammenhalt und die Kooperation fördert. Das Planen und Durchführen der täglichen Nahrungsbeschaffung erfordert komplexes Denken [!], kognitive Fähigkeiten und soziale Organisation. Es ist aber davon auszugehen, dass sich die Neandertaler [sic] mit ihrem profunden Umweltwissen auch pflanzliche Nahrungsquellen erschlossen haben“*. Donnerwetter! Sie fanden schon Pflanzenkost. Dann wird auf die Inuit-Frauen verwiesen und auf viele verfügbare Nahrungspflanzen (ähnlich wie es von Owen, 1995, oder Bosinski, 1981, für Gönnersdorf 15.500 bp beschrieben wird). Und am Ende des Absatzes heisst es: *„Ein ähnliches Pflanzenangebot stand auch den Neandertalerinnen [sic] im eiszeitlichen Europa zur Verfügung“*. (2002) Das erste Zeichen [!] setzte ich, weil das „erfolgreiche Jagen“ bekanntlich schon für einfache Tiere gilt, also nichts aussagt.

Nicht erst Schimpansen jagen, wenn auch nur gelegentlich, „koordiniert“: das geschieht aber, indem ein Tier die Jagd von einem günstig scheinenden Platz aus beginnt und andere dem folgen, die dann die jeweils noch freien Plätze mit (meist sinkender) Erfolgsaussicht einnehmen; ich folge dabei Tomasello. (2011: 188) So funktioniert es wohl bei allen in Rudeln jagenden Tieren.

Warum sollte es beim frühen Menschen anders sein, als Zeigen, Gesten und Gebärden neben frühen Lauten nur eingeschränkt zur Verfügung standen? Da musste es nicht zuvor eine detaillierte Gruppenbesprechung zur Planung geben: Ich hier, Du da, Ihr daneben; oder gar Unterricht! Lernen geschah – insofern wie schon bei einigen Tieren – durch Nachahmen im Mitmachen. Im Vorfeld der Höhlenzeichnung könnten allerdings Umrisslinien der Tiere in den Sand gezogen worden sein, um mit solchen Zeichen als besondere Gesten/ Gebärden Beobachtungen mitzuteilen und Tiere mit ihrem Nutzen und ihrer Gefährlichkeit zu unterscheiden.¹ Also Gebärden, die bis heute oft Sprache ergänzen (nicht nur: begleiten), oder früher andersrum! Wenn Sprache die primär üblichen Gebärden zur Kommunikation erst ausbaut.

Mir geht es bei der Abgrenzung zum Nativismus und zu solchen Formulierungen nicht um die Fortsetzung vergangener ideologischer „Kriege“, also nicht um die dogmatische Rechtfertigung bestimmter Begriffe, sondern um wissenschaftliche Klärung, bei der ich zur Erläuterung meiner theoretischen Position diese Differenz nutze. Den Begriff: Koevolution benutzen etwa auch Damasio (2011) oder Tomasello, (2011) der zugleich den sozialen *Prozess* als Grundlage seiner Arbeit betont, aber letztlich noch im Rahmen einer Evolution verbleibt.²

Was in den beginnenden Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts vor Darwins Hauptwerk von 1859 als wesentliche Erkenntnis galt, dass es symbiotische Beziehungen zwischen Organismen und ihren Umwelten gibt, wurde danach überwiegend anders formuliert. Insbesondere dessen unglücklicher Begriff: *struggle for life* (Kampf ums Dasein) – den er von dem englischen „Anti-Reformer“ Malthus übernahm – hatte den Kampf der Arten (analog zu den Kämpfen der sozialen Klassen in der frühen englischen Industrialisierung) in den Vordergrund seiner Darstellung (!) der Theorie der „natürlichen Zuchtwahl“ gerückt, die dann in besonderer Weise als „Parole“ des künftigen (auch Sozial-) Darwi-

1 Bei Wolfradt gibt es den Hinweis, 1921 sei in einem Seminar in Leipzig (bei Krause) die Auffassung K. von der Steinens besprochen worden: Zeichnen in Luft oder Sand beruhe auf zeichnender Gebärde; Indianer unterstützten mit solchen Zeichen die sprachliche Verständigung mit dem fremden Forscher. (2011: 125)

2 Dabei nähert diese Vorstellung sich – von der Naturwissenschaft her kommend – wissenschaftshistorisch jener soziologischen Konstruktion an, die als *prozessuale* „positive Wissenschaft“ bereits 1845 von Marx/ Engels der alten Philosophie entgegen gehalten wurde: dass die Menschen sich in ihren wechselwirkenden sozialen Verhältnissen durch die immer stärker selbst erzeugte Veränderung ihrer Umwelt weiter verändern – und das auch im Bewusstsein. Deren „Basis-Überbau-Modell“ stützt sich auf die damals entstehenden Wissenschaften der Geologie und Biologie und entwickelt dabei die frühe moderne Soziologie mit. (¹⁴Hennings, 2017) Menschen können und müssen sich lernend an die Umwelt anpassen und dabei jenen kollektiven und hochflexiblen Verstand entwickeln, der nun im Begriff des „distributed mind“ erneut aufscheint. Heute gibt es gegenüber dem 19. Jahrhundert natürlich eine Fülle an zusätzlichen Erkenntnissen und Belegen zu dieser Entwicklung bei den archäologischen Artefakten aus Stein, Knochen und Elfenbein vor allem.

nismus aufgegriffen wurde.¹ An diese Symbiose wird heute faktisch mit der Nischen-Theorie wieder angeknüpft, um die Entwicklung des menschlichen Geistes analytisch in den Zusammenhang Mensch - Umwelt stellen zu können und so die nicht-genetische Entwicklung sozialer Lebensformen in die immer noch primär naturwissenschaftlich denkende Sichtweise einer Evolution einzubinden. Der Umbruch im Denken wird nicht erkannt.

Für die sich zugleich entwickelnde moderne Soziologie ist das Zusammenspiel von Menschen und Umwelten seit jeher Allgemeingut, es war ihr Ausgangspunkt.² Oft heisst es, nur Vorteile im Überlebenskampf bringen die Arten voran – doch diese deutlich auf die biologische Evolution zielende Formulierung, es entwickle sich nur, was Vorteile ergäbe, ist nicht meine Sache (sondern eher die Hegels, was wächst sei gut, lange vor Darwin). Wahrscheinlicher entwickelt sich alles durch irgendwelche Ursachen mögliche, solange das Neue nicht massiv die Existenz behindert! In jedem für uns Schöne beispielsweise ein Lockmittel für tierische Fortpflanzung zu sehen, scheint etwas oberflächlich – im besten Sinne des Wortes.³ Die ganze Tier- und Pflanzenwelt wurde ja von patriarchalen Vorstellungen her katalogisiert; doch taugt der bürgerliche Ehehegriff des 19. Jahrhunderts kaum für Enten.

Biologismus

Biologismus ist eine weitere überholte Vorstellung von der Welt; auch der neigt ab und an zu dem Irrtum, allein die Wahrheit gepachtet zu haben, und andere Forschungen argumentfrei niedermachen zu sollen, wie das gleich gegen

1 Das sollte nicht zu einer Simplifizierung Darwins Methode führen. Der schildert selbst, wie er aus allgemeinen, eher politischen Ansichten zu diesem Begriff kam und wie er später auch Spencers „Survival of the Fittest“ zustimmt. Engels spottet 1875: bis zu Darwins Veröffentlichung „betonten grade die Leute, die jetzt nur überall Kampf ums Dasein sehn ([Karl] Vogt, [Ludwig] Büchner, [Jacob] Moleschott u. a.) grade das **Zusammenwirken** der organischen Natur, wie das Pflanzenreich dem Tierreich Sauerstoff und Nahrung liefert, und umgekehrt das Tierreich den Pflanzen Kohlensäure und Dünger, wie dies namentlich von Liebig hervorgehoben worden war. Beide Auffassungen haben ihre gewisse Berechtigung innerhalb gewisser Grenzen, aber die eine ist so einseitig und borniert wie die andre“. (MEW 34: 169) Tatsächlich ist in der Evolutionstheorie nicht vom Durchsetzen (Kampf), sondern von Überleben oder Anpassung bestimmter – nicht: „besserer“ – Eigenschaften über die Generationenwechsel (!) zu sprechen. Malthus hatte sich um 1800, wie später Spencer, gegen eine Sozialpolitik gewandt (kurz zu Darwin und Wallace der Exkurs unten; dazu ¹⁴Hennings, 2017)

2 Wenn auch nicht in der, gegen Marx/ Engels von Kritikern gern angeführten Primitivformel vom Sein, das das Bewusstsein – womöglich „mechanisch“ – direkt bestimme, die These von Basis und Überbau wird im Original deutlich komplexer formuliert, vor allem als *Wechselwirkung* von Mensch und Umwelt. (¹⁴Hennings, 2017)

3 Das grosse „Rad“ des Pfaus beispielsweise scheint eine viel grössere Bedeutung für das Überleben des einzelnen Tieres zu haben: beim Angriff können die Federn blitzschnell abgeworfen werden, und das angegriffene Tier kann in der Verwirrung auf einem Baum Schutz suchen. (Reichholf, 2008) Doch gibt es biologische Entwicklungen, die nicht Vorteile bringen, und doch nicht zum Aussterben führen (was in anderer Umwelt womöglich geschehen wäre).

Henke/ Rothe gezeigt wird. Unter dieser Bezeichnung verstehe ich den Versuch, zumindest die wesentlichen geistigen Kenntnisse und das meiste Handeln nicht nach sozialen, sondern nur nach biologischen Massstäben zu beurteilen. Der von mir betonte kognitive Systemwechsel zwischen Tier und Mensch, der beim Homo sapiens als vollendet gesehen werden muss, wird nicht erkannt oder direkt bestritten. Menschen werden als vollständig von der biologischen Evolution bestimmt behauptet: die Gene regieren die Menschen, kein freier Wille hebt sie vom Tier ab. Die *Soziobiologie* (Begründer: E. O. Wilson) entstand erst 1975 mit dem Wachsen des biologischen Wissens und vor allem dem über die Gene; das mittlerweile bereits wieder überholt ist, wie die Epigenetik zeigt. Diese Wissenschaften sehen so ziemlich alles beim Menschen durch Gene gesteuert. In der Geschichte der Biologie sei der Punkt erreicht, selbst Religion naturwissenschaftlich zu erklären. Steckt Gott in den Genen? Eher nicht, wie die grossen Auslesungen der humanen DNA gezeigt haben, die weit weniger an direkter Erklärung „des Menschen“ erbrachten als erhofft.

Zu unterscheiden von einer solchen ausdrücklich fixierten Position ist nachlässiges Formulieren. Das passiert in der Archäologie des Paläolithikums besonders leicht, weil dort der Übergang von Primaten zu Früh-Menschen (*Homo erectus/ neanderthalensis*) und weiter zum *Homo sapiens* der Gegenstand der Untersuchungen ist. Das gilt noch mehr, wenn speziell Artefakte, vor allem Werkzeuge und Kleinkunst, ausgegraben und analysiert werden. Dann kann, weil es nicht im engeren Sinn um die Entwicklung des Menschen, sondern um dessen Hinterlassenschaft geht, allzuleicht ein linearer Übergang zum *Homo sapiens* formuliert werden, zumal sich die Artefakte zuerst noch kaum unterscheiden. Ich sehe seit „Lucy“ getrennte Wege auch des Gehirns zwischen tierischer und humaner Linie.

Zu bedenken ist auch die Tradition aus der Vorstellung der Evolution her. Im 19. Jahrhundert ging es erstmal darum, überhaupt gegen das christliche Dogma eine *Entwicklung* der Menschen aus dem Tierreich plausibel zu machen. Wurde dann evolutiv gedacht, konnte es zuerst eigentlich nur die Vorstellung linearer Weiterentwicklungen geben: vom Primaten/ Affen zum Menschen. Über die Entwicklung des Geistes war noch nichts bekannt, er wurde als vorhanden gesetzt und galt – ohne nennenswerte Reflexion – als von den Genen ausgebildet. Schon Darwin (1859) und mit ihm die bürgerliche Gesellschaft, soweit sie ihm folgte, dachten erstmal generell biologistisch. Nur Wallace, auf den ich bereits hinwies, versuchte bereits damals eine andere Position einzuführen. Das galt eingeschränkt auch für Marx und Engels, die sich allerdings mit ihrem Ansatz von schon 1845, die Menschen machten sich durch ihr Handeln selbst, einigermaßen gegen diese Position immunisierten. Mit Lévy-Bruhl und Piaget war dann die wissenschaftliche Grundlage für ein neues Verständnis gegeben, aus dem der genannte kognitive Systemwechsel ableitbar ist und der

soziale und kognitive moderne Mensch verstanden werden kann. Und erst seit wenigen Jahren ist die Vorstellung anerkannt, Homo sapiens stamme nicht von Neanderthalensis ab, sondern entstand eigenständig in Afrika aus dem Homo erectus. (Shea, 2010; Bräuer, 2012; dazu die erwähnten neueren Funde zu Körper/ Schädel des Sapiens) Ausgesprochen biologistische Ansätze finden wir auch in der Archäologie.

Einen Versuch, die Planungstiefe als Massstab kognitiver Evolution zu nutzen, unternimmt Haidle. (1999) Ich nehme einen Aspekt ihrer Arbeit heraus, was denn Kognition dabei heisse. Sie fragt gleich zu Beginn: Was macht den Menschen aus? (1999; siehe dazu auch die folgenden Beiträge jenes Buches) Um als Schlusssatz zusammen zu fassen,: *„Die Menschen existieren nicht getrennt von ihrer tierischen Geschichte“*. In der Tat! Elf „Level“ (Stufen) werden tabellarisch erfasst, beginnend beim Nicht-Artefakt-Level (L1 = Gebrauch von Zähnen, Hufen, Klauen) über einen Sekundärartefakt-Level (L5 = Abschlaggeräte, Schimpansen nachfolgend) bis zum Administrationsartefakt-Level (L10 = Masse, Geld, formale Gesetze). Dabei werden allerdings in der biologischen Entwicklung hin zum Homo sapiens nur lineare Übergänge gesehen, beispielsweise beginnend bei Schnecken und dann Ottern, die beide schon Steine *„benutzen“* könnten, oder der Treffsicherheit des Schmutzgeiers beim Bombardieren eines Strausseneis.

Dabei entsteht eine biologistische/ nativistische Vorstellung des modernen Menschens, und die Ankündigung, die Tiefe von Planung zu besprechen, wird nicht wirklich verfolgt; sollte doch eine gewisse Reflexion zur Planung gehören. Level 2 (Schnecken) und Level 3 (Ottern) unterscheiden sich *„durch eine kognitive [!] bzw. erlernte Objekt-Planung ... so werden nicht nur auftretende Bedürfnisse instinktiv erfüllt, sondern es können bei ihrer Lösung gewinnträchtige Probleme gesucht werden“*. Kognitiv oder Instinktiv? Wenn dann noch die Level im Text (!) so unterteilt sind, dass von Homo erectus direkt zum Vermögen der Herstellung von Pfeil und Bogen übergegangen wird, wobei Homo sapiens als Neuerscheinung und als deren Erfinder gar nicht eigens Erwähnung findet, wird eine Haltung deutlich, die heute vorhandenes wissenschaftliches Wissen über die neue Qualität menschlichen Geistes schlicht missachtet. Wissen zudem, das von Piaget dicht an naturwissenschaftliche Paradigmata angelegt wurde. Diese Haltung wird insofern „verständlich“ als offenbar Erectus als Beginn des Menschseins betont werden soll, wenn dem zwischen vor 600.000 und 400.000 Jahren nicht nur die Schöninger Speere (L8), sondern in Japan bereits (L9) Animismus in Form von Baum- und Feldgeistern und bewusste Totenbehandlung zugeordnet wird. Auch damit soll deutlich werden, es liesse *„sich objektiv kein Ansatzpunkt für die Heraushebung des ungefähr mit dem*

Homo sapiens sapiens zusammenfallenden Planungshorizontes 10 [Level 10] oder einer anderen Stufe finden“. Was zu beweisen war!

Naturwissenschaft wird in dieser Weise (mehr oder weniger bewusst) auf das Soziale übertragen, oder jedenfalls davon nicht unterschieden. Vielleicht soll aber ausdrücklich die Darwinsche Evolutionstheorie zum Erklärungsansatz auch des Lebens insgesamt gemacht werden? Alles ist Biologie? Auch die Sozialität? Darwins zweiter „grosser“ Band, der über die Entstehung des Menschen, ist dürftig genug; aber das war 1871. Einige der mit Genforschung und Hirnscannen befassten Leute verfahren ebenso. Als würden solche und weitergehende Fertigkeiten auch beim Menschen als Instinkte oder dergleichen in den Genen stecken und nicht in einem herausragenden Prozess der Entwicklung der Kognition erworben sein. Damit ich nicht falsch verstanden werde: die Schöninger Speere von Neandertalern und der Dorn, mit dem ein Vogel Maden aus der Baumrinde holt, trennt schon Welten, aber offenkundig folgt noch die Vollen- dung jenes von mir betonten Systemwechsels. Ihn zu übergehen scheint begrün- dungswürdig.

Haidle behauptet jedoch nur dessen Nichtexistenz: *„Die Formulierung eines ,prinzipiellen Unterschied(s) von Mensch und Tier ..., wonach Kultur allein der Mensch hat, während Natur beide haben‘ (Henke - Rothe 1999, 75), wird schon seit einiger Zeit als nicht haltbar beiseite geschoben, zeigte sich doch, dass Kultur in einer natürlich determinierten Kulturfähigkeit begründet liegt“.* Kultur folgt gleichen Gesetzen wie Natur! Kulturfähigkeit ist: *natürlich determiniert!* Als gäbe es keinen inhaltlichen Unterschied zwischen der biologischen Basis für Organe und dem (teleologisch) folgendem Geist. Die Natur determiniert nicht Kultur/ Sinn als soziales Konstrukt, sondern macht sie bei Menschen nur mög- lich! Die Definition von Henke/ Rothe werde *„schon seit einiger Zeit als nicht haltbar beiseite geschoben“*: na so ein Schrott! 1999! Und von wem? Nicht von der Autorin, sondern „seit einiger Zeit“, doch irgendein Gott wahrscheinlich; oder die absolute Wahrheit, die die Autorin nur verkündet?

Entwicklung des Sozialen

In einer Soziologie, die eine gegenüber Früh-Menschen weitergehende Qua- lität des Lernvermögens für ein wesentliches Kriterium des Homo sapiens hält, führt die – hinsichtlich der Fakten generell anerkannte – urgeschichtliche Quel- lenlage zu einer anderen Grundvorstellung, als in der Debatte in der Archäolo- gie selbst. Unterstellt wird nun folgende Situation als Arbeitsthese: von den Ur- Primaten herkommend entstanden zum einen ab vor gut sechs Millionen Jahren der Entwicklungszweig, der zu heutigen Affen führte, und zum anderen der zum Menschen führende. Nach der *Gattung*: Australopithecus (u.a. „Lucy“) bildete sich vor etwa drei Millionen Jahren die *Gattung*: Homo. Es gab dann eine gewisse, allerdings nicht sehr deutlich vor uns stehende biologische und zuneh-

mende soziale Entwicklung bis Homo erectus, der schlichte Lager/ Camps einrichten konnte; dessen kognitive Fähigkeiten, wie die Sprache, sind in der Archäologie strittig. Die schon genannten weiteren Zweige der Früh-Menschen Eurasiens und andere mehr, wie Homo pekinensis, bildeten sich ab vor 500.000 Jahren aus dem ebenfalls aus Afrika stammenden Homo erectus (Out of Africa I) nur in Eurasien und starben dort (und wohl auch Erectus in Afrika) vor etwa 40.000 Jahren aus. Neue Forschungen legen eine differenziertere Entwicklung nahe. Da wird sich noch manches ändern.

In Afrika könnten danach bei Homo erectus Differenzierungen begonnen haben, so dass in Eurasien ein gegenüber Australasia etwas veränderter Erectus ankam, woraus sich unter anderem Neanderthalensis bildete. Und aus diesem bereits leicht veränderten Erectus sei wieder in Afrika Homo sapiens entstanden. (Bräuer, 2012) Dazu wird jetzt von einer Frühform des Sapiens mit noch flachem Schädel in Nordwest-Afrika ausgegangen, die 300.000 Jahre alt ist. Dann folgen Funde in Ostafrika von vor 200.000 Jahren, von wo offenbar die Ausbreitung nach Eurasien ausging (Out of Africa III). Und erst vor 35.000 Jahren, 5.000 Jahre nach dem Eintreffen in dessen Westen, war Homo sapiens im Sinne Darwins stabilisiert und blieb im Wesentlichen bis heute biologisch unverändert, wenn die Fragen zum Funktionieren des Gehirn, wie ich oben bereits ansprach, erst einmal offen bleiben. (Neubauer u. a., 2018)

Homo sapiens entstand also ab vor 300.000 Jahren durch genetische Veränderungen (in weitem Sinn) erneut aus dem afrikanischen Erectus mit einem – auch gegenüber Homo neanderthalensis – anders strukturierten, leichteren und schlankeren Körperbau und erweitertem Gehirn, vor allem im Präfrontalen Kortex hinter der steileren Stirn und später durch die heutige Kugelform des Hinterkopfes (Sprachzentren, Gedächtnis?). Da die kulturelle Entwicklung über die Generationen vermittelt wird, wobei die Individuen ihre Welt jeweils in der Ontogenese kognitiv neu konstruieren/ aneignen müssen, musste sich Sapiens lange noch auf die in der Phylogenese von Homo erectus übernommenen Fähigkeiten stützen, bis das „neue Gehirn“ in der Praxis archäologisch erkennbar weitergehende Ergebnisse zeigen konnte, das sich zumindest seit der aufrecht gehenden „Lucy“ auf einem gegenüber Affen eigenständigen Weg befand.

So wird plausibel, dass die Existenz des Homo sapiens *ausserhalb* Afrikas nach seiner schwer zu datierenden Konstituierung als Art/ Spezies bisher vor allem durch an die gut 130.000 Jahre alten, noch sehr schlichten Artefakte in der südlichen Levante (östliches Mittelmeer) belegt ist, die noch denen von Homo neanderthalensis in Eurasien ähneln. (Garcea, 2010; Ronen, 2012) Die südliche Levante war offenbar ökologisch der anschliessenden Nordküste Afrikas ähnlich. Für die Zeit ab vor 60.000 Jahren finde sich eine auffallende Verdichtung der Funde – heisst es auch (Renfrew, 2009) –, die bald neue Qualitäten in der Steintechnik zeigen; von kreativer und humaner „Explosion“ oder „Revo-

lution“ ist für Sapiens die Rede. Doch einen grossen „Sprung“ gab es eher bei der Ankunft des Homo sapiens in Westurasien, wo ab vor 40.000 Jahre eine neue Qualität der Kommunikation entstand, wie ich die Schnitzerei von Figuren und Flöten, die also Musik kennzeichnen, sowie die Höhlenmalerei zusammenfasse, weil sie als Einheit gesehen werden sollten und eine neue Form der Kognition aus allen gemeinsam entstand. Seither war dann hinreichend Zeit, um das neue Lernvermögen historisch als exponentielle Entwicklung erkennbar werden zu lassen, die am Göbekli Tepe ihren (bislang bekannten) ersten besonderen Höhepunkt im traditionellen/ prä-operativen Denken erfuhr, oder es hier erstmals halbwegs vollständig entwickelte.

Einer wesentlichen späteren genetischen Veränderung noch nach seiner von mir angenommenen abschliessenden Konstituierung vor 35.000 Jahren in Westurasien scheint es zur Erklärung seiner besonderen Fähigkeiten jedoch nicht zu bedürfen. Ebenso wenig muss angenommen werden, Früh-Menschen hätten bereits ähnliche Fähigkeiten wie der in Eurasien angekommene Homo sapiens besessen. Sonst wären ja bei ihnen die erst bei Sapiens bemerkten besonderen Artefakte erwartbar gewesen; die dazu verfügbare Zeit war schliesslich deutlich länger. Neue Funde verweisen auf analoge Entwicklungen in Ostasien.

Das heisst nun weder, ich wolle die Früh-Menschen in die Nähe von höheren Tieren rücken (noch etwa Schimpansen ihre für Tiere weitgehenden Fähigkeiten absprechen; niemals). Doch behandle ich eben die Soziologie moderner Menschen ab dem Jung-Paläolithikum und sehe in manchen Texten eine zu geringe analytische Trennung von Affen, Früh-Menschen und Sapiens.¹ Wenn auch – aus oberflächlicher „funktionaler“ Sicht – einige Verhaltensweisen von sammelnden Affen und sehr frühen sammelnden Menschengruppen sich wohl ähnelten: vom Wege zu greifen, was sich findet. Aber sonst? Solches Tun hatte früh gänzlich andere geistige Grundlagen. Wie sollen denn in einer analytischen Methode instinktgeführte Lebewesen als nahezu gleich mit immer weitergehend bewusst handelnden Menschen angesehen werden können, die auf ganz anderer Basis denken, in welchen skurrilen logischen und animistischen Ausdrucksformen bei Sapiens vorerst auch immer? Also reden wir von Menschen, nur von Menschen.

Eine offene Frage ist, wann und wie aus instinktivem Verhalten die Fähigkeit entstand, dass der Mensch *„in ein reflexives Verhältnis zu seiner Motorik gelangt, sie steuern und damit handeln lernt“*? Dux formuliert in dieser Weise den Übergang von der Natur zum menschlichen, Sinn erzeugenden Geist. (1992: 27) Gibt es Anzeichen, dass dies wesentlich bereits bei Früh-Menschen so war? Eher nicht, obwohl dieser Wandel bereits spurenhafte vor der Trennung

¹ Es wird für möglich gehalten, dass vor 50.000 Jahren bei sapiens eine hormonelle Verringerung der Testosteron-Produktion die Gesichtszüge verschlankte und kulturelle Fähigkeiten verstärkte. (Scinexx.de, 4.8.14)

der evolutiven Entwicklung von Affen und Menschen begonnen haben wird, da beide von Ur-Primaten abstammen, wie biologische Ähnlichkeiten zeigen. Es ist allerdings offen, ob menschliches Zeigen aus dem der Urprimaten heraus entstand, wahrscheinlicher scheint der Unterschied erst bei „Lucy“ zusammen mit dem Gehen deutlich zu werden. Nur dass es sich – auf sehr geringem Niveau – bei Schimpansen und Sapiens äusserlich entspricht, ist keine hinreichende Begründung dafür, bei Menschen nicht andere Verursachungen und Funktionsweisen annehmen zu können; vor allem im Gehirn. Besser scheint, dies vorerst offen zu lassen.

Warum sollten sie sich nicht in jeweils eigener Weise entwickelt haben, bei Australopithecus vielleicht beim Ausbalancieren des aufrechten Gangs? Dass vor dem Auszug aus Afrika Sapiens eine minimale Sprech-Sprache im Sinne einer Protosprache besass, auf die die späteren Sprachen einmal aufbauten, scheint auch nicht nötig gewesen zu sein. So wie viel später die Landwirtschaft an verschiedenen Orten entstand, können Gebärden, Schnitzerei, Malerei und denen folgend auch Wörter und Sprech-Sprache als jeweils eigene Entwicklungen entstanden sein, deren Ursache die sich weiter ausbildende Kognition im Tier-Mensch-Übergang gewesen ist. Weil das Denken bei Sapiens von „wirr“ über „wild“ zu „rational“ über die Ontogenese in der Phylogenese immer komplexer wurde und weitergehende Möglichkeiten entstanden.

Meine These zur Entwicklung des Homo sapiens ist konservativ: ich spekuliere nicht über Hoch-Begabte oder das altruistische Wesen im Menschen, sondern prüfe, ob es auf Basis der Quellen möglich ist, noch im Jung-Paläolithikum mit einer Zeit zu tun zu haben, in der so etwas wie „das Soziale“ im heutigen Verständnis erst durch Lernen und „formal“ primär einem Prozess der Institutionalisierung konkretisiert wurde. Ich gehe also für diesen Zeitpunkt von jener minimalen Kognition aus, die aus Sicht der gefundenen Werkzeuge und der Höhlenmalerei mindestens nötig gewesen ist. Behauptete frühere hohe Fähigkeiten müssten erst bewiesen werden, um etwa simples Einritzen in Knochen oder Felswände bereits zum Beginn der Epoche als Beleg für auch nur prä-abstraktes Denken werten zu können (wenn dieser Begriff – wie: symbolisch – nicht nur dahingesagt sein soll).

Ebenso analysiere ich bei den weit jüngeren Monumenten, was zu ihrer Errichtung nötig gewesen ist. Diese These wird unten empirisch und theoretisch untermauert, wobei eine weitere Schwierigkeit der Beurteilung jener frühen Zeit ist: eine Sozial-Theorie kann erst konstruiert werden, wenn genügend Material analysiert wurde, sie lässt sich angesichts einer seinerzeit völlig anderen Situation beim Entstehen der menschlichen Kognition nicht aus viel jüngeren Theorien aussuchen!¹ Wie ganz generell unsere wissenschaftlichen Begriffe für jene

¹ Sehr beliebt ist dafür das Werk von Durkheim (*1858 - 1917; kritisch: Dux, 2008). Ein anderes, älteres Beispiel wäre das Basis-Überbau-Modell von Marx/ Engels: das kann generell

Zeit problematisch sein können. (Watkins)¹ Gegenüber jenen älteren Arbeiten, die noch die eine biologisch-evolutive Kontinuität menschlicher Entwicklung zur primären Grundlage haben, als hätten äffische und humane Linien eine lange prägende Gemeinsamkeit seit den Ur-Primaten gehabt, erscheinen meine Annahmen als deutliche Differenz, die sich aus ganz anderem Vorwissen und Vorgehen beim Blick auf die archäologischen Quellen ergab; das nutze ich zur pointierten Thesenbildung.

Als unstrittig gilt wohl mittlerweile, dass Homo sapiens durch genetische Veränderungen aus dem afrikanischen Homo erectus entstanden ist, offen sind Art, Umfang und Geschwindigkeit dieses Prozesses. Ein relatives Bevölkerungswachstum im Bezug zur Nahrung und eine damit einhergehende soziale Differenzierung kann eine Ursache für das Out of Africa gewesen sein. Vor 60.000 Jahren begann der Auszug des Homo sapiens aus Afrika in Richtung Australien (Out of Africa II; Nr. I = Erectus) und 10.000 Jahre später nach Eurasien, in dessen Westen nach weiteren 10.000 Jahren einer wahrscheinlich beständig vorrückenden Siedelung die Höhlenmalerei entsteht (Out of Africa III). In diesem Szenario erkenne ich nicht, warum wesentliche qualitative Schübe des menschlichen Geistes weit vorher schon bei Früh-Menschen stattgefunden haben müssten und wie das bei Homo erectus mit erkennbar kleinerem Gehirn möglich gewesen sein soll. Dessen frühe Fähigkeiten werden dabei wohl nicht nur zur Betonung der eigenen Forschung erhöht, sondern auch, weil dann ein hoher Stand der Kognition des (gottgegebenen) Homo sapiens „von Anfang an“ gedacht werden kann, beziehungsweise er zusammen mit der Sprache irgendwie entstand, was das analytische Problem nicht löst, ohne den Prozess des Geistes zu reflektieren (welcher Gott auch immer).

Doch für die deutliche soziale Entwicklung nach seinem kognitiven Systemwechsel – wie ich sage –, hatte Sapiens in meiner Interpretation Zeit genug. Es wird sogar zu Beginn des Jung-Paläolithikums eine noch relativ simple Logik hoch plausibel, die erst während dieses Zeitraumes immer schneller durch Lernen weiter entwickelt wurde. Tatsächlich sind es neben leichten Veränderungen der Steinwerkzeuge vor allem die Schnitzerei und Höhlenmalerei, die Sapiens von Früh-Menschen scheidet, selbst wenn Neandertaler:innen bereits vor 65.000 Jahren Bilder und „Schmuck“ herstellten (das sei ihnen gegönnt).² Es fehlt wirk-

den Anspruch erheben, für alle Gesellschaften ein analytisches Instrument zu sein (Produktivkräfte/ Produktionsverhältnisse/ Überbau). Doch eine Gesellschaft gab es in jener frühen Zeit noch nicht und über die ganze Periode nur eine einzige Produktionsweise (Wildbeuterei) und allzuwenig Wissen über etwa den Überbau; da wäre eine zu frühe Festlegung kontraproduktiv. Ich zeige unten andere Bewegungskräfte für die Lebensweise des Jung-Paläolithikums auf: Geschlechterkonflikt, Institutionalisierung, Religiöses oder Animismus; generell: Macht.

1 in: Mailinglist: <https://lists.fu-berlin.de/listinfo/neo-lithics>

2 In Borneo wurden jetzt auch Tiere (Reh und Kuh?) als noch einfache Höhlenbilder datiert, die mindestens 40.000 Jahre alt seien. (Scinexx.de 9.11.18) Ebenso Handabbildungen noch weit

lich noch so etwas wie eine Gesamtskala der menschlichen *kognitiven* Entwicklung, um die Problematik mit einfachen Worten deutlich kommunizieren zu können.

Wie musste Homo sapiens geistig „funktionieren“, um einer Annahme entsprechen zu können, die neue (erstmal biologische) Qualität der Lernfähigkeit des Gehirns hebe ihn aus den früheren Menschentypen in gravierender Weise hervor? Gegenüber der skizzierten älteren Vorstellung nur einer Erweiterung der Evolutionstheorie (Co-Evolution) ist stattdessen auf empirische sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zurückzugreifen, die vor allem Piaget analysierte, der die Vorstellung eines empirischen Konstruktivismus begründete. Zuvor ist in gewisser Weise Lévy-Bruhl zu nennen, der immerhin qualitativ unterschiedene Logiken erkannte.

Diese Theorien werden nun auch durch das Wissen der Neurowissenschaften gestützt; nicht zuletzt durch Erkenntnisse zum Präfrontalen Kortex. Dabei wurde erkannt, wie individuelles Lernen (Ontogenese) als Triebkraft sozialen Wandels, ohne mit psychischem „Trieb“ zu tun zu haben, wesentlich durch kulturelles Lernen über die Generationen vermittelt wird (Phylogenese), und dass die Funktionsweise des Gehirns den qualitativen kognitiven Schub bei Homo sapiens und die Geschwindigkeit, die zur humanen Explosion/ Revolution vor 60.000 Jahren geführt haben soll, erklären kann. Grundlage dafür ist *erstens*: schon Säuglinge (zumindest) des Homo sapiens konstruieren sich in der frühkindlichen Ontogenese „ihre Welt“ lernend im Geiste auf hohem Niveau. Und *zweitens*: sie entwickeln nach wenigen Lebensmonaten bereits erste Fähigkeiten zum sozialen Imitieren/ Erlernen von Handlungszusammenhängen und deren Motivationen (!) über das Tieren mögliche Mass hinaus.

Ein neues System des Denkens wird (erst) bei Sapiens sichtbar, welches ohne weitere zusätzliche gravierende biologische Änderung bis zum heutigen Niveau der Logikentwicklungsfähig war. Die letzten Jahrhunderte haben doch eine weit grössere geistige Entwicklung gebracht als die Jahrtausende davor, ohne dass von genetischer Ursache die Rede ist. Beim Gehirn kommt es zwar nicht so sehr auf den Umfang an (der manchmal mit der maximal möglichen Grösse der früheren Menschengruppen verbunden wird; Dunbar, 2010). Doch ist die Differenz von Sapiens gegenüber Erectus gravierend. Homo erectus hatte ein deutlich kleineres Gehirn, und bei ihm und Homo neanderthalensis, mit einer Sapiens ähnlichen Hirngrösse, war die Stirn flacher (fliehend) als die von Sapiens. Das eben kann (!) auf die weitergehende Funktion des Präfrontalen Kortex bei Sapiens verweisen. Wichtiger als der Umfang ist die Struktur des Gehirns. Das gilt für die Gene insgesamt, noch mit Schimpansen teilen wir gut

älteren Datums (in unseren Zeitdimensionen; bezogen auf die humane Geschichte kaum nennenswert). Es wird gesagt, warum dies so entfernt gleichzeitig geschah? Weil die Kognition nun die Möglichkeit bot, wie ich es hier darlege! Diese These wird unterstützt, wieder einmal.

98% des Genoms, zu Früh-Menschen gibt es diesbezüglich faktisch keine Differenz, aber offenbar qualitativ andere strukturelle Anordnungen der Gen-Funktionen, wie sie besonders die neuronale Vernetzung zeigt.

In dieser Form der Erkenntnis wird die jeweilige Umwelt auf sehr vermittelte Weise als Konstrukt des Denkens individuell im Hirn rekonstruiert, dabei aber zuerst nicht als real verstanden. Es wird zwar die Erfahrung, die Praxis zu Schemata verarbeitet! Doch in einer frühen „Interpretation“ von tätigen Wesen in der, wenn nicht: als die Welt. Vielleicht ermöglicht diese „unterkomplexe“ Einsicht die enorme Lernfähigkeit, die jedoch vorerst im Gottesglauben gefangen bleibt und obskure Logiken zur Hilfe nimmt. Viel später enden sie in Philosophien, sind allerdings heute durch eine nativistische „Modul-Theorie“ oder ähnliche Behauptungen nicht (mehr) erklärbar. (Rösler, 2011: 145, 220; Tomasello, 2006) Aus meiner Sicht einer mit Piagets Werk verbundenen historisch-prozessualen Soziologie, wie sie Dux als geschlossene Theorie formuliert hat, sollte zur Geschichte des Homo sapiens in den hier angesprochenen Fachbereichen dementsprechend ein methodischer Neuanfang zu einer sozialwissenschaftlichen Analyse des sozialen Handelns begonnen werden. Also keine Co-Evolution mehr, sondern methodisch ist von einem kognitiven Systemwechsel (durch biologische Veränderung) bei der Konstituierung des Homo sapiens auszugehen.¹ Eine interdisziplinäre Metatheorie mit konsensualen Begriffen für die Entstehung des Homo sapiens scheint denkbar.

Die fachübergreifende Diskussion um die Archäologie versteht sich bislang als interdisziplinär, ohne jedoch systematisch das heutige Wissen der Sozialwissenschaften zu diskutieren; empirisch arbeitende konstruktivistische Theorien bleiben in nativistischen Ansätzen unberücksichtigt (wenn sie auch hin und wieder in Literaturlisten auftauchen). Schon deshalb ist der Versuch einer Soziologie der Steinzeit sinnvoll. Heute ist die frühe Ontogenese, in der die Kognition wesentlich erworben und konstruiert wird, notwendig ein zentraler Bestandteil der Begründung einer jeden Sozialwissenschaft (oder zumindest ist eine dezidierte Kritik dieses Ansatzes erwartbar). Die Onto- und Phylogenese hat Dux (2008) mit seiner Historisch-genetischen Theorie als soziologische Leittheorie in einer neuen Weise in die Wissenschaft eingeführt.

Dessen Ansatz heisst für die Sozialgeschichte *erstens*, Homo sapiens – und tendenziell auch frühere Formen der Gattung Homo – in diesem neuen Verständnis an die aufeinander aufbauenden Stadien des frühkindlichen Lernens gebunden zu reflektieren, weil unterschiedliche kognitiv-logische Vermögen der Menschen (Scheibe oder Kugel) das jeweilige Soziale wesentlich bestimmen;

¹ Das Wissen ist zudem im Fluss. Einer jüngst noch vertretenen älteren Vorstellung der Entstehung des Homo sapiens aus der Mischung verschiedener Erdregionen: Altamira (1995); auch: Donald (2008), folgt nun die Ansicht, Sapiens sei, anstelle des einen Ursprungs in Ost-Afrika, eine Mischung aus *in Afrika* lebenden Sapiens-Gruppen. (Spiegel.de, 13.7.18)

jenseits der aktuellen Fähigkeiten kann nicht gedacht und gehandelt werden. *Zweitens* ist dies analog in der Phylogenese zu berücksichtigen, die wiederum durch die jeweilige Möglichkeit des sozialen Handelns der kognitiv entwickelten Gruppenmitglieder bestimmt und begrenzt ist. Deshalb – das muss betont werden – sind Onto- und Phylogenese zusammen ein gemeinsamer Prozess! Ob wir nun von Parallelität sprechen oder nicht. In der historisch jeweils bestimmten phylogenetischen Situation findet die individuelle Ontogenese statt. Die Summe ontogenetischer Erkenntnisse beim Aufwachsen in einer, auch generell durch die Phylogenese bestimmten Umwelt, ergibt die aktuelle Phylogenese. Es kann dabei keine einseitige Abhängigkeit einer der beiden von der anderen geben, wie das früher gedacht wurde.¹ Entwicklungs-Stadien auch in der Geschichte zu berücksichtigen, ist zudem nicht mehr in Form der universalen evolutionären Stufen verstehbar, wie es im 19. Jahrhundert geschah; es gab in der Welt ganz verschiedene Entwicklungen mit ähnlichen Ergebnissen, etwa beim Landbau oder bei Siedlungen, Kleidung.

Dabei wandelt sich im historischen Prozess auch die Logik! Vor allem die Logik des Weltbildes. (Dux, 1990) Alle frühen Gemeinschaften fragen nach ihrem Ursprung und nach der Bedeutung von Sonne, Mond und Sternen... Diese Logik wird jeweils in der frühen Ontogenese innerhalb einer bestimmten Kultur von Generation zu Generation entwickelt, nicht nur durch Wissensübertragung. Mit der Beurteilung der ältesten Höhlenmalerei kann das erläutert werden: fast immer werden die ausgemalten Höhlen in der Wissenschaft als „Heiligtümer“ bloss behauptet, die von „Schamanen“ – und womöglich im LSD-ähnlichen Rausch – in der Form von gar Kompositionen der Bild-Wände als „Kunst“ ausgemalt worden sein sollen.² Dafür hätte es damals einer weitgehenden Kognition und Logik bedurft (wie sie entsprechend oft auch einfach unterstellt wird). Doch deren Ausprägung zu Beginn des Jung-Paläolithikums gilt es erst noch genauer zu analysieren – interdisziplinär. Kriterium dafür ist primär die Logik der Weltvorstellung, es geht um Kategorien/ Grundbegriffe zum Erken-

1 Eine Übersicht gibt der Modul-Theoretiker Mithen; (1996) Modul-Theorien scheinen sich unter anderem durch die grosse Dynamik und Plastizität der neuronalen Strukturen des Gehirns überlebt zu haben. (Donald, 2008; Rösler, 2011)

2 In der Literatur ist oft von Schamanen die Rede, die direkt mit sibirischen (und nordamerikanischen) Kenntnissen verbunden werden. (Tschubinow, 1914; Ruspoli, 1998) Andere „wissen“ ziemlich viel über solche Menschen und greifen zu medizinischen Diagnosen, sie seien vielleicht irre oder epileptisch gewesen (das ist nicht mein: wirr) oder hätten ein „neuropsychologisches Wachbewusstsein“, das durch Drogen mobilisiert wurde. Sogar ein Phasenmodell dieses Rausches wird dargestellt. Trancezustände als Mittel der Verbindung mit der geistigen Welt gelten als selbstverständlich. Zuguterletzt wird auch der „Zauberer“ aus der Höhle Les Trois Frères aus neuropsychologischen Phasen abgeleitet. (Clottes/ Lewis-Williams, 1997; Rausch beim Höhlen bemalen hält auch Anati für möglich) Beweisbar ist nichts davon, nicht einmal irgendwelche simpleren „Heiler:innen“ sind empirisch belegbar.

nen der Welt, und nicht um die einfache schliessende Logik des Alltags (wenn A dann nicht B); beide Formen sind natürlich verbunden.

Wie verstanden jene Menschen: *Raum, Zeit, Substanz, Kausalität*? Völlig anders als wir, wird deutlich, wobei die Kausalität (Ursache-Wirkung) – die Frage, welche Ursachen bestimmte Phänomene haben, oder wieso etwas durch einen Gott vorgegeben sein kann – eine herausragende Bedeutung hat, die in der modernen Naturwissenschaft durch Naturgesetze überprüfbar ist. Auch die (philosophische) Substanz, das unveränderlich Stoffliche oder Materielle, hat heute einen anderen Inhalt. Und das Problem der Identität ähnlich scheinender Dinge im traditionellen Denken, das nur wenig differenzieren kann, ist ebenso von besonderer Bedeutung. Deshalb frage ich: wie weit musste die Weltvorstellung seinerzeit mindestens ausgebildet gewesen sein, um Verhältnisse zu schaffen, die etwa die Höhlenmalerei hervorzubringen in der Lage waren?

Diese „Kunstwerke“ können das in der Ontogenese jeweils aktuell konstruierte Denkniveau nicht übertreffen; sonst hätte der theoretische Ansatz Piagets (und die ihm Folgenden) ein extremes Problem; tatsächlich zeigt die Systematik beim Erlernen des Zeichnens durch Kinder eine universale (weltweite) Entwicklung der Linien und Formen, die diese Theorie stützt. Im Gegenteil sind die Malereien ein Beleg für eine schlichte Kognition der sie Ausführenden, sehen wir noch. Hinsichtlich behaupteter „Höhlenkunst“ und „Heiligtümern“ ist zu fragen: konnte ein relativ komplexes „Schamanentum“ – mit also herausragenden Personen, sonst wäre die Benennung sinnlos – vor 40.000 Jahren überhaupt schon gedacht werden? Es gibt gute Gründe, dies zu bezweifeln!

Wir müssten dann etwa bereits für den Beginn des Jung-Paläolithikums von ersten Hierarchieformen ausgehen, weil Schaman:innen (selbst wenn sie das, wegen des Guten im Menschen, nicht ausdrücklich anstrebten) als Welterklärer:innen Macht akkumuliert hätten, die über die Macht der anderen, die kleinen Gemeinschaften mutmasslich geistig führenden „Alten“ hinauswuchs. Dadurch wären entsprechende institutionalisierte Sozialstrukturen entstanden, die durch Ausbildung sozialer Rollen über eine „natürliche“ Differenzierung – etwa nach Geschlecht, Alter, Kraft – hinausführten. Die ein Schamanentum notwendig begründenden Riten mussten im Gespräch – und sei es im Selbstgespräch – erläutert werden können, wozu eine nennenswerte Kommunikationsfähigkeit Voraussetzung ist; die Fähigkeit zur Höhlenmalerei und die Herstellung abbildender „Skulpturen“ belegt das alles nicht. Selbst unterstellt, Personen machten noch ohne besondere Kommunikationsfähigkeit und vielleicht angeregt durch Drogen irgendwelchen Hokusfokus: entweder sie beeindrucken damit ihre Leute, dann gewinnen sie Ansehen und Macht, oder sie bleiben wirkungslos und werden bestenfalls ausgelacht, dann sind sie keine Schamanen. Denken wir auch daran, dass die Höhlen nicht in einem Stück ausgemalt wurden; dazu unten.

In der hier vorgetragenen „soziologischen Betrachtung“ wird diese Problematik also anders angegangen. Homo sapiens wird *erstens* von Anfang an als mit kognitiv neuer Qualität begabt verstanden, nicht nur als lineare Weiterentwicklung. Jetzt gab es Menschen mit der primären Ausprägung eines sozialen Handelns, das die Analyse von nun an bestimmen muss, ohne ihre Natur-Basis auszublenden. *Zweitens* ist dieser qualitative Sprung über Früh-Menschen und dem älteren Sapiens in Afrika hinaus real vorläufig nur ein kleiner, ein Hüpfen. Dabei ist es unser Wissen über die nachgeburtliche Ontogenese, das die langen Zeiträume analytisch zu überbrücken hilft! Denn die ist hinsichtlich der Logik ein gleich bleibender Faktor bei modernen Menschen (Sapiens) während der ersten sechs bis sieben Lebensjahre, in denen alle Säuglinge und Kinder unabhängig von der jeweiligen Lebenssituation eine ähnliche Basisform der frühen Kognition lernen, um den Alltag bestehen zu können. (Dux, 2013) Und auch, wenn sich diese Vorstellung über Piaget hinaus nun durch die Neurowissenschaften, um nur die zu nennen, strukturell verändern mag, bleibt die Ontogenese, das individuelle Lernen an sich, im genannten Sinn grundlegend für sozialen Wandel.

Ontogenese als Schlüssel zur Geschichte

Die Ontogenese wird zum „Schlüssel“ der Analyse über die Epochen und Erdteile hinweg. Womit nicht gesagt werden soll, sie habe sich linear entwickelt, auch diesbezüglich gibt es keine festgefügteten „Stufen“ (einer Evolution). So wie der Beginn der Landwirtschaft nach dem Göbekli Tepe für jene Region vielleicht mit einem kognitiven Niedergang einherging, während die kulturelle Weiterentwicklung über die Urbanität hin nach Uruk und jene Grossstädte Summers führte, die sich die Landwirtschaft unterwarfen. Weil wir über sie einiges Wissen haben, können Menschen in ihren kognitiven Strukturen, jedoch nicht in der konkreten Lebenssituation ihres Alltags, durchgängig einigermaßen verstanden werden! Allerdings nur, wenn es im konkreten Untersuchungsfall genügend Quellen gibt, wie die Höhlenbilder oder später am Göbekli Tepe und in Jericho die Monumente! In dieser Weise ergibt sich ein gewisser Zugriff auf die Menschen des Jung-Paläolithikums!

Doch auch das kognitive Niveau Sechs- bis Siebenjähriger in der formalen Systematik Piagets, welches rezente Wildbeuter:innen und Gartenbauer:innen regelhaft nicht überschritten, und das als Typus zu verstehen ist, musste sich aus einem Früheren entwickeln. Das geschah – so meine hier zu testende konservative These – auch noch nennenswert nach etwa der ersten Höhlenmalerei ab vor knapp 40.000 Jahren. Deshalb wird die Frage behandelt, ob jene allerersten, die Höhlen ausmalenden Menschengruppen als eigener kognitiver Typus behandelbar sind: etwa als „prä-bewusste“ Ältere Wildbeuter:innen. Irgendwann in der Entwicklung der Gattung Homo in Richtung Sapiens (!) oder bei unserer Art in

Afrika hat es einen solchen Entwicklungsstand dieses Typus einmal gegeben, nehme ich an. War das bereits lange vor der Höhlenmalerei? Woher könnten wir das wissen? Dazu musste es zudem irgendetwas in der Umwelt – zu der auch Menschen gehören – geben, an dem Menschen sich in der Ontogenese zu höheren Stadien der Kognition heraufarbeiten konnten. Ältere Wildbeuter;innen noch in den ersten Jahrtausenden des Jung-Paläolithikums in Eurasien anzunehmen, scheint mir aus den Funden heraus, die zuerst jenen von Neanderthalensis noch gleichen, hoch plausibel.

Wie lassen sich methodisch die neue biologische Qualität von *Homo sapiens* und die dadurch bedingte weitergehende Lernfähigkeit analytisch erfassen? Dux (2008) hat für die Differenzierung von Natur und Soziallem hinsichtlich der Kognition die biologische *Kapazität* des Gehirns der historischen *Kompetenz* gegenüber gestellt. Letztere wird entsprechend der Lebensbedingungen (Umwelt) primär *erworben*. Dieses Begriffspaar scheint auch für eine erste, größere Analyse des Jung-Paläolithikums brauchbar zu sein; das Gehirn ist dann als Black box zu betrachten, wie oben angesprochen. Aber nun sehe ich auf weitergehendes Wissen, und mir kommen Zweifel, ob nicht dieser Entwicklungsweg vielleicht schon viel früher bei der Gattung *Homo* deutlichere Differenzen zu Tieren erzeugte, als mit dem selbstverständlich klingenden Tier-Mensch-Übergang formuliert wird. Und irgendwann entstand die Logik einer (jeweiligen) bewussten Weltvorstellung (die auf dem äffischen Zweig der Evolution nicht ausgebildet wurde; Lucy sei Dank).

Sie entstand bei *Sapiens* hochwahrscheinlich zuerst als eine prä-animistische Vorstellung. Diese Weltvorstellung verändert sich entsprechend von einer traditionellen Logik in mehreren Phasen zu heute einer prozessualen Logik, die zur Erklärung aller Dinge nach deren realen Genese fragt (Scheibe oder Kugel). Dabei finden wir die Stadien Piagets in den grossen Denksystemen der Geschichte wieder, etwa den markanten Versuch Aristoteles, das Funktionieren der Welt ohne Bezug auf Gött;innen zu verstehen.¹ (Wenzel, 2000) Und wir sehen, dass die Entwicklung der Logik der Weltvorstellung der Erwachsenen noch bei den Griechen Homers und rezenten Wildbeuter;innen und Gartenbauvölkern über die ihrer sechs- bis siebenjährigen Kinder nicht hinausging, wenn sie natürlich auch mehr Erfahrungen, Kenntnisse und Selbstbewusstsein als diese besaßen und mit Gewissheit auf das Wirken ihrer Geistwesen vertrauten. Sie waren, sage ich wieder, in diesem analytischen Denkmodell nicht „erwachsene Kinder“; später mehr zu „rezenten Urvölkern“ als Quellen. Snell, der von der Entdeckung des Geistes spricht, zeigt die Entwicklung des *Abstrakt-Logischen* und der *Kausalität* in Spuren bereits im alten Griechenland bei Solon (um 2.600 vor heute) und sagt: „*Wie es ‚Seele‘ bei Homer in gewissem Sinn ‚gab‘*“,

¹ Pichot weist diese Leistung bereits Thales zu (um 2.600 vor heute). (1995: 290ff)

es sie aber nicht bewußt und deshalb eigentlich nicht ‚gab‘, ‚gibt es‘ Logik in gewissem Sinn, seit der Mensch denkt und spricht, und das Logische hat nicht deswegen zunächst keine eigenen Sprachmittel, weil es überhaupt nicht vorhanden wäre, sondern weil es sich von selbst versteht. Da es aber entdeckt wird und ins Bewusstsein tritt, ändert sich das menschliche Denken radikal, und an den Vergleichen, an den Bildern, in denen man spricht, ist dieser Wandel besonders spürbar“. (1975: 194f) Für das Jung-Paläolithikum ist davon natürlich einiges abzuziehen, obwohl solche Prozesse vielleicht ähnlich in Sumer bereits vorkamen; Snell spricht insgesamt von diesem Prozess analog zu meinen Vorstellungen für die frühere Zeit.

Von rezenten Wildbeuter:innen und einfachen Gartenbauvölkern mit noch geringem Kontakt zur europäischen Kultur um den Wechsel zum 20. Jahrhundert herum wissen wir allerdings auch: der kulturelle Erwerbsprozess über die Generationen wird nur entwickelt, soweit es sich als nötig zeigt. (Dux, 2008) Wenn sich etwa die Umwelten ändern (Klima), neue Landschaften bezogen werden müssen, oder sich die menschlichen Verhältnisse strukturell wandeln, wie durch eine Überbevölkerung oder Hierarchisierung, sei sie durch „religiöse“ und/ oder „weltliche“ Macht angestossen. Die Neuerungsfeindschaft ist nicht Unwillen, sondern primär Unvermögen, auch Angst vor den Geistern. Nur in besonderen Notsituationen war es möglich, Neues über Versuch und Irrtum zu erlernen: einigen gelang es, anderen nicht, sich im Prozess des Wandels und dessen unbeabsichtigten Nebenfolgen einer sozial ausdifferenzierten Umwelt anzupassen.

Der kulturelle Wandel konnte dem entsprechend zuerst nur sehr langsam anlaufen, weil im frühen traditionellen Denken notwendig alles als von subjektiv tätigen (göttlichen) Wesen bestimmt verstanden werden muss! Diese Vorstellung, es gäbe übernatürliche Kräfte, könnte bei schon simplen Gemeinschaften des Homo sapiens eine wesentliche Differenz zu Früh-Menschen markieren. Wer ein Zeltlager entwickeln kann, muss nicht notwendig auch bereits die Vorstellung von nur gefühlten Geistwesen ausgebildet haben, die animistischen Vorstellungen wohl vorausgingen. Das wäre noch nicht als eine „Abstraktionsfähigkeit“ zu denken; abstraktes Denken entsteht viel später und hat ebenfalls eine Entwicklung durchgemacht, ähnlich, wie ich es mit dem Prä-Symbolischen andeutete. Auch die Abstraktion musste einmal entstanden und zuerst in minimaler Form kommunizierbar geworden sein; Tiere können so etwas nicht „denken“, unterstelle ich, obwohl es Präsentationen auch in ihren Hirnen geben muss, um sich orientieren zu können, wie weitgehend Früh-Menschen es konnten ist tatsächlich völlig offen. Eine „Welt“ von Geistwesen (wie auch der Sinn in der Welt) entsteht erst im oder durch Denken und Glauben jener Menschen, die dann normalerweise nicht ohne Strafe verändert werden darf.

Diese konservative Grundstimmung – und damit zugleich „Gott“, in welcher Form auch immer – ergibt sich aus der Entwicklung des Denkens in der frühen Ontogenese selbst und dabei – das kann nicht genug betont werden – aus der lebendigen Erfahrung des Kleinkindes als Grundschema seiner Erkenntnis: es könne sich „alles“ selbst bewegen, sei subjektiv, handelnd, und daher eine reale geistige Kraft, die in allen Dingen stecke. Dass sie von erwachsenen Bezugspersonen bewegt werden, erkennen Kleinkinder noch nicht; später ändert sich diese Vorstellung langsam, bis als lebend nur Menschen und Tiere verstanden werden. Doch auch bei den Erwachsenen bis hin zu den archaischen Völkern bleiben universal alle Dinge handelnde Subjekte und werden als Geistwesen verstanden, die im Wind, in Sonne, Mond und Sternen, in Pflanzen oder selbst Steinen wirken; deshalb hat der Stein, an dem sich jene Menschen stießen, „Schuld“ und wird von Kindern ausgeschimpft. Erst später entstehen feste Religionen mit etwas anderen Grundlagen.

Das alles zeigen uns schon die ersten entsprechenden schriftlichen Quellen, etwa das Epos: „Gilgamesch“ oder die frühen Ursprungs-Mythen Mesopotamiens, Ägyptens und noch Alt-Griechenlands; darauf beruhen bis in unsere Tage die Religionen und Kinder-Märchen. Und doch sehen wir in den hier zu besprechenden 30.000 Jahren des Jung-Paläolithikums – primär als Nebenfolgen rationalen Handelns – auf eine deutliche soziale und kognitive Entwicklung innerhalb einer relativ beständig bleibenden Produktionsweise, der Wildbeuterei, noch bevor es Landbau und Töpferei (als „Produktionsweise“) gegeben hat. Eine Entwicklung, die jene Völker jedoch kaum schon erkennen konnten, die allenfalls unterschiedliche Zustände und selbst unterschiedliche Zeiten bloss als verschiedene Orte sahen (in die die Lebenden im Traum – und in Mythen – gehen können, wie Odysseus ins Totenreich). Auch deshalb ist es sinnvoll, die These zu überprüfen: die simplen Menschengruppen vor 40.000 Jahren – nun gibt es nur noch Homo sapiens auf der Welt – dachten und kommunizierten noch auf einem logisch niedrigeren Niveau als 20.000 Jahre später die bereits in wachsenden Siedlungen generell sesshaft lebenden Wildbeuter:innen, die in der Archäologie manchmal als „komplex“ bezeichnet werden (bei mir: Jüngere Wildbeuter:innen). Die nicht allzu üppigen Quellen/ Funde, wie auch unser soziologisches Wissen, verweisen auf diese Vorstellung. Ein weiter Schritt in der Logik – und in Kultur und Zivilisation – wurde dann am Ende dieser Zeit mit der Sozial-differenzierten Gemeinschaft gemacht.

Wissenschaftliche Hinweise

Die modernen Menschen (Homo sapiens), die vor gut 40.000 Jahren von Afrika kommend die Pyrenäen erreichten und schon bald deren ältesten heute bekannten Höhlenbilder ausfertigten, hatten möglicherweise unterwegs Kontakt mit den in Europa entstandenen Neandertaler:innen, sagt uns die Genom-For-

schung, und ihnen werden Kleidung, Steinwerkzeuge und Speere, ebenso Zelte oder einfache Hütten zugetraut. Bereits ein Lager des Homo erectus (Bilzingsleben; Mania, 1998) von vor 350.000 Jahren verweist auf Zelte. Eine Pferdejagd von Homo heidelbergensis/ neanderthalensis vor 400.000 Jahren (Schöningen) verweist auf Holz-Speere, andernorts fanden sich mit steinernen Spitzen versehene Speere. (Auffermann/ Orschiedt, 2002) Weitere Behausungen dieser Früh-Menschen listet Hoffmann (1999) auf: Prezletice in der Tschechei, Terra Amata und die Lazaret-Höhle in Südfrankreich, oder Molodova in der Ukraine. Etwa zur gleichen Zeit wie die Pyrenäen erreichten moderne Menschen auch Höhlen in der Schwäbischen Alb, die bereits deren Sesshaftigkeit während des Winters zeigen. Dort wurden um vor 36.000 Jahren ebenfalls kleine Schnitzereien, Figuren und Flöten, gefunden.

Die Menschen waren also wohl entlang von Küsten und Flüssen immer weiter nach Norden gelangt, bis sie am Schwarzen Meer und dann die Donau hinauf in Richtung Westen siedelten. (Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) Sie kamen nicht über Gibraltar. (Garcea, 2010^b) Nicht Neugier trieb sie, sondern das Wachsen ihrer verwandtschaftlich verbundenen kleinen Gruppen wird die Ausbreitung nötig gemacht haben; für die 5.000 Kilometer Luftlinie über Land wird eine Zeit von etwa 10.000 Jahren angenommen. (Cavalli-Sforza, 1996) Als Wildbeuter;innen mussten sie darauf bedacht sein, im Zusammenhang mit ihnen nahestehenden Gruppen jeweils bestimmte recht grosse Regionen fürs Sammeln und Jagen für sich zu beanspruchen. Immer wieder wird es Vertreibungen und Vernichtung im Kampf gegeben haben, oder das Aussterben von Gruppen. Von einer Reise aus Afrika wussten diese Menschen nichts, sie kannten höchstens die alle paar Generationen nötig werdende Ausdehnung in die anliegende Region, wenn ihr Stamm sich vergrössert hatte und junge Leute ausgegliedert wurden, oder wenn Feindschaften entstanden waren. Sie blieben im Süden und erreichten auch im Westen die Pyrenäen und die Schwäbische Alb.

Für die erwähnten Schnitzereien oder Flöten aus Schwanenknochen, die Homo sapiens in der Schwäbischen Alb hinterliess, kann ich jedoch nicht schon erkennen, wie Conard formuliert: es werde: *„spätestens im Jungpaläolithikum ab etwa vierzigtausend Jahren vor heute die kulturelle [!] Evolution zum jetzigen Menschen erreicht. Die Menschen und ihre Gesellschaften kommunizieren mittels einer voll entwickelten symbolischen [!] Sprache. Sie stellen komplexe organische und anorganische Werkzeuge her und bestatten ihre Toten oft in Gräbern, zusammen mit Schmuckstücken und anderen Grabbeigaben. Sie bringen Musik und figürliche Kunst hervor. Ob diese Entwicklung allmählich oder schlagartig erfolgte, ist bis heute nicht völlig geklärt. Die kulturelle Evolution verlief sicher nicht in allen Erdteilen in gleicher Weise, sondern entwickelte sich aufgrund regionaler Gegebenheiten unterschiedlich“*. (2009: 87) Mit dem „allmählich oder schlagartig“ wird die Gewissheit der oberen Sätze natürlich

aufgehoben, dass es ab vor 40.000 Jahren bereits die voll entwickelte „*kulturelle Evolution*“ und *symbolische* Sprech-Sprache gegeben hat; anders ist Sprache zudem nicht denkbar. Welche *komplexen Werkzeuge* stammen denn aus dem Aurignacien? Erst wachsende Siedlungen, die neue soziale Anforderungen an das Zusammenleben stellten, verweisen in Eurasien auf weitergehende soziale Prozesse in Onto- und Phylogenese bis hin zum Göbekli Tepe. Was hätte sich denn in der weiteren kulturellen Evolution noch verändert, wenn der Göbekli Tepe generell auch am Beginn jener Epoche errichtet werden konnte?

Auch nach dem *Prozess* selbst ist zu fragen, denn sein Funktionieren zu verstehen, und nicht nur seine Wirkung zu erkunden, ist Voraussetzung für eine historische Soziologie (und nicht nur für sie). Zu begreifen, in welchem Prozess etwas entstand, hilft uns, das Entstandene zu erklären. Dazu bedarf es wiederum eines zeitgemässen prozesslogischen Ansatzes, von dem aus wir Geschichte analysieren. Prozesse werden heute ganz anders gesehen als noch vor 200 Jahren. Die Beschäftigung mit dem Prozess an sich wird zudem helfen, die Logik früherer Menschen zu erfassen. Die Vorstellung, auf welche Weise sich Zustände in der Geschichte ändern, hat sich vor allem mit der massenhaften Schulbildung und der Industrialisierung deutlich gewandelt. Das ist für das Verständnis der jeweiligen Welt wesentlich, die wir nur von der heutigen Kognition her verstehen können. Sonst kann nicht die Differenz zu früherem Denken beschrieben werden, und es kommt zu diesem Gerede, als hätten Menschen immer schon wie wir gedacht.

Zur Methodik

Gibt es „die“ *Schöpfung*, die die Bibel behauptet, oder eine *Entwicklung* wie die biologische Evolution, die Darwin und Wallace analysierten? Das war im 19. Jahrhundert eine ernsthaft und intensiv behandelte Frage. Bereits 1845 hatten Marx/ Engels ein erst 1859 skizzenhaft publiziertes *soziologisches* Modell einer sozialen (!) Evolution ausgearbeitet. Aus meiner Studie zu ihrer Soziologie (¹⁴Hennings, 2017) ergab sich die Frage, ob in der Frühgeschichte des Homo sapiens, zu dem alle heutigen Menschen gehören, eine *Urgemeinschaft* egalitär und friedlich zusammenlebte? („primitive communism“ bei Widlok, 2010) Oder gab es womöglich gar ein Matriarchat mit einem Mutterrecht, in dem Frauen in allen Lebensbereichen bestimmten? Die im 19. Jahrhundert natürlich noch unscharfe Reflexion über die kognitive Entwicklung war ein weiterer Anlass zur vorliegenden Arbeit, und es schien sinnvoll, dafür die eurasiatische Frühzeit, das Jung-Paläolithikum, auszuwählen. Für jene lange Zeit sollte sich die permanente Veränderung des menschlichen Geistes als eigenständiger sozialer Prozess aufzeigen lassen, der auf einer biologischen Entwicklung aufbaut, und vor allem die Form unseres Denkens komplexer werden liess.

Es gab weitere Anlässe zur vorliegenden Studie. Ausgehend von der Prozesstheorie, die ich bei Marx/ Engels herausgearbeitet hatte, wollte ich testen, ob die neue prozessorientierte soziologische Leittheorie von Dux (1989ff), die Historisch-genetische Theorie, mein wissenschaftliches Überlegen vertiefen und konsolidieren kann. Später kamen ergänzend die Theorien von Tomasello (2006f), Bischof-Köhler (1989ff), sowie Affentranger (2006) hinzu, und zuletzt die Forschungen zum Gehirn (Rösler, 2011), zur Epi-Genetik (Kegel, 2015; Ringo, 2006) wie zu Bewusstsein oder Seele (Damasio, 2011; Roth/ Strüber, 2015). Diese Arbeiten stehen im Ergebnis der hier skizzierten Vorstellung des Geschichtsprozesses nahe und binden in komplexer Weise einige Theorie-Elemente zusammen, die zuvor in meiner – mich nur sporadisch beschäftigenden – soziologischen Forschung lediglich fragmentarisch nebeneinander standen oder fehlten. Erst dadurch wird die Gesellschaft mit den handelnden Menschen verknüpft, deren *Verhältnisse* zueinander die Sozialstrukturen bilden (sagen bereits Marx/ Engels als Mitbegründer der Soziologie).

Den historischen Prozess hatte ich zuvor für die Soziologie (vage und defizitär) mit Elias (1936) verbunden. Der hatte die psychogenetische und soziogenetische Entwicklung im Prozess der Zivilisation untersucht, dabei aber – an Freud angelehnt – vor allem die Psyche, Triebe und Affekte, wie etwa die Scham, zum Thema gemacht. Er spricht zwar bereits vom Zusammenhang der gesellschaftlichen mit der kindlichen Entwicklung, doch mit dem heute möglichen Einbezug der Ontogenese als individuelle kognitive Entwicklung wird deutlich, dass Zivilisierung, einmal gefestigt, dennoch nicht zur „ewigen“ Konstante werden muss, sondern in der Phylogenese, der anderen Seite der Ontogenese, stets rückbildbar ist, Hochgesellschaften zerfallen, wie vielleicht jene vom Göbekli Tepe, die über die endlos lange Zeit keine konkrete geistige Fortsetzung in Sumers Uruk gehabt haben muss, wie ich es vage vermute.

Deshalb scheinen die Entwicklungsparameter bei Elias eher auf die jeweiligen Epochen als auf „die Geschichte“ insgesamt zu weisen; auch der Blütezeit am Göbekli Tepe könnte ein intellektueller Niedergang zu schlichten Bauerngemeinschaften gefolgt sein. Elias hat auch bereits betont, es müsse bei jedem geschichtlichen Gebilde nach dessen *Genese* gefragt werden. Das gilt besonders für eine Soziologie, in der nun an die Stelle der Affektkontrolle die alltägliche, die noch nicht „politisch“ wirkende *Macht* als Bewegungskraft gesetzt wird; (Dux, 2008) sie ist notwendige Folge jeden Zusammenlebens. Für einfache Stammesgemeinschaften wird Macht oft durch das Ansehen einer Person oder Gruppe ausgedrückt. Schon die unvermeidbare Machtausübung im Kleinen, das alltägliche zur Geltung bringen seiner Grundbedürfnisse bereits als Kind, ist eine weitere – noch intensiv zu besprechende – „unbewusste“ permanente Triebkraft des sozialen Wandels in der Steinzeit, in der sich die Produktions-

weise oder „die Ökonomie“ noch kaum änderte, die später als eine entscheidende Begründung für sozialen Wandel angesehen wird.

Statt vom umstrittenen Prozess der Zivilisation zu sprechen, scheint es neutraler und umfassender zu sein, von einem Prozess der *Institutionalisierung* auszugehen – das ist die Typisierung immer wiederkehrender gesellschaftlicher Handlungen, die zu einer „sozialen Umwelt“ der Menschen führen und zu deren Integration in die jeweilige Gemeinschaft. (Berger/ Luckmann, 1969; ich komme gleich zu ihnen) Wenn also beispielsweise nach einer ursprünglich nur gefühlten Nähe von Mutter und Kind eine formale Ordnung der Verwandtschaft mit Mutterbruder und Kreuzkusine entsteht, die es erlaubt, grössere und mächtigere Stammesgemeinschaften als Institutionen zu bilden. Daraus ergibt sich eine weitere die Geschichte bewegende Kraft, die ebenso in der geistig-religiösen Entwicklung erkennbar ist, wie zu zeigen sein wird.

Wir haben – gegen die subjektive Tendenz der Menschen, alles zu lassen, wie es ist – deutlich erkennbare, unbewusst wirkende Bewegungskräfte, die den sozialen Wandel des Jung-Paläolithikums verständlich werden lassen, ohne sich ändernde „Produktionsweisen“ aufweisen zu müssen. Auch der Geschlechterkonflikt war „von Anfang an“ Bewegungskraft, mit dem eine eigene Dynamik schon sehr früher Gemeinschaften entsteht, weil alltägliche kleine Prozesse der Macht gegen die Frauen stattfinden, die wohl besonders wegen der Menstruation männliche Hysterie auslösten. Während des Jung-Paläolithikums entsteht am Göbekli Tepe zumindest eine männlich dominierte Religion; darin können wir wohl diesen Prozess gegen Frauen ablesen. Eine „Weibergemeinschaft“, wie Engels (ausgerechnet mit Bachofen) für die Urgemeinschaft auch formulierte, ist daraus schwerlich ablesbar.

Wir werden uns unten noch genauer mit diesen Bewegungskräften befassen: *Institutionalisierung*, *Geschlechterverhältnis* und *Religiosität* beruhen selbst wiederum wesentlich auf Prozessen der *Macht*, die ich als vierte besprechen werde. Und intern wirkt die *Ontogenese*, der Denkprozess selbst, als Bewegungskraft jener simplen Gemeinschaften, wenn die folgenden Generationen sich den Alltag aneignen. Das für spätere Epochen sinnvolle grosse Wort von der (sehr allgemein verstandenen) „Produktionsweise“ als *Movens* des Sozialen in der Tradition von Marx/ Engels, ist in meiner Arbeit also zu differenzieren und präzisieren, um die 30.000 Jahre des sozialen Wandels anstelle einer statischen Lebensweise im Jung-Paläolithikums zu verstehen.

Soziale Evolution oder Prozess

In diesem Abschnitt werden wichtige Stationen der sozialwissenschaftlichen Theorieentwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts für mein Thema skizziert. Das wird helfen, die Ontogenese und Phylogenese zu verstehen. Seit der industriellen Moderne des 19. Jahrhunderts wird traditionales, mystisches Den-

ken über das Weltbild im europäischen Kulturkreis durch die Naturwissenschaften abgelöst. Entscheidend war dafür die Beantwortung der Frage, wie die *biologische Evolution* abläuft, die Darwin und ebenso Wallace 1858 durch Verlesen beider Papiere zur Evolution in der Linné-Gesellschaft in London gleichermaßen beschrieben. Die These der natürlichen Auslese wurde dann 1859 in einem Buch Darwins umfassend begründet zur Negation aller vorheriger Weltvorstellung; die Theorie der Evolution für die Naturwissenschaft war im Grundsatz bis heute gültig formuliert. Dass sie stattfand, irgendwie, war in den Wissenschaften zuvor bereits weit anerkannt, doch erst jetzt gab es eine plausible Theorie, in welcher Weise die Evolution der Arten ablief. Heute gibt es Versuche, diese Theorie zu erweitern.

Ebenfalls 1859 hatte Marx die *soziale Evolution* in einem allerersten Band zum „Kapital“ skizziert, der jedoch kaum Beachtung fand; die Grundlage dazu wurde bereits 1845 zusammen mit Engels formuliert, blieb aber unpubliziert. (Hennings, ¹⁴2017) Nun wurde – auch gegenüber der Bibel – die generelle Prozesshaftigkeit der menschlichen Geschichte in allen grundsätzlichen Aspekten erkennbar: es gibt keinen Bereich mehr, der nicht prozesshaft analysiert werden kann und die Entstehung der Dinge erklären kann; und sei es in der Zukunft (was bei „Gott“ nicht möglich ist). Das gilt heute ebenso für die individuelle Entwicklung des Denkens, das auch nicht vom Himmel fiel. Mit der Vorstellung der Evolution der Welt wurde aber primär erst einmal ein naturwissenschaftliches Weltbild entwickelt; moderne Soziologie gab es Mitte der 19. Jahrhunderts noch nicht.

Wissenschaftshistorisch gesehen waren es wohl Karl Marx (*1818 - 1883) und Friedrich Engels (*1820 - 1895), die mit ihrem Basis-Überbau-Modell eine erste soziale Evolutionstheorie bereits 1845 formulierten, diesen Ansatz aber nicht gezielt weiter verfolgten. Sie verstanden unter sozialer Evolution, können wir heute sagen, eine moderne Prozesstheorie, von der sie selbst aber nicht sprachen, die ich in einer Studie über ihre Soziologie jenseits ihrer eigenen Begriffswahl als „Empirie plus Prozess“ herausarbeitete. (¹⁴2017) Beides gehört zusammen, um den Kern ihres wissenschaftlichen Konzeptes zu verstehen, wo sie selbst von „*positiver Wissenschaft*“ und der von Marx gegenüber Hegel neu entwickelten „*Marxschen Dialektik*“ im Sinne eines materialistisch verstandenen Prozesses sprachen, von beidem! Das gelang ihnen auch einigermaßen, obwohl über die kognitive Ontogenese natürlich noch kein Wissen bestand, 1845, in einer ganz anderen Wissenschaftswelt, die noch durch die Philosophie (Hegels und dessen Weltgeist) markiert wurde.¹

¹ In einem Brief hat Marx allerdings eine gewisse Vorstellung in Richtung der Ontogenese entwickelt: „*Da der Denkprozess selbst aus den Verhältnissen herauswächst*“ – das erinnert an das „spread out“ bei Renfrew u. a. (2009) –, „*selbst ein Naturprozess ist, so kann das wirklich begreifende Denken [des Homo sapiens] immer nur dasselbe sein, und nur graduell, nach der*

Die Philosophie verstanden Marx/ Engels ausdrücklich als „aufgehoben“, als überholt, was später meist nicht anerkannt und sie weiter als Philosophen interpretiert und ihre Theorie (idealistisch) verfälscht in Anspruch genommen wurde; zuerst durch Lenin, aber in anderer Weise etwa auch durch die Frankfurter Schule (Adorno, Horkheimer u. a.). Angelehnt an die Naturwissenschaft ist ihre evolutive Sozialwissenschaft dennoch nicht einer „positivistischen Objektivität“ im späteren, engen Sinne verpflichtet, sondern soll hinter den Erscheinungen das Wesentliche der Entwicklungen herausstellen; das Wesentliche kann als *Struktur* von (historischen) Verhältnissen oder als Summe der zur Rekonstruktion eines Themenbereiches (wie: Bevölkerung) nötigen *Begriffe* verstanden werden, die zuvor durch Analyse zu ermitteln sind.¹ Das klassische Beispiel: die Ware bei der Rekonstruktion des Kapitalismus!

1845 wurde von Marx/ Engels in ihrem Basis-Überbau-Modell bereits betont, was heute in der modernen Diskussion zur Prähistorik etwa unter dem Stichwort einer „symbolischen Materialität“ und „Nischen-Theorie“ angedacht wird. (Renfrew, 2009) Mit ihrer (ursprünglich philosophischen) Differenz von Erscheinung und Wesen der Dinge wurde zugleich faktisch das Symbolische erkannt, wie es sich aus dem prozesslogischen Ab- und Aufsteigen ergibt, auf die ich noch zurückkomme. Sprache sei Bewusstsein, heisst es etwas simpel und formelhaft 1845 bei ihnen. Auch die Institutionalisierung als Konstrukt hat, wie Berger/ Luckmann bereits 1966 (engl.) betonten, bei Marx/ Engels eine Wurzel.

Mit dem Werk „Das Mutterrecht“ wurde Johann J. Bachofen (*1815 - 1887) sehr populär und erscheint manchmal als Begründer der öffentlich diskutierten sozialen Evolution, obwohl er das Gegenteil bezweckte. (1947) Sein Werk ist – nach der verlorenen Revolution 1848 – implizit ein Gegenkonzept zugunsten älterer Geschichtsvorstellungen, was aber nicht allen auffiel (auch nicht Marx/ Engels). Darin scheint die alte Dialektik durch, wenn vom Hetärismus (als: These) über das Mutterrecht (Antithese) das göttliche Vaterprinzip (Synthese/ Ziel) erreicht wird. Bachofen las vor allem aus Mythen Stufen menschlicher Entwicklung heraus. Ein Fokus war dabei das Geschlechterverhältnis. Deshalb ist seine Arbeit für mein Thema interessant, die zwei Jahre nach Darwins Hauptwerk publiziert wurde. Er stützte sich primär auf Hinweise des Griechen Herodot zu den Nachbarstämmen: die hätten in einer Form des

Reife der Entwicklung [Phylogenese], also auch des Organs, womit gedacht wird, sich unterscheiden [Ontogenese]. Alles andere ist Faelei“. (MEW 32: 553; Hennings, ¹⁴2017) Generell halte ich nicht viel davon, früheren Theorien rückblickend eine grosse Weitsicht zu unterstellen.

¹ Wesen ist keine Natureigenschaft, sondern geistiges Konstrukt, das auf hinter den Oberflächen befindliche Eigenschaften oder dergleichen verweisen soll; Bevölkerung wäre etwa eine oberflächliche Beschreibung, Bevölkerungsstruktur das Wesen/ Wesentliche.

(1.) Hetärismus‘ gelebt, mit regellosem, auch öffentlichem Geschlechtsverkehr (wie Nachbarn eben bezeichnet wurden). Dann hätten sich die Frauen dem verweigert, auch mit Waffen (durchgesetzt mit der „Gewalt amazonischer Reiterheere“!). So sei die Stufe der (2.) Gynaikokratie entstanden. Später wurde in der Debatte daraus die Geschichte von der universalen Stufe des Matriarchats mit der Grossen Muttergöttin. Bis (3.) endlich – stellt er heraus – die Männer die Oberhand gewannen und die allein seeligmachende patriarchale Stufe der Menschheit einläuteten; wohl gemerkt: er diskutiert diese Entwicklung am (bereits landwirtschaftlich geprägten) Altertum! An frühere Zeiten war so weitgehend damals nicht zu denken.¹

Gerade mit dem Fokus auf (heilige) Mutterschaft/ Mutterrecht scheint ein Bezug auf das Matriarchat unsinnig. Müsste es doch darum gehen, nach Lebensformen mit vollständig gleichberechtigten, wenn nicht „herrschenden“ Frauen zu suchen; aber wo? Hüten wir uns jedoch davor, nun beides – Mutterverehrung und Matriarchat – in einem Topf zu belassen. Nur von letzterem können wir ziemlich sicher sein, solche Lebensform habe es nicht gegeben; es gibt einfach keine genügend begründeten Hinweise. Matri- oder patrilineare Verwandtschaftstypen, nach der Linie der Frauen oder Männer – zuerst war natürlich nur die Mutterschaft sichtbar gewesen –, mussten sich überhaupt erstmal herausbilden, verstanden und mit praktischem Sinn für die Organisation der Gruppen gefüllt werden. Auch sie haben mit Matriarchat nichts zu tun; es gibt *matrilineare* Völker mit starker Männermacht, wenn nicht -herrschaft.

Lewis H. Morgan (*1818 - 1881) griff in seinem Buch „Urgesellschaft“ unter anderen die Grundgedanken Bachofens zu den historischen Stufen auf, in dem er die weltweiten und historischen Formen des Zusammenlebens untersuchte, vor allem die Gentilgesellschaft (wesentlich am Beispiel der Irokesen). Gens/ Gentes sind die kleinsten, sich auf eine gemeinsame Urmutter gründenden Einheiten –; dazu kommen wir noch. (1877) Dieses Buch benutzte 1884 Engels, um die Entwicklung von Familie, Eigentum und Staat pauschal (eher journalistisch) nun wieder – unausgesprochen – als soziale Evolution zu

¹ Es gibt beim reaktionären Bachofen deutlich Gegenwartsbezüge zu seiner Zeit. Implizit geht es ihm neben der Zurücksetzung der (weiblichen) Natur mit seinem Werk um die Niederrückung der demokratischen Entwicklung, sowohl die „positivistische“ Wissenschaftsauffassung des Historikers Mommsen, (Wesel, 1980) als auch die faktischen Folgen der Bürgerlichen Revolution 1848; Demokratie ist ihm demokratische *Herrschaft* durch *Tyrannen*, gestützt auf die ununterschiedenen Massen, der er den starken römischen Staat als Leitbild gegenüberstellt. Interessant (im Sinne Theweleits) ist auch die „wilde *Sumpfwegvegetation*“ als Prototyp des ehelosen Muttertums! Er geht übrigens in seiner *Vorrede* zum „Mutterrecht“ vor wie die Ursprungsmythen: erst wird die Frauenrolle erhoben, um dem folgend zu begründen, wie die Lage real ist und worum es wirklich geht: um „*die Erhebung des irdischen [weiblichen] Daseins zu der Reinheit des göttlichen Vaterprinzips*“, wie es im Schlusssatz heisst. (1947: 89) Ideologisch, göttlich abgesichert wird, was bereits besteht, Männergewalt. (s. u. zu Mythen)

skizzieren. Er betonte dann die positive Bedeutung der Frauen in jenen Gemeinschaften nochmal stärker, um sie damit für die Arbeiterbewegung zu empfehlen – deren Männer das auch dringend nötig hatten und haben –, bis hin zur „Weiberherrschaft“ als Schlagwort (das von Bachofen stammt). Seiner Publikation stupid folgend verkam diese Linie später zum sowjetideologischen Dogma, zur weitergehenden Entwicklungslogik in universalen Stufen (weil Stalin sie in einer Geschichte der Sowjetunion behauptet hatte; heilige Wahrheit).

Bachofens Vorstellungen sind in der Wissenschaft überwunden. Auch Morgan gilt heute als historisch. (1877)¹ Ebenso sind Marx/ Engels mit ihren sozialen Analysen für heute überholt, zumal ihr prozesslogischer Ansatz von ihnen selbst nicht forciert wurde. Wichtige Soziologen – habe ich gezeigt (¹⁴2017) – betonten dennoch ihre Bedeutung, wie Tönnies, Weber, Sombart, später Berger/ Luckman, Habermas. Heute haben wir es mit einem neuen Paradigmenwechsel in den Natur- und Sozialwissenschaften zu tun. Von der Evolution führt die Spur zum sozialen Prozess. Die Theorie der Evolution wird insgesamt kritisiert, nicht nur wegen der darin enthaltenen starren Stufenfolge. (Röder u. a., 1996; Dux, 2008) Wo die Theorie als Evolution neu definiert werden soll, was natürlich möglich wäre, scheint ein gänzlich neuer Ansatz, der direkte Bezug auf den Prozess, sinnvoller. Eine blossе Übersetzung von: Evolution gleich Prozess, wie es ohne Reflexion der Begriffe oft in Texten zu finden ist, scheint wissenschaftshistorisch etwas dürftig. Auch die alte Form der Dialektik mit ihrer sich in sich ändernden und doch statischen „Identität“ eines Objekts als verschiedene Zustände, die heute oft nicht mehr in diesem Sinne benutzt wird und damit ihren historischen Nutzen verliert, ist für die Sozialwissenschaft überholt. Es bleibt dann bloss eine einfache Wechselwirkung übrig (X wirkt auf Y und als Y' wieder auf X'...). Merkwürdig unberührt von prozesshafter Logik blieb bis in unsere Tage die oft immer noch philosophisch behandelte Kognition, eben als bekämen Menschen sie in den Genen/ Modulen mitgeliefert, oder sie entstünde mit der Sprache irgendwie von allein (Nativismus).

Dass es beispielsweise viel später nach der Zeit des Bauens am Göbekli Tepe unter den rezenten Urvölkern wieder sehr schlichte Wildbeuter:innen und andere Lebensweisen gab, bedeutet – jenseits der Vorstellung der Stufenentwicklung – also nicht, es wären vor 12.000 Jahren alle Menschen noch schlichter organisiert gewesen, bevor sie sich stufenweise weiter entwickelten. Die schlichteren Lebensweisen sind nicht unbedingt die älteren; das gilt insbesondere nach der Zerstörung vieler Kulturen in der Kolonialisierung. Sozialer Wan-

¹ Morgans Arbeit diene einer religiösen Gruppierung am Rande der Wissenschaft als Anlass, noch einmal gegen die „Evolution“ insgesamt zu polemisieren, die aber nur vorübergehend eine gewisse Bedeutung erlangte. (Hildebrandt, 1979) Eine generelle Evolution wurde dann vor allem in der Sowjetideologie zum Dogma. Sie wurde als dialektische Philosophie der postkapitalistischen Funktionärsherrschaft – mit entsprechenden Auswirkungen auf die politisch gelenkte Wissenschaft – degeneriert.

del entwickelt sich aus konkreten Bedingungen am bestimmten Ort, aber nicht überall in gleicher Weise nach einem festen Schema (oder gar heiligem Plan). In der älteren Geschichtsschreibung ist nur (je neues) Wissen die Bewegungskraft des Kulturellen, nicht die Ausdifferenzierung der Kognition selbst. Dagegen ist der Prozess der sich ändernden Logik methodisch die bessere Wahl.

Auch, was in der Biologie (prinzipiell) möglich scheint, einen einzigen Stammbaum aller Lebewesen zu finden, ist im Sozialen nicht analog denkbar, weil die Prozesse dort anders funktionieren, immer stärker durch menschliches, individuelles Handeln geprägt werden, das es zu entschlüsseln gilt, um historische Erklärungen zu finden. Bei den enormen Zeiträumen der Frühzeit mit nur wenigen erkennbaren Innovationen, wie etwa dem Übergang von lediglich geschlagenen zu geschliffenen Steinwerkzeugen, kann es so aussehen als gäbe es auch im Sozialen eine Art zufälliger „Mutation“ (durch Gottes Ratschluss); es passierte irgendwie, Landbau zu beginnen. Das führt in die falsche Richtung. Bestimmte Änderungen drängten sich funktional als Möglichkeit auf, mussten jedoch entschieden werden, durch Kämpfe vielleicht. So wie der Übergang zum effektiveren Landbau auf viel geringerer Landfläche und mit seinen im Vorfeld nicht erkennbaren Nebenfolgen; dass beispielsweise die Keime der Tiere Probleme bereitet haben, oder Karies, der durch intensivere Getreidenahrung gefördert wird, oder die Zerstörung der Zähne durch den im Mehl verbleibenden Stein Staub der Mahlsteine. Lange nicht jede Entwicklung entstand funktional. Niemand besass die Weitsicht und konnte sich entscheiden, ob diese Nachteile den Landbau wert sind, wie es sich manchmal anhört (Warum haben sie das bloss gemacht? Wildbeuterei ist doch viel schöner und leichter!).

Ebenso kann die verwandtschaftliche Organisation nicht als feste Folge im Sinn evolutiver Stufen interpretiert werden, wie bei Morgan. Der fand zwar auf Hawaii jene Familienformen mit Bezeichnungen der Verwandtschaft, als hätten in noch früherer Zeit alle Töchter einer Mutter alle Söhne einer anderen Mutter derselben Generation „geheiratet“. Beispielsweise beobachtete noch Turnbull bei den rezenten Mbuti Mitte des 20. Jahrhunderts, dort würde ein Kind alle Erwachsenen der Altersgruppe seiner Eltern als Vater und Mutter ansprechen, die ältere Generation als Grossvater und Grossmutter, sowie alle Gleichaltrigen als Bruder und Schwester. (2009) Doch verstand Morgan (und manche anderen) wohl solche Bezeichnungen nicht hinreichend, frühe Klassifikationen dienten nur der Fixierung *potentieller* Heiratspartner:innen, die dennoch individuell zu wählen oder von den Eltern als Einzelne zu vergeben waren (geringe Differenzierung; Identität).

Morgan skizziert seine Vorstellung an den Irokesen und auch an den „allerprimitivsten“ Stämmen in Australien. Sie hätten vor der Herausbildung der Gentes eine geschlechtliche Klassifizierung entwickelt. (1877; Wesel, 1980) Schon Lévy-Bruhl hält die Frage, ob es jemals aus dieser generellen Möglich-

keit heraus eine reale Gruppenehe gegeben habe, bei der alle Söhne der einen Mutter alle Töchter der anderen geheiratet haben, für nicht beantwortbar.¹ (1927) Dass Männer oft, wenn nicht generell, mehrere Frauen haben konnten, *Polygynie*, ist etwas ganz anderes. Beim Tod einer Ehefrau rückte in manchen Gemeinschaften üblicherweise deren (identische) Schwester nach, aber erst dann (als Ersatz aus der Sippe in patrilinearen Gemeinschaften, in denen die Frauen zum Clan der Männer ziehen). Es gibt Ausnahmen: in der tibetischen Kultur (Tibet, Bhutan, Nepal) heiratete noch kürzlich *eine* Frau tatsächlich manchmal mehrere Brüder, was in einzelnen Fällen auf die von Morgan beschriebenen älteren Lebensweisen verweisen kann. (Denwood, 1974) Ein Bericht über solche Familien betont das Zitat eines der Brüder, es gäbe keine Eifersucht, was bei fremden Männern ganz anders wäre. (Zeit.de, 7.4.13) Klar! Brüder sind der traditionellen Logik identisch!

Gegenüber dem modernen Prozessdenken sieht die traditionale Logik anstelle des sozialen Wandels nur den aktuellen Zustand, die aktuelle Praxis, und die Oberfläche, nicht die dahinterliegenden Strukturen, nicht eine Weltzeitachse. Und alles wird als Einzelnes und als Konkretes behandelt, als ewig, auch in der mystischen Erzählung oder im Traum. In der gemeinschaftlich geprägten Kollektiv-Vorstellung, der Tradition, wird die Welt als von mystischen Geistwesen bestimmt verstanden. Unser Wissen über alte Lebensweisen, von Sumer über Ägypten und Griechenland bis hin zu rezenten Urvölkern, zeigt deren Abhängigkeit von der Form ihres traditionellen Denkens und bestimmt damit die Verhältnisse zwischen den Menschen (und den Geistwesen). Wir sehen solche traditionellen Vorstellungen noch in der Philosophie mit den Kategorien (hier: Zeit, Raum, Substanz, Kausalität). Obwohl sie selbst geistige, menschliche, also auch historisch wandelbare Konstrukte sind, sollen sie dennoch die Realität der Welt in ihrer Grundlage quasi „objektiv“ und „ewig“ dem Denken zur Verfü-

¹ An dieser Frage scheiterte auch Engels bei der Bewertung Morgans, mit dem er von einer realen Gruppenehe ausgegangen war, die bestanden haben müsse; woher sollten sonst diese Bezeichnungen der Verwandtschaft gekommen sein, fragt er? Jetzt wissen wir es.

Malinowski sah auf den Trobriand-Inseln – was sich weitgehend auf rezente Urvölker übertragen lässt, wenn auch in verschiedenen Formen, auch hinsichtlich matri- und patrilinear –, dass viele Beschreibungen dieser Art falsch verstanden sind. Es geht also nicht darum, dass alle Brüder alle Schwestern heiraten, sie alle Sex haben. Sondern es sind beispielsweise die Schwestern des nominellen Vaters (die biologische Zeugung sei unbekannt) und deren Töchter im klassifikatorischen Sinn *identisch*, nehme ich den Begriff Lévy-Bruhls auf. Auf den Trobriand-Inseln ist die Schwester des Vaters für dessen Sohn, mit dem er im matrilinearen Stamm formell nicht (!) verwandt ist, die ideale sexuelle Partnerin (!), deren Rolle aber (so gut wie) immer von deren (identischer) Tochter übernommen wird; es geht um das Vererben im Clan. Diese Tochter ist die Kreuzkusine (Kind des gegengeschlechtlichen Geschwisters von Vater oder Mutter); Kinder von Schwestern der Mutter oder Brüdern des Vaters sind Parallel-Kusinen. Die Schwester der Mutter ist identisch mit der Mutter und deshalb wird sie oft ebenso genannt. Im Ergebnis sind ein Viertel der Frauen im Clan tabu, die anderen erlaubt. (1979^b) Lesen Sie das lieber selbst!

gung stellen und zum Konsens einer Gemeinschaft und möglichst aller Gesellschaften werden; doch das ist eine statische Welt.

Solche Kategorien kommen nicht aus der Natur, die Sinn oder Geist nicht enthält, und ihn deshalb nicht auf die Menschen übertragen kann. Auch ein Gott oder Weltgeist bietet nicht diesen Service, sondern sie müssen aus der reflektierten Erfahrung im handelnden Umgang mit der jeweiligen Realität im Geiste konstruiert werden. Deshalb ist eine empirisch begründete prozesslogische Analyse nötig. Frühe Menschen standen ja – ohne es zu durchschauen – vor einer komplizierten erkenntnistheoretischen Situation: sie sahen noch keine Sozialordnung, sondern allenfalls eine „Naturordnung“, denen sie als Menschen zugehörten. Diese Naturordnung wird aber als die Ordnung subjektiv handelnder (mystischer) Kräfte verstanden, wie die Sozialität auch. Allerdings war es ein teleologisch fixiertes („göttlich vorbestimmtes“) Handeln, wodurch sich für traditional denkende Menschen wieder eher eine festgefügte Naturordnung zeigt. Doch nur durch die synchrone Entwicklung kindlichen Denkens mit den Erfahrungen in der realen Welt, mit ihrem Wirkgefüge, mit ihrer Kausalität, können wir in ihr leben. (Kälble, 1997) Nur „konstruktivistisch“ können wir „Welt“ denken, sie uns in Grundbegriffen verständlich zu machen suchen.

Auf der Grundlage der Ontogenese aufbauend kann die Geschichte des Homo sapiens nun gänzlich als mehrschichtiger Prozess verstanden werden, sowohl (1.) der generelle Übergang von den Früh-Menschen als auch (2.) dessen jeweilige historische Handlungs-Kompetenz und ebenso (3.) die individuelle Kognition und Logik. Nun ist aufzeigbar, wie die vorgefundene soziale Welt aus der vormenschlichen Natur entstehen konnte, wobei Sinn aus einer sinnfreien Welt entstand, den die Menschen ihren Lebensweisen geben und damit qualitativ etwas ganz Neues erschaffen, vergleichbar mit Bewusstsein. Voraussetzung zum Verstehen dieses Prozesses ist die (Re-) Konstruktion der Welt, ohne dazu mystisch-religiöse Kräfte zur Hilfe zu nehmen. Letztlich beginnend beim Urknall. Der nicht zuletzt von Zufällen abhängige soziale Prozess bleibt schwer – theoretisch: gar nicht – prognostizierbar, weil Handeln, auch rationales Handeln, stets ungewollte Nebenfolgen erzeugt, die die Entwicklungen mit bestimmen. Selbst dem präzise geworfenen Ball kann noch ein fliegender Schwan in die Quere kommen. Gerade deshalb ist der sich selbst verändernde Prozess und dessen Rekonstruktion von seinem Anfang her Grundlage jeder Analyse, die immer eine historische Analyse ist. Der Anfang muss jedoch zuerst gefunden sein.

Sich selbst verändernder Prozess

Hat im 19. Jahrhundert der Gedanke der Evolution die aufkommenden Natur- und Gesellschaftswissenschaften geprägt, im *biologischen* Zusammen-

hang die eine, als *soziale* Evolution die andere, ist heute in der modernen Biologie seit der Entschlüsselung des Genoms von Lebewesen ein erneuter Umbruch der Theorie der Evolution im Gange. Insbesondere Epi-Genetik und die neueren Neurowissenschaften stehen dafür. Wenn es auch keine universalen Stufen gegeben hat, gibt es dennoch so etwas wie einen *Richtungssinn*, nicht linear, sondern vage eher als im Auf und Ab einer Wellenbewegung zu denken, der doch im Einzelnen wie auch generell immer wieder vom Einfachen zum Komplexeren führt. Bestehende Systeme werden ergänzt, durch Zufall oder Plan; das ist nicht verhinderbar. Beispielsweise wird der Bau eines Geistigen Zentrums hochwahrscheinlich solche Folgerungen haben. Konkreter Ort und konkrete Zeit der Neuerungen müssen bei der Betrachtung einer solchen Reihe ausgeblendet und nur die Veränderung von Grund-Typen entsprechend ihrer Komplexität zusammengefasst werden. Denn die wesentlichen Entwicklungsschritte, die sich über die Zeit erkennen lassen, fanden nicht in einer Folge an einem Ort statt, sondern mal hier mal dort; (Röder u. a., 1996) das wird auch in der neueren Archäologie nun so gesehen. (Renfrew, 2009)

Beispielsweise folgte die Landwirtschaft, die zuerst im Nahen Osten entstand, generell der Wildbeuterei – doch sie entwickelte sich eigenständig auch anderswo und nicht überall in gleichen historischen Abläufen. Die sumerische und zeitgleich die ägyptische Schrift führten zum griechischen Alphabet – nicht aber zu den chinesischen Silbenzeichen. Ebenso ist der Weg hin zur europäischen Industrialisierung nicht überall gleich verlaufen. Und in vielen Ländern wurde sie eingeführt und entstand dort erst recht nicht als Stufenfolge (wodurch oft Misserfolge entstanden). Landwirtschaft gründete sich in Europa auf dem aus dem Nahen Osten und entwickelte (durch den Pflug) eine eigene Richtung. Deshalb ist es sinnvoll, anstelle von Evolution für das Soziale über die Prozesshaftigkeit aller Dinge im modernen Sinn nachzudenken. Was sich als Übersichts-Darstellung, zumal in der älteren Philosophie, plausibel anhören mag, verliert in detaillierter Forschung seine Überzeugungskraft.

Die generell wachsende Komplexität der Kognition über die Völker hinweg erscheint für die früheren Zeiten als die Bewegungskraft zu höheren Kulturen. Es bedurfte nicht eines gemeinsamen Ausgangspunkts etwa von (Proto-) Sprache, Malerei oder Landwirtschaft. Und zusammen mit der Kognition veränderten sich die Strukturen der synaptischen Verknüpfungen im Gehirn relativ ähnlich bis hin zu jenen Unterschieden im Denken, die am Ende des 19. Jahrhunderts bei rezenten Urvölkern gefunden worden sind. Heute setzt sich mit der europäischen (oder europäisierten) Kognition der oft sogenannten „westlichen Welt“ ein grundlegend neues prozessuales Denken durch. Denn alles ist Werden und Vergehen, nicht unbedingter Kreislauf.

Es geht bei der methodischen Beschäftigung mit dem Prozess selbst unter anderem darum, die Differenz der Vorstellung über sozialen Wandel im tradi-

tionalen und im modernen Denken zu verstehen und den Wechsel des einen Zustands in einen anderen Zustand, wie er von traditionellen Menschen gedacht wird, von einem sich selbst verändernden Prozess zu unterscheiden. Prozessuales Denken im modernen Sinn heisst zuerst einmal, bei jeder Erscheinung, die analysiert werden soll, zu fragen: wie entstand sie? Ob es um die erste Nähnadel geht, die Ursprungs-Mythe, die Kopfjagd oder die Siedlungsform. Sie haben sich aus einem Früheren entwickelt; das gilt selbst für einen Stein. Und das gilt ebenso für die Entwicklung des menschlichen Geistes seit der Trennung von den Ur-Primates und dann auch noch für die der Kognition und der Logik des Homo sapiens. Sie werden in besonderer Weise in der Weltvorstellung der Menschen sichtbar und änderten sich über die geozentrische zur heliozentrischen, noch traditional befangenen Logik hin zur prozessualen Logik.

Vom modernen Prozess ist immer häufiger die Rede, seit die Vorstellung einer (teleologischen, das Endziel schon enthaltenen) göttlichen Schöpfung der Welt überwunden ist. Was ja noch nicht alle Menschen so sehen, da viele weiterhin zumindest tendenziell traditional denken, immer in religiösen Formen aller Schattierungen, die wiederum fast alle patriarchal die Frauen unterdrücken. Heute wird zwar überwiegend von „Entwicklung“ gesprochen, wenn von Geschichtlichem die Rede ist. Die Frage ist aber, ob dabei wirklich prozesslogisch gedacht wird – und das auch bei der Entwicklung der Kognition. Ob also das Problem einer neuen Logik erkannt und reflektiert wird. Oft gilt der menschliche Geist nach wie vor als irgendwie „gesetz“, vorgegeben und als immer schon gleichermassen vorhanden. Dieser Denkfehler ist allgegenwärtig, obwohl die Natur durch die Naturwissenschaft von subjektiver Geistigkeit/ Sinn befreit ist, sich die traditionale Logik darüber hinaus aber noch behauptet, wie der weiter bestehende Glaube an alle möglichen Gottheiten zeigt. Nun sind es keine konkreten Göttinnen mehr, sondern erscheinen der europäischen traditionellen philosophischen Logik als transzendent, als nicht denk- sondern nur glaubbar.¹ (Dux, 2008: 138f) Irgendwo müssen die Geistwesen ja bleiben, solange der letzte Schritt zur prozessualen Logik, auch die Kognition als historisch zu erkennen, nicht getan ist.

Erst die Überzeugung einer (im Urknall oder anders) entstandenen materialen Welt, die sich bis hin zu chemisch-elektrischen Formen des Denkens und Fühlens bei Botenstoffen und synaptischen Verknüpfungen zeigt, aus der sich die natürliche wie kognitive (menschliche) Welt prozesshaft entwickelte, führt zur prozessualen Logik. Seit dem Zeitalter der Mechanik, der europäischen Aufklärung und vor allem der Industrialisierung ist im europäischen Denken nur

¹ Ich weise auf das von Dux dargestellte Problem nur hin, es liesse sich aus der Position einer subjektivistischen Logik, dass alles in der Welt als subjektiv handelnde Geistwesen verstanden wird, nicht darstellen, wie Konstrukte der Welt in den Köpfen der Menschen entstehen können, die allen gemeinsam wären, so dass wir uns über sie verständigen können. (2008: 143)

langsam die Erkenntnis gewachsen: wir haben es in der Welt generell mit *sich selbst verändernden Prozessen* zu tun, mit solchen Prozessformen, die im Verlauf ihres Prozessierens durch das Prozessieren selbst, vor allem durch zufällige Veränderung ihrer Parameter, ihre Richtung wechseln können. Solche Zufälle sind nicht willkürlich, sondern bewegen sich im Rahmen der materiellen Möglichkeiten. Dabei beziehen sich die Parameter primär auf die Verhältnisse, unter denen die Menschen zusammenleben und die die Gesellschaft darstellen. Es sind diese dynamischen, sich alltäglich ändernden, von Macht geprägten Beziehungen, die vor allem zum epochalen sozialen Wandel führen, ohne dass eine Richtung präzise vorzugeben ist.

Dafür gibt es interne wie externe Gründe. Immer wieder entstehen bei rationalem Handeln unintendierte Nebenfolgen. Zu komplex sind die Parameter in umfangreicheren Gemeinschaften, wo immerzu Menschen Handlungsalternativen haben, aus denen sich Kombinationen in vielfältigster Weise, insofern zufällig, ergeben können. Externe Gründe können Stressfaktoren sein, wie Epidemien oder Kriege. Interne Gründe sind die in früher Zeit ausgesprochen gemächlich veränderten eigenen Umwelten, wie sie durch leichte Verbesserungen der Arbeitsmittel entstehen, wenn etwa Stein-Werkzeuge mit Stielen verbunden werden, oder festere Gebäude und wachsende Siedlungen entstehen. Mit ihnen entwickeln sich Kognition und Reflexion, die wesentlich an den Umwelten ausgebildet werden und wiederum Richtungsalternativen ergeben.

Deshalb ist heute angesichts komplexer Strukturen der einen Prozess bestimmenden Parametern von einem sich selbst verändernden Prozess zu sprechen, der sich von anderen Systemtheorien, selbstorganisierenden etwa, noch unterscheidet. Während des Prozesses können sich zufällige Regelungen ergeben, die die Richtung ändern können. Klar, wenn Alles in letzter (philosophischer) Konsequenz in seiner Genese besteht, hat ebenso alles eine Ursache. Zufall und sich selbst verändernder Prozess sind insofern Hilfskonstruktionen für Ereignisse, für die es jedenfalls aktuell keine bekannten Begründungen gibt, die aber womöglich später einmal gefunden werden.¹ Beide Begriffe sind also so etwas wie Thesen, die forschungspraktisch auf bestimmte Fehlstellen verweisen und wahrscheinlich nicht bald aufgeklärt werden dürften.

Die Biologie im Darwinschen Sinn ist generell zur sozialen Erklärung der Welt ungeeignet. Der heutige Darwinismus steht – als nicht umfassend genug erklärend – selbst in der Kritik, intern wie extern. Insbesondere mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms (aber ebenso dem der Fruchtfliege und dem anderer Organismen) wird ein neues Paradigma, eine neue Grundlage biologischen Denkens entwickelt. Der Prozess der Veränderung wird neu analy-

¹ Als „die Welt“ sich durch immer weiter steigende Komplexität entwickelte (s. u. Exkurs), konnte dies nur geschehen, wenn die dafür nötigen ergänzenden „Teile“ (wie Moleküle unter bestimmten Bedingungen) zufällig vorhanden waren, um „bessere“ Organismen zu bilden.

siert. „Was neue Arten entstehen ließ, waren vom Genom selbst ausgehende Umbauprozesse ..., die sich gemäß inhärenten (im Genom selbst verankerten) Prinzipien abspielten. Genomische Umbauprozesse, die der Evolution zugrunde liegen, sind – sowohl hinsichtlich des jeweiligen Zeitpunktes als auch der Art ihres Ablaufs – nicht völlig zufällig, sondern folgen biologischen Regeln, sie sind ‚gebahnt‘. Das bedeutet nicht, dass sie vorbestimmt sind“, schreibt der Neurowissenschaftler Bauer zur Weiterentwicklung des heutigen Darwinismus; (2008: 72) dessen Hauptaussage beruht immer noch auf der sozialen Auslese. Angeschoben werde die Artenbildung durch das Reagieren auf Umweltstressoren.¹ Doch auch neuere biologische Theorien eignen sich nicht für die Analyse des sozialen Wandels.

Der biologische Prozess unterscheidet sich deutlich vom gesellschaftlichen. Nur auf den ersten Blick können womöglich neue Arten in der Biologie analog als neue soziale Institutionen verstanden werden, doch gerade im soziologischen Mikro-Bereich, beim Handeln, gibt es grosse Unterschiede zu „gebahnten“ biologischen Regeln. Es ist auch nicht einsichtig, dass die Evolution immer dem (typisierten) Entwicklungsgang folge, in dem die natürliche Zuchtwahl heute beschrieben wird: Differenzierung > Selektion > Stabilisierung.² Warum sollten nicht zufällige nützliche oder unnütze Entwicklungen in der Natur überleben, in Nischen etwa, solange sie nicht hinderlich sind? Umso mehr können in Gesellschaften – zumal in freiheitlichen – blödsinnige Handlungen ihren Platz finden, selbst wenn sie ein wenig stören.

Der gesellschaftliche Prozess wird heute als hochkomplex erkannt. Dann ist seine Richtung nicht präzise vorbestimmbar, und seine Ursache kann deshalb nicht *unmittelbar* vom Ziel zurück erschlossen werden (wie heute bei sehr einfachen Systemen: Licht an < Schalter gekippt). So wird aber in der traditionellen Logik gedacht, wo Ursprung und Ergebnis/ Ziel (des Vorgangs) identische Einheit mit jenem teleologischen Willen sind, der alles bewegt und schuf. Die traditionale Logik führt – weil sie in allem eine subjektiv handelnde Kraft (Gott) sieht – zur „Erklärung“ eines Ergebnisses unmittelbar zurück zum Ursprung, dessen handelnde Kraft (Geist) ja das Ergebnis erzeugt haben muss; deshalb ist der Weg dorthin nicht von Interesse, beziehungsweise wird er gar nicht erkannt. Wir können aber nur wissen, wie eine Entwicklung verlief, es führen ja viele Wege zum Ziel, wenn wir sie vom Ziel/ Ergebnis her erstmal zurückverfolgen zu einem analytisch praktikablen Anfang, wo die Reise begann. Bloss irgendwo

1 Ein ganz neues Paradigma in der Genomforschung (Ringo, 2006) entsteht jetzt mit der Epi-Genetik, in deren Sicht das Genom mehr das Archiv in der Zelle darstellt, das durch epigenetische Prozesse gesteuert wird oder gesteuert werden kann. (Kegel, 2015)

2 Ein Beispiel für die Analyse im Sinne der natürlichen Zuchtwahl bei: Hui/ Deacon (2010). Eine auch hier interessierende Auseinandersetzung mit Evolutionärer Psychologie (zur Vergewaltigung und Natürlichen Zuchtwahl) bei Travis. (2003)

im Früheren zu beginnen kann nicht zeigen, welche der permanenten Wendungen nicht in eine Sackgasse führte, sondern zu weiteren Anschlüssen Richtung Zukunft/ Ziel.

Als ein wichtiger Prozess zeigt sich beispielsweise die in Eurasien und im Nahen Osten beständig wachsende Sesshaftigkeit. Die entstand nicht erst am Ende des Jung-Paläolithikums, sondern ist viel älter, gewann aber durch den primär produzierenden Landbau mit domestiziertem Getreide und bald auch gezüchteten Tieren eine neue Lebensform und löste die primär nur aneignende Lebensweise erstmalig ab. Das Neolithikum beginnt 10.000 Jahre vor heute und beschliesst mein Thema.¹ Bereits ab vor 14.000 Jahren war es am Ende der Eiszeit wärmer geworden, bevor etwa 2.000 Jahre später von primär bäuerlich produzierende Gemeinschaften im Nahen Osten ausgegangen wird (was Vorläufer gehabt haben wird). Zur Zeit dieses wohl langsamen sozialen Umschwungs zur qualitativ neuen Lebensweise wurde der Göbekli Tepe – den ich unbestimmt als ein Geistiges Zentrum bezeichne – wieder verschüttet (um 10.000 bp, von wem und warum auch immer; ich halte ihn nicht für ein „Bollwerk“ gegen Landbau).

Mit einiger Wahrscheinlichkeit wurde die Landwirtschaft eher aus wachsenden Siedlungen lange Zeit schon sesshafter Wildbeuter:innen heraus nötig, als dass er sich „organisch“ über kleine Dörfer ergeben hätte, wie es bisher wohl meist angenommen wird, als rationale Entscheidung womöglich. Nötig wurde er dann, weil von einer wachsenden Siedlung aus besonders das Sammeln der pflanzlichen Nahrung an deren Rand bald in den zurücklegbaren Tages-Distanzen nicht mehr hinreichend möglich war, doch nun auch nicht mehr das Fortziehen zu anderen Flächen oder Regionen, wie es einfache (noch nicht: komplexe) Wildbeuter:innen in solchen Fällen tun konnten. Der Platz in der näheren Umgebung der Siedlung wurde zu klein, und effektivere Formen des Zugriffs auf Pflanzen – und damit auf den Boden – wurden durch Kommunikation erzwungen. Vielleicht. Doch erkennen wir im jüngeren Mesopotamien, etwa der Grossstadt Uruk, diese Lebensbasis Stadt - Land sehr deutlich, in der Bauern irgendwie gezwungen werden mussten, die Stadt zu ernähren: über Selbstanbau, Handel oder direkten Zwang.

Eine solche Form wachsender Siedlungen, die Errichtung von Gebäuden und die damit wachsende Kognition zur Bewältigung dieser neuen Umwelten, erklärt zugleich viel besser die entstandene Fähigkeit zum Bau der grossen steinernen Monumente, die kaum einfach „erfunden“ wurden. Das könnte besonders für Jericho gelten, wenn erst allein die Siedlung, dann die Mauer und zuletzt – auf diesen Kenntnissen aufbauend – der Turm errichtet wurden; allerdings ist dort eine Kenntnis des Göbekli Tepes zu unterstellen. Damit wäre die

¹ Nebenbei gesagt: am Ende jener Epoche erkennen wir über bisherige Vorstellungen hinaus eine bereits *fortgeschrittene* Gemeinschaft, wie sie auch das Ende der klassischen Moderne kennzeichnet, (Hradil, 1987) ebenso den Feudalismus, (Hennings, 1995) oder die Antike.

Tendenz zur urbanen Siedlung bereits lange zuvor entstanden und blieb bis in die Moderne immer wieder Antrieb humaner Entwicklung, der Kultur!

In einem solchen sich selbst verändernden Prozess fand also offenbar eine weit grössere Entwicklung des menschlichen Geistes im Jung-Paläolithikum statt, als es bisher meist gedacht wurde. Diese Epoche war keine (fast) statische Zeit. Das Bild der „ewig gleichen“ Wildbeuter:innen oder Sammler:innen und Jäger ist zumindest angesichts dieser Bauwerke zu korrigieren. Gegenüber der bisherigen Vorstellung waren sie wohl schlichtere Menschen am Beginn und deutlich weiter entwickelte Menschen am Ende dieser Zeit. Am komplexen Bau des (oder am) Göbekli Tepe weisen bereits die männlichen Götter- oder Schöpferfiguren auf eine definierte Religion hin. (Schmidt, 2008; JB, 2009) Wir sehen die ersten bekannten religiösen Monumente zusammen mit der Betonung der Macht der Männer über die Frauen; der Sinn von Religionen ist von Anfang an, auch Unterdrückungsinstrument gegen die Frauen zu sein, wie es ebenso die ersten Mythen zeigen, zu denen wir noch kommen.

Einfache animistische Vorstellungen von handelnden Geistwesen wären dann bereits überwunden gewesen und ein Pantheon entstanden, wie wir es noch in Sumer und dann im alten Griechenland sehen. Allein eine solche Religion macht dort – wie die Bauten – eine weit entwickelte Gemeinschaft erwartbar (ohne von einer sowjetideologischen „Abbildtheorie“ auszugehen). Bislang wurden Wildbeuter:innen – ein bisschen konträr zum stets betonten „Heiligtum“ in der Höhlenforschung – eher nur Vorstellungen von recht unbestimmten animistischen Geistwesen zugeordnet, beziehungsweise in der Anthropologie von rezenten Wildbeuter:innen „abgelesen“. Doch diese Rundbauten am Göbekli Tepe waren nur durch eine für jene Zeit überraschend grosse Sozial-differenzierte Gemeinschaft – wie ich sie vorerst nenne – zu *planen* und zu *errichten*. Eine Gemeinschaft, die über die in der Archäologie bislang für jene Zeit angenommenen (komplexen) Wildbeuter:innen, die gegenüber mobilen Gruppen als sesshaft angesehen werden, deutlich hinaus war. Und das gilt auch für das etwa 500 Jahre jüngere Jericho.

Früh entstanden Gemeinschaften weit entwickelter sesshafter Wildbeuter:innen, die zusätzlich bereits Arbeitsteilung kannten, oder zumindest soziale Rollen, und zur Durchsetzung solcher Pläne rudimentäre Formen institutionalisierter sozialer Hierarchien. Zu deren Erlernen war wiederum eine gewisse Verdichtung des Wohnens mit entsprechenden sozialen Folgen in grösseren Siedlungen Vorbedingung. Ohne eine solche Organisation und Institutionalisierung konnten die komplexen Bauformen am Göbekli Tepe nicht einmal *gedacht* werden, scheint mir. Eine ganz andere Lebensform als die zu Beginn des Jung-Paläolithikums wird sichtbar, als es Institutionen kaum schon nennenswert gegeben hat.

Als Gegenposition zu solchen Vorstellungen deutlicher Weiterentwicklung während dieser 30.000 Jahre müsste etwa angenommen werden, schon vor der „Reise“ aus Afrika in den Norden habe sich Homo sapiens zu einem geistigen Stand entwickelt, wie wir ihn kurz vorm Beginn des ersten Städtebaus im frühen Sumer und Ägypten angedeutet finden und noch in den ersten Schriftquellen erkennen. Selbst Homo erectus wird ja manchmal mit weitgehender Kognition hinter der flachen Stirn und mit kleinem Gehirn herausgestellt, nur weil ein Lager mit Zelten und Arbeitsplätzen gefunden wurde. (Mania, 1998) Doch das scheint nicht plausibel zu sein, zeigen uns schon die archäologischen Funde von Artefakten, die ebenfalls eine erkennbare Entwicklung dokumentieren: in der Bearbeitung von Stein- oder Knochen-Werkzeugen ebenso wie vom Speer über die Speerschleuder zu Pfeil und Bogen, oder in der Erfindung von Nadel und Faden, deren Erfindung ähnlich komplex ist wie die ebenfalls in zwei zu koordinierenden Teilen zu verwendende Speerschleuder. Bei Pfeil, Bogen und Sehne sind es insgesamt drei Teile, die gleichzeitig im Kopf zu verbinden sind; diese Erfindung scheint erst für das Ende des Jung-Paläolithikums gesichert zu sein.

Prozesslogik, Konstruktivismus

Mein Versuch einer Einführung in eine Soziologie der Steinzeit geht über das eben Gesagte von einer Reihe weiterer Vorannahmen aus, die sich aus verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen ergeben, insbesondere aus der Psychologie, der Archäologie, der Mythologie, der Religionskunde, der Linguistik, der Ethnologie oder nun auch der Neurowissenschaften. Dieser nötige Umfang der Argumentation, das bitte ich zu berücksichtigen, begrenzt die Reichweite meiner Aneignung auf Hauptlinien und Thesen. Ich stelle sie dar, um eine Diskussion zu ermöglichen. Dabei wird als Basis von zwei Theorien ausgegangen, von einer „materialistischen Prozesslogik“ zusammen mit einem sozialwissenschaftlichen „empirischen Konstruktivismus“ (nicht dem manchmal so genannten radikalen oder philosophischen Konstruktivismus).

Es wird angenommen, im Prozess der Entstehung der Welt wird auch die Kognition prozessual durch alltägliche Praxis geistig im Gehirn erworben und repräsentiert. Das heisst: die Welt soll als Prozess auf der Basis von erhebbarem, empirischem Wissen analysiert werden und berücksichtigen, dass diese reale Welt nicht unmittelbar, nicht objektiv für uns vorhanden ist, sondern vermittelt über deren kognitive (Re-) Konstruktion, die von jedem Menschen schon seit seiner Geburt im Gehirn anzueignen ist. Sonst entsteht dabei der Irrtum, die Welt entstamme dem Denken, wie es im traditionellen Denken geschieht. (Wenzel, 1994)

Kinder werden nicht voraussetzungslos geboren, nicht als „weisses Blatt“, sondern mit weitreichenden Grundlagen ihrer körperlichen und davon nicht abtrennbaren geistigen Verfassung und mit einigen Kenntnissen, die Tomasello

in seinem Verständnis von Evolution „Primatenerbe“ nennt, vor allem Reflexe sind zu nennen, aber auch bereits frühe geistige Fähigkeiten. Das sei eine Zeit, die nach der „Neunmonatsrevolution“ bei Kindern (Sapiens) ein Ende finde, wonach dann rein menschliche Fähigkeiten erworben werden, die bei Tieren nicht entstehen. (2006, 2011) Der konstruktive Erwerb der Kognition/ Emotion wird durch den individuellen Prozess synaptischer Verknüpfung, die unter anderem die Botenstoffe des Gehirns organisiert, und diese wiederum die Transmitter, sowie dem Ausbau der Gliazellen begleitet. Basis ist die biologische Anlage des Gehirns, die Körperkontrolle. Deshalb ist Soziologie hier nicht primär auf „Gesellschaft“, sondern auf den Prozess der Ontogenese, also auf Individuen, zu stützen, ohne sie zur Psychologie zu machen, die natürlich zusammen mit anderen Fächern in die Analyse einzubeziehen ist. Soziologie wird auf den Naturwissenschaften begründet und über diese qualitativ hinaus geführt, also nicht auf der spekulativen idealistischen Philosophie, die letztlich an göttlicher Fügung festhält; die hat uns komplexes/ kompliziertes Denken gelehrt, aber dabei jeweils Herrschaft befestigt und die reale Entwicklung verschleiert. In der Soziologie ist methodisch insofern ein qualitativer Unterschied zur Naturwissenschaft zu machen, dem zwischen „natürlichem“, evolutivem Entstehen versus des aktiven und bewussten Handelns als menschliche Praxis, das auf Naturwissenschaft aufbaut.

Eine Schlüsselfunktion zur Weltvorstellung hat die Frage, ob die Welt sich entwickelt, oder ob sie direkt einem göttlichen Ursprung entsprang, der in den frühen Ursprungsmythen des traditionellen Denkens generell animistischen, also subjektiv wirkenden Kräften zugeordnet werden musste, weil dieser Schein aus dem frühen ontogenetisch erworbenen Denken selbst entspringt. Das mag auf den ersten Blick heute als überholte Frage erscheinen: weiss doch jeder. Doch werden wir noch sehen, dass in der Logik der Weltvorstellung noch immer viele Leute die Konsequenz dieser Aussage nicht weit genug als Basis ihres Denkens und vor allem Formulierens bedenken, wie es auch manche Theorien zeigen. Frühe Mythen, die ersten überlieferten Zeugnisse zur Weltvorstellung, sind weder Theologie, noch gibt es für sie einen verbindlichen Schriftkanon, sagt Vieyra zu Mesopotamien. Sie seien ohne Logik und chronologisches Verständnis in unserem Sinn formuliert. (1977: 89)

Wie noch die Bibel anfängt, in der Gott einfach da ist und sein Werk beginnt. Er ist der Ursprung der Welt, der selbst keinen Ursprung hat, in dem aber dennoch die Kraft der Schöpfung erkannt werden soll, was mit unserer Logik nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Diese Vorstellung kennzeichnet bereits das Denken in den Schriftquellen Sumers – aus denen in der Bibel manches abgeschrieben ist, wie die Sintflut – und zeigt sich durchgängig bei traditionellen Völkern. Heute haben wir andere Erfahrung mit der Welt, deren Erklärung mit traditionellen Vorstellungen nicht mehr konform gehen, sondern dazu

die Theorie des sich selbst verändernden Prozesses bedarf, mit der frühe Ansätze einer sozialen Evolution überwunden werden. Die europäische Geschichte ist gegenüber diesem Ursprungsdenken zumindest seit der Renaissance ab dem 14. Jahrhundert immer stärker von der Frage geprägt: wie entstand der gegenwärtige Zustand und wohin verändert er sich?¹ Bei der historischen Analyse, die hier als historische Soziologie verstanden ist, geht es deshalb primär um die Erkundung der Funktionsweise dieser sich selbst verändernden Prozesse beziehungsweise der vielfältigen, oft verschlungenen Abläufe, deren Parameter Prozessen eine neue Richtung geben können, die am Anfang nicht intendiert war. Es entstehen die ungeplanten, oft irrationalen Nebenfolgen rationaler Handlungen, die neue Rahmenbedingungen schaffen (müssen). Wesentlich aus ihnen ergibt sich der Zufall als ein bestimmender Faktor, den traditionales Denken nicht kennt, in dem alles von Geistwesen subjektiv bestimmt ist.

Mir geht es in diesem Text um nur zwei Unterscheidungen in verschiedenen Ausdrucksformen, 1. die Unterscheidung zum (voll ausgebildeten) traditionellen Denken, das ab der Sozial-differenzierten Gemeinschaft bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts weiteren deutlichen Wandlungen unterlag, aber im Kern gleich blieb. Dazu kommt 2. die Unterscheidung für etwa die ersten 10.000 Jahre des Jung-Paläolithikums, die hier mit der Vorsilbe: „prä“ lediglich markiert werden soll: prä-bewusst, prä-symbolisch...

Dem Prozess als soziologischen Konstrukt gilt es deshalb im Vorfeld hinreichende Aufmerksamkeit zu widmen, weil seine Analyse wiederum von der jeweiligen Logik der Weltvorstellung abhängt. Ob die Erde für eine Scheibe gehalten wird, umgeben von einem Urmeer, ob Geistwesen indirekt oder direkt mit Bergen oder Pfeilern den Himmel stützen, oder ob generell von einer Evolution der Welt ausgegangen wird, zwingt zu ganz unterschiedlichen Einsichten, die auch der Veränderung in der Zeit eine neue Dimension geben. Für Menschen traditionaler Logik gibt es nicht die universale lineare Zeitvorstellung unserer Tage, sie sehen Vergangenes und das Jeweilige als nur je einen Zustand,

¹ Arasse will in seiner Arbeit über Leonardo Da Vinci (*1452 - 1519) diesen „in Bewegung“, mit einem neuen „Bewusstsein von der konstitutiven Beweglichkeit der Welt und des Menschen“ darstellen; der suche primär über die „Erfahrung“ nach „Formen über den Prozeß der Formwerdung“ und deren „ursprüngliche Dynamik“. Am Ursprung von allem stünde (mit Marinoni) als allumfassendes Prinzip die *Bewegung*. (2005: 16ff) Da Vinci ist vor allem als systematisch denkender „Ingenieur“, also als Entwickler in der Mechanik zu nennen, die eine wichtige Vorstufe zum Prozessdenken darstellt.

Henrich spricht bei Pierre Simon Laplace (*1749 - 1827) davon, der habe die Fixierung des modernen Wissenschaftsideals formuliert, als er die Stabilität des (damalig verstandenen) Sonnensystems bewies, belegt dieses Ideal aber nicht als moderne prozessorientierte Wissenschaft. Doch generell bezieht sich Laplace auf das Gewordensein der Welt, innerhalb deren Dynamik die zuvor unverstandenen Bewegungen von Jupiter und Saturn im Zyklus von 800 Jahren nur einen Teilbereich des ganzen – deshalb für ihn stabilen – Systems betreffen. (2010; Dank an Jörn Henrich)

die beispielsweise im – als real verstandenen – Traum mühelos durchwandert werden können. Auch Zukunft über den Tag, oder gar das Leben hinaus ist bestenfalls ein anderer Zustand, ein anderer Ort, nicht eine andere, vergangene oder gar zukünftige Zeit.

In Sumer geht die Göttin Inanna/ Ishtar ins Totenreich ihrer Schwester als an einen anderen Ort. Und noch bei den alten Griechen gelangt Odysseus auf seiner Irrfahrt nach Ende des Trojanischen Krieges auch zum Wohn-Ort der Toten. Traditionale Menschen sehen Zustände neben Zuständen, aber nicht Prozesse, und schon gar nicht solche, die – ohne göttliche Kraft funktionierend gedacht – als sich selbst verändernde Prozesse das jeweilige Leben meist unmerklich verändern, obwohl diese generell neuerungsfeindlichen Menschen bleiben wollen, wie ihre Ahnen lebten. (Lévy-Bruhl, 1959; Assmann, 1988^b) Der bestimmte Ort hat aber selbst eine andere Bedeutung. Reist ein traditionaler einfacher Mensch von einem Ort, an dem ein Berg im Osten steht, zu einem anderen Ort, wo dieser Berg nun im Westen sich befindet, sieht jener Mensch wahrscheinlich zwei Situationen, die grundsätzlich unterschieden sind, nicht nur verschiedene Perspektiven auf den Berg.

Im modernen Prozessdenken gehen wir anders vor, weil die Naturwissenschaften uns eine andere Grundlage des Wissens schufen, auf dem auch Sozialwissenschaft heute aufbauen muss, will sie nicht ins tendenziell Religiöse zurückfallen. Sich auf dieses Wissen zu stützen heisst nicht, es bruchlos zu übernehmen. Die Sozialwissenschaften haben mit dem prozesshaften empirischen Konstruktivismus eine eigene Erkenntniswelt aus den Prozessen der Natur und jenen von Gesellschaften herausgestellt, eigene Methoden, in denen das Soziale nicht mit Naturprozessen in Deckung zu bringen ist.

Gibt es den Zufall als Wirkung für gravierende Veränderungen sozialer Prozesse, ergibt sich eine andere Weltvorstellung als ohne diesen Gedanken bei traditionellen Menschen. Anders als beim Gerstenkorn – um ein sehr simples Beispiel zu bemühen –, aus dem gewiss eine neue Ähre entstehen wird, oder gar nichts, kann sich die Entwicklungsrichtung im sozialen Prozess verändern; dann kann nicht – analog zum Gerstenkorn – im Ursprung das Ergebnis/ Ziel schon enthalten sein, wie es eine der grundlegendsten Vorstellungen traditionellen Denkens implizit, ohne Reflexion annimmt, denn auch ein solcher Ursprung ist Subjekt, das das Ende des Vorgangs sozusagen erzeugt. Sondern es gibt nun im neuen Verständnis irgendeinen Anfang, von dem aus die zukünftige Entwicklung nicht ohne weiteres prognostizierbar ist; das können wir in der Politik ständig beobachten, wie Gesetze oft zu anderen als den gewollten Ergebnissen führen. Die Randbedingungen und die Funktionen des Prozesses müssen zuvor an den entscheidenden Stellen analysiert und berücksichtigt werden, um ihn in seinem Ablauf zu verstehen (was bei komplexen Modellen der modernen Biologie

nun schon ähnlich geschieht, wenn etwa die Genentwicklung über Millionen Jahre zurückverfolgt wird).

Die Analyse von Prozessen ist in diesem Text die Grundlage der historischen Forschung, der wir uns ausdrücklich versichern müssen. Die Archäologie beispielsweise, die eine wichtige Basis für die Analyse des Jung-Paläolithikums liefern muss, kümmert sich bei ihren Aussagen zum steinzeitlichen Menschen oft nur wenig um das Wissen der Gesellschaftswissenschaften. Bis heute wird die Entwicklung der Kognition immer wieder nur oberflächlich angenommen oder behauptet, als sei das menschliche Denken mit der Gattung Homo bereits grundlegend (irgendwie) in die Welt gekommen. So kommt dieses undefinierte Kauderwelsch zustande, frühe Menschen würden nicht anders als heutige denken: symbolisch, abstrakt; und immer wieder werden solche Fähigkeiten auch bei Tieren entdeckt. Und das, obwohl die Frage nach der Kognition des Homo erectus oder des Homo neanderthalensis weitgehend auch eine Frage der Biologie, der Naturwissenschaft ist, auf die die Archäologie sich bei ihren Untersuchungen der Funde intensiv bezieht. Erst seit die Gen-Forschung sich mit der These des Out of Afrika, der Entstehung des Homo sapiens in Afrika, aufgedrängt hat, entsteht eine intensivere Zusammenarbeit, und das auch mit der Neurowissenschaft, ohne aber die Ontogenese ausdrücklich zu thematisieren. Dabei begann die Entwicklungs-Psychologie bereits vor fast 100 Jahren die soziale Komponente der Ontogenese zu entschlüsseln. (Piaget) Statt dessen wurde für Früh-Menschen, wie Erectus und Neanderthalensis, noch vor kurzer Zeit eine dem heutigen Denken bereits ähnliche Kognition oft einfach begründungslos unterstellt und als in der Geschichte nur gering durch mehr Wissen, aber nicht: anderes Denken modifiziert verstanden. Das ändert sich nun mit den neueren Autor;innen.

Absteigen - Aufsteigen

In der prozessualen Logik wird der Prozess selbst in seiner abgelaufenen realen Funktionsweise und Dynamik – traditional ausgedrückt: Zeitpunkt nach Zeitpunkt – zuerst *rückwärts* analysiert, vom Untersuchungszeitpunkt (oder -objekt) *absteigend* zu einem relativen *Anfang*, von dem aus einmal das *Ende* des untersuchten Abschnittes des Prozesses erreicht wurde; um mit zeitlichen Prozessen zu beginnen. Ist dieser Weg schrittweise absteigend erkannt, blicken wir auf einen Geschichtsablauf (oder einen Prozess anderer Art) in seinem realen Hin und Her. Vom gefundenen Anfang kann *vorwärts* dann *aufsteigend* dieser Prozess beschrieben und gegebenenfalls das Hin und Her der Geschichtsentwicklung geglättet werden, um den wesentlichen Verlauf zu betonen. Dann ist der Geschichtsprozess natürlich nicht länger als Schöpfung verständlich zu machen, sondern der konkrete Weg von einem (relativen) Anfang/ Ursache,

einer Veränderung hin zu seinem (vorläufigen) Ende ist zu untersuchen, die nicht als „identisch“ verstehbar sind.

Was bei einfachen physikalischen Prozessen möglich scheint, von einer Ursache (Schalter kippen) auf ein Prozessende zu schliessen (Licht an), ist bei komplexeren, zumal solchen, die im Sozialen ablaufen, also nicht möglich. Und ebenso kann bei komplexen Prozessen nicht von seinem Ende direkt, Übergangslos, zum Anfang zurück geschlossen werden (was bei: Licht durch Schalter kippen noch übersichtlich scheint), wie es im einfachen traditionellen Denken geschieht.

Der relative Anfang, sofern wir nicht beim Urknall beginnen, muss entweder zuvor *historisch* gefunden werden, was durch analytisches *Absteigen* möglich ist, oder es gilt aus sozialen Erscheinungen, etwa einer Bevölkerung, sich einen *Begriff* von ihr zu machen; dazu gleich. Historisch wurde in meiner Studie vom Göbekli Tepe zurück zum Beginn des Jung-Paläolithikums gegangen. Zurück nur bis zur Erwärmung am Ende der Eiszeit reicht nicht, denn offenbar sind frühere Kenntnisse, vor allem aus älteren Siedlungen, Grundlage dieser Bauten. Ohne Berücksichtigung der älteren Darstellungen kann das Entstehen der (nun) Kunstsymbole am Geistigen Zentrum kaum nachvollzogen, reproduziert werden (wenn es überhaupt gelingt). Jedenfalls gehört Kenntnis der frühen Schnitzerei und Malerei dazu, woraus sich ergab, alles zusammen zu Beginn des Jung-Paläolithikums als neue Form der Kommunikation zu erfassen und hier einen Anfang für die Analyse anzunehmen.

Um eine historische Entwicklung prozesslogisch zu analysieren, sie zu erklären oder zu verstehen, kann im modernen Denken also nicht vom Ende *unmittelbar* zurück auf einen Anfang als Ursache eines Ergebnisses geschlossen werden, wie im traditionellen Denken (Ergebnis > Ursprung). Dort bestimmen typischerweise animistische Geistwesen oder schon Götter aus einem Ursprung heraus teleologisch das Ziel (analog: Gerstenkorn); die können nicht irren oder mal so mal so entscheiden. Diese religiösen Wesen helfen uns für das Verständnis der Geschichte nicht weiter. Doch wie kommen wir dann zum Erkennen des Anfangs der Geschichte? Um einen historischen Prozess zu analysieren, wie er von A nach E verlaufen ist, beginnen wir nicht an dessen Anfang/ Ursprung, sondern beim Ende/ Ergebnis und nähern uns zuerst von dort *absteigend* Schritt für Schritt nennenswerten früheren Zeitpunkten bis hin zu einem (relativen) Anfang.¹ Gelingt dies, haben wir einen sinnvollen Anfang für unser Thema gefunden, der in der Geschichte stets relativ ist. Weil wir nicht immer zum

¹ Elias spricht davon, es sei nicht möglich, unbegrenzt in den anfanglosen Prozess hineinzusteigen. (1936: 75, 78) Das Verfahren vom „Absteigen und Aufsteigen“ stammt im neuzeitlichen Sinn von Francis Bacon (*1561 - 1626), auf den sich Marx/ Engels bezogen, die bereits von Erfahrung, Beobachtung, Experiment sprechen. Bacon sah Induktion als verwickeltes Abstraktionsverfahren, um vom Allgemeinen zum Allgemeinsten aufzusteigen (Windelband, 1908: 315f) und empfahl Modelle und Typen. (Krohn, 1987: 62)

Urknall zurückgehen können oder auch müssen, lassen sich von dort aufsteigend die gefundenen Punkte schrittweise gedanklich wieder verbinden und der Prozess, der real stattgefunden hat, rekonstruieren/ darstellen. Oder es gelingt nicht: das Wissen über den Zug des Homo sapiens von Afrika nach Eurasien ist sehr gering. Und wenn wir dabei sehen, es ging oft dauernd Hin und Her, ohne viel zu ändern, können wir in der Darstellung uns auf Typen beschränken, die etwa – verkürzt gesagt – bestimmte Zeiträume beschreiben; Ältere und Jüngere Wildbeuter:innen beispielsweise, deren konkret im einzelnen verlaufende Geschichte in Eurasien wir nicht kennen.

Vom Göbekli Tepe führt das Absteigen im Geschichtsprozess zum Ende der Eiszeit, dann weiter zur umfassenden Sesshaftigkeit komplexer Wildbeuter:innen und zuletzt zu Artefakten in Höhlen. Unmittelbar auf diesen Anfang zu unserem Thema einwirkende Ursachen gibt es als bedeutende Quellen nicht; von einer Häufung archäologischer Funde vor 60.000 Jahren ist die Rede, und über die geistige Entwicklung sprach ich bereits. Der Anfang, von dem dann *aufgestiegen* wird, ist natürlich dennoch nur als Ereignis oder Anschlag des vorherigen Prozess-Teils verstehbar, es hätte auch anders kommen können als es geschah. Je nach Fragestellung gilt es dabei lediglich die aussagekräftigen Zwischenpunkte festzustellen, um nicht in Einzelheiten unterzugehen, sondern brauchbare Typen herauszuarbeiten.

Eine solche Rekonstruktion beobachten wir beispielsweise analog in der Archäologie: dort wird ein Objekt, ein Fundort, absteigend grabend abgetragen, um an tiefere Schichten zu gelangen. Bis der unberührte Grund/ Anfang erreicht ist. Ein Problem dabei: es muss zuvor schon ungefähr gewusst werden, was gefunden werden kann. Frühere archäologische Grabungen haben beispielsweise Pollen nicht erkannt und eingeordnet, weil die Kenntnis nicht erworben war, sie könnten so lange Bestand haben und wichtige Hinweise geben; in der frühen Höhlenforschung – sofern das Wort dafür genutzt werden darf – wurde der „Abraum“ des Bodens schlicht von Arbeitern mit Schaufel und Schubkarren fort geschafft, um genügend Höhe für Besucher:innen zu bekommen. An einigen Fundorten schien es unmöglich, in noch tieferen Erdschichten könnten noch weitere Artefakte vorliegen und schloss die Grabung ab. Heute werden wichtige Funde, wie die kleinen Figuren und die Flöten, im neu gesiebten Abraum von damals gemacht. Von Jericho wäre beinahe wesentliches Wissen unentdeckt geblieben, wenn die Ausgräberin nicht bemerkt hätte, es gäbe Fundschichten ohne Keramik. Ein ausreichendes Erkenntnisinteresse, das sich aber durch die Ergebnisse einer Grabung verändern kann, sollte deshalb möglichst vor der Grabung schon formuliert werden. Nach Ende der Grabung ist dann im Geiste aufsteigend aus den dokumentierten Punkten der an jenem Fundort stattgefundenen historischen Prozess zu rekonstruieren und zu *beschreiben*: so verlief hier jener Teil der Geschichte, die wir analysieren konnten.

Nun zu dem generell anders gelagerten Beispiel des Ab- und Aufsteigens, von dem ich oben sprach: ein geistig fixiertes Phänomen, wie etwa eine Bevölkerung, soll auf diese Weise analysiert werden. Von einer vielfältigen, unbestimmten „bunten“ Summe von Menschen in ihren Verhältnissen wird absteigend entsprechend des Erkenntnisinteresses – sei es die Mode oder die Ökonomie oder was immer – nach den Grund-Begriffen geforscht, um von und mit ihnen dann aufsteigend begrifflich diese Bevölkerung zu definieren.¹ In solchen Analysen ist also faktisch auch die Vorstellung des (symbolischen) Denkens und Sprechens eingebunden, die in der Differenz von Erscheinung und deren Wesen(tlichen) als Strukturen/ Begriffe sichtbar werden.

Solche Vorgänge dürfen also nicht mit der Vorstellung traditionaler Logik vergangener Tage verwechselt werden, die – ohne das reflektieren zu können oder auch nur davon zu wissen – anstelle des analysierten Anfangs einen Ursprung als identisch mit dem Ergebnis versteht, ohne den dazwischenliegenden Prozess zu sehen. Langer, der die universale Entwicklung der elementaren logisch-mathematischen und physikalischen Kognition erforscht, die Piaget primär besprach, formuliert zum Prozess: *„Die zuletzt auftretenden (ausgereiftesten) Strukturen der konstruktiven logisch-mathematischen und physikalischen Vorstellungen dienen als Kriterium und Standard, um die erforderlichen Ursprünge (also die **anfänglichen**, später transformierten Strukturen) zu bestimmen und zu messen“*. Das bedeute, *„daß die zuletzt gebildeten Strukturen die möglichen Richtungen und Formen beschränken, die im Verlauf des interaktiven Entwicklungsprozesses von Stufe zu Stufe auftreten können“*. (1994: 138; Hv. h.) Was hier für die Ontogenese ausgedrückt wird – das Spätere bilde die maximale „Breite“ des Weges, in der sich das Frühere zu ihm hin entwickeln konnte –, gilt für die Geschichte nicht. In ihr sind vor dem Erreichen des (jeweiligen) Prozessendes die tollsten Sprünge möglich, beispielsweise durch eine Naturkatastrophe oder eine Eroberung, wenn auch nicht generell wahrscheinlich. Etwa werden erst im Späteren (Mensch) jene spezifischen Anlagen des Ur-Primaten erkennbar, die zum Späteren hingeführt haben. Nur so zeigt sich die neue Schädelform als richtungsweisend.²

Heute begreifen wir den Richtungsverlauf eines eigendynamischen, sich selbst verändernden Prozesses als ständig durch äussere wie innere Einflüsse gesteuert. Zwei oder mehrere Prozesselemente können sich zufällig aufheben oder aufschaukeln und dem Prozess eine neue Richtung geben. Das ist der Grund, warum in unseren Analysen diese den Prozess vom Anfang her regeln-

1 Marx erklärt an der Bevölkerung Ab- und Aufsteigen und kam im „Kapital“ so zur: Ware mit gleichzeitig Gebrauchs- und Tauschwert als „Keim“ des Kapitalismus. (Hennings, 2017)

2 Auch dies haben bereits Marx/ Engels formuliert: erst in der Anatomie des Menschen erkennen wir die Anatomie des Affen (als Richtung des Prozesses). (Hennings, 2017; Wenzel, 2000; Exkurs unten)

den, von Zufällen mitbestimmten Einflüsse, (absteigend) *empirisch* erhoben werden müssen, um dann den Ablauf des Prozesses (aufsteigend) rekonstruieren, verstehen und darstellen zu können. Menschen des Jung-Paläolithikums bis hin zur Vormoderne und rezente Urvölker denken also anders, betone ich wieder: Ursprung und Ziel des Vorgangs erscheinen ihnen – wie noch in der vor-modernen idealistischen Dialektik (Hegels) – als Einheit: im Ursprung ist das Ende enthalten, im Ende der Ursprung, beide sind als Identität verstanden, wie etwa Menschen mit ihren Ahnen identisch sind, und alles ist göttlich bestimmt (mystisch). Im Ursprung selbst wird dabei, weil es noch nicht analytisch erkannt werden konnte, wie selbstverständlich eine handelnde Kraft gesehen, ein subjektiver Wille (bei Hegel: Weltgeist), der die Bewegung und damit zugleich das Ziel direkt, zwingend erzeugt, *teleologisch*, göttlich vorbestimmt.

Diese Vorstellung ergibt sich aus dem Sozialisationsprozess in der Ontogenese. In diesem Denken ist der Zufall ausgeschlossen, alles ist von Geistern bestimmt. Die in jener Vorstellung mögliche Frage der Menschen ist eigentlich immer nur: wer, welcher Gott oder welche Göttin, welches Geistwesen hat es bestimmt? Denn generell ist ihnen die Antwort schon bekannt: nur eine göttliche Kraft, ein Weltgeist oder welche geistige Kraft immer, kann die Welt in Gang halten; wie könnte sie sonst existieren, wer sonst Himmel und Erde auseinander halten oder einmal auseinander gedrückt haben, um ein paar Berge oder ähnliches als Stütze dazwischen zu stellen – wie die ägyptische Göttin Nut, auf Arme und Beine abgestützt? Beim Erklären eines Prozesses geht es dagegen nicht allein darum, Wann oder Wo er entstand, sondern auch – differenzierter – um Warum und Wie er verlief. Und weil der soziale Sinn tatsächlich im Prozess der Menschwerdung selbst entsteht, um die Erfahrungen reflektieren zu können, ist die moderne Analyse nur ohne die Vorstellung handelnder Geistwesen möglich; da gibt es mal ein klares: Entweder - Oder!

Institutionenbildung und Sinn

Es gibt für die Soziologie zumindest früher Gemeinschaften zwei hauptsächliche Antriebe: alltägliche – und erst darauf aufbauend politische – *Macht* und *Institutionalisierung*, die wiederum auch auf Macht aufbaut. Wenn vom Prozess der Institutionalisierung die Rede ist, soll betont werden: es geht nicht darum, mit einem solchen Begriff „unsere“ institutionalisierte Zivilisation mit angeblich unzivilisierten Anderen zu vergleichen. So geschah es im 16. Jahrhundert, als der Begriff entstand und wesentlich auch auf andere Völker angewandt wurde, auf die „Wilden“, die zu zivilisieren seien, wie schon Elias kritisiert. Institutionalisierung ist, wie wir gleich sehen, eine strukturelle Entwicklung menschlicher Organisation. In der Frühzeit ohnehin, doch auch später in vielleicht allen Epochen ist sie ein Massstab, für die Zivilisation vielleicht deutlicher als für Kultur.

Es ist ein bisschen wie ich es für das Gehirn skizziert habe, das zuerst wohl recht undifferenziert arbeitete und erst später deutlichere Strukturen ausbildete; von wirr zu wild, nannte ich das oben. Eine Gemeinschaft von Wildbeuter:innen, die aufgeteilt in kleineren Gruppen mit unbestimmter regionaler Aufteilung herumzieht, bildet eben noch keine Institutionen aus, die noch nicht gedacht werden können. Das kommt erst langsam, und es scheint ziemlich eindeutig, ganz früh von der der Verwandtschaft auszugehen, wenn etwa die Vaterschaft und Abstammung von Omas und Opas, zusammen mit Tanten, Onkeln, Nichten, Neffen erkannt wird, nachdem es zuerst nur Mütter und Geschwister gab. Erst dann können Hierarchien entstehen, als strukturelle Institutionen gedacht werden, die zur sozialen Verstärkung als „Familiengruppe“ Ahnen beiziehen und ihre Söhne zu Grossen Männern machen wollen. Erst dann können auch *Regeln* wie Gabe und Gegengabe entstehen, die in der Blutrache eine institutionale Fortsetzung finden, negativ, aber eben durch Kommunikation regelbar.

Berger/ Luckmann (1969) haben – übrigens mit deutlicher Anbindung an Marx/ Engels – gezeigt, wie in der Soziologie mit der Institutionenbildung über „Sinn“ ein Modell zum Verständnis des Wissens einer Gesellschaft im sozialen Wandel darstellbar ist; ich beziehe mich nur auf einen Ausschnitt ihrer Argumentation zur *gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit*; das ist eine treffende Formulierung. Institutionalisierung ist dabei die Typisierung immer wiederkehrender Handlungen in einer Gemeinschaft/ Gesellschaft, durch die zum Beispiel der Ritus als Institution entsteht, oder ein Heiligtum. Alltag werde durch Wissen und Sinnggebung, die das Ganze, die objektive (Um-) Welt, unterteilen, überschaubarer. *„Alles menschliche Tun“* – schreiben sie – *„ist dem Gesetz der Gewöhnung unterworfen. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden als Modell aufgefasst wird“*. (1969: 56) Diese Habitualisierung, etwas zur Gewohnheit machen – wie bestimmte Handlungen, oder Tänze bei besonderen Anlässen –, gehe jeder Institutionalisierung voraus. Die finde statt, *„sobald habitualisierte Handlungen reziprok typisiert werden. Jede Typisierung, die auf diese Weise vorgenommen wird, ist eine Institution“*. Die Typisierung gelte für Akte und Akteure (etwa als anerkannte Heiler:innen).¹ Das Handeln der Akteure werde zur *sozialen Rolle* (in der bereits Arbeitsteilung aufscheint).

Eine Institution könne auch als Wissensvorrat verstanden werden, der einen Sinn repräsentiere – sie hat also einen Sinn für jeweils längere Zeit. Handlungen würden (im späten europäischen Denken) *„nicht als isolierte Ereignisse erscheinen, sondern als Teile eines mit subjektiv gemeintem Sinn erfüllten Universums“*. Dessen Sinngehalte seien über die einzelne Person hinaus durch die

¹ Ich spreche von Heiler:innen, um den Begriffen Schamanismus und Zauberei eine weniger „aufgeladene“ Alternative zuzugesellen. (Müller, 1997)

Gemeinschaft geprägt. Es entstehe das Paradoxon, dass „*der Mensch fähig ist, eine Welt zu produzieren, die er dann anders denn als ein menschliches Produkt erlebt*“; bei Marx: Entfremdung. Und die gesellschaftlichen Verhältnisse werden durch Institutionen strukturiert. Nur über den Umweg des individuellen Handelns als gesellschaftlich geprägtes Handeln, also „*über gesellschaftlich gemeinsamen, um nicht zu sagen ‚gemeinten‘ Sinn, gelangen wir zur Notwendigkeit der institutionalen Integration*“ der Gesellschaft. (69) So beantworten sie die soziologische Frage: auf welche Weise entsteht gesellschaftliche Ordnung?

Die Institutionalisierung passt sich dem Gegebenen an, hat selbst also einen konservativen Aspekt, der zur Durchsetzung von Neuerungen jeweils durchbrochen werden muss; sie stützt die Neuerungsfeindschaft, auch weil Institutionen durch Menschen vertreten werden, die Integration und Stützung ihrer Positionen gewährleisten. So wie individuelles Leben durch Gewohnheit in die bestehenden Strukturen, auch die des Denkens, eingegliedert wird, später vermittelt durch „Erziehung“ oder Weitergabe von „Tradition“. Gewohnheit verhindert in frühen Gemeinschaften individuelle Lebensplanung! Kindliche Neugier wird entsprechend kanalisiert – es gibt keine Alternativen in jenen (nicht-europäiserten) Welten, gilt es aus unserer Sicht zu bedenken; und tauchen sie dennoch auf, etwa mit zuwandernden Gruppen, dann werden sie wahrscheinlich als verächtlich angesehen, wie Nachbarn generell schon: sie sind anders, fremd!¹ Schlägt ein Mitglied der Gemeinschaft eine Neuerung vor, setzt es sich womöglich dem Verdacht der Zauberei aus. Denn: das haben wir immer schon so gemacht! Das war (?) die Standard-Pädagogik; noch meiner Jugend, Mitte 20. JH.

Die entstehenden Institutionen als wachsende Struktur integrieren die Gruppen in die Gemeinschaften, die sich in diesem Prozess (in einzelnen Epochen immer wieder) typischerweise von einfachen Formen zu komplexeren wandeln, etwa über Machtprozesse – oft bis zum Niedergang einer bestimmten Kultur und der Entstehung einer weitergehenden Form dort oder sogar anderswo. Institutionen werden für die Nachlebenden zu blossen Tatbeständen, sei es ein Kult, ein patriarchales Sozialmodell oder ein Häuptlingsystem; für spätere vormoderne Generationen sind sie dann „Natur/ Umwelt“, in die sie hineingeboren werden und von deren Gewordensein sie nichts ahnen (Gewohnheit). In diesem Verständnis könne eine Gruppe von Wildbeuter:innen „*eine Fundgrube für Alpträume*“ sein, ironisieren Berger/ Luckmann: alle wissen alles über alle und alles, da in kleinen Gruppen meist so gut wie alles institutionalisiert, sinnhaft geregelt sei; ob das bereits für die ersten Anfänge bei Homo sapiens galt, oder

¹ Fremdenfurcht oder -feindlichkeit unterscheidet sich als grundlegender etwa von Rassismus, da sie sich auch unter Gleichen (schon als Phase der Kindheit) ausbildet, lange bevor biologische Verschiedenheit gedacht werden kann, da es die noch nicht gibt. Die Gleichsetzung ist auch heute unsinnig.

bei seiner Ankunft in Eurasien, ist eine andere Frage. Etwa der öffentliche Umgang mit der Menstruation, die heute ja als ein relativ privates Befinden gedeutet wird, die zugleich locker diskutierbar ist, früher jedoch eng mit männlicher Hysterie verbunden war. Erst bei grösseren Gemeinschaften in Siedlungen und Städten ist die völlige Kontrolle nicht mehr möglich und wandelt sich beispielsweise im Entstehen der Person durch Erziehung (in Sumer; s. u.).

Ich werde noch diskutieren, ob nicht und wie weit Macht und Institutionalisierung der Lebensbereiche für Wildbeuter:innen als primäres soziales Movens dieser historischen Gemeinschaften gesehen werden muss, da die oft als Motor sozialer Entwicklungen angenommene „Produktion“ (Marx/ Engels) sich in den frühen Jahrtausenden höchstens sehr schwach veränderte; dafür stehen als Funde etwa Speer, Speerschleuder und Nähnadel, Siedlungen oder dann Pfeil und Bogen. Wie viel mehr Wirkung konnte die Fügung eines gemeinsamen starken Stammes aus zuvor zersplitterten kleinen Gruppen von Sammler:innen und Jägern bringen? Institutionalisierung gibt der Gemeinschaft ihre Form, und die ist als „Umwelt“ wiederum Basis der Entwicklung von Kompetenz in der Phylogenese, die nur zum aktuellen Leben ertüchtigen muss, weitergehend nicht. Der institutionale Prozess entwickelt also die Struktur menschlichen Zusammenlebens, die „Verhältnisse“. Und seine Grundlage ist – erläutere ich unten genauer – ganz wesentlich alltägliche Macht! Weitere soziale Triebkräfte kommen hinzu.

Entstehung der Person in der Geschichte

Hinsichtlich der frühen Entwicklung der modernen Menschen gibt es jene zwei denkbaren polarisierten Thesen: sie könnten *erstens* bereits in Afrika weite Schritte der geistigen Entwicklung gemacht haben und in Eurasien mit Kenntnissen eingetroffen sein, die jenen nahe kommen, die sich am Göbekli Tepe und in Jericho zeigen, denen im Erectus-Lager vor 400.000 Jahren deutlich überlegen; das wäre für die Entwicklung der Kognition eine Maximal-These, wie sie in der behaupteten frühen „Höhlenkunst“ und „Heiligtum“ aufscheint. Mein Interesse gilt aber, *zweitens*, in besonderer Weise der Gegenposition und der Frage: können die Ereignisse des Jung-Paläolithikums plausibel verstanden werden, wenn von einer nur geringen geistigen Entwicklung der Logik noch zu seinem Beginn ausgegangen wird? Ich nenne sie Minimal-These. Nur von ihr ausgehend kann eine wahrscheinliche (oder jedenfalls mögliche) weitgehende Entwicklung während dieser Epoche erkannt werden. Die eigentliche erste Kulturentwicklung durch eine sich immer rascher komplex ausbildende Kognition beschränkte sich wohl auf eine relativ kurze Zeit, im Westen Eurasiens und dann im Nahen Osten; doch entsprechendes Wissen scheint im Fluss zu sein.

Dieses Problem ist an der Besprechung der Individualität und der Person deutlich zu machen: frühen Menschen wird eher ein Gruppenverhalten als Indi-

vidualität zugeordnet, und doch waren es auch einzelne Menschen mit Handlungskompetenz. Wir erkennen bereits in dieser Epoche die Anfänge der geistigen Prozesse über den Göbekli Tepe, die ersten Grossstädte Sumer, frühe Mythen bis viel später hin zu rezenten Urvölkern; die sind ein besonderer Fundus traditionaler Denkweisen, von unserer Zeit zurückblickend geradezu der Türöffner in vergangenes Denken bis eben hin zu den Menschen des Jung-Paläolithikums. Trotz der immensen zeitlichen Differenz, und obwohl sie alle Sprech-Sprachen ausgebildet haben, erreichten selbst rezente Urvölker nur das prä-operative Stadium der Kognition, das (mit Piaget; also zu seiner Zeit) Sechs- bis Siebenjährigen vollständig zugeordnet wird. Wir werden unten noch einen Vergleich von Bauwerken anstellen, bei dem jene des Geistigen Zentrums gegenüber rezenten Männerhäusern nicht zurückstehen! Doch in der kognitiven Entwicklung entsteht – nach dem vagen Erkennen des „Ich“ oder „Selbst“ in frühen Lebensjahren – Individualität oder Persönlichkeit überhaupt erst mit der Pubertät, die ab etwa neun Jahren bei Mädchen und etwas später bei Jungen einsetzen kann. Ab welcher historischen Zeit es so ein „geistiges Aufräumen“ im Hirn gibt, scheint nicht erforscht. Zumindest ab Sumer, besprechen wir noch, gab es Anfänge der Erziehung zur „Persönlichkeit“, die ich vorerst „Person“ nenne; solche Erziehung macht nur Sinn, wenn die Älteren Probleme sehen.

So etwas wie eine heutige individuelle Identität in Abgrenzung zu Familie und/ oder Stamm konnte vor der Hochkultur vom Göbekli Tepe kaum ausgebildet werden! Das scheint erst viel später mit der Entstehung der weiteren kognitiven Stadien nach Piaget möglich: dem konkret- und dann dem formal-operativen Stadium; einen wichtigen Sprung sehen wir bei den alten Griechen. Für meine Studie kann vielleicht bei jenen Eliten von einem Grenzbereich zu ihnen gesprochen werden. Eine Individualität entsteht erst mit dem Vermögen zur grösseren Abstraktivität, sahen wir unter den Stichworten Empathie und Theory of Mind. Es geht dabei um das Ausbilden eines autobiografischen Bewusstseins, (Damasio) um das der Einmaligkeit, um Abgrenzung gegenüber Anderen, um ein Selbstverständnis aufgrund von Wertvorstellungen, denen Personen sich verpflichtet fühlen, und um Einstellungen zur Familie und Partnerschaft. (Bischof-Köhler, 2011: 410ff) Auch wenn das für heutige Verhältnisse formuliert ist, ergibt sich aus diesem kognitiven Prozess die Unfähigkeit früherer Völker, eine kognitiv wie emotional eigenständige Person oder Persönlichkeit mit wachsender Logik in unserem Verständnis (!) hinreichend auszubilden!

Wir haben es zuvor offenbar mit einer bleibenden Gruppen-Identität jener frühen Menschen („Herden-Bewusstsein“) zu tun, ein Phänomen, das noch in der Diskussion über die „Masse“ in der modernen Städteentwicklung des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts nachhallt. Mit Damasio, der autobiografisches Selbst erst in Sumer mit der Schrift entstehen sieht, was ich jedoch für den Göbekli Tepe bereits vermute, weil solche Verhältnisse aus den Funden ableit-

bar scheinen, müssten wir uns also vorstellen: Menschen der Jüngeren Wildbeuter:innen hatten kognitiv noch nicht die Möglichkeit in ihrer neuronalen Struktur ausgebildet, ein Ich/ Selbst in unserem Verständnis überhaupt zu denken. Sie kannten, obwohl das sehr schwer formulierbar und nachempfindbar ist, schlicht das Wort: *Ich* noch nicht, kannten es allenfalls als ein Teil von: *Wir*.

Im folgenden teste ich zuerst vor allem für die frühe Zeit der frühen Höhlenmalerei die Minimal-These, jene Menschen hätten vielleicht die Fähigkeiten der Älteren Wildbeuter:innen erworben. Das hiesse, die Höhlenmalerei sei von Menschen ausgeführt worden, die sich wesentlich mit Zeigen, Gesten und Gebärden und dazu einer noch kleinen Reihe von Lauten/ Wörtern/ Namen verständigten, und die eine Gruppen-Identität prägte. Letztlich komme ich also zu der These, auch die Erwachsenen dieser Zeit hätten hinsichtlich ihrer vagen Weltvorstellungen noch das logische Vermögen von prä-bewussten Menschen entwickelt. Mit Piaget kann von fünfjährigen Kindern gesprochen werden. Tomasello sieht bei Kindern im Alter von vier bis fünf Jahren den Übergang von intensiver Imitation zu einer stärker selbstregulierten Weise der Reflektion. (2006: 73) Bischof-Köhler (2011) diskutiert für jenes Alter den Beginn der Theory of Mind als ontogenetische Phase ihres Modells, wenn das empathische Einfühlen kleiner Kinder in Andere durch das Ein-Denken-Können in Andere ergänzt wird. Crone, die die Adoleszenz bearbeitet, sagt, dass sich die meisten Problemlösungsfunktionen in einem Alter zwischen vier und zwölf Jahren über den Frontalen Kortex entwickeln, auch Planung des eigenen Handelns gehört dazu. (2011: 55) Das „Selbst“ oder die „Person“ entsteht spät – oder auch gar nicht! Generell beginnt bereits mit den fünfjährigen Kindern ziemlich deutlich ein wichtiger Schritt der Sozialisation (prä-bewusst) – heute.

Diesen Überlegungen zum Stand der Kognition zu Beginn des Jung-Paläolithikums (und früher) steht in der Archäologie jene weitere Auffassung entgegen, der ich nicht folge: schon *Homo erectus* sei kognitiv *Sapiens* sehr nahe gewesen, und *Neanderthalensis* von *sapiens* kaum unterscheidbar, die womöglich – wie oben gezeigt – bereits intensiv grammatikalisch sprachen. Als ein weiterer Beleg gilt das Lager des *Homo erectus* vor 350.000 Jahren in Bilzingsleben, das sich von Lagern des modernen Menschen kaum unterschieden habe. Doch dies lässt sich auch gegenteilig interpretieren: solche Lager/ Camps waren mit sehr geringer Kognition/ Logik einrichtbar; selbst Schimpansen zeigen ein Horden-Verhalten, das äusserlich sich nicht wesentlich von dem sehr früher Menschen-Gruppen unterscheidet, selbst sie bauen bereits (in Bäumen) Schlafnester. Affen gelten als kommunikativ für Tiere sehr weit entwickelt; unterschätzen wir sie also nicht; übersehen jedoch auch nicht die gewaltige Kluft. Der „Nestbau“ ist allerdings in Afrika wohl weniger ausgeprägt als bei Menschen der Stein- und Eiszeit im Norden, die besseren Schutz vor der Witterung benötigten. Es gibt – bei noch wenigen Quellen für Nordafrika – Hinweise, dort

sei noch zur Zeit des europäischen Jung-Paläolithikums die Ausbildung der Werkzeuge weniger entwickelt geblieben; Ausnahme könnte die *gestielte* Steinspitze sein, die leichter mit einem anderen Werkstück (Speer) verbunden werden konnte (ob es gemacht wurde scheint unklar; Garcea, 2010).

Geschlecht in der Wissenschaft

Zuguterletzt von den „Wilden“ zu den Frauen – wie es eine gewisse Tradition ist. Mit etwa der gleichen Motivation wie die „Wilden“ zu dieser Bezeichnung kamen, sind in der Wissenschaft und von Wissenschaftlern die Frauen – gelinde gesagt – wenig berücksichtigt worden. Nicht nur in Archäologie und Ethnologie, mit denen wir hier vor allen zu tun haben werden. Schon und gerade in der Epoche der Aufklärung wurden sie, als sie anfangen, sich deutlicher geistig bemerkbar zu machen, vom aufklärerischen Mannesgeist einer selbst diagnostizierten „Vernunft“ zur „Natur“ zurückgestuft, etwas simplifiziert gesagt.¹ Das gilt auch für die Soziologie. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts hat der Soziologe Tönnies davon gesprochen, es gehörten Frauen und Kinder zusammen als von gleichem Geiste. (1972: 152) Der Kollege Weber sprach von der normalen Überlegenheit der physischen und geistigen Spannkraft des Mannes; (nach Dux, 1997: 357) und das bei Ehefrau und Biografin Marianne Weber! Göttlich. In diesem Zusammenhang darf auch Darwins dem entsprechende Vorstellung über Frauen nicht vergessen werden. Es wird noch deutlich werden, dass diese Haltung so alt ist wie unser Wissen zurückreicht.²

Zum Geschlechterverhältnis ist an dieser Stelle auch ein Blick auf die Wissenschaft zu werfen, die diese Verhältnisse doch mit zu bearbeiten haben sollte. Manche Äusserung wäre ganz putzig, wären solche „gelehrten Auffassungen“ lediglich „Meinung“. Wenn es an aufgefundenen Artefakten keine Spuren gibt, wer sie herstellte und nutzte, sind Aussagen eben nicht möglich. Wird eine daran anschliessende Spekulation unternommen, muss erwartet werden, dass sie die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert. Aber die „Jägerkultur“ der Steinzeit wird bis heute oft in dieser Qualität besprochen, als machten nur Männer die Geschichte und Frauen nur das Essen.

¹ Es ist interessant, wie weitgehend bereits 1949 Beauvoir manchen Punkt rezipiert hat, den ich zu Frauen bespreche. Obwohl sie noch jenen folgt, für die der *biologische* Vorteil der Männer die Geschlechterdifferenz in der Urzeit bestimmt, aber doch manchen sozialen „Mechanismus“ beschreibt, wie etwa die Macht, der ich unten systematische Bedeutung zuordne, oder auch die Bedeutung des Bodens erkennt. Sie lehnt die Thesen Bachofens ab, geht aber von der „primitiven Zivilisationsstufe“ einer *Muttergottheit* aus. Und sie sieht ebenso die diesbezügliche Rolle der Religion. (1949: 95ff) Das verwundert nicht, denn für die Urzeit gibt es primär Quellen aus Berichten um die Wende zum 20. Jahrhundert, jüngere Forschungen trafen nur noch selten „unberührte“ rezente Urvölker an. Es ist also nicht so, dass dieser Stoff als wissenschaftliches Thema nicht früh vorbereitet war. Siehe auch Fedigan von 1986.

² Und da ich gelegentlich auf Marx/ Engels hinweise, sei deren problematische Haltung zu Frauen nicht unerwähnt. (Hennings, ¹⁴2017)

Es amüsiert immer wieder, wie leichtfüssig in – den hier besonders interessierenden – archäologischen und ethnologischen Texten die Geschlechterfrage als völlig geklärt erscheint. Männer sind die Helden der Weltgeschichte, Frauen nur Beiwerk – jedenfalls in den Augen mancher Wissenschaftler. Doch diese Männerzentrierung bei den Interpretationen diskreditiert geradezu solche Wissenschaft, solange diese Problematik nicht zumindest reflektiert wird. Manche dieser Äusserungen berühren durchaus die methodische Qualität von Wissenschaft, zeigen fehlende Quellenkritik und Reflexion.

Vor allem wenige Wissenschaftlerinnen halten dagegen und zeigen, wie aus den überwiegend „harten“ Stein-Artefakten patriarchaler Wissenschaft bloss „weiche“ wissenschaftliche Argumente werden, wie Owen ironisiert. (1998) Diese Situation führt in meiner Arbeit zu einer deutlichen Hinterfragung der Rolle der Frauen in der Geschichte, ohne auf romantisierende Vorstellungen über Matriarchat¹ und „Muttergöttin“ zurück zu fallen, für die es ebenfalls weder empirische Fakten noch überzeugende Theorien gibt. Im Gegenteil lässt sich die stete Überlegenheit männlicher Macht begründet aufzeigen – sozusagen: vom ersten Tage an!

Wer über Gruppen, Gemeinschaften oder Gesellschaft fabuliert,² ist gehalten, eine Lebensweise zu bedenken, die eine Überlebensmöglichkeit zeigt. Die Phantasie vom Grosswildjäger als Grundtypus des frühen Homo sapiens ist das eher nicht. Wie sollte gerade diese Lebensweise sich ohne eine Basis im „Frauenlager“ entwickeln können? Ein solches Lager als Zentrum einer sammelnden und Kleintiere jagenden Gruppe ist lebensfähig. Die Arbeiten von Archäologen, die ausdrücklich diese Problematik mit untersuchen, sind wenige. Etwa Müller-Karpe: er schliesst aus den Grabfunden des Jung-Paläolithikums auf eine gleichwertige Behandlung von Männern und Frauen; Kinder seien eher noch intensi-

1 Ein *Matriarchat* (Frauen-Vorrang oder gar: -Herrschaft) ist etwas anderes als Matrilinearität (Verwandschaft nach der Mutterlinie) oder Matrifokalität (Frau bleibt zusätzlich bei Heirat im Mutter-Clan). Es wurde nie empirisch belegt. Ein Gipfelpunkt des *Patriarchats* sind die alten Griechen, die Frauen ungefähr behandelten wie heute die Taliban es tun. Dieses muss die wesentlichen Funktionen des Lebens der Frauen so etwas wie kolonialisieren; hinzu kommen also Gewalt und Unterdrückung, selbst wenn die sich nur langsam strukturell durchsetzen und dann – bald als *natürlich* geltend – sich dauerhaft das Machtverhältnis der Geschlechter verschob. Aus den bisher meist bemühten archäologischen Befunden sind matriachale Perioden – anders als oft behauptet – bislang nicht ablesbar, meinen etwa Röder u. a., (1996) das gelte auch für Kretas Menoische Kultur und Çatal Hüyük, worin sie für letzteres von Schmidt Unterstützung erfahren. (2008) Ich komme darauf zurück.

2 Es geht gar nicht darum, immer Absicht zu unterstellen. Ich will Hahn nicht generell für meinen Hinweis in Haftung nehmen, ich kenne sein Werk kaum, kann mir aber die Wiedergabe eines Zitats über die wirtschaftlichen Grundlagen im Aurignacien nicht verkneifen; er versucht es ja wenigstens: „*Allerdings muss man eine schwerwiegende Einschränkung berücksichtigen: Das Sammeln von Pflanzen gehört zu den Tätigkeiten, die sich kaum nachweisen lassen. Nach den besser überlieferten Knochen scheint deshalb die Jagd die wichtigere Ernährungsgrundlage gewesen zu sein*“. (1987; Hv. h.)

ver als Erwachsene betrauert worden, schliesst er aus Grabbeigaben. (1998) Erst die von Wissenschaftlerinnen durchgesetzte Debatte hat eine realistische Sicht auf historische Gemeinschaften möglich gemacht.

Diese Kritik an wissenschaftlichen Strömungen richtet sich ebenso an gegenteilige Einseitigkeiten, in denen ein Matriarchat bloss behauptet wird.

> Exkurs: Über die Funde der Steinzeit

Was ist über den frühen Homo sapiens in den Gebieten nördlich von Afrika für das Jung-Paläolithikum bekannt? Für archäologische Laien ist es nicht einfach, eine schlichte Übersicht über jene Zeit beziehungsweise die entsprechenden Forschungsergebnisse dieses Fachs zu gewinnen, das mit ganz speziellen Vorstellungen über Zeiten und Kulturen operiert. Die Zeit der beginnenden Landwirtschaft wird beispielsweise in Europa tausende von Jahren später als im Ursprungsgebiet, dem Nahen Osten, ebenfalls als Neolithikum bezeichnet; solche Kulturen richten sich nicht nach der Welt-Zeit, sondern den jeweiligen Fund-Zusammenhängen, etwa der Qualität der Werkzeuge oder Körnern domestizierten Getreides, das sich von wildwachsendem unterscheiden lässt. Den Rahmen der Besiedlung nördlich Afrikas durch den modernen Menschen zu erkunden, ist schon deshalb nötig, weil die Kenntnis darüber, auf welchem Lebensniveau Homo sapiens in Europa startete, wichtig für die Beurteilung der Kognition ist.

Die Archäologie muss wesentlich das Material liefern, auf dem aufzubauen ist. Was hat sie zu bieten, um die Zeit des Homo sapiens seit seiner Ankunft bis zum Göbekli Tepe zu verstehen? Schon mit seinem Auftauchen in Südwest-Eurasien überdauern in Spanien und Frankreich in Höhlen bald kleine Skulpturen und Wandbilder. Die erst 1994 entdeckte Höhle Chauvet mit über 30.000 Jahre alten Bildern, die erst jüngst neu datiert wurden, weist einige Malereien in einer Qualität auf, wie wir sie auch Jahrtausende später in der Höhle Lascaux finden, wenn auch besonders herausragende Bilder in allen Höhlen wohl jünger sind. Ritzereien mit etwa einem Alter von 37.000 Jahren und die bildliche Darstellung einer halben Kuh um 1.000 Jahre später fanden sich in der Nähe eines Lagers im Dordogne-Tal am Abri Castanet; dort gab es zudem Lebensspuren, die in den bedeutenden Bilderhöhlen fehlen, in denen das Raumklima nicht so doll ist. Die bisher ältesten Darstellungen in der spanischen Höhle El Castillo, ein roter Fleck (es gab zuerst noch keine Zeichnung), wurden auf mindestens 40.800 Jahre vor heute bestimmt. (Scinexx.de, 15.6.12)

Diese frühen Darstellungen sind von erheblicher Bedeutung für die Beurteilung des Homo sapiens. Sie sind nicht etwa „nur Kunst“. Denn zumindest in den genaueren Abbildungen wird eine beachtliche Übertragung der äusseren Welt zuerst in den menschlichen Geist und dann auf eine oft unplane Wandfläche sichtbar, deren Unebenheiten zumindest später (Höhle Altamira) in die Bil-

der einbezogen wurden, wie gern behauptet wird, deren angebliche „Kompositionen“ sich allerdings über tausende von Jahren hinziehen konnten. Wenn die Flächen nicht sogar Anlass der Darstellung waren, wozu in Felsvorsprüngen und ähnlichem bei Flackerlicht ein Tier (wieder-) erkannt werden musste und dann dieses für den gewünschten Zweck zu reproduzieren oder zu „verfeinern“ war. Das scheint eine weitgehende Gedächtnisleistung des Homo sapiens zu sein. Ein sehr gutes Gedächtnis wird rezenten Urvölkern zugesprochen, Auswendiglernen anstelle von komplexem Denken (noch in meiner Schulzeit das A und O der „Pädagogik“).

Auf den ersten Blick stellte sich mir die Frühgeschichte unserer Art nördlich Afrikas in Texten zuerst als ein weitgehender Stillstand von etwa 30.000 Jahren vor dem Göbekli Tepe dar. Stillstand nach Stillstand sozusagen; Zustand nach Zustand, nur immer wieder eigenständige Ereignisse, aussagekräftig nur für kurze Zeit, wie vielleicht ein Lager unter einem Höhlendach, dessen Bewohner:innen ebenfalls bald wieder in der Weite der Geschichte verschwinden. Bezogen auf Zeitraum und Fläche scheinen die historischen Funde nur punktuell und sehr überschaubar zu sein, zumal wir noch Eurasien von der Levante und anderen Kulturen scheiden müssen. Und doch entwickelten sich die Werkzeuge aus Stein und anderen Materialien, die der Archäologie eine wesentliche Quelle für die Bestimmung einzelner Fundorte sind, scheinbar über diese weiten Distanzen oft zumindest sehr ähnlich weiter. Das könnte Anzeichen für ein grosses soziales Netzwerk von Europa bis Sibirien und in den Nahen Osten sein, muss es aber nicht. Die Funktionalität der Geräte, und/ oder die wachsende Kognition, führten wohl selbst in diese Richtung. Die häufige, eigenartige Gleichförmigkeit der Frauen-Figurinen ohne Gesicht und Arme wie Füße scheint ohne Kontakte jeweils aus der Kognition heraus denkbar, nehme ich heute an.

Das sind Fähigkeiten, die ich aus der Herstellung von angespitzten Bäumen durch Homo erectus/ neanderthalensis noch nicht herauslese; selbst die viel spätere, aber deutlich komplexere Speerschleuder wurde mehrfach erfunden (Amerika, Ostasien, Australien), aber nicht von Neandertaler:innen, deren Werkstücke einfacher als bei sapiens in Eurasien blieben. (Shea, 2010) Es gilt jedoch immer zu bedenken, dass es trotz angenommener sehr dünner Besiedelung der grossen Region durch Homo sapiens wohl beständig Kontakte gegeben hat, die dann später Einflüsse bis hin zur Baustelle am Göbekli Tepe gehabt haben können. Sozialen Stillstand gibt es nicht wirklich! Denn alles verändert sich über die grossen Zeiträume permanent, selbst wenn die Menschen das gar nicht wollen, und obwohl die Strukturen solcher Völker zum Erhalt ihrer und ihrer Ahnen Welt tendieren.

Der Göbekli Tepe scheint in gewissem Sinn nichts völlig Neues zu sein, schon die Höhlenmalerei ab vor gut 30.000 Jahren könnte Entsprechungen zur

„Kunst“ an diesem Bau aufweisen, selbst wenn die Höhlen keineswegs als Heiligtümer „bewiesen“ sind, wie es seit Henri Breuil (*1877 - 1961) meist gesehen wird. (André Leroi-Gourhan, *1911 - 1986, 1975; Lorblanchet, 1997) Selbst die Funktion des Geistigen Zentrums der Harran-Ebene ist noch unklar. Sich die zeitliche, räumliche und auch geistige Dimension der Archäologie für die Zeit vor dem Bau des Göbekli Tepe zu vergegenwärtigen, ist schwierig, solange das zusammenfassende Wissen über die wichtigsten Ereignisse und Gemeinschaften fehlt. Das eine systematische Standard-Übersichtswerk über „die“ archäologischen Funde scheint es nicht zu geben. Entweder konzentrieren sich solche Arbeiten auf einzelne Fundplätze, oder sie verlieren sich in wissenschaftlich hochwertigen Katalogen mit beispielsweise 190 Bildtafeln A4 mit je etwa einem Dutzend abgezeichneter Steinwerkzeuge des Aurignacien und den nötigen Erläuterungen für jene „technischen Fundzusammenhänge“, die also nicht für eine eigenständige „Kultur“ stünden. (Bosinski, 1989; Probst, 1991; Hahn, 1977; Müller-Karpe, 1998) So detailliert kann hier nicht gearbeitet werden. (viele Standorte im „Lexikon der Steinzeit“; Hoffmann, 1999)

Ein Ausstellungs-Katalog kann, beziehungsweise muss deshalb vorerst „den“ Überblick über die Funde nördlich der Levante vermitteln. (Eiszeit, 2009; Vor 12000 Jahren...) Im Nahen Osten ist ein anderes Werk als Grundlage zu nutzen. (Roaf, 1998) Auch ein Lehrbuch zum Fach Archäologie, das viel längere Zeiträume bespricht, kann nur Bruchstücke vermitteln. (Eggert/ Samida, 2009) Und die deutsche Provinz hat noch einiges zu bieten, versteckt in einer Fülle von regionalen Jahrbüchern, Katalogen und dergleichen. Einzelne Karten mit Fundplätzen helfen dabei. Übersichtskarten, wenn es sie denn gibt, zeigen eine gewisse Dichte von Fundstellen in Europa, umfassen aber zum Teil 10.000 Jahre, etwa eine für das ganze Aurignacien, oder die Hamburger Kultur mit nur 1.000 Jahren Dauer parallel zum Spät-Magdalénien. Die Karte scheint übersät mit Fundplätzen. (Shirocko, 2010: 95) Doch was war gleichzeitig? Gab es eine blühende verbundene Gemeinschaft über zumindest den grössten Teil dieser Zeit? Oder nur immer wieder mal hier mal dort kleinere Stämme oder nur Fundplätze von einzelnen Gruppen mit ähnlichen Lebensformen beziehungsweise Werkzeugen und Waffen? Wo nicht Tradition das Hauptelement dafür ist, ähnliche und aufeinander aufbauende Artefakte zu finden, sondern die Kognition, und deren Funktion sie immer wieder neu entstehen liess, wie ich für wahrscheinlich halte, fehlt manches der Argumentationen über dauerhafte Kulturen. Insgesamt zeigen die Funde angesichts der grossen Distanzen in Eurasien nicht so sehr viele verbundene Ereignisse. So entsteht vor meinem geistigen Auge eher ein dreidimensionaler Flickenteppich in Zeit und Raum als eine durchgängige Entwicklung „der“ modernen Menschen.¹

¹ Es fehlt an einer Übersichtskarte mit den Einträgen der Funde in der dritten, der zeitlichen Dimension, oder? Die würde wohl ein wenig nach Kumuluswolken aussehen, mal hier eine

Für die Frauen-Figurinen zeigt Sirocco beispielsweise eine Karte Eurasiens, die vor 34.000 bis 24.000 Jahren 25 „Venusstatuetten“ ausweist. (79) Insgesamt gibt es etwa 200, viele sind zerbrochen. (Röder u. a., 1996) In Höhlen der Schwäbischen Alb wurden sie gefunden, in Kostenki am Schwarzen Meer (eine davon mit Hals- und Armschmuck), auch jene aus Willendorf gehört in diese Zeit, dazu einige aus Italien. Und eine ganz dünne Dame, dafür aber mit flach eingekerbten Gesicht hergestellt, das sonst generell fehlt, stammt aus Mal'ta, Sibirien. (Eiszeit, 2009: 96) Ob sie einen bewussten Ausdruck zeigen, oder nur Feierabend-Schnitzwerk sind, ist keineswegs klar. Im Nahen Osten sieht es ab vor 20.000 Jahren dann etwas „dichter“ aus; jedenfalls in Übersichtskarten. In der vergleichsweise kleinen Region wurde auch mehr gesucht, um die Richtigkeit der Bibel zu beweisen.

Ich versuche, mir die Dimensionen von Zeit und Raum an einem Beispiel vor Augen zu führen, mit der Höhlenmalerei. Seit um vor 40.000 Jahren (El Castillo/ Abri Castanet/ Chauvet/) bis fast zum Baubeginn des Göbekli Tepe (Lascaux) sind Höhlenmalereien „das“ grosse Thema vor allem auch für die Nicht-Fachwelt. Doch die Einheit der Epoche, die spontan aufscheinen mag, ist trügerisch: in der Höhle von Lascaux wurden knapp 70 Bildwerke mit manchmal mehreren Tieren gemalt, und das ab etwa vor 17.000 Jahren bis zum Ende des Magdalénien, also dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Die reale Nutzungsdauer ist umstritten und wird auf 500 bis 1.700 Jahre geschätzt. (Lorblanchet, 1997: 299) Das ergibt bei 500 Jahren ein Bildwerk etwa alle sieben Jahre; wurden grössere Gruppen im Stück gemalt, erhöhte sich diese Zahl noch. Das ist ein schwieriges Zeitproblem, das zudem kaum noch viel weiter aufklärbar ist, weil selbst Zeitmessungen für jene Epoche eine Toleranz bis plusminus 500 Jahren und manchmal mehr haben. Aber Empirie und Statistik führen ja nicht immer zu mehr Weisheit. So wird es nicht gewesen sein, sondern es gab wohl weniger Ereignisse mit jeweils mehr Bildern.

Bei der Suche nach historischen Basisdaten kommen wenige Objekte immer wieder in den Blick. Um die Zeitlichkeit zu verstehen, müssen wir uns fragen: sind das die „Highlights“? Oder gibt es nicht viel mehr erkannte grössere „Kulturen“? Sind solche Kulturen überhaupt ein Begriff für zusammenhängende historische „Objekte“? Beispielsweise ist die „Hamburger Kultur“ am Ende des

mal dort, und das auch noch in unterschiedlichen Höhen. Oder besser: wie unterschiedlich grosse Ballons über der weiten Ebene; Zeitdauer und Bedeutung bestimmen ihre Grösse. Für elektronische Bastler: Basis müsste eine interaktive Tabelle sein mit Koordinaten einer Karte Eurasiens..., von den Koordinaten steigt eine dünne Linie auf, mehrere Spalten mit der Siedlungsdauer und eine Benotung der Bedeutung 2 - 10, ist zugleich der Durchmesser eines Zylinders. Dazu Layer in Abschnitten von 5.000 Jahren in zehn Farben, die sich in den Zylindern darstellen, um die Orientierung zu verbessern, sie sollten nach Fundgruppen auch in Schwarz-Weiss zu schalten sein, um andere Fundgruppen herauszustellen. In der Tabelle sind weitere Spalten sinnvoll, die nicht darstellbar sind, aber das Wissen der Fundplätze umfassen.

Magdaléniens, die bis weit in die heutige Fläche der Nordsee reichte, nicht als ein einziger Stamm oder Volk zu erfassen, dazu sind Ausdehnung in Zeit und Raum zu gross. Natürlich existieren noch etliche Funde, bis hin nach Gönnersdorf am Rhein, 4.000 Jahre vor dem Göbekli Tepe, wo bereits runde Zelte gefunden wurden, die senkrechte Pfosten aufweisen. (Bosinski, 1989) Sie nehmen die Baustruktur des Göbekli Tepe vorweg, sind aber deutlich kleiner, etwa fünf Meter im Durchmesser; ein direkter Zusammenhang kann nicht angenommen werden. Diese Form war zweckmässig.

Der geistlich-religiöse Rahmen des ersten Homo sapiens in Südwest-Eurasien, wenn es einen solchen Rahmen überhaupt schon gab und nicht nur unbestimmte Ängste vor „irgendwelchen Kräften der Natur“, muss keine direkte „Vorstufe“ zu späteren ausdifferenzierten Religionen gewesen sein. Doch wie verhindern wir in unserem Denken die Rückverlagerung solcher, unsere Kultur immer noch prägende, vor allem christliche Tugenden in jene Zeit? Allzuleicht liesse sich beispielsweise der Raum zwischen den grossen T-Pfeiler der Anlage D am Göbekli Tepe als „Altarraum“ sehen, dahinter die Plätze der Priester, davor die „Gläubigen“; aber ist „Gläubige“ ein richtiges Wort? Wir sehen, dass viele Berichte über rezente Urvölker diesen eine Seele zuordnen, und warum Lévy-Bruhl dieser Vorstellung vehement widerspricht, da sie nur die der Berichtenden sei; das waren oft Missionar:innen. Eine Rekonstruktion der Glaubensvorstellungen des Homo sapiens müsste (eigentlich) zur Voraussetzung haben, alles auszublenden, was durch christliche und vergleichbare Dogmen in unserem Denken spontan Ausgangspunkt ist.

Der Göbekli Tepe kann auf den ersten Blick offenbar nicht anders als ein religiös geprägter Ausdruck verstanden werden; das macht unruhig, weil monokausale Erklärungen immer problematisch sind. Auch ein Geistiges Zentrum würde aus dem Vorverständnis dieser Menschen heraus wesentlich mystisch fundiert sein, ohne „Kirche“ sein zu müssen. Was könnte sonst Anlass zu seiner Errichtung gewesen sein? Welche andere Nutzung oder welcher andere Sinn sind vorstellbar? Ich denke jetzt für einen Moment nicht an das Grossereignis: Eiszeit. Wenn es auch keine Burg ist, warum sollte die Anlage nicht schlicht aus „geopolitischen“ Gründen im Zuge der Sicherung von Handelswegen geplant worden sein, als dessen säkuläre Basis ein Ort unter dem heutigen Şanlıurfa liegen könnte, wie Schmidt mutmasst, weil dort bei Bauarbeiten eine grosse Skulptur jener Zeit gefunden wurde und später auch ein kleinerer T-Pfeiler (der Grösse von Schicht II). Erst in einem weiteren Schritt der Planung wurde der Bau vielleicht konkret als Kultbau und Ort der Weisheit herausgestellt, als Orakel vielleicht, das half, die Folgen der Erwärmung zu begreifen. Das Neue und Bemerkenswerteste ist nicht das Bauwerk am Göbekli Tepe selbst, sondern die bis dahin unbekannte Darstellung menschlichen Geistes, des Denkens, das sich offenbar zu einer nun bereits deutlich *definierten* Form des Glaubens entwickelt

hatte, die ihren steinernen Göttinnen Namen und Körper gab, wenn den T-Pfeilern auch kein Gesicht; eins der grossen Rätsel jener Zeit, da andere Skulpturen Gesichter aufweisen (einige Figurinen, Mann von Urfa, Mann vom Ural). Natürlich ist der Bau selbst auch eine technische Grosstat.

Wie sollen wir also nachempfinden, worüber der frühe Homo sapiens nachgedacht und was er „geglaubt“ hat? Was wissen wir wirklich? Aus Kenntnissen über die Ontogenese können wir von einem Leben der damaligen Menschen zwischen Geistwesen ausgehen, immer schon, wenn sie im älteren Jung-Paläolithikum auch vielleicht noch nicht benannt oder gar „definiert“ waren, ähnlich wie bei den rezenten Mbuti mit nur ihrem „Wald“ als Geist (-lichkeit). Wahrscheinlich gab es einen lang andauernden weichen Übergang von einem ganz simplen Geistglauben hin zu einem komplizierteren, gefolgt vom Schritt zu ersten Göttinnen. Nicht unbedingt in einer Entwicklungslinie dort in Nord-Mesopotamien. Vielleicht gab es Brüche, innere Kämpfe, Eroberer, die den Bau der Anlagen am Göbekli Tepe als Tribut verlangten, vielleicht ist er Friedens-Symbol des Zusammenschlusses zu jenem Stamm, der ihn errichtete. Aber insgesamt hat wohl Homo sapiens solche Schrittfolgen getan und es nicht eines Tages überm Kopf gekriegt und Götter erfunden. Als zeitlich nächste bedeutende Ereignisse wissen wir derzeit von den wesentlich jüngeren Göttinnen Sumers und Ägyptens. Das verführt wieder dazu, eine Kontinuität anzunehmen. Vom Göbekli Tepe zur sumerischen Stadt? Oder war die sumerische Welt wesentlich älter, reichte sie bis zu ihm zurück? Auch dazu haben sich während der Bearbeitung meine Ansichten verändert.

Am Ende der Zeit des Göbekli Tepe gab es bald nach dem Beginn der Neolithisierung also vielleicht eine Anbindung an eine grossräumige Entwicklung in Richtung der sumerischen Welt. Später sah ich in der *Urukisierung* einen Übergang. Kamen neue Gedanken von diesem Geistigen Zentrum der Steinzeit? Das scheint möglich zu sein, dass der Göbekli Tepe in diese Richtung wirkte, durch neues Denken und differenzierte Sozialstrukturen. Mit dem Umbruch des Neolithikums zu anderen religiösen Formen und dann den entstehenden urbanen Lebensweisen wird sich allerdings die Religion mehrfach nennenswert geändert haben, die dann – nach der Zeit der Wildbeuterei und dörflichen Landwirtschaft – die sozialen Strukturen der Stadt verarbeitete (nicht: abbildete). Damit wird auch von dieser Seite her eine – nun urbane – soziale Differenzierung sichtbar. In diesen Erkenntnissen zeichnet sich jedenfalls eine gewisse kulturelle Kontinuität von diesen Orten bis Sumer ab, deren Produktions-Basis die neue Landwirtschaft gewesen ist. In welcher Rolle auch immer, dem Alten verhaftet oder das Neue fördernd, vielleicht damals längst vergessen, steht der Göbekli Tepe wesentlich verständlicher an einer bedeutenden Schnittstelle der Geschichte als zuerst gedacht. Ein Grund mehr, die neuen geistig-religiösen Strukturen Sumers andeutungsweise mit zu untersuchen.

Ist nicht nur in jüngerer Zeit, nach dem Göbekli Tepe, eine Vermittlung von Wissen und geistigen Vorstellungen über diese endlosen Zeiten von tausenden Jahren denkbar, sondern womöglich schon von den Menschen der Grotte Chauvet zu der in Lascaux und weiter zum Göbekli Tepe? Gab es in diesem unendlichen grossen Raum schon Traditionen? Wie konnte sich die gleichbleibende Kenntnis der Höhlenmalerei über die Zeit erhalten? Diese Fragen scheinen nicht beantwortbar zu sein. Um dieser Problematik nahe zu kommen, trennt Assmann methodisch Kommunikatives vom Kulturellen Gedächtnis, das womöglich über Jahrtausende hinweg Geschichte tradieren könne. (1988: 10) Ersteres bezieht sich primär auf Alltagskommunikation, das zweite dem gegenüber auf Alltagsferne, etwa in der Form schicksalhafter Ereignisse, die immer wieder über Generationen erzählt werden, oder Riten, Denkmäler,¹ allgemein: *Erinnerungsfiguren*. So wie tradierte Vorgaben der Ahnen nicht geändert werden dürfen, auch nicht identifikatorische graphische Muster an Kleidung oder Gegenständen, nicht (Monumental-) Bauten. Auch ein Bau wie der Göbekli Tepe steht ja für eine Identität, die die Erbauer:innen in ihm sahen; ist sie erschliessbar? (Rieger-Jandl, 2010) Die Möglichkeit der Übermittlung ohne Schrift ist zu gering.

Gilt das auch für das Erstellen der Bilder? Diese Kenntnis hat sich wohl nur über Alltagswissen erhalten, weil etwa das Farbmischen nicht als Rezept überkommen konnte, sondern ohne grosse Alternativen war, und es ganz allgemein zum Färben „in der Küche“ überliefert wurde. Da diese Höhlen offenbar immer wieder in Vergessenheit gerieten, scheint eine Tradierung als „Kunst“ oder gar durch „Kunst-Schulen“ nicht vorstellbar (von denen durchaus die Rede war). Was sagt das für die Darstellungen am Göbekli Tepe? Es lässt sich Stämmen der Steinzeit generell kein Geschichtsbewusstsein in unserem Verständnis zubilligen; woher sollte das nötige Wissen kommen? Wir sehen aber noch bei der Interpretation von Mythen Sumers, was Assmann zum Geschichtsbewusstsein formuliert: „*Es handelt sich ganz allgemein um ein Bewusstsein von der Gewordenheit der gegenwärtigen Ordnung, davon daß es früher einmal anders war...*“ (1988b: 103) Mehr aber auch nicht, als ein anderer Zustand. Die Gegenwart änderte sich, bisheriges Wissen stiess an seine Grenze, neues musste gewonnen werden. Wie dieses „anders“ dann formuliert wird, ist eine offene Frage.²

1 Die Uraustralier (maskulin) kennen Orte in ihrem Land, in denen heilige Gegenstände aufbewahrt und rituell gehandhabt werden. Ihre „Traumzeiten“ sind manchmal verbale Landkarten. Ändern sich aber Landschaften oder wechselten sie die Region, mussten schon deshalb auch die Geschichten angepasst werden; wie sollte dann über Jahrtausende eine Historie in ihnen formuliert sein?

2 Ein spekulatives Beispiel, die babylonische Sprachverwirrung. Tatsächlich gab es eine Riesenstadt mit vermutlich vielen Fremden und Sprachen. Und es gab grosse Bauten, wie ein Zikkurat. Da lag es nahe, einem Gott eine Geschichte „von hinten her“ zuzuordnen.

Auch an den Feuern jener Leute von „Chauvet“ oder am Geistigen Zentrum der Harran-Ebene musste kommuniziert werden. Ob über Jahrtausende hinweg etwas vermittelt werden konnte? Eher nicht, für solche Stämme darf vermutlich keine extreme Lebensdauer erwartet werden, sollten wir bedenken. Die Kulturgemeinschaft vom Göbekli Tepe scheint aber zumindest 1.000 Jahre bestanden haben, weil nach dieser Zeit noch ein Ort mit T-Pfeilern errichtet wurde: Nevalı Çori. Zusammenschlüsse und Aufspaltungen waren wahrscheinlich häufig, mal wegen der Nahrungssituation, mal wegen Krieg und Frieden. Das Älteste an Erinnerung ist jeweils die Übermittlung der Taten der Grosseltern der Alten, sofern die sie halbwegs richtig erinnern; es gibt in traditionellen Urvölkern durchaus Differenzen über die richtige Auslegung der Vergangenheit, wie auch unterschiedliche Mythen des gleichen Themas es zeigen, die natürlich beim ersten und dann späterem Aufschreiben auch nicht „objektiv“ analysiert, sondern für die jeweilige Herrschaft benutzt wurden (Gilgamesch). Wenn das nicht für Lévy-Bruhls Neuerungsfeindschaft spricht! Und dann entsteht plötzlich ein Monumentalbau! In einer Fussnote sagt Assmann zur ägyptischen Monumentalität („als These“), sie sei *„die Ausdrucksform einer kollektiven Identität, die über die naturwüchsigen Grössenordnungen von Stämmen und Siedlungsgemeinschaften hinausgeht und auf der Ebene politischer Organisationsformen neue Verbände ganz anderer Grössenordnungen stiftet“*. (1988^b: 110)

Wenn es am und mit dem Göbekli Tepe nicht um eine direkte Antwort auf eine bestimmte Situation ging, etwa die Sicherung oder Beherrschung von Handelswegen, dann wird dort ein neues Weltbild begründet worden sein, weil das bestehende nicht mehr genügte. Eines mit stärkeren Kräften im Leben wie im Glauben als zuvor, eines mit stärkeren Gött:innen. Stark wie die Grossen (Männer), die Vorleute oder schon Häuptlinge dieser Gemeinschaft? Weil – nach wenigen Erkenntnissen über die Zwischenzeiten hin zu den Städten Sumers und Ägyptens – in jenen Ländern die nächsten bedeutenden Ereignisse in Raum und Zeit unserer Geschichtsvorstellung auftauchen, scheint es so, als gäbe es eine Bewegung dorthin, zu den nächsten Stationen bedeutender Fundstätten. Dazu solche mit nun bereits für uns in Mythen relativ präzise fassbaren Lebenswelten und definierten oder besser, benannten Gött:innen. Da reden wir schon wieder von genereller Entwicklung über endlose Zeiten von um die 6.000 Jahren zwischen dem Göbekli Tepe und dem frühen Sumer und der ersten Stadt: Eridu, bis dann Uruk als erste Grossstadt mit entsprechender sozialer Differenzierung entsteht. (Uruk, 2013: 149ff) Wanderten diese Leute nach der Aufgabe des Göbekli Tepe als Schafhirten Richtung Süden? Solche Fragen sind auch rückwärts zu stellen, kamen mit der am Ende der Eiszeit nach Norden ziehenden Fauna und Flora Leute vom Süden nach Nord-Mesopotamien, um sich dort ein Zentrum zu bauen? Die Ebene vor dem Persischen Golf wurde ja weit überflutet.

Ebenso könnte die Kultanlage eine weitgehend isolierte besondere singuläre Kultur bezeichnen, einen kurzen Blitz lang nur in der Geschichte aufleuchtend, während „nebenan“ die bäuerliche Wirtschaftsweise die Zukunft zu bestimmen begann. Die Darstellung von Schlangen, Füchsen, Ochsen und dergleichen kann, muss aber nicht Kontinuität zu Sumer anzeigen. Doch vielleicht waren es keine Vorgänger:innen der gesitteten Sumerer:innen, die sich diesen Bau auf dem Göbekli Tepe schufen, sondern Leute vom Typus „Wikinger“. Dietrich u. a. (2012) geben Hinweise auf Feste am Göbekli Tepe und diskutieren den Konsum von Bier aus Wildgetreide dort.¹ Sechs grosse, bis 160 Liter fassende Steinbottiche wurden gefunden, wenn auch in etwas jüngeren Schichten (in Anlage F, Fundschicht II), doch es gäbe Fragmente solcher Gefässe in allen Straten (die Kreisanlagen als Kneipen mit Kellnern statt Priestern kann ich mir nun wieder gut vorstellen). Ob es einfach um Wasser für die Arbeiter:innen ging, das es dort oben nicht gab?

Jedenfalls sehr reflektierte Leute waren es, wie wir an der Bauplanung noch sehen. Ohne eine Entschlüsselung der Struktur der künstlerischen Zeichen am Bau in der Harran-Ebene ist eine Aufklärung über die dortigen Vorstellungen ohne weitere, anders gelagerte Funde schwer vorstellbar. Der Fund einer grossen steinernen Tier-Mensch-Skulptur, wie sie 30.000 Jahre früher sehr klein in der Schwäbischen Alp geschnitzt wurden, macht die Interpretation nicht leichter. (JB 2010) Wenn wir uns die Funde bis hin zum Bau des Göbekli Tepe ansehen, blicken wir bestenfalls auf jenen erwähnten Flickenteppich, dessen Flicker derzeit nur durch dünne Fäden verbunden scheinen; diese Fäden können wir uns als Kommunikationen über weite Gebiete und über die Zeit vorstellen. Doch insgesamt besteht unser Wissen aus Einzelfällen auf Basis zum Teil problematischer Interpretationen. Das gilt es zu bedenken.

Nach diesen Grundlagen über die humane Entwicklung und einigen soziologischen Erörterungen soll es nun um Lebensverhältnisse gehen, zuerst denen rezenter Urvölker, deren Strukturen für die dann folgenden Analysen von Bedeutung sein können. Und über einige dieser Völker spreche ich weiter unten noch detaillierter, weil sie in bestimmter Weise über die im folgenden Kapitel dargestellten Erscheinungen hinaus mit der sozial-differenzierten Gemeinschaft des Göbekli Tepe verbindbar scheinen. Es sind relativ weit entwickelte Völker,

¹ Eine andere Entwicklung sieht – streng „naturwissenschaftlich“ – Reichholf (2008), der für die Frühzeit im wildreichen Afrika von Fleisch als Grundlage ausgeht. Er sieht Stufen der Evolution durch Wohlstand (nicht Mangel, wie es auch vertreten wird) entstehen. Die Sesshaftigkeit entwickelt sich bei ihm durch das frühe Bierbrauen aus Wildgetreide, das dann (als unintendierte Folge) den Feldbau als Lebensweise hervorbrachte. Alkoholsucht als Basis der Zivilisation, ein typisch männlicher Gedanke, sie liesse sich auch als Hemmschuh begreifen. Über Arbeitsteilung und Geschlechterbeziehung verliert er kein Wort. Schon Braidwood et. al. haben die Bier-These um 1953 vertreten, sagt Hansen. (2003: 137)

über die detaillierte teilnehmende Beobachtungen vorliegen, die Baruya von Neuguinea und die Trobrinder:innen, sowie die Yanomamo (Amazonas) und Irokesen (NewYork). Danach beginnt im Kapitel 5 die Darstellung des Jung-Paläolithikums entlang derjenigen Fragen, die heute thesenhaft beantwortet werden können, um eine Diskussion möglich zu machen. Es wird nicht um eine streng chronologische Darstellung gehen können, sondern darum, für die drei Typen der Lebensverhältnisse – Ältere, Jüngere Wildbeuter:innen und Sozialdifferenzierte Gemeinschaft – jeweils wichtige Hinweise zu geben, wie das Inhaltsverzeichnis sie ausweist.

Zwischenergebnis 3

Die verschiedenen Darstellungen konnten wohl zeigen, warum ich nicht nur insgesamt die interdisziplinär angelegte soziologische Analyse für einzig fähig ansehe, auch in der naturwissenschaftlich fundierten Archäologie im Feld der Früh-Geschichte hinreichende *soziale* Erklärungen zu erbringen. Dabei ist der Bezug auf einen sich selbst verändernden Prozess zwingend, der dem empirischen Konstruktivismus folgend prozesslogisch analysiert, und das heisst auch, der dem Prozess einer umfassend verstandenen Kognition Priorität zubilligt. Wie immer eine solche interdisziplinäre Theorie auch einmal neu formuliert werden mag, die Berücksichtigung der Entwicklung von Institutionen, Sinn und der Person wie die elementare Analyse des permanenten Geschlechterkonflikts sind zusätzlich ihre Voraussetzung.

4. Rezente Urvölker

Wir kommen jetzt zu der sehr schwierigen Frage, wie – und ob! – rezente Urvölker als Quellen für jene Wildbeuter:innen nutzbar sind, die hier untersucht werden. Ich verstehe solche „Stämme“ so, die noch keinen nennenswerten Kontakt zur europäischen Kultur hatten. Doch sie werden immer schon extern aus einer anderen Kultur von mehr oder weniger verständigen Menschen beschrieben. Und alle haben Sprech-Sprachen. Nicht um reale Lebensverhältnisse kann es im Vergleich zur Steinzeit gehen, sondern um einige strukturelle Bezüge. Vor allem zeigen diese Völker gegenüber naturwissenschaftlich orientierten heutigen Kulturen real so etwas wie andere Logiken, die also eine Geschichte haben und dann offensichtlich auch in weiteren Abstufungen in die Vergangenheit reichen müssen. Ihre *traditionalen* Weltvorstellungen sind in Forschungen und auch in Berichten von Missionar:innen und Eroberern vielfach aus allen Teilen der Welt als so ähnlich bezeugt, dass nicht von einer vollständigen Verfälschung ausgegangen werden muss, wenn das christliche und patriarchale

Denken hinreichend berücksichtigt wird, das die Berichte färbt. Dass Denken und Glauben dieser Völker zudem damals, als sie beschrieben wurden, nicht in der hier interessierenden Differenzierung der historischen Entwicklung der Kognition erhoben wurde, gilt es ebenfalls zu bedenken. Manche der nun angesprochenen Probleme waren damals noch nicht bekannt.

Nachdem ich oben deutlich machte, wie für die Älteren Wildbeuter:innen nicht mehr von „Fünffährigen“, aber dennoch von „Prä-Bewussten“ als Typus zu sprechen thesenhaft sinnvoll ist, um soziale und kognitive Differenzen in der Zeit zu markieren, will ich auf diese Unterscheidung in den nun folgenden Formulierungen verzichten. Es wurde hinreichend verständlich, was damit ausgedrückt werden sollte. Wir sprechen also in der Geschichte generell von *Erwachsenen*, die mehr Wissen und Erfahrung haben als ihre Kinder und beispielsweise geübter und ausdauernder Aufgaben erfüllen können. Dazu ist ein ergänzender und vertiefender Hinweis nötig:

So wie ich es eben mit dem Status des „Prä-Bewussten“ als Erwachsene formulierte, ist dennoch mit (tendenziell berechtigtem) Protest zu rechnen: es würden Erwachsene von rezenten Urvölkern, an denen diese Kognition meist belegt wird, als „kindlichen Geistes“ abqualifiziert. Wer wissenschaftlich versucht damit umzugehen, schiebt dann – wie ich eben – stets eine Floskel ein, nein, es werde doch von Erwachsenen gesprochen, die zu weit mehr fähig seien als deren Kinder... Dennoch sind diese Hinweise partiell auch Übungen in „political correctness“, die jedoch – so sinnvoll sie generell sind – das wissenschaftliche Denken nicht trüben sollten; zur notwendig eurozentristischen Sicht sprach ich oben bereits. Es gibt keine „interne“ Kritik jener Lebensweisen, in die wir uns nicht wirklich eindenken können, sondern nur externe aus unserer Kultur heraus, in der beispielsweise, so unvollständig sie auch noch ist, die Frauen eine deutlich wachsenden Mitsprache gewonnen haben, die mit der Schulbildung ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts begann.

Wird aber betont, was ganz zweifelsfrei ist, dass in Mythen des Altertums, der griechischen Philosophie, in der Bibel, bei vielen rezenten Urvölkern und noch in heutigen fundamentalistischen Sekten Geister oder Götter als Erzeuger und Lenker der Welt gelten, scheint eine solche sichtbare Begrenzung der Logik akzeptabler zu sein. Doch genau diese Niveaus des Denkens sehen wir in der kindlichen Ontogenese *und* dem folgend in der frühen Phylogenese als deutlich erkennbare Prozesse, die analysiert werden müssen.

Diese Analysen zu den rezenten Urvölkern spannen hinsichtlich der beschriebenen Typen den Bogen von recht einfach lebenden Wildbeuter:innen (Mbuti, Hadza...) bis hin zu recht differenzierten Gartenbauvölkern (Trobriander:innen...). Bezüglich der Kognition scheint es unbedenklich, letztere Gruppe mit zu berücksichtigen – das wird gleich deutlich werden –, obwohl wir weiterhin mit den Älteren und Jüngeren *Wildbeuter:innen* zu tun haben, in deren stein-

zeitlichen Siedlungen selbst kleiner Gartenbau bislang im Jung-Paläolithikum nicht gefunden wurde, bevor dann der Wandel zum Neolithikum langsam beginnt. Die Quellen erlauben auch kein anderes Vorgehen, was natürlich kein gutes Argument ist, und es gilt schon hier daran zu denken, dass Leistungen, wie die Bauten am Göbekli Tepe und in Jericho, von bekannten rezenten Gartenbauvölkern kaum erbracht werden konnten; jedenfalls sind nur die Anlagen in (Gross-) Simbabwe bekannt, die lediglich 1.000 Jahre alt und das Werk eines Königtums sind. (Summers, 1963) Ähnliches gilt für die Hoch-Kulturen Mittelamerikas, die eine Sonderrolle in der Welt rezenter Urvölker einnahmen.

Nachdem oben gezeigt wurde, es sei möglich, von einer sehr geringen Ausbildung der Kognition der ersten Menschen des Homo sapiens in Eurasien auszugehen, um die bekannten Artefakte herzustellen, soll diese Vorstellung im folgenden nur beiläufig weiter verfolgt werden, da eine so genaue Thesenbildung für die frühe Zeit wegen der eingeschränkten Quellenlage im Einzelnen nicht möglich ist, wenn auch die steinzeitlichen Artefakte eine deutliche Entwicklung über den ganzen betrachteten Zeitraum zeigen. Jene Stämme oder Völker der Steinzeit waren kaum kognitiv durchgängig gleich ausgebildet. Sie werden sogar in nebeneinander lebenden Gruppen mal weniger mal mehr an Kompetenz erworben haben. Bei den hier nun betrachteten rezenten Völkern liesse sich ähnlich von einem „Pool“ sprechen, aus dem für alle Zeiten des Jung-Paläolithikums, auch für den Typus der Jüngeren Wildbeuter:innen, plausible Hinweise auf die kognitiven Strukturen mit der nötigen Vorsicht gewonnen werden können. (Murdock, 1967) Ich spreche deshalb, sei nochmal betont, nur noch von traditionalem Denken, nicht mehr von „Prä-Bewussten“ des frühen Jung-Paläolithikums, sofern das nicht unbedingt mal nötig ist.

Drei wichtige Bereiche zur Ergründung der rezenten traditionellen Menschen sollen hier beispielhaft besprochen werden, ihre *Emotionen*, die immer wieder festgestellte *Neuerungsfeindschaft* und die ausgeprägte Neigung zu Krieg und oft auch *Aggression* als psychische Grundstruktur. Manches scheint aus der damaligen Lebenssituation gut nachvollziehbar, was bei der Kampfeslust schon schwerer fällt, weil dadurch, wie etwa auch durch die Blutrache innerhalb kleinerer Stämme, immer wieder unnötig scheinende Verluste an Menschen zu bewältigen waren. Im Sinne eines Kampfes ums Dasein sind sie jedenfalls nicht generell zu verstehen; es geht nach den Berichten über rezente Urvölker normalerweise nicht um Vertreibung oder gar Vernichtung eines Gegners, auch nicht um Beute zum Über- oder wenigstens zum besseren Leben. Wir haben es oft mit direkten Folgen des traditionellen Denkens zu tun, wenn beispielsweise ein Fremden vorgeworfener Tod in der eigenen Gruppe schlicht bei jenen ausgeglichen wird: wie Du mir so ich Dir! Und das ohne einen in unserer Logik geführten Beweis, ein Verdacht reichte völlig aus, und er war leicht – zumal auf Zau-

berei gegründet – gegen alle Menschen zu behaupten, selbst in der eigenen Familie.

Bei den generellen Emotionen gehe ich für rezente Urvölker von einem undifferenzierten „wilden“ Denken aus – diesen Begriff, etwas ironisierend, aus der Literatur übernehmend –,¹ das sich jeweils aus der Lebenssituation ergeben musste, wobei wir wieder das Problem sehen, heutige Begriffe auf jene Zeit anzuwenden. Das kann also nicht als „medizinische“ Diagnose verstanden werden, sondern als beispielhafter Hinweis zum Verständnis jener Zeit, als Tendenz. Schliesslich wurden diese Menschen in gefährvolle Lebensweisen hinein geboren und besaßen wohl noch nicht die Fähigkeit, Gefahr als solche in unserem Verständnis zu reflektieren. Das gehört zur allgemeinen Unsicherheit offenbar dazu, an der wieder der Präfrontale Kortex beteiligt ist. So ist es auch mit der „Ehre“ als herausragendem Merkmal jener Personen, um mit einem modernen Begriff zu versuchen, so etwas wie ein universales Gefühl bei den sehr unterschiedlichen rezenten Urvölkern zu erfassen.

Mit den genannten drei Punkten ist nicht eine „Gesamtpersönlichkeit“ beschrieben, zumal weitere wichtige Themenbereiche im Text mehrfach ergänzend anzusprechen sind, wie die Mystifikation, die in diesem Kapitel nicht in einem eigenen Abschnitt besprochen wird. Auf sie komme ich unter „Religiosität“ unten zurück, wenn es vor allem auf die definierte Religion ankommen wird, die Schritt für Schritt mit der geistigen Entwicklung entstand. Solche, wie sie ab vor 14.000 Jahren mit dem Ende der Eiszeit zum Bau am Göbekli Tepe führte. Zuvor lässt sich offenbar keine Entwicklung ausmachen, die zu einer wesentlich komplexeren Umwelt geführt hat, an der neues Denken sich ausbilden konnte und musste; allerdings ist die steigende Sesshaftigkeit beziehungsweise die wachsende Grösse von Siedlungen zu bedenken, die soziales Lernen erforderlich machte.

Traditionale Völker als Quellen?

Empirisches Wissen für die Steinzeit kann also nur bedingt aus der Kenntnis über rezente Urvölker gewonnen werden.² Das gilt schon ganz grundlegend wegen der Zeitdifferenz. Es bedeute *„einen Verzicht auf historische Forschung als solche, wollte man den Steinzeitmenschen einfach mit dem australischen Primitiven in Parallele setzen, ohne darzulegen, mit welchem Verbindungsprinzip man den tatsächlichen Zusammenhang exakt wissenschaftlich verantworten könnte“*, schreibt schon Unger-Dreiling, wobei sie die Sprache für einen denk-

¹ Lévi-Strauss hat in: *Das wilde Denken* einerseits jene Völker polemisch gegen Lévy-Bruhl als wissenschaftlich denkend bezeichnet und spricht gleichzeitig (etwas wirr) von Wilden. Bereits Tylor bezeichnete sie als „wilde Philosophen“. (1873)

² Vergleiche dazu die ältere Debatte in der Archäologie zum Thema: Analogien. (Bernbeck, 1997)

baren Zusammenhang hält. (1966: 77f) Wir stehen also vor einem lang diskutierten Problem. Ich halte die Denkstruktur für den möglichen Zusammenhang, an dem eine Art Massstab zu finden ist, ohne dass die Schwierigkeiten deshalb schon ganz beseitigt wären, auch diese Strukturen sind nur vage empirisch fassbar. Festzustellen, ob historische Gruppen die Fähigkeit besaßen, Mengen in differenten Gefäßen zu erkennen, ist theoretisch nicht möglich, sondern – wie es geschah – nur durch Tests. So detailliert ist die Kognition also nicht mehr zu erheben. Es geht um ein grundlegendes Verstehen dieses Komplexes, nicht um präzise Details. Die Analyse der uns interessierenden Lebensformen viel früherer Menschengruppen ist vor allem deshalb schwierig, weil letztlich doch auch aus Berichten sehr viel späterer Zeit Schlüsse auf die Strukturen der Frühgeschichte beigezogen werden müssen. Behutsamkeit ist angesagt.

Berichte über rezente Urvölker gibt es seit dem 16. Jahrhundert von den Eroberern fast aller Teile der neuen fremden Welten und von den sie begleitenden christlichen Priestern, die eigene Interessen verfolgten, primär die geistige Unterwerfung, aber auch die direkte Versklavung, zum Beispiel unter Klöster in Kalifornien. Kurella betont, wie in spanischen Quellen die Härte des Widerstandes der Indianer in Kolumbien deren Beschreibung negativ beeinflusst hat, die darauf reagierend noch mehr als „Wilde“ diffamiert wurden. (1993) Später kamen Analysen von Ethnolog:innen hinzu; komplex gesammelt im Ethnographic Atlas. (Murdock, 1967) Doch schon die Eroberungen veränderten die indigenen Welten völlig. Das geschah durch ungeheure Epidemien unter den nicht gegen jene Krankheiten immunen Völkern, die Europäer:innen meist leicht überstehen (Masern, Scharlach...). Womöglich passierte dies vor dem direkten Kontakt mit Eroberern, weil einheimische Boten zusammen mit Schilderungen über die Eroberer bereits die Keime brachten, und musste diese Menschen völlig verstören, wenn es plötzlich zum Massensterben kam: warum könnten die Geistwesen plötzlich so wütend sein?

Ebenso wurden durch Ausrottungsfeldzüge jene indigenen Lebensweisen gezielt zerschlagen. Allein schon durch die Kriegssituation veränderten sich Sozialstrukturen, wenn beispielsweise sich die Völker durch das Einstellen auf Widerstand umorganisierten. Kriegshäuptlinge bestimmten nun oft, lässt sich denken, und die bis dahin wahrscheinliche männliche Übermacht in jenen Gemeinschaften wurde dadurch noch verstärkt. Männer sind typischerweise für die Verteidigung des Bodens zuständig. (=aussen; Dux, 1997: 237)). Insofern mögen auf den ersten Blick Quellen Sumers treffender Auskunft zur Analyse der noch früheren Zeiten geben – doch das waren städtische Gesellschaften.

Peter-Röcher (2007) bestätigt die zum Teil obskure Quellenlage zu rezenten Urvölkern in ihrer Arbeit über Gewalt und Krieg und zeigt die Unmöglichkeit, viele Berichte aus allen Teilen der Welt als halbwegs solide zu verstehen. Da

war von isolierter „natürlicher“ Lebenslage wirklich keine Rede mehr; Missionsstationen, Händler und Ausbeuter des Urwaldes waren reale Bedrohung. Das bestätigt Herzog-Schröder für die Yanomamo, die sie 1993 in Venezuela untersuchte, als dieses Volk bereits mit eigenen Kooperativen ihre Körbe und ähnliche Waren gegen Industriewaren eintauschten. (2000) Solche Verbindungen mögen die früher dort vorfindliche aggressive Gewaltbereitschaft langsam mindern, obwohl die auch in ihrer Studie noch generell bestätigt wird. An der Arbeit Peter-Röchers wird zudem deutlich, wie problematisch die von Herzog-Schröder besprochenen Versuche sind, mit globalen Theorien Klärung beispielsweise über „den“ Krieg oder „die“ Aggressivität zu schaffen.

Von den Amerikas wissen wir mittlerweile recht genau, wie die Horden christlicher weisser Männer mit dem unbedingten Willen, die „Wilden“ auszu-rotten, selbst wenn die sich taufen liessen, die indigenen Völker, soweit sie überlebten, weitgehend degeneriert haben. Das Alte Testament mit dem Bericht über permanenten Völkermord auf dem Weg zur Gründung des Gottesstaates Jahwes konnte als Vorbild, wenn nicht Anreiz dienen. (2 Mos 34, 11ff) Ebenso die edelste europäische Geisteshaltung, die uns – als Vorbild für bereits jene gebildete Menschen, die die Welt eroberten – etwa die Ilias singt: Angriffskrieg, Vergewaltigung, Mord, Versklavung, Verrat, dazu Verschenken und Opferung von Töchtern...

Zum Teil wurde das Wissen der Eroberer über die alten Griechen auf die „Wilden“ übertragen, um Worte zu ihrer Beschreibung zu finden, statt Analysen zu liefern. (etwa: Lafitau, 1726; Catlin, 1982) Das sah bereits Humboldt so. (1967: 373) Schon früh belegen verschiedene Epochen der amerikanischen Mounds, grosse Erdhügel vor allem im Mississippi-Gebiet, dort weit entwickelte Gemeinschaften sesshafter Landbauvölker. Um 1.000 bp herum war Cahokia durch eine Blüte des Maisanbaus der Hauptort, bis zu 40.000 Bewohner*innen werden vermutet.¹ Diese Stadt nahe der Einmündung des Missouri in den Mississippi hatte schon in jener Zeit wohl wegen Problemen mit dem Maisanbau keinen Bestand, beschreibt aber die Möglichkeiten und die grundlegenden Fähigkeiten zur Ausbildung von Farmlandschaften.

Amerika hatte durchaus eine Geschichte, die indigenen Völkern auch in der Wissenschaft oft nicht zugebilligt wurde. Nicht nur in Mittel-, sondern auch in Süd- und Nordamerika gab es beim Eindringen der Fremden bereits höhere Kulturen, wie heute immer deutlicher wird. Sie wurden durch die europäischen

¹ Es gibt verschiedene Phasen der Mounds. Neuere Grabungen am Mound A des Poverty Point, Mississippi, zeigen eine Bauzeit von 90 Tagen; er wurde vor 3.200 Jahren von Nomaden (!) erbaut, schreibt Scinexx.de, (1.2.13). Das wären dann aber komplexe Wildbeuter*innen gewesen. Der Mound A einer viel grösseren Anlage ist zehn Meter hoch und umfasst 240.000 Kubikmeter Erde. Ohne Nutztiere oder Schubkarren mussten um die 3.000 Arbeiter mit Säcken oder Körben volltags arbeiten. Es gibt in den Schichten keine Regenspuren im regenreichen Gebiet, längere Regenspuren als 90 Tage seien unwahrscheinlich gewesen.

Eroberungen niedergemacht. (Mann, 2005; Fagan, 1990; Grunwald, 2009; Bolz, 1993; Kiernan, 2009) Noch Mitte des 19. Jahrhunderts wurden beim „Marsch der Tränen“ Stämme, die sich der amerikanischen dörflichen Lebensweise mit Getreide- und Sägemühlen völlig angepasst hatten, die sogar eine Schrift für ihre Zeitung entwickelten, unter grossen menschlichen Verlusten aus dem Osten in die „Wildnis“ gejagt. (Josephy, 1998)

Amerika zeigt uns an weiteren Beispielen besonders deutlich, wie dort Völker durch die Ankunft der Eroberer von Feldbauern in frühere Lebensformen zurückgestossen wurden, etwa zu Wildbeuter:innen und Hirtenvölkern, den berittenen Jägern – Reitpferde brachten erst die Spanier mit.¹ Vielleicht zu solchen Menschen wie den früher sehr einfach lebenden auf Feuerland, die – wie die Uraustralier:innen – einer besonderen Diskriminierung ausgesetzt sind.²

Auch Australien ist diesbezüglich erst spät einschätzbar geworden. Die Urbevölkerung wurde mit extremen Vorurteilen gesehen. *„Wir müssen uns nach einem primitiven Volk umsehen“* – zitiert Binford (1984: 84) kritisch ein *„köstliches Büchlein“* von 1922 –, *„das unter ähnlichen Verhältnissen lebte und etwa auf der gleichen Kulturstufe steht wie die Moustérien-Leute, und schauen, ob wir einige Vergleiche anstellen können, die uns weiterbringen. Die Ureinwohner Australiens sind ein solches Volk“*. Die Moustérien-Leute sind Neanderthaler:innen! Und warum sollten diese Ureinwohner:innen inmitten der Wüsten leben, wenn sie nicht mit brutalster Gewalt aus besseren Lagen an Küsten und Flüssen vertrieben und dabei dezimiert worden wären?

Es muss überhaupt verwundern, wie anzunehmen war, dass nach dem britischen Völkermorden an den Urvölkern Australiens die Vorstellung aufkommen konnte, es liessen sich dort noch „Urformen“ früherer Lebensweisen studieren. Noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts – so schreibt Australien-info.de/aborigines.html, 2/ 2013 –, *„wurden Aboriginal People auf sonntäglichen Treibjagden von Viehtreibern erschossen und ,ihre Köpfe auf der Veranda zum Trocknen aufgestellt‘. Illegal – aber durchaus entsprechend dem Zeitgeist“*. (Supp, 1994; Burenhult, 2004; Kästner, 2012) Wie in Amerika könnte auch hier eine höhere Kultur bestanden haben. Selbst die geringen heutigen Erkenntnisse zeigen diese Menschen als Völker, die nicht nur Handelsbeziehungen, etwa mit

1 Bei Wolfradt gibt es Hinweise, in der volkskundlichen Diskussion um 1926 sei die Rede davon gewesen, die Buschleute seien früher *höhere* Jäger gewesen; ähnliches wird von Uraustralier:innen gesagt, sie seien in ärmliche Gegenden abgedrängt worden (Krause). (2011: 115, 119)

2 Für die Yaghan, die Feuerland südlich des Beagle-Kanals bewohnten, wurde ein Wörterbuch von immerhin 32.000 Wörtern notiert. (Crespigny, 1974) Darwin, der mit der zweiten Fahrt der Beagle drei Feuerländer, die in England gelebt hatten (bei der ersten Fahrt verschleppt?), zurück begleitete, war zwiespältig: einerseits waren die in Feuerland lebenden Menschen „niederste Barbaren“, andererseits gleichen die geistigen Fähigkeiten der mittlerweile englisch sprechenden Mitreisenden nun den englischen. (Darwin, 1871)

Steinäxten, entwickelt hatten, (White, 2004) sondern auch aktiv die Umwelt bearbeiteten. Das geschah vor allem mit kontrollierten Feuern; Supp – der das Leiden jener Menschen deutlich beschreibt – sieht das negativer, eine „ökologische“ Vorstellung habe es dort nicht gegeben, und mit dem Feuer sei nachlässig, wenn nicht rücksichtslos umgegangen worden.

Ur-Australier:innen wurde in einigen Berichten durchaus Ackerbau zugeordnet. Sie pflanzten nützliche Bäume, lenkten kleine Bäche um und lockerten den Boden für das Wurzelwachstum. (White, 2004) Felsbilder sind aus einer Zeit von vor 10.000 Jahren bekannt. Es wurde von zwei der ersten Erforscher (Grey, Eyre) sogar im Südosten und Süden des Kontinents von regelrechten Dörfern mit Hütten aus Holz oder Stein für fünf oder sogar zehn Familien berichtet. (durch Crichton; Supp, 1994) Kästner bestätigt diese Ansichten im Grossen und Ganzen. Die Quellenlage ist bezüglich „ursprünglicher“ Lebensformen geradezu desaströs. Zur wirtschaftlichen Situation, also zur Ernährung, gingen ab 1950 *„die meisten der in Australien arbeitenden Forschenden – mittlerweile waren auch Frauen in kleiner Zahl vertreten – allerdings davon aus, dass die Gelegenheit verpasst worden war, funktionierende Subsistenzsysteme der Aborigines zu erforschen. Zu dieser Zeit lebten nahezu alle Aborigines auf Missionsstationen, Viehfarmen oder auf ‚Aboriginal Reserves‘“*. Jüngere Forschungen beurteilt Kästner nicht wesentlich anders. (2012: 135) Und dann sollen die Lieder der „Traumzeiten“ tausende von Jahren zurückreichen? Diese Lieder ersetzen zum Teil Landkarten, die den eigenen Bezirk der Gruppen beschreiben, um die Orientierung mittels des Auswendiglernens an die Jüngeren weiter zu geben. Bei Vertreibungen wie bei ökologischen Veränderungen mussten sie also der neuen Situation angepasst werden; wie konnten sie da uralte sein?

Malinowski weist in seinen Studien um 1915 auf den Trobriand-Inseln – nördlich der Ostspitze Neuguineas – mit deutlichen Worten auf die Zerstörung der traditionellen Ordnungen durch Kolonialregierung und christliche Unterdrückung auch ohne direkte Gewaltmassnahmen hin. (1979; 1979^b) Solches Verhalten hat sich auf die Entwicklung und auch auf die Berichte über jene Völker ausgewirkt. Manche Mythe dieser Völker kann also schon auf das Verlangen von Priestern orientiert sein und christliche Themen aufgegriffen und transformiert habe (wie bei den Azande in Afrika; Sanday, 1981). Sie können kaum so alt sein, wie deren Erzähler:innen es glauben, die über den realen Ursprung ihrer Welten nichts wissen konnten, die nicht auf reale Ereignisse so weit zurück verweisen konnten.

Trotz dieser Probleme bei der Einschätzung rezenter Urvölker ist plausibel, dass die Strukturen ihres Denkens über Zeit und Raum wegen der Funktionen der Ontogenese als ziemlich gleichförmig verstanden werden können, wenn sie hinreichend allgemein analysiert werden. Zu manchen Grundformen des Zusammenlebens, oder der Machtentfaltung, gibt es kaum denkbare Alternati-

ven, wenn auch die jeweiligen konkreten Verhältnisse etwa des Geschlechterverhältnisses, der matri- oder patrilinearen Verwandtschaften oder der sozialen Organisation nicht generell bestimmbar sind. Was war, bevor die Berichte über rezente Urvölker entstanden?

Das Übersichtswissen lässt vermuten, fast immer haben wir es mit Leuten zu tun, die beim Zusammentreffen mit den europäischen Eroberern den einfachen Land- oder Gartenbau kannten. Grosse Regionen mit Stämmen ohne die Kenntnis zumindest kleiner Gärten und Haustieren zeigen sich uns höchstens in Australien und in Nordamerika, wo eine zweite grosse Region blosser Wildbeuter:innen gefunden wurde. Doch zugleich war Landbau in Nordamerika weithin bekannt. Und auch dort muss eine intensive Kommunikation über weite Regionen vermutet werden, wie sie in Eurasien des Jung-Paläolithikums belegt ist. Der „Ethnographic Atlas“ von Murdock (1967) erfasst grosse Teile der Welt und erlaubt zusammen mit anderen Quellen diese grobe Beurteilung.¹

Und wir können nicht davon ausgehen, dass Wildbeuter:innen, die Landbau neu kennen lernen, dann freudig diese Produktionsform aufgreifen, wenn nicht besondere Situationen ihr Leben beeinträchtigen. Sie empfinden höchste Verachtung gegenüber den „Bauern“, die zudem Mutter Erde den Bauch aufreissen. Das Wissen über die rezenten Urvölker vor dem 16. Jahrhundert ist sehr vage, sie waren zum Teil schon vor dem systematischen Eindringen der Europäer mit fremden Einflüssen konfrontiert. Die Baruya von Neuguinea beispielsweise wurden erst 1951 entdeckt, heisst es bei Godelier, (1987) doch dann erfahren wir nebenbei vom Anbau der Süsskartoffel, die aber bereits von den Portugiesen oder Spaniern eingeführt worden sei; ihr Ursprung ist Mittel-Amerika. In vielen Berichten über Afrika hören wir von Maisanbau – wann, unter welchen Umständen kam der aus Amerika dorthin? Welche Einflüsse mögen jene ausgeübt haben, die sie brachten? Nein, von Völkern, die nicht der Archäologie wichtige Bauten und andere materielle Objekte hinterliessen, haben wir vor der Kolonialisierung nicht viel konkretes Wissen.

Neuerungsfeindschaft

Lévy-Bruhl (1959) und andere haben von rezenten Wildbeuter:innen und einfachen Landbauvölkern eine Menge Belege dafür zusammengetragen, bei ihnen generell von einer „Neuerungsfeindschaft“ auszugehen, sich immer wie-

¹ Der Ethnographic Atlas (Murdock, 1967) mit sehr vielen Angaben zu ihrer Lebensweise umfasst 862 Stämme/ Gruppen in 412 Clustern in aller Welt. Darunter sind auch Babylonians und Anc(ient) Egyptians genannt, so dass es sich wohl nicht nur um rezente Völker handelt, aber doch wohl fast nur um solche. Bezogen auf grössere Regionen betrachtet, betrieben nur die Völker in Australien und um die Hälfte der in Nordamerika weder Viehhaltung noch Landwirtschaft. Es lässt sich offenbar sagen, das Wissen um beides war – ausser in Australien – schon sehr lange allgemein. In Fragen der geschlechtlichen Arbeitsteilung kritisiert ihn Owen (2005), ähnlich Fedigan (1986).

der den Ahnen anpassen und gerade nicht ihre Gemeinschaften „modernisieren“ zu wollen. Die Ahnen zu kränken müsste Katastrophen bringen. Nur in einer Darstellung, von Turnbull, fand ich – ausgerechnet – bei den Mbuti eine andere Sitte. Bei diesen schlichten wildbeuterischen Pygmäen im Regenwald des Kongo würden die Erwachsenen von den Jugendlichen wie von den Älteren häufig gemassregelt. *„Da die Älteren nicht mehr so lange zu leben haben, kümmern sie sich wenig um Kritik. Während es die Aufgabe der Jugendlichen ist, die gesellschaftlichen Werte umzuformen“*. (2009: 104) Hat aber wenig genützt, die Mbuti sind eines der Völker, die – nicht recht nachvollziehbar – gern für das ewig gleiche Leben seit der Steinzeit in Anspruch genommen werden; ich komme später auf sie zurück.

Immer wieder ist zu hören, dass doch Menschen besonders wissbegierig seien, wenn etwa über die Wanderungen durch die Welt philosophiert wird: Neugier zog Menschen nach Australien und anderswo hin und liess sie den Schritt in fremde, neue Ökosphären wagen, hörten wir schon. Doch diese Neugier betrifft nur Kinder, kleine Kinder, sonst könnten sie nicht „ihre“ Welt entdecken. (Gopnik u. a., 2005) Und es ist – was für meine Betrachtung wichtig ist – eine „konservative Neugier“, wie bei Piaget zu sehen. (Ginsburg/ Oppen, 1969) Wieder keine Gene, die inhaltlich da wirken, sondern nur das Instrumentarium bereitstellen. In der Ontogenese wird nicht „die Welt“ erkundet, sondern versucht, schnell an die Welt der Bezugspersonen Anschluss zu finden, mehr nicht. Imitation ist wichtiges Bemühen schon von Säuglingen; wie sollten sie sonst komplex zu handeln lernen. So musste in der Erziehung gar nicht versucht werden, ihnen diese Neugier rechtzeitig wieder auszutreiben, ihr Wissen zu kanalisieren. Geht es doch um die Einbindung in die Traditionen.

Es gibt in der traditionellen Logik allerdings eine mystische Neugier, wie die Beziehungen zu den Geistwesen sind, was die denken oder planen. (Lévy-Bruhl, 1926) Das ist für jene Menschen ein alltäglicher Vorgang, nicht selbst das Leben bestimmen zu wollen, sondern die Geister zu fragen. Ob eine solche Regung für Homo erectus sich schon entwickelt hatte, ist noch eine völlig andere Frage. Wir wissen nicht einmal, ab wann regelhafte traditionale Logik sich bei Homo sapiens in welcher Form herausbildet, ab wann es Mythen gibt, was die bei ihrer Erfindung bedeuteten, sowieso nicht. Mythen entstehen erst nach langem Grübeln über die Welt, darf angenommen werden. Für das Bemalen von Höhlen waren sie kaum schon Vorbedingung, da in den Bildern noch keine Erzählung sichtbar wird; anders viel später am Göbekli Tepe. Nicht weil die Bilder/ Reliefs dort eine Geschichte erzählen, wenn das auch für möglich gehalten wird, sondern wegen der komplexen Formung und Anordnung der Stellen.

Für junge Leute heute mag es schwer nachvollziehbar sein, wie religiös verbrämte Erziehung noch nach dem Zweiten Weltkrieg Ängste in die Seele von

Kindern pflanzte, bei Sünden käme der Teufel persönlich vorbei, oder Onanie zerstöre die Wirbelsäule (das hat besonders die Berufskeuschen immer schon sehr aufgewühlt). Nicht umsonst ist die Grundlage aller Faschismen, Religionen oder der bisherigen Kommunismen, hin und wieder auch „alternativer“ Erziehungsanstalten, Menschen ein fremdes Denken zu implantieren, um sie manipulieren und vergewaltigen zu können. In ähnlicher Weise funktionieren schon Initiationen, bei den jungen Männern nicht zuletzt oft auch zur Verinnerlichung weiblicher „Minderwertigkeit“. Bei den jungen Frauen – sofern es eine Initiation überhaupt gab – ging es nicht zuletzt um die Einsicht in patriarchale Zustände.¹

Wie sollen Kinder aus einer „natürlichen“ mystischen und autoritätsgläubigen Erfahrung entkommen, wenn die Eltern selbst sich davon nicht emanzipieren konnten, von solchen Ideen gar nichts wissen und den „Alten“ ausgeliefert bleiben, die davon ebenfalls – im besten Sinn des Wortes – keine Ahnung haben. Es gibt im Wissen dieser Welten keine Alternativen. Bei Untersuchungen bei den Atayal in Formosa/ Taiwan fand beispielsweise Kohlberg (um 1966), dass deren Kinder, wie amerikanische auch, nur etwas langsamer, von Träumen bei steigendem Alter immer deutlicher annahmen, diese seien selbst erzeugt. Doch das Volk der Atayal glaubt ganz „offiziell“ an den Inhalt von Träumen als Realität; die Traumhandlung hat stattgefunden! Wie konnten diese Menschen, die noch nie zuvor davon hörten, ein Traum könne *nicht* real sein, auf solche Fragen reagieren? Das hört sich methodisch gediegen an. Tatsächlich gingen die Ansichten der älteren Kinder (ab zwölf Jahren) wieder davon weg, und die sagten dann, Träume seien real – so wie es Brauch war! (Döbert u. a., 1980; Malinowski betont für die Trobriander;innen um 1913, er habe intensiv versucht, ihnen gegen die Geistzeugung die natürliche Zeugung nahezubringen; das ist nicht gerade Aufgabe teilnehmender Beobachtung).

Es ist nicht so, dass es keine Erklärungsansätze für einen scheinbar Jahrtausende währenden weitgehenden Stillstand gäbe. Dennoch ergeben sich alltäglich neue kleine Probleme, die zu lösen sind. Das gelingt meist mit den bekannten Instrumenten; aber nicht immer, dann können sich erhebliche Veränderungen einstellen. Erst seit der europäischen Aufklärung wird eine Verbesserung des Lebens von Generation zu Generation – wenn auch generell noch im von Gott und Vaterland erlaubten Rahmen – angestrebt! Die langsam beginnende Vorstellung von Naturwissenschaften im modernen Sinn und die neuen, zur Industrie hinführenden Produktionsverfahren in der Konkurrenz wurden wesentlich. Rationales Handeln wird immer wichtiger und macht die unvermeidlichen Nebenfolgen jeden Handelns sichtbarer, die die Lebensprozesse mit-

¹ Bei den bäuerlichen Bemba in Afrika werden nur Mädchen initiiert. (Sanday, 1981)

bestimmen. Ob sie als solche irrationalen Folgen erkannt werden, ist eine andere Frage.

Schon 1910 schreibt Lévy-Bruhl – mit Bezug auf Frank Hamilton Cushing,¹ auf den sich später auch Lévi-Strauss beziehen wird –, warum beispielsweise Anfertigungen bei Naturvölkern bis ins mystische Detail stets gleich bleiben wie bei den Vätern und Ahnen. Das sei nicht bloss Gewohnheit, sondern das *„unmittelbare Resultat eines aktiven Glaubens an die mystischen Eigenschaften der Gegenstände, Eigenschaften, die an ihre Form geknüpft sind und die einem mit Hilfe dieser zur Verfügung stehen, die aber sofort der Kontrolle des Menschens entgehen würden, wollte man das kleinste Detail der Form an ihnen ändern“*. (27) Eine Änderung – so befürchteten die Produzent:innen solcher Arbeiten – könne sie selbst und die zu ihnen Haltenden, wie die Sippe, ins Verderben stürzen; wir erkennen die ständig gleichen Muster bis heute in der Tradition touristischer Souvenirs.

Für die Monumentalarchitektur des alten Ägyptens spricht Assmann in gleicher Weise: nichts darf weggenommen, nichts hinzugefügt werden, um das kulturelle Gedächtnis für die Ewigkeit (als anderem Ort) zu bewahren. (1988^b) In Mesopotamien manifestierte sich die frühe Idee, *„dass es die Götter selbst gewesen seien, die ihre Tempel in grauer Vorzeit errichtet hatten“*. Wenn diese Bauten erneuert wurden, blieben es doch die alten Bauten, deren Urform wieder hergestellt wurde und nicht ein völlig neuer Bau.² (Ess, 2013) Ebenso könnte eine Veränderung, die die Menschen am Zustand des Bodens vornehmen, durch neue Bauten oder auch dem Niederreißen eines Gebäudes, oder allgemeiner, die Änderung an der festen Ordnung der Dinge, furchtbare Konsequenzen haben. Manche Indianer Nordamerikas würden es deshalb für eine Freveltat halten, den Boden zu bearbeiten. (Lévy-Bruhl, 1926: 26; auch Fungshui wird als am Alten haftend erwähnt) Damit hatten vielleicht die Erfinder:innen der Landwirtschaft im Nahen Osten auch zu kämpfen, dass sie nun diesen Boden mit Hacken aufreißen müssten; und die noch wildbeuterischen Nachbarn erst, denen Früchte und Flächen genommen wurden! Diese Furcht, das kleinste Detail bei mystischen oder rituellen Dingen zu ändern, wird auch bei der Interpretation der Kunst am Göbekli Tepe zu bedenken sein. Und doch entstanden dort (oder zuvor) Götter!

Grundlegende Neuerungen sind also durch Zwänge und zufällige Nebenfolgen bedingt, nicht durch planvolle Weiterentwicklung, die immer nur sehr kurze

1 Cushing hat als Wissenschaftler 30 Jahre vor Malinowski die teilnehmende Beobachtung begründet, er lebte fünf Jahre, bis 1884, bei den Zuni, Pueblo-Indianern im Süd-Westen der USA. Noch früher lebte Lewis H. Morgan jedenfalls kürzere Zeiten bei den Irokesen, analysierte aber nicht so detailliert; dessen Buch „Die Urgemeinschaft“ (engl.) erschien 1877.

2 Noch für die Bauten am Beginn der Gotik spielten solche Gedanken eine Rolle, alte Teile der Kirchen zu erhalten, wenn andere „geistig“ erneuert wurden; etwa von Suger in St. Denis. (Simson, 1968)

Schritte in die Zukunft machen kann; die Neolithisierung ist kaum zielgerichtet, womöglich auf der grossen Zentralversammlung Naher Osten beschlossen worden. Es wurde auch nicht überlegt, ob Wildbeuterei womöglich ein angenehmeres Leben biete, da Bauern schwerer arbeiten müssen, wie Funde zeigen. Es entstanden sich selbst verändernde Prozesse, weil vielleicht das Mahlen von Ur-Getreide zuerst eine gute Zusatznahrung war, das gute Wachsen von Nahrung auf Abfallhaufen bemerkt wurde, (Graebner) weil vielleicht der Raum zu klein wurde. Vor allem aber, weil grössere Siedlungen beginnen mussten, sich die Umgebung für die Wildbeuterei einzuteilen, bis eine direkte Versorgung der Stadt sich zum Modell der Ökonomie ausbildete...

In der Neuerungsfeindschaft spiegeln sich zwar auch Abwehrhaltungen gegenüber den weissen Kolonisatoren, wenn diese Leute aus mystischen Gründen misstrauisch gegen die Nahrung der Fremden waren, die sie den eigenen Geist-Kräften entfremden konnten, weshalb sie sich nicht zum Christentum bekehren lassen wollten. Es gäbe einen Widerwillen, alte Gebräuche aus Furcht vor Ahnen und Geistwesen für neue preiszugeben, sagt auch Müller. (1983) Wie sollte hinreichend mit den Ahnen kommuniziert werden, zumal wenn die Ältesten deren Meinung teilten; da bleibt es besser wie es ist. Schliesslich haben die Alten Macht dadurch bewiesen, dass Geistwesen oder andere gute Kräfte ihnen ein so hohes Alter schenkten.

Einzelne Neuerungen oder erfolgreiche Leute mussten sich vor dem Verdacht der Zauberei fürchten, und das war ein dramatischer – und leicht zu erhebender – Vorwurf. Lévy-Bruhl zitiert: ein Häuptling im Kongo habe einem Schmied verboten, aus eisernen (also schon europäischen) Fassreifen gute Messer herzustellen, er würde ihn sonst der Zauberei bezichtigen; dort heisst es auch, eine erfolgreiche Heilerin wurde als Zauberin verdächtigt, denn woher sollte sie sonst so gut Bescheid wissen, so dass sie diese Tätigkeit aufgeben musste, um nicht getötet zu werden. (1922) Die Verehrung der Ahnen und die Alten – deren Vertretung auf Erden – als Richter über Gut und Böse schaffen eine generell konservative Struktur.

Kriegslust? Gewalt!

Ob in der hier besprochenen Zeit bereits von definiertem Krieg zu reden ist, sei dahingestellt, ich nutze den Begriff allgemeiner für gewalttätige Auseinandersetzungen mit Leuten ausserhalb der eigenen Kleingruppe, wenn mehrere Personen/ Sippen/ Stämme involviert sind. Eine weitergehende Definition von Krieg scheint nicht nötig. (Ivanova: 2008: 15ff, 33ff) Aus späterer Zeit gewonnene Theorien über solche Konflikte lassen sich kaum so weit zurück anwenden, ohne für diese Zeit empirisches Material zu haben, aus dem Theorien erst zu entwickeln sind. Ausführlich bespricht Peter-Röcher (2007) den Krieg und die Diskussion dazu. Grössere Kriege zwischen Stämmen waren unwahrschein-

lich, sagt auch sie. Pinker betont die hohe Zahl von Kriegstoten in frühen und rezenten Urvölkern. (2011: 92ff) Ein Eroberungskrieg würde wohl durch Flucht einer der Parteien beendet, wie es für die Baruya nötig wurde, die darauf selbst neues Land eroberten. Erst sozial-differenzierte Organisationen, wie am Göbekli Tepe oder in Jericho, waren vielleicht zu grösseren Kriegshandlungen in der Lage, weil die Männer, die zur Errichtung der Bauten dort benötigt wurden, (wahrscheinlich) zugleich Jäger waren und zumindest durch das Bauen ebenso zu gezielt eingesetzten *organisierten* Krieger-Gruppen werden konnten. Die Quellen zum generell friedlichen Konfliktverhalten in der frühen Zeit scheinen als Generalisierung ziemlich schwach zu sein.

Kriegshandlungen im allgemeinsten Sinn des bewaffneten Konflikts zwischen den Familiengruppen oder Sippen spielen zwischen rezenten Urvölkern eine grosse Rolle, wenn auch meist nicht als Feldschlacht, sondern durch kleine Gruppen aus dem Hinterhalt heraus geführt, um etwas zu rächen beispielsweise.¹ Durchaus auch den Tod des eigenen Häuptlings durch Unfall oder Altersschwäche, der aber feindlichen Geistwesen zugewiesen wird, aus der traditionellen Logik heraus zugewiesen werden muss, wie Lévy-Bruhl zeigt. Zu den Baruya auf Neuguinea finden wir bei Godelier (1987) Hinweise darauf, Kriege gegen Nachbarstämme würden schlicht auch mit falschen Begründungen nach Beratungen im Stamm/ Dorf gegen Nachbarn angezettelt. Wie sollten sonst die Krieger Ansehen gewinnen? Dort waren Kriege vor allem die Kämpfe von einzelnen Grossen Kriegern und solchen die es werden wollten. Diese Helden gingen, unterstützt von einer kleinen Hilfsgruppe, Mann gegen Mann aufeinander los. Der Sieger suchte Arme oder wenigstens die Hände des Unterlegenen mitzunehmen und davon (rituell) zu essen.

Offenen Krieg gibt es allerdings auch mal, wie mit verschiedenen Farbfotos, also in jüngerer Zeit, beispielsweise von den Dani auf Neuguinea belegt scheint, deren Hauptbeschäftigung das Kriegführen sei, wie es heisst. Ein Toter – der bei den benachbarten Jalé abgebildet ist (Koch, 1974) – reiche meist aus, um die Ehre (in der Blutrache) wieder herzustellen. (Heider, 1974) Es gäbe sogar Quellen der Zeit des eurasischen Jung-Paläolithikums, die Kriege seinerzeit im Nil-Tal vor 25.000 und vor 16.500 Jahren wahrscheinlich machen, sagen Schild/ Wendorf. (2010) Im ersten Fall ergruben sie ein Grab eines jungen Mannes, der von hinten mit dem Speer getötet worden war. Im anderen zeigten sich in Gräbern entsprechende Verletzungen durch in den Knochen ein-

¹ Nun heisst es sogar, vor etwa 7.000 Jahren habe möglicherweise Krieg die Männer so weit dezimiert, dass es 26% mehr Frauen gab. (Scienexx.de, 4.6.18) Und im Juni 2018 gibt es die Meldung *aktueller Attacken* zwischen Bauern und Viehzüchtern in Afrika; einer solchen *ging offenbar ein Angriff von Bauern der Berom-Volksgruppe auf Viehzüchter der Fulani-Volksgruppe voraus*. Zwei Tage später wurde die Totenzahl auf 200 erheblich heraufgesetzt. Insgesamt seien bereits Tausende kamen dabei umgekommen, viele seien auf der Flucht. (Spiegel.de, 25.6.18)

gedrungene Steinspitzen. Nur Krieg und die physische Beseitigung von Konkurrenten hätte dort Platz für Nachgeborene schaffen können, heisst es (n=2, immerhin).

Die *Yanomamo* am Rio Orinoco im Grenzbereich von Brasilien und Venezuela scheinen mit einer der Stämme mit den intensivsten Aggressionen zu sein, die bekannt geworden sind.¹ Das beginnt im eigenen Dorf mit Kampfspielen, bei denen einer von zwei Gegnern erst einen Schlag des Gegenüber zulässt, um dann seinerseits, zuletzt mit einem Holz, einen Schlag auf den Kopf oder die Brust des anderen zu tun. Ein Häuptling überwacht die Regeln. (Peter-Röcher, 2007) Das dient auch der Verteidigung. Dennoch können daraus weitergehende Auseinandersetzungen entstehen. Farbfotos zeigen auch schon eiserne Beile. Peter-Röcher diskutiert die Berichte über sie sehr kritisch. Auch die Darstellung von Chagnon, (1974) von dem der hier als Grundlage verwendete Text stammt, wird entsprechend kommentiert; aus einem seiner Texte entnimmt Sanday, die generell eher Frauen als gleichberechtigt sieht, eine extrem heftige Beschreibung der Gewalt gegen Frauen. (1981) Kritik an Chagnon kommt ebenfalls von Herzog-Schröder, (2000) die dennoch die meisten Hinweise auf Gewalt noch aus ihren Feldstudien um 1993 beiläufig bestätigt, obwohl sie die besondere Stärke der Frauen dort untersuchte; dazu unten (Heiliger Männerbund...).

In ihrer Darstellung erscheinen die *Yanomamo* den Wildbeuter:innen nahe. Sie leben nur etwa die Hälfte des Jahres in ihren abgeschlossenen Dörfern aus kreis- oder elipsenförmigen Langhäusern, die andere Zeit in Waldlagern. Doch können sie solche Gebäude eben bauen; für mein Thema ist das von Bedeutung. Neben den im Brandrodungsverfahren gewonnenen Gartenfrüchten sammelten diese Leute viel, betrieben aber keine Vorratshaltung. Die Arbeit sei ziemlich gleichmässig zwischen den Geschlechtern beim Sammeln und Jagen verteilt, die Frauen jagden eher kleinere Tiere! Allzugrosse Jagdtiere gibt es wohl im dortigen Urwald nicht.

Die informellen Anführer hätten die grösseren Gärten, bekämen dafür aber keine (?) Anerkennung und müssten viel verschenken, so dass sie ärmer als andere sein könnten. Es werde bei den *Yanomamo* das grosszügige Geben als Tugend gepflegt, wer hat der muss (!) geben; es käme deshalb zu deutlichen (Gegen-) Forderungen; und auch Raub sei eine solche. Zum universal gefundenen System des Gebens und zu Ansehen und Macht komme ich später unter dem Stichwort: Macht zurück. Männliche Gewalt gegen Frauen komme vor, auch von Frauen gegen Frauen, und die Kinder beiderlei Geschlechts würden zur aggressiven Reaktion im Konflikt erzogen.

¹ Selbst für die oft als friedliche und matriarchal behauptete minoische Gemeinschaft Kretas wird nun erneut gesagt, sie sei äusserst kriegerisch gewesen.
(<http://journals.cambridge.org/action/displayAbstract?fromPage=online&aid=8785119>)

Ebenso gab es Frauenraub, durchaus mit der Absicht, dabei Männer zu töten und gelegentlich auch mal die geraubte Frau kollektiv zu vergewaltigen. Doch sei manche dieser Aktionen auch im Einvernehmen der Frau mit einem Bräutigam zu sehen. Bei der Jagd würden – was wiederum zur behaupteten egalitären Position der Frauen etwas aufzeigt – erlegte weibliche Tiere mit einem Stock penetriert. Es würden auch nie Fallen aufgestellt, weil dann das jagdliche Töten entfielen. Bei den von Männern veranstalteten Jagdzügen führen auch hier, wie bei anderen Völkern, die Frauen zuhause Rituale zum Erfolg der Jagd durch. Und die um eine Frau konkurrierenden Männer entschieden unter sich (!) mit dem Stock-Duell, wer sie bekommt; im Konflikt bestimmen die Männer auch hier. Selten kämpften auch Frauen mit Keulen.

Es ist ja nicht davon auszugehen, solche gewaltgewohnte Gemeinschaft lebe aktive Gewalt jeden Tag und auch untereinander aus. Die Frage ist immer: was passiert im Konfliktfall. Mit den Yanomamo sehen wir also gegenüber anderen simplen Völkern, wie den Mbuti, die in viel schlichteren Lagern leben, auf eine ganz anders befindliche Gruppierung. Und diese Differenzierung von Mentalität und Lebensform ist für mein Thema ein wichtiger Punkt. Die Dörfer der Yanomamo haben schon deshalb selten mehr als 200 Personen, da sonst die interne Gewalt unbeherrschbar werde, heisst es über sie in älteren Quellen. (Chagnon, 1974) Vor allem mit den Nachbarn (des gleichen Volkes) gäbe es permanente Kriegshandlungen.

Das gehe so weit, dass Dorf A Dorf B dafür gewinnt, Dorf C einzuladen, um plötzlich über die Gäste herzufallen; Flüchtende werden dann von draussen lau-ernden Mitgliedern des Dorfes A erschlagen. Gibt es keinen direkten Rache-grund, wird der leicht auf Zauberei gegründet erfunden. Die Nahrung ist dort reichlich, Raum ist ebenfalls genug vorhanden, und doch seien die Feindselig-keiten grausam und mörderisch. Das „und doch“ müsste allerdings durch ein „deshalb“ ersetzt werden. Weil sie nicht permanent sich um Nahrung kümmern müssen, haben die Männer Zeit zu Kriegen; die arbeitslosen jungen Männer sind überall und bis heute das grösste Problem gegen eine friedliche Welt (Faschismen, im Moment Irak/ Syrien, und wenn dann noch eine göttliche Legi-timität gefunden wird...). Anders als von einigen nordamerikanischen Indianern gesagt wird, deren Überfälle eigentlich nur Handberührungen, oder die mit spe-ziellen Stäben sein sollen, die – von den Kumpanen bezeugt – zu weiteren Adlerfedern und dergleichen führen, zu Ruhm oder Ehre also, geht es bei den Yanomamo neben dem Ansehen für die Krieger auch ums Töten selbst. Wenn es nach einer Tötung auch Reinigungsrituale gibt, die also ein Verständnis für Moral oder dergleichen zeigen. Bündnisse wechseln, oft basieren sie auf Han-del, bei dem es aber auch schnell Streit und Entehrung gibt, wenn über die Wer-tigkeiten keine Einigkeit erzielt wird; unten mehr zu ihnen.

Die *Jivaro* in Peru und Ecuador sind Kopffäger. Ihre Kriegshandlungen sind ähnlich permanent. Ohne dass sie sich durch eine Mangelsituation bedroht fühlen müssen, gibt es ständig Konflikte und Blutfehden untereinander und sogar – wie es heisst – Ausrottungskriege gegen entferntere Stämme. Einzelne erbeutete Köpfe werden mitgenommen und schon auf der Flucht zurück eingekocht, sobald die Krieger sich nicht mehr verfolgt fühlen. (das Rezept: Rivière, 1974)

Bei den *Kamayurá* am Xingu in Brasilien – auch sie haben Feinde, die in Schlachten möglichst getötet werden sollen – spielen die Männer heilige Flöten, die die Spieler beim Musizieren selbst zu Geistern machen (wie im typischen Ritual). Sie werden auf dem Dorfplatz (!) in einem Schrein aufbewahrt. Frauen dürfen sie nicht sehen, geschieht das doch, werden sie vergewaltigt oder sogar getötet. Dazu heisst es: „*Wenn eine Frau die Flöten zufällig sehen sollte, sei es daß die Instrumente unter freiem Himmel gespielt werden oder die Frau von den Männern dazu **gezwungen** wird, so kann sie von den Männern des Stammes vergewaltigt oder verbannt werden*“. (Hanbury-Tennison: 1974: 46ff; Hv. h.)¹

In verwandten Gruppen, den *Mundurucu*, ist von Trompeten die Rede, die für Macht und für den Penis stehen, bei ähnlichen Sitten gegen Frauen. (Sanday, 1981) Schwirrhölzer, deren Geräusch den Frauen gegenüber als Beweis für Geister ausgegeben wurden, waren ebenso bei den *Baruya* vor Frauen geheim; die getötet werden konnten, falls sie dies Geheimnis zufällig entdeckten. (Godelier, 1987) Auch bei den *Mbuti* im Kongo-Regenwald gibt es vor Frauen geheimgeliebte Instrumente, jedoch wohl ohne Straf-Aktionen gegen sie. (Dux, 1997) Für Gruppenvergewaltigungen gibt es jedoch auch andere Gründe, etwa bei den *Aranda* Australiens. Dort wurden Mädchen mit vierzehn bis fünfzehn Jahren durch Beschneiden der Vulva und anschliessender Gruppenvergewaltigung (ohne den zukünftigen Ehemann) initiiert. (Sanday, 1981; Krebs, 2001: 403) Manchmal sei die Vergewaltigung auch ein Weg, eine Ehe zu erzwingen. (Krebs, 2001: 451)

Oft wird Gewalt als Kampfspiel regelhaft in das Sozialleben rezenter Urvölker integriert. Bei den *Hausa* im Sudan binden Kämpfer sich grosse Knochen an eine Hand, um damit den Kopf des Gegners zu treffen. Oder es werden schwere scharfkantige *Kupfer*-Scheiben (!) am Arm zu diesem Zweck getragen, wie bei den *Nuba*; ein Schiedsrichter stoppt den Kampf vor einer Tötung möglichst. (Baring, 1974; McDougall, 1974) Bei den *Anakil* am Roten Meer sind Blutfeden geradezu nötig, um die *eisernen* (!) Armbänder zu erhalten, die es für zehn (zwei Hände voll) getötete Feinde gibt; ohne ein solches Armband sei die Braut-suche schwierig. (Lewis, 1974) Um nur willkürlich noch einige einfache Stämme aus einer Region vor wenigen Jahrzehnten (!) anzusprechen. Tauch-

¹ Das klingt alles tendenziös, die Herausgeber der Reihe: Bild der Völker, sind aber seriöse bedeutende Wissenschaftler: Hg. Evans-Pritchard, Edward, Beirat: R. Ardrey, R. J. Braidwood, R. Fox, Th. Heyerdahl, L. S. B. Leakey, D. Morris, J. Soustelle.

mann berichtet von den *Kankanaey*, Philippinen, ein junger Mann müsse einen Kopf erbeutet haben, bevor er heiraten konnte; auch dort gab es ein Rangordnungs- und Verteilungsfest zum Prestigegewinn der Gruppen. (1983)

Diese Schilderungen scheinen Extreme darzustellen. Und doch gilt es zu bedenken, dass solche Grundeinstellungen universal das Leben rezenter Urvölker bestimmt haben. Immer wieder finden sich solche Berichte in meist allerdings nicht so sehr aggressiver Art beziehungsweise eher in kleinerem Umfang: ein Toter gegen einen Toten. Da mag auch oft eine Zurückhaltung gegenüber den Berichterstatte:r:innen eine Rolle gespielt haben, solche aggressiven Sitten zu offenbaren. Nur in seltenen Fällen liegt ihnen – in den Berichten – eine Notwendigkeit in unserem rationalen Verständnis zugrunde, dass etwa Land erobert werden musste. Das könnte vor der Kolonialisierung und in der Steinzeit anders gewesen sein, wenn es ums Überleben ging, um einen guten Platz mit Wasser, Sammelgut und Jagdbeute zu gewinnen. Aber am heftigsten scheinen diese Auswüchse unter günstigen Lebensbedingungen gewesen zu sein. Männer-Spiele! Doch bedenken wir wieder auch die Quellenlage.

Wir sehen das ebenso im antiken *Sparta*, wo die jungen Leute angehalten wurden, ständig *Holeten*, die unterworfenen Nachbarn, deren Aufstand dennoch stets befürchtet wurde, zu überfallen und zu töten – zu Trainingszwecken. Und alles ohne Aggressionstrieb! Kampftraining steht in aller Welt für Männlichkeit. Es ist für den Schutz der eigenen Sippe, ebenso dem Stamm, zwingend, um zu überleben. Nichts spricht dafür, solche Aggressionen gäbe es erst nach der neolithischen Revolution. In solchen Handlungen kann wohl sogar ein Zeichen besonders schlichten, unreflektierten Geistes gesehen werden, sahen wir oben. Ähnlich wie es Unger-Dreiling für die Zeichnungen ansprach, die für schlichtes Bewusstsein stünden. Wir kommen aber auch noch auf ein besonderes System möglicher Deeskalation zurück, wenn von den Trobriand-Inseln die Rede sein wird. Auch bei der Entstehung grösserer Siedlungen im Jung-Paläolithikum musste mit neuen Regeln Gewalt unter Kontrolle gebracht werden, um die Orte nicht insgesamt zu gefährden, betone ich wieder.

Der traditionale Mensch

Offensichtlich kamen traditionale Urvölker mit dem prä-operativen Stadium in ihrem Leben zurecht, das organische Einbindung, Gehorsam und nicht Individualität fördert. Dux sagt dazu aus eigenen Experimenten in Indien, wenn eine Gruppe eine lebbare Form gefunden habe, stocke der kognitive Erwerbsprozess „an der Schwelle [!] zur konkret-operationalen Kompetenz“. (2008: 323) Heute. Und ebenso scheint eine noch nicht voll ausgebildete Form des traditionellen Denkens bei schlichten Wildbeute:r:innen zu Beginn des Jung-Paläolithikums vorstellbar, wenn mehr nicht benötigt wird, weil es keine weitergehenden „sozialen Umwelten“ gibt, an denen die entsprechende Kompetenz ausgebildet wer-

den konnte beziehungsweise musste. Bei gleichbleibenden Landschaften sind es die sozialen Umwelten, die wohl immer wieder mal komplexeres Denken ergaben. Es ist – habe ich betont – ein langwieriges Wechselspiel von sich verändernden Lebensformen und der daran gebundenen Ausbildung, die wiederum neue Kompetenz ermöglicht. Angesichts der erst spät voll entwickelten Schädelform und weil ähnliche Entwicklungen in verschiedenen Weltregionen vorkamen, muss bedacht werden, es könne in jener frühen Zeit die Ausdifferenzierung des Gehirns selbst noch eine entsprechende Auswirkung auf die Kognition gehabt haben. Ein recht spätes Beispiel könnte sein, dass die ersten grossen Mythen, Gilgamesch und Ilias/ Odysse, erst vor 2.500 Jahren die heute bekannte Schriftform bekamen. Und es scheint die Entwicklung in Mittelamerika ja kulturell in ähnlicher Zeit ihre Anfänge gehabt zu haben wie im Nahen Osten und Griechenland.

Lévi-Strauss (1973) hebt für rezente Urvölker in meinem Verständnis – auch gegen die Zuordnung des prä-logischen Denkens „eines Lévy-Bruhls“ gerichtet – eine Reihe von Forschungen über das Vermögen des von ihm verstandenen „wilden Denkens“ traditionaler Völker hervor, die über das für sie Wichtige erhebliche und systematisierte Kenntnisse hätten; schon Lévy-Bruhl betont diese Fähigkeit und das sehr gute Gedächtnis dieser Menschen. Mehrere hundert Namen von Pflanzen und Tieren – sagt Lévi-Strauss – seien oft als Grundwissen gefunden worden. Solche Klassifizierungen, die für ihn theoretische Hauptsache bei jenen Völkern sind, lassen sich jedoch – füge ich ein – wesentlich mit Hilfe des guten Gedächtnisses formulieren, ohne operatives Denken im Sinne Piagets. Bloss erlernte Klassifizierungen sind gerade ein entscheidendes Ordnungsprinzip prä-operativen Denkens. (Hallpike, 1990)

„Der Mensch des Neolithikums oder der Urgeschichte ist also der Erbe einer langen wissenschaftlichen Tradition“ – sagt Lévi-Strauss sogar –, eines grossen Wissens mit dem Nutzen für den Alltag und sogar für die Zucht. (1979: 27) Dann sieht er allerdings zwei verschiedene Arten des von ihm angesprochenen wissenschaftlichen Denkens, eine, die der sinnlichen Intuition näher, („Bastler“) und eine – unsere –, die ihr ferner läge. („Wissenschaftler“) Seine Folgerung ist auch: *„Wir beginnen erst langsam zu ahnen, daß frühere Beobachtungen, die man ebenso seltenen wie scharfsichtigen Forschern wie Cushing verdankt, keine außergewöhnlichen Fälle aufdecken, sondern daß sie auf Formen des Wissens und der Reflektion [!] hinweisen, die in den sogenannten primitiven Gesellschaften außerordentlich verbreitet sind. Aufgrund dieser Tatsache muß sich das traditionelle Bild, das wir uns von dieser Primitivität gemacht haben, ändern. Niemals und nirgends [!] war der ‚Wilde‘ wohl jenes Lebewesen, das, kaum dem tierischen Zustand entwachsen, noch der Herrschaft seiner Bedürfnisse und Instinkte ausgeliefert ist, wie man es sich allzuoft vorgestellt hat“*. (1973: 55) Ob Reflektion in unserem Verständnis bei Klassifizierungen

wirklich bestand? Wieder müsste genauer definiert werden, was für jenes einfache Denken unterstellt werden kann. Die Unterscheidung von nur sinnlich arbeitenden „Bastlern“ gegenüber späteren „Wissenschaftlern“ ist es doch gerade, auf die Lévy-Bruhl schon so intensiv hinweist. Und nur wenige Zeilen später benennt Lévi-Strauss dieses Wissen als dem im alten Griechenland und Mittelalter entsprechend! Er nähert sich – ein demagogischer Streit um Worte (und „Ansehen“) – Lévy-Bruhl also wieder an, der schon in seinem Buch von 1910 auf Cushing und ebenso die „wilden Philosophen“ bei Tylor (1873) verwiesen hat. Niemals und Nirgends? Dann gibt es keine Geschichte. Blödsinn. Gerade das Historische auch am Denken kapiert er nicht.

Lévi-Strauss, der auch mal von einem „magischen Denken“ schreibt, das er mit Wissenschaft „parallel“ setzen will, (23, 25) und damit die Historizität wegfällen lässt, macht einen weiteren Versuch, „*anders als Lévy-Bruhl glaubt*“, zu argumentieren: „*Das wilde Denken ist in demselben Sinne und auf dieselbe Weise logisch, wie es unser Denken ist, aber nur dann, wenn es sich auf die Erkenntnis einer Welt richtet, der es zugleich physische und semantische* [begriffliche, ist gemeint] *Eigenschaften zuerkennt*“. (308) Das wilde Denken arbeite mit den Mitteln der Vernunft und nicht der Affektivität (?). Das scheint mir eine eigenartige Bestimmung zu sein. Meint er die Vernunft der Aufklärung? Eher wohl noch eine prä-logische. In einer Welt, in der alle „Wilden“ bereits Welt semantisch ausgedrückt verstehen? Was immer Affektivität hier meinen soll, alle von ihm herausgestellten Eigenschaften finden wir bereits bei Lévy-Bruhl erwähnt. Und dass Emotionalität bei rezenten Urvölkern keine Rolle spielen, sondern hinter Vernunft zurückstehen soll, weil die „wilden Denker“ im Normalfall in Ruhe über Dinge sprechen, ist geradezu lächerlich.

Zur Beurteilung der Lebensweise traditionaler Völker ist die grosse Bedeutung von Geistwesen, Träumen, Göttinnen, Mythen im Leben früher Völker zu bedenken, die zu irrationalen Lebensvorstellungen führt, und zugleich die Fähigkeit der Individuen jener Urvölker zum Umgang mit diesen mystischen Systemen im Alltag. Lévy-Bruhl teilt solche Vorstellungen in drei Kategorien ein, es gäbe: 1. Geistwesen der Verstorbenen, 2. die Geistwesen, die natürliche Dinge beleben, Tiere, Pflanzen, unbelebte Wesen (Flüsse, Felsen, Meer, Berge, von Menschen hergestellte Gegenstände und so weiter), und 3. die Hexereien oder Zauberwerke, die aus Handlungen der Zauber herkommen. (1959) Schad-Zauberinnen – die nicht mit anerkannten Heilerinnen im von mir verwandten Sinne zu verwechseln sind – sollten am besten getötet werden, heisst es in traditionellen Vorstellungen, um weiteren Schaden abzuwehren. Aber mit ihnen wird doch immerhin nach Ursachen durch Handelnde in der Gemeinschaft, also nach „Schuldigen“ gesucht, wenn auch der Beweis, jemand habe verzaubert, völlig irrational beziehungsweise ohne jede wirkliche Beweiskraft in unserem Sinn erhoben wird, wie mit der „Ordalie“ (bei uns: Gottesurteil). Und hinter den Ver-

dächtigen werden immer Geistwesen wirkend gesehen, nicht eine menschliche Ursache oder ein Unfall.

Um einen weitergehenden Eindruck von traditionellen Menschen zu bekommen, gebe ich noch einige Hinweise aus einer der Arbeiten *Lévy-Bruhls* zur geistigen Welt der Primitiven. (1959) Ich will nur den einen Band einmal recht willkürlich durchblättern, um ein paar weitere Eindrücke zu vermitteln. Schon im Inhaltsverzeichnis betont Lévy-Bruhl, es sei nicht der Mangel an natürlichen Fähigkeiten die Ursache der Abneigung bei der primitiven Mentalität gegen logische Denkopoperationen. Und er hebt das gute Gedächtnis hervor, das solche Menschen stets anstelle des Nachdenkens einzusetzen versuchten. Es gäbe durchaus wissenschaftlich befähigte (!) Köpfe – was nicht gleichbedeutend ist mit wissenschaftlich denkend –, und Kinder könnten, wenn sie beschult würden, ungefähr ebenso schnell und gut lernen wie Kinder unserer Länder. Es fehle aber weitgehend das Verständnis des Kausalzusammenhangs der Erscheinungen. Vorstellungen beschränkten sich stets auf eine nur kleine Zahl von Gegenständen, nicht auf komplexe Zusammenhänge.

Beim Eintreten eines Todesfalles gehen diese Menschen beispielsweise von einer Ursache aus, die für uns im Mystischen liegt, weil also Zauber bestand, eine geheimnisvolle Macht. Und da sie schon wüssten, dass dies so sei, komme es ihnen auf die genauere Todesursache nicht an, nicht einmal bei Altersschwäche. Die Toten wurden von magischen Mächten verurteilt (auch von Nachbarn geschickte); schliesslich gäbe es ja Menschen, die älter sind und noch leben. Ob konkret ein Krokodil sie tötete, oder der Speer eines Feindes, immer war im speziellen Fall eine magische Kraft am Werk, die andere Leute verschonte. Es gibt in diesen Vorstellungen keinen Zufall, keine Unfälle. Wenn der Blitz zuschlägt, der Ast vom Baum bricht und den Schädel zertrümmert, so war es von Geistwesen bestimmt – vielleicht, wenn nicht wahrscheinlich, jenen der Nachbarn, manchmal im eigenen Dorf. Und gibt es offenkundig konkrete Urheber für ein Unglück, so mussten die nicht unbedingt schuldig sein, sie wurden vielleicht vom Zauber benutzt. Ein ganzes Kapitel widmet Lévy-Bruhl Zaubern und Krokodilen. Diese Tierchen sind harmlos, töten niemals Menschen – es sei denn, sie seien verzaubert. Trifft das vom Zauber erwartete nicht ein, erwähne ich dazu, kommt kein Regen trotz des rituellen Regenmachens durch Herumspritzen von Wasser, dann waren andere Zauber eben stärker und haben dazwischen gefunkt, ein Blitz (-Gott) liess das erwählte Opfertier entkommen, obwohl der Opfertiergott es dem magischen Wirken zuerkannte... Widersprüche stören nicht. Dass die Sonne täglich unter der Erdscheibe zurück zum täglichen Ursprung rennt ist wahrscheinlicher als sich eine Kugel vorzustellen – wie könnten auf deren Unterseite sich wohl Menschen und Tiere halten? Wer so etwas behauptet ist vom bösen Zauber ergriffen.

Kommt es bei der Beerdigung von XY zu einem heftigen Gewitter, schreibt wieder Lévy-Bruhl, wird ernsthaft davon ausgegangen, dies sei vom Geist des XY geschickt worden, dem vielleicht irgendetwas an der Feier nicht passt. Ein Todesfall muss gerächt werden, wenn er durch Zauberkräfte anderer Menschen verursacht ist, was meist angenommen werde. Es seien fast immer Todesfälle, die Kriege gegen Nachbarstämme verursachen, um den tötenden Zauber zu vernichten und dessen ganze Verwandtschaft, heisst es mal für ein Volk. Dass Träume als Realität gesehen werden, erwähnte ich schon. Als ein Häuptling zwei oder drei mal von einem Mann träumte, liess er ihn töten, weil er darin eine Bedrohung durch Zauberei sah.

Sehr wichtig sind auch die Vorzeichen, die oft von Vögeln angezeigt werden (wie in der Ilias, in Sumer; oder bei uns die schwarze Katze von links, vergessen wir nicht den Aberglauben noch unserer Kultur).¹ Das Vorzeichen ist nicht ein einfaches Zeichen, es ist zugleich eine Ursache (Ursprung), oder – betont er –, um es besser zu sagen, diese Geistesart der Leute unterscheidet nicht zwischen Zeichen und Ursache (es wird als Identität verstanden, ohne das konkret reflektieren zu können; es ist so). Fischen zwei Freunde am gleichen Ort und einer fängt deutlich mehr, könnte die Anklage der Zauberei folgen. Kinder, die mit den Beinen vorab aus dem Mutterleib kommen, werden oft getötet, ebenso solche, die zuerst oben Zähne bekommen. Es geht nicht um einen körperlichen, sondern um den mystischen Mangel, der sich in der Anomalie ausdrückt. Abweichung von der Ordnung (Neuerung) ist immer gefährlich. Bei Weissagungen und Befragungen der Geistwesen wird oft der Schädel eines Ahnen befragt, weil der als Teil für den ganzen Ahnen steht. So etwas wird auch bei den steinzeitlichen Schädelbestattungen und der Nachbildung des Gesichts mit Gips und Muscheln zu bedenken sein, die am Fundort Jericho und für eine etwas frühere Zeit in Frankreich ausgegraben wurden.

Sehr verbreitet war die Ordalie. Wer der Zauberei verdächtigt wird, und alle können diesen Verdacht aussprechen, hat dann beispielsweise eine Gifftinktur zu trinken; die kann ja stark oder schwach zubereitet werden. Erbricht sich der Mensch ist er unschuldig, stirbt er, oder wird nur vorübergehend krank, ist er schuldig. Die Ordalie wird gern auf sich genommen, das Vertrauen scheint grenzenlos. Sie soll das böse Prinzip (!) bekämpfen und wird deshalb noch vor einer beschlossenen Hinrichtung ausgeübt. Auch die Beschuldigten akzeptieren

¹ In Mesopotamien wusste ein Arzt über den Heilerfolg etwas, wenn er auf dem Weg zum Kranken rechts von sich einen Falken fliegen sah. (Pichot, 1995) Diese Menschen seien sehr „abergläubisch“ gewesen, die Zahl *Sieben* als Unglückszahl wurde dadurch wohl zum Sonntag der Bibel (Arbeitsverbot). Stammen vielleicht die christlichen Engel wie die Sintflut aus Mesopotamien? Kramer zeigt drei Abbildungen von Göttern, deren Funktion in Sonnenstrahlen, Pflanzen und Wasser symbolisiert sind – allen drei wachsen aus den Schultern Flügel. Die Ausstrahlung Mesopotamiens auf andere war ausgeprägt. (1979) Schon dortige Geistwesen und sogar (vergöttlichte) Königsdarstellungen werden mit Flügeln dargestellt. (Roaf, 1998)

sie offenbar; sie wussten dann nichts von dem Zauber, der sie ergriffen hatte. Ist der Verdächtige für die Ordalie nicht greifbar, kommt auch ein Bruder oder anderer Verwandte für die Probe in Frage (wie bei Blutrache). Solche Verfahren sind also reine Willkür, so wie noch bei den Germanen Recht unter anderem durch Zweikampf gesprochen werden konnte; wer gewinnt, gewinnt den Prozess. Auch das Tauchen einer Hand in kochendes Wasser ohne entstehende Verletzung kann Unschuld beweisen. Allerdings scheinen Ordalien nur bei entwickelten Häuptlingsgesellschaften beobachtet worden zu sein, nicht in einfacheren Gemeinschaften, schreibt Lévy-Bruhl. Eine Institution entsteht!

Eine Sammlung von verallgemeinerten Fähigkeiten beziehungsweise deren Fehlen stellt *Hallpike* zusammen, ich füge sie kommentarlos sehr verkürzt an, um eine weitere Stimme zu Wort kommen zu lassen, manches hörten wir schon. (1990) Prä-operative Menschen sähen stets nur absolute Qualität: die Sonne geht an jenem Berg auf und an jener Küste unter, sieht ein Mensch bei einer Reise die Sonne an der Küste aufgehen, sucht er nach (für uns) mystischen Ursachen. Zeit ist ähnlich nur die Erfahrung der Dauer von Ereignissen und Tätigkeiten, sie wird nicht quantifiziert und schon gar nicht als lineare Weltzeit (vom Urknall her) verstanden. Eine lineare Distanz wird nicht gesehen, ein Zauberwort kann das Reisen beschleunigen oder den Weg verkürzen. Auch Gewicht wird nur sinnlich wahrgenommen, der Rücken schmerzt, Kinder oder Frauen können es tragen oder nicht. Masse werden als sinnliche Bilder empfunden, wie lang eine Falle sein muss, am Körper gemessen (nicht quantifizierend an einem Dritten, einem Äquivalent, wie einem Mass-Stock, analysiert). Der Alltag verläuft wie in einem Organismus, weshalb Gemeinschaft und Natur in enger Beziehung zueinander stehen und in Analogien gedacht werden. Durch weitgehenden Mangel von Maschinen und Technik – bekannt sind Tierfallen, Webstühle, (Segel-) Boote – lernen jene Menschen nicht Relationen und Kausalität. Reaktionen von Dingen durch andere Dinge sind unvertraut.

Skaläre Kontinuen (etwa von heiss bis kalt) werden eher als polare Gegensätze verstanden (entweder - oder). Angesichts bestimmter Traditionen und vorhandener Naturmittel, etwa beim Hausbau Holz und Blätter, gibt es keine Planung (!) und Kalkulation. Die Hebelwirkung ist faktisch bekannt, etwa beim Grabstock, wird aber als Prinzip nicht begriffen. Das Prüfen von etwas wird nicht als kontrolliertes Experiment ausgeübt (eher als Probieren mit Versuch und Irrtum). Der Mensch wird als fertig auf die Welt kommend betrachtet, der Wissensschatz entspricht kosmischer Ordnung, er wird nicht durch lernende Erfahrung, sondern durch Offenbarung vergrössert (wie noch im Geniekult des 19. Jahrhunderts). Wichtig an diesen Hinweisen ist, es fehlt nicht nur an dieser oder jener Erfahrung, sondern es geht darum, dass nicht in solchen Dimensionen gedacht wird, und es geht um den typisch prä-operativen Menschen. Neue

Entdeckungen können dann auch nicht Anlass zum weiteren systematischen Entwickeln sein; viele Neuerungen, die die Missionare mitbrachten, galten zwar als interessant – aber nur für sie. Schliesslich gab es ja noch die eigenen Ahnen und Geistwesen. Manche Haltung kenne ich übrigens noch aus meiner Jugend, etwa die fertige Existenz des Individuums mit „angeborenem Charakter“.

Solche Vorstellungen sind beides: Blödsinn und logisch zugleich. Die Geschichten sind mit: prä-logisch noch geadelt, doch die Struktur hat eine gewisse Logik in sich, die ich nun auch wieder nicht übertreiben würde. Selbst Dux schreibt: *„Weit davon entfernt also, daß die primitiven Kausalvorstellungen präkausal oder prälogisch sind, sind sie von einer strikten Logizität“*. Es folgt der schon zitierte Hinweis auf die Kinder, die bereits wie die idealistischen Philosophen zu denken beginnen. (1994: 451) Eher wird wohl an erlernten Dogmen verglichen, die mit der Ontogenese eingeübt werden. Prä-logisch als *mystisch* zu verstehen, trifft es doch ganz gut. Es kommt ja hinzu, dass alle diese Aussagen aus willkürlichen Sammlungen kommen, nicht aus systematischen Analysen auf Basis einer prozessualen Logik für ein jeweiliges Volk. Wo dann wohl die durchgängige Logik stünde? Ihre und unsere Logik sind einfach zwei Welten.

Simple Wildbeuter_innen?

Als Analyse aus dem zu den rezenten Urvölkern Gesagten entsteht die Frage, wie einfache, noch bis in unsere Zeit hinein lebende Völker als „Modelle“ für steinzeitliche Lebensweisen gefasst werden konnten? Heute abgedrängt in öde Landstriche, die wiederum ihre Schlichtheit garantieren, erscheinen sie als die Verlierer_innen der humanen Weltgeschichte; sie lebten manchmal schon unter dem Einfluss stärkerer traditionaler Völker, bevor die Kolonialisierung durch die europäische Kultur begann. Gleichwohl sind sie hier darzustellen; wir haben keine besseren Vorbilder für jene ganz andere Zeit. Aber ob eine so schlichte Lebensweise nicht vor 20.000 Jahren schon eine „zurückgebliebene“ gewesen wäre? Schliesslich sind bereits für das frühe Jung-Paläolithikum manche Errungenschaften sichtbar geworden: Schmuck, Flöten, oder (Fern-) Handel beziehungsweise Tausch. Kognitiv allerdings scheinen rezente Wildbeuter_innen im Rahmen dessen einzuordnen zu sein, den andere, auch schon sesshafte rezente Urvölker bilden. Hier könnten die Jahrtausende der Entwicklung seit dem Beginn meiner Untersuchungszeit sichtbar werden, in der sich alle Menschen weiterentwickelt haben. Wir haben auch keine Ahnung, seit wann die hier besprochenen Völker jeweils so existieren wie sie uns in den Berichten vorgestellt wurden. Aber: alle bekannten rezenten Urvölker besaßen Sprech-Sprachen. Damit ist noch einmal die generelle Differenz zur Entstehungszeit solcher Kognition benannt.

Auch in der Ethnologie wurde nicht speziell nach dem Prozess der Kognition geforscht, weil das Problem einer sich entwickelnden Operationalität des Denkens in der Ontogenese nicht gesehen wurde, obwohl manche Tests von Piaget in aller Welt überprüft worden sind.¹ Erkunden wir noch ein wenig mehr Material über einfache *Wildbeuter_innen*, um sich „Steinzeitleben“ – entsprechend ins Strukturelle „übersetzt“ – ein bisschen besser vorstellen zu können. Wildbeuter_innen oder Sammler_innen und Jäger werden in einem Übersichts-
werk von Lee/ Daly (1999: 4ff) so definiert:²

(1) Es seien diese Menschen relativ gleichgestellt und hätten keine Führungsfiguren, sie lebten

(2) mobil und könnten „mit den Füßen abstimmen“, wenn ihnen etwas an der Struktur ihrer Gruppe nicht gefällt. Es gäbe

(3) ein Muster von Konzentration und Verteilung im Raum, etwa wird im Winter in kleinen Gruppen „überlebt“, im Sommer der Stamm aber zu einer grossen Gruppe vereint. Es wird

(4) Land als gemeinsamer Besitz verstanden, das alle Individuen nutzen können. Eine zentrale Regel sei

(5) das Teilen, wobei Gegenseitigkeit gelte, Geschenk und Gegengeschenk; wir werden später bei den Trobriand-Inseln noch sehen, dass weniger das Teilen als das Geben betont wird. Die Umwelt gilt

(6) als religiös/ spirituell durchgeistigt und nicht als Wildnis, wie bei jüdisch-christlicher Tradition, Natur ist animistisch, und

(7) die Ahnen vertreten das Frühere (als anderen Ort, betone ich noch einmal). Eine zentrale Figur ihres Glaubens ist

(8) der Trickster, eine widersprüchlich mal gut mal böse agierende Figur in den Mythen (wir sehen ihn schon in Mesopotamien mit Enki; Germanen: Loki). Als weitere Gemeinsamkeit wird ohne Definition auf

(9) Schaman_innen verwiesen. Und diese Völker gelten

1 In einer sehr frühen Ausgabe meiner Überlegungen wurde bei Früh-Menschen (*Homo erectus* und *neanderthalensis*) – um es besser vorstellbar zu machen – auf Leute mit einem (mässigen) Gen-Defekt verwiesen, der ihre kognitive Fähigkeiten begrenzt; das war eine erste Merkhilfe im Arbeitsprozess, die ich später zu löschen übersah. In diesem Zusammenhang von Down-Syndrom zu sprechen – Down hat dieses Phänomen erstmalig erforscht – ist problematisch, zumal dies nicht mit präzisen medizinischen Kenntnissen geschah. Tomasello verweist wegen der ähnlichen medizinischen Befunde bei Kindern gelegentlich beispielhaft auf bestimmte autistische Symptome. In Hamburg gibt es eine Gruppe von Menschen mit solchen Defekten als Künstler_innen-Kollektiv: Die Schlumper. Dort entstehen komplexere Malereien als wir sie in der frühen Höhlenmalerei sehen. 2014 gab es eine Diskussion, ob ein Mensch mit Down-Syndrom Lehrer werden dürfe – durfte er nicht, trotz Examen. Die Möglichkeiten solcher Menschen mit einem Gen-Defekt, der typischerweise zu (einigermaßen) bekannten Formen führt, sind also immer noch nicht ausgelotet (in meiner Jugend wurde ihnen völlige Verständnislosigkeit entgegengebracht, wenn nicht Angst...).

2 Eine umfassende kurze Darstellung etlicher Wildbeuter_innen geben auch Layton/ O'Hara (2010). Hinweise auf verschiedene Lebensformen ebenso bei Sanday (1981)

(10) generell als ethisch und sozial (was immer das sein mag). Different seien die Lebensformen hinsichtlich

(11) der Gewalt *oder* der Friedlichkeit. (!) Auch die Wertung

(12) des Geschlechts (gender) ist unterschiedlich, mal sind Männer sehr gewalttätig gegen Frauen, mal diese relativ gleichberechtigt; eine perfekte Gleichheit gäbe es nicht. Letztlich seien

(13) Wildbeuter:innen mehr *oder* weniger einfach oder komplex strukturiert. (!)

Es fehlt also die Besprechung der Kognition. Und die Frage, ab wann denn die Mystifikation ausgebildet worden sein könnte. Selbst in einfacher Form wurde sie offensichtlich nicht von den Ur-Primaten her aus der Natur „mitgebracht“, sondern im sozialen Prozess erworben. Manchmal werden rezente Wildbeuter:innen auch glorifiziert, sie lebten bewusst im Einklang mit der Natur, ohne Hierarchien, die Geschlechter seien gleichberechtigt und dergleichen. Nochmals sei betont, es geht nicht um eine generelle Zurücksetzung, doch wir haben gesehen, welche Wirkung ein solcher Bildungsstand üblicherweise hat. Vor der Jagd die Geistwesen der Tiere um „Erlaubnis“ zu bitten und dergleichen mehr, kann kaum als Einsicht (!) in ökologische Zusammenhänge verstanden werden.¹ Bei den Yanomamo in Venezuela wird im Urwald ein Baum schlicht gefällt, um seine Früchte zu ernten. Tiere werden auch aus Spass getötet. (Herzog-Schröder, 2000) Benz sieht schon im späten Natufien des Nahen Ostens Gründe, die gegen eine nachhaltige Jagd sprächen; damals seien nicht mehr primär nur die Böcke gejagt worden, wie zuvor aus den Knochenresten von Lagerplätzen ersichtlich sei, sondern auch junge und weibliche Tiere. (2010: 99) Sehen wir auf einige dieser Urvölker.

Die (Ba-) *Mbuti*, Pygmäen im Kongo-Urwald, sind „Sammler und Jäger“, die mit Bogen oder Netz jagen.² (Godelier, 1973; nach Turnbull) Es handelt sich bei ihnen um eine sehr simple Lebensform. Sie gelten, wie die afrikanischen

¹ Was ja oft geschieht. Wenn der letzte Baum, das letzte Tier ausgerottet sei, würden wir (Europäer:innen) sehen, Geld liesse sich nicht essen, war in den siebziger Jahren eine ständige Mahnung europäischer Gutmenschen; sie soll von einem Indianerhäuptling stammen. Gerade Wildbeuter:innen können eine erstmal zerstörte Umwelt auch verlassen. Aber selten sind sie in der Lage, Landschaften zu zerstören. Nicht dass ich für die „Zivilisierung“ solcher Völker bin, aber die Frage, ob nicht doch eine höhere Bildung für jene Kinder auch Menschenrecht ist, sollte erlaubt sein. Wie das in „unserer“ Welt human realisierbar wäre, sehe ich aber nicht.

² Die Pygmäen, die vom Kongo bis nach Ruanda leben, sind mehrfach beschrieben worden. Seitz (1977) hat Ergebnisse und Forschungsgeschichte skizziert und mit eigenen Forschungen verbunden. Dabei wird nicht nur die Vielfalt der Stämme deutlich, sondern auch die der Forschungsergebnisse. Das gilt ebenso für die Mbuti, eine relativ grosse Gruppe des Itury-Regenwaldes (Kongo). Turnbull, auf den Dux, Godelier, Sanday sich stützen, ist auch nicht unumstritten im fachlichen Disput, gilt jedoch als seriös; ich kann das nicht abschliessend beurteilen. Pygmäen wurden im Ägypten des 5. Jahrtausends bp erwähnt.

Khoisan, Kung und Hadza, als einfachste Wildbeuter:innen und kämen auf den ersten Blick als mögliche Vorbilder für das Leben des beginnenden Jung-Paläolithikums in Frage, weil sie mit ihrer Schlichtheit einen Pol der denkbaren Gruppenstrukturen bilden; eine solche Lebensform ist in Eurasien nicht möglich gewesen, wo viele Tätigkeiten, wie Kleidung und schützende Hütten herstellen, schon wegen des Klimas zusätzlich „erfunden“ sein mussten. Tatsächlich werden die Mbuti aber eng mit ihren grosswüchsigen agrarischen Nachbarn (Bantu) verbunden beschrieben, also nicht (mehr?) als eigenständig, sie sprechen auch keine eigene Sprache. (Seitz, 1977) Dennoch mögen sie beispielhaft im genannten Sinn mit erwähnt werden, weil sie in kaum einer entsprechenden Arbeit fehlen, da Turnbull sie früh intensiv beschrieb (nicht unkritisiert).

Bei ihnen gibt es keinen Häuptling, sondern das Palaver aller (in den kleinen Gruppen). Versuche einzelner Männer, sich beispielsweise wegen erfolgreicher Jagd als Vorleute zu profilieren, werden durch Spott und Blossstellung untergraben. Männer geniessen eine grössere Autorität als Frauen. (Dux, 1997; nach Turnbull) In jeder Gruppe findet sich ein Narr oder eine Närrin (Trickster), die Konflikte entspannen. Das Netz zum Jagen bekommen die künftigen Jäger von Mutter und Mutterbruder bei der „Hochzeit“. Es gibt gemeinschaftliche Jagden, bei denen die Jäger ihre Netze im Halbkreis spannen, die jungen Männer und Frauen (!) treiben die Tiere in deren Richtung; andere Gruppen der Mbuti jagen mit Pfeil und Bogen. Bei der typischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern tragen Frauen mit dem Sammeln mehr als die Hälfte der Nahrungsmittel bei. (Godelier, 1973; Turnbull, 1974)

Jeden Monat (!) wird das Lager gewechselt, für das die *Frauen* sehr einfache Hütten aus Zweigen und Blättern bauen, die ihnen gehören. Die Gruppe bleibt aber im von anderen Gruppen anerkannten Territorium (wie Binford es für die Inuit beschrieb). Hochzeiten sind exogam; in die (sozial nahen) Gruppen der Mutter und der Mutter des Vaters ist sie nicht möglich. Unter den Männern wird sexueller Frauentausch praktiziert (das ist nicht Bräutetausch zwischen Sippen, hier geht es um: *ausleihen*; so viel zur „Gleichheit“, manchmal wird erwähnt, das wäre doch auch für die Frauen hin und wieder ganz schön).

Primär gilt es diesen Menschen darum, ihren Stamm, die Mbuti als solche, zu fördern, auch die einzelnen Gruppen, nicht aber einzelne Familien oder Individuen. Hexenwesen ist unbekannt, wie Godelier schreibt, also gibt es keinen Schad-Zauber, wie er von den Nachbarn (Bantu) dennoch vermutet wird, was die Mbuti wiederum als Drohkulisse nutzten. In zwei Fällen kommt es zu repressiver Gewalt: wenn ein Jäger sein Netz in bevorzugter Position vor den anderen aufspannt, und wenn jemand bei den Feiern zugunsten des Waldes einschläft; sie werden waffenlos im Wald zurückgelassen oder direkt getötet, weil sie die innere Solidarität brachen und die Reproduktion des Volkes gefährden. Die Gruppen bestehen aus sieben bis 30 Familien von Jägern; mit weniger als

sieben Netzen ist die Jagd wirkungslos, bei mehr als 30 findet sich zu wenig Wild für alle.

Die religiösen Vorstellungen scheinen recht simpel zu sein. Der Wald ist Gott, ist „Alles“ für die Mbuti. Der Tod kommt über Mensch und Tier, wenn der Wald eingeschlafen ist. Eins der Feste, die sie feiern, sei eine Mädchen-Initiation, Elima, das andere sei das Molimo, um den Wald wachzuhalten. Seitz (1977) erwähnt, zur Jungen-Initiation beteiligten sie sich am Ritual Nkumbi der grosswüchsigen Bantu, was offenbar die Macht der jungen Männer selbst und ebenso die Verbindung mit den Initiations-Brüdern stärkt, sie aber auch deren Überlegenheit unterwirft. Beim Molimo wird besonders intensiv Jagd betrieben, gegessen, getanzt und gesungen. Nicht die Jäger bringen das Wild, nicht die Frauen und Männer das Sammelgut, sondern der Wald.

Beim Ritus Elima spielen die Frauen eine besondere Rolle, obwohl sie mit den Kindern während des grössten Teils des tagelangen Festes ausgeschlossen sind! Der Gesang wird durch eine Art „heilige“ Trompete unterstützt, die den Frauen und Kindern als seltsames Tier vorgestellt wird (oder Schwirrholtz; ähnlich tabuisiert wie in Neuguinea und Südamerika also auch in Afrika). Nur an einem der Abende treten die Frauen auf, eine alte (wohl eine nicht mehr menschen-erzeugende) Frau *zerstört* das Leben durch wilden Tanz durch das Feuer. Die Männer tragen die Glut wieder zusammen und schaffen damit das Leben, ihre Ordnung neu. (Sanday, 1981; Dux, 1990) Danach sind die Frauen und Kinder wieder ausgeschlossen! Der Wald (oder die Männermacht) wurde mystisch erneuert. Eine Ursprungsmythe wird hier tänzerisch umgesetzt. Und wir erkennen eine Reihe von Institutionalisierungen. Wobei nicht klar ist, ob die komplexeren Elemente des Lebens womöglich von den Bantu übernommen (oder aufgezwungen) wurden; andersrum wäre es theoretisch natürlich auch denkbar, aber weniger wahrscheinlich.

Die Beziehung der Mbuti zu ihren jeweiligen grosswüchsigen Nachbarn scheint aus der Literatur nicht bestimmt feststellbar zu sein; auch von einem Mbuti-Häuptling ist mal die Rede, der mit einem der Nachbar-Häuptlinge zu tun hat. (Zeitzi) Einerseits beliefern sie die Nachbarn mit Fleisch und Elfenbein, wofür sie wohl vor allem Eisen für Speer- und Pfeilspitzen bekommen (also keine „Steinzeit“ mehr). Andererseits ist von Abhängigkeit bis hin zu Sklaverei die Rede, da die Mbuti auch Feldarbeit für die Bantu übernehmen würden. Vom leichten Wechseln zu anderen schwarzen Herren ist die Rede. Die Netze und Speere, die die Mbuti selbst herstellten, blieben oft bei jenen „Herren“ unter Verschluss und würden nur ausgeliehen, wie auch die Jagdhunde. Und es bleibt unklar, wann das jeweils behauptet beziehungsweise beobachtet wurde; jedenfalls am Ende des 19. und bis zur Mitte (!) des 20. Jahrhunderts. Andere sprechen von Symbiose mit den Nachbarn.

Auch durch Heilkünste zeigten sie ihre Verbindung mit Geistwesen. Und es wird gesagt, die Mbuti hätten den Nachbarn mit den Geistwesen des Urwaldes, die sie im Zaum halten könnten, gedroht. Insgesamt scheint aber eher die Bedrohung durch die Bantu möglich, was die Mbuti vielleicht besonders „friedlich“ macht. Bei anderen Pygmäen sind die Beziehungen zu ihren grosswüchsigen Nachbarn wiederum anders. Wir sehen offenbar auf Handelsaustausch und vielschichtige Verhältnisse darum herum. Ich lasse das so stehen. Es sei aber auf diese eigenartigen Verbindungen hingewiesen, die zwischen sehr einfachen Völkern/ Stämmen möglich sind, seien sie nun ebenbürtig, symbiotisch oder doch deutlich abhängig, weil sich solche Beziehungen auch für sozial-differenzierte Gemeinschaften am Ende des Jung-Paläolithikums mit noch schlichten Nachbarn denken lassen. Die Bantu waren offenbar keine ausgeprägte Kriegsmacht und fürchteten die Bogen der Mbuti und deren mögliche Rache bei Auseinandersetzungen.

Die *Buschleute* (Khoisan, Bushmen) in der Kalahari teilen die Blutgruppe mit den Mbuti, die beide von anderen Völkern Afrikas trennt. (Turnbull, 1974) In der Wüste ziehen sie in Gruppen von 25 bis 60 Leuten als Wildbeuter:innen umher. Die Frauen fallen durch den Fettsteiss auf.¹ Die Buschleute gelten als jene, die Fels- und Höhlenmalereien ausfertigten, die sich von Gibraltar in einer grossen S-Kurve durch die Sahara nach Ostafrika und dann über die Kalahari-Wüste nach Südafrika finden. Wie die Mbuti (oder die Inuit) haben sie mit Nachbargruppen ihres Volkes feste Regionen vereinbart. Es gibt Kontakte zu diesen anderen Gruppen, Eheschliessungen, Geselligkeiten, auch Handel. Ein Wechsel der Gruppe ist häufig, auch diese Gruppen müssen sich den kargen Verhältnissen in ihrer Grösse jeweils anpassen. Sie sind meist monogam, Polygynie kommt vor, wenn ein Mann mehrere Frauen ernähren kann, wie es in solchen Beschreibungen dann oft heisst, obwohl die Männer nur aus Mangel monogam, also generell polygam sind. Ältere Männer und gute Jäger leiten die Gruppen, einige Stämme werden durch erbliche Häuptlinge geführt. Die einzelnen Gruppen haben aber als Typus generell kein Oberhaupt, kein Gesetz, keine Strafe. Nur im äussersten Fall nimmt sich jemand sein Recht mit Gewalt, die verabscheut wird. Die Frauen errichten halbkreisförmige Hütten aus Zweigen und Gras, oft von einem Baum gestützt in der Nähe eines Wasserlochs. Fleisch wird zum Trocknen unter das Dach gehängt. Grosse Jagdbeute wird unter alle Personen verteilt, kleinere Tiere bleiben den Jägern und ihren Familien. Jeden-

¹ Das heisst nun nicht, der Fettsteiss sei damals generell so ausgeprägt gewesen. Noch heute ist bei manchen schlanken afrikanisch-stämmigen Frauen eine entsprechende leichte Wölbung sichtbar (wie auch die Fersen oft relativ lang scheinen?). In Darstellungen wird das dann überzogen, wie bei mancher Tierdarstellung auch, etwa Nashörnern mit überlangem Horn, oder den Frauen-Figurinen. Die neue erzwungene Ernährungsweise kann auch dazu beitragen, bei der Beschreibung bereits europäische Einflüsse zu sehen, die von der typisch schlanken Figur einfacher Völker zu Abweichungen führte; oder wenn zuviel Fleisch Getreide ersetzt.

falls einige Stämme glauben an zwei übernatürliche Wesen, den Schöpfer der Welt und – weniger mächtig – an eine Gottheit der Krankheit und des Todes.

Aus anderer Sicht schildert Guenther (1983) eine weitere Gruppe der Buschleute der Kalahari, die *Nharo*. Trotz seines Bemühens, ihre frühere Lebensweise und besonders ihre Mythen anzudeuten, scheinen diese Geschichten aus der Zeit schon einer Unterdrückung seit Mitte des 19. Jahrhunderts, ebenfalls durch Bantu, zu stammen. Markiert das das Ende einer „ursprünglichen“ Wildbeute? Zwei Götter spielten bei ihnen eine Rolle, der obere gute Gott und der Trickstergott, der den Nharo näher sei, die ganz allgemein in ihren diesbezüglichen Äusserungen ihren Minderwertigkeitskomplex (!) betonten (spiegelt die erste Gottesfigur die Bantu oder schon Europäer*innen wider?). Den Frauen wird an dieser Stelle eine zumindest egalitäre Position zugeordnet, und sie hätten grosse biologische Kenntnisse. Nur selten seien sie „*Opfer gewalttätiger Auseinandersetzungen; sie sind gewissermassen unantastbar; Vergewaltigungen kommen nur äusserst selten vor*“. (89) Von egalitärem Zurückschlagen ist nicht die Rede. Auch rituell seien die Frauen bedeutend. Generell taugt wohl auch dieses Volk nur sehr begrenzt für Auskünfte über Wildbeute*innen im Eurasien des Jung-Paläolithikums.

In den Berichten über rezente Urvölker – sage ich noch einmal – gilt es immer den verstörenden Einfluss des Kolonialismus zu bedenken. Kaum ein Volk blieb durch die Eroberungen ab dem 16. Jahrhundert unverändert. Nicht immer war dabei Gewalt primär. Malinowski schimpft kräftig auf die unseligen Eingriffe europäisch geprägter (australischer) Behörden und engstirniger Missionare in Sitten und Gebräuche auf den Trobriand-Inseln, die deren Kulturen zerstört hätten. Und sie wurden ja nicht zugunsten europäischer Bildung zerstört. Fraser (sic) skizziert die Entdeckung der fernen Welten anhand der Kunst der Naturvölker und betont das Wirken der Missionar*innen: „*Sie sahen in den ‚primitiven‘ Schnitzereien der Völker dort nur Götzenbilder, die von ‚minderwertigen‘ Wilden hergestellt waren und die es zu vernichten galt. // Die Gegenstände, die damals von den Missionaren verbrannt oder auf ihr Geheiss von den Eingeborenen selbst zerstört worden sind, würden wahrscheinlich ganze Museen füllen*“. (1962: 11; // = Absatz) Die „Bücherverbrennung“ hat lange Traditionen; möglicherweise gab es solche Formen bereits am Göbekli Tepe, als bei der späteren Verfüllung der Bauten bestimmte Tierfiguren abgeschlagen wurden. (Schmidt, 2008)

Über viele Entwicklungen der Welt wissen wir nichts. In Berichten über afrikanische Stämme ist beispielsweise sehr oft von Mais-Anbau die Rede, der seinen Ursprung aber in Mexiko hat; schon Kolumbus brachte ihn nach Europa, von wo aus er sich offenbar weiter verbreitet hat. Von Stamm zu Stamm? Durch Überland-Händler? Angreifer? So wie auch die Süsskartoffel offenbar vor der Kolonisation aus der Südsee nach Neuguinea kam? Die Entdeckung bestimmter

Regionen dort erst Mitte des 20. Jahrhunderts ist also eine Wiederentdeckung. Oder die früheren Welten waren viel komplexer als die Eroberer erkannten.¹

Die spezielle Umwelt ist auch in relativ günstigen Situationen von grosser Bedeutung für einfache Völker. Da lässt sich nicht generell sagen, das Leben als Wildbeuter:innen sei leicht, nur zwei drei Stunden Sammeln täglich, wie es oft zur Untermauerung der Frage betont wird, warum Menschen denn überhaupt sesshaft werden wollten; als wäre das durch Ratschluss geschehen. Und jene zu fragen, die den Schritt nicht gingen, ergibt heute natürlich (!) die Antwort: Warum sollten wir?

Die *Kung* beispielsweise leben zum Teil im Buschland, also zwischen relativ dicht stehenden Büschen, das ist unübersichtliches Gelände mit gelegentlich umherstreifenden Raubtieren. Deshalb lassen die *Kung* ihre Kinder von fünf bis 15 Jahren nicht sammeln, die also im Lager bleiben, das im geschilderten Fall zudem vom Sammelgut relativ weit entfernt ist. Anders lebt ein nur noch kleiner, ebenso simpler Stamm der *Hadza* in Nord-Tansania. Das Gelände ist dort weithin zu überblicken, die Nahrung wächst näher am Lager mit der Wasserstelle, Kinder werden vom Hin- und Herlaufen nicht so schnell müde, und es gibt am Sammelort mehr Schatten; dort sammeln die Kinder bereits selbst. Diese Unterschiede sind nicht nur für den „Energiehaushalt“ markant, die *Kung* haben es generell schwerer und müssen dazu noch die Nahrung für die Kinder mit ranschleppen. Das ist auch für die Sozialisation von Bedeutung. Sie sind um ihre Kinder viel besorgter, sind sie ausser Sicht, wird gleich gerufen und gesucht. Das ist bei den *Hadza* nicht nötig, die strenger mit den Kindern sind. (Jones u. a., 1994)

Mit diesen Facetten mögen die rezenten Urvölker hinreichend beschrieben sein, um Analogien zu den Älteren Wildbeuter:innen zu ziehen. Betrachtet wurden in meiner Arbeit insgesamt neben Wildbeuter:innen auch Gartenbauvölker; zu denen ich an anderer Stelle noch zurück komme. Die lebten in einer komplexeren, also zum Teil bereits selbst gemachten (Garten-) Umwelt, was Auswirkungen auf die Kognition gehabt haben wird, ohne dass hinsichtlich der Weltvorstellung gravierende strukturelle Unterschiede zu einfacheren Wildbeuter:innen in den Berichten und Analysen über sie erkennbar werden. Manches aus Berichten über die rezenten Urvölker wird deshalb auch noch bei den Untersuchungen zu den Jüngeren Wildbeuter:innen zu bedenken sein. Etwa die

¹ Bekannt ist heute, dass die Länder um den indischen Ozean, von Ostafrika, Indien, Indonesien bis China und Japan, vor dem Eingreifen der Europäer bereits eine entwickelte Handelsregion bildeten, (Rothermund/ Weigelein-Schwiedrzik, 2004) wie es die Levante, der östliche Mittelmeerraum, auch war. Dort wurden keineswegs nur Gewürze und Luxusgüter, sondern vieles mehr an Alltagsgütern, wie es auch auf europäischen Märkten gehandelt wurde, im afrikanisch-asiatischen Binnenverkehr vor allem über den Seeweg transportiert. Der Handel war bis zum Eingreifen der Portugiesen weitgehend auf seine eigenen Regeln gestützt, auch auf Kredite und Wechsel, aber nicht auf militärische Gewalt (binnenlandorientierte Staaten).

ersten 10.000 Jahre des Jung-Paläolithikums wären die Menschen des Typus der Älteren Wildbeuter:innen solche mit den geschilderten schlichten, prä-animistischen Weltvorstellungen gewesen, die sich allerdings mutmasslich bereits deutlich von Früh-Menschen unterschieden. Ihr Lebensstandard erlaubte ihnen die Mobilität wann immer es nötig wurde, weil aller Besitz mitgenommen werden konnte.

Mit diesen Hinweisen auf rezente Urvölker haben wir nun auf einiges Material gesehen, mit dem *einerseits* Vorstellungen zu steinzeitlichen Lebensweisen, die wir uns illustrativ ohnehin machen, relativiert werden mögen, weil *andererseits* zehntausende von Jahren zurück zu denken ist, um das Jung-Paläolithikum einigermaßen zu verstehen. Im folgenden Kapitel kann nur dann eine (halbwegs) reale Darstellung nachempfunden werden, wenn wir bestimmte Lebensformen *nicht* in die Vergangenheit übertragen, sondern sie strukturell denken, wenn wir berücksichtigen, was oder wie das hier als „wirr“ markierte geistige Vermögen im historischen Prozess bedeutet haben kann; Menschen noch ohne Sprech-Sprache zu imagisieren ist eine schwierige Aufgabe, dies für eine *eiszeitliche* Wildnis zu tun, kaum als realitätsnah möglich.

5. Sozialer Wandel im Jung-Paläolithikum

Wir kommen jetzt zu Themen und Erscheinungen, die für das Jung-Paläolithikum von Bedeutung sind und den sozialen Wandel jener Epoche skizzieren. Es werden die drei sozialen Typen von Wildbeuter:innen genauer besprochen, um die bisher vorgetragenen Thesen zu belegen oder jedenfalls plausibel zu begründen. Beispielsweise werden verschiedene Ansätze zur Sprachentstehung vorgestellt, die an das oben dazu Gesagte anknüpfen. Aktuelle Analysen sind zu bedenken, deren historische Entsprechung in dieser traditionellen Sozialwelt jener Zeit sich überhaupt erst entwickelt haben beziehungsweise erstmals erworben wurden. Der Ausgangspunkt ist deutlich thematisiert worden: die Neuankömmlinge im Westen Eurasiens dachten noch „wirr“, kommunizierten mit einer neuen Kombination von Zeichen und Gebärden, formten Figuren, malten in Höhlen. Dabei gab es vor 40.000 Jahren kaum schon reflektierte, gemachte oder organisierte Verwandtschaftsverhältnisse, mit denen später wahrscheinlich die Institutionalisierung begann, um Familien, Gruppen oder Stämme zu konstituieren. Noch ist die Gewohnheit, in eine nur „gefühlte“ Mutter-Kind-Beziehung hineingeboren zu sein, unreflektierbare Basis des Zusammenlebens. Entsprechend gab es keine bewussten Heiligtümer, die mit Bildern gestaltet waren, keine Schaman:innen, von denen ich generell nicht rede, weil sie eine bestimmte (totgeredete) Form religiösen Ausdrucks um die Wende vom

19. zum 20. Jahrhundert in Sibirien sind. (Tschubinow, 1914) Es gab vermutlich in jenen patriarchalen Sozialwelten noch keine anerkannten Heiler:innen oder ähnliches als soziale Rollen, von denen ich für später ersatzweise (und sehr unbestimmt) ausgehe, noch keine Grossen Männer auf Basis von alltäglicher Macht.

Zuerst soll also das *erste Werden* eines Typus jener Menschen diskutiert werden, wie er ab vor fast 40.000 Jahren vor allem in Westurasien entstand und kleine Skulpturen, oft unter zehn Zentimetern gross, hinterliess, wie auch die Flöten, die bereits „Musik“ belegen, und dann die Höhlenmalerei. Dabei wird vor allem für die frühe Malerei gezeigt, dass sie von Menschen ausführbar gewesen ist, die ich mit einer prä-bewussten Kognition eingeführt habe, dem das traditionale oder prä-operative Stadium mit der Sprech-Sprache erst ab vor etwa 20.000 Jahren langsam folgte. Wenn ich von Typus spreche, ist darunter allerdings keine geschlossene Darstellung und ein „So war es“ zu erwarten, zu viel an dieser Thematik ist noch offen. Es kann nur darum gehen, mit den vorgestellten Thesen und Materialien sich in weitem Sinn jene Menschen in Tendenzen strukturell vorzustellen. Im weiteren werden die wachsenden Siedlungen Thema sein, die als Basis sozialer und kognitiver Entwicklung entstehen, um auf diesem „urbanen“ Weg zur Hochkultur am Göbekli Tepe zu führen. Hinzu kommen Ausblicke nach Sumer, die Rückschlüsse auf den Typus der Sozialdifferenzierten Gemeinschaft erlauben. Begonnen wird mit einer Zusammenfassung des Tier-Mensch-Übergangs, um den Anschluss an die Gesamtentwicklung sich noch einmal vor Augen zu führen. Woher kamen jene Menschen, biologisch, sozial, geografisch?

Zur Geburt des Homo sapiens

Nach den neueren Erkenntnissen der Gen-Analyse entstand Homo sapiens, von dem ich generell handele, vor etwa 300.000 Jahren in Afrika aus Homo erectus. Bis kürzlich galt Ostafrika vor 200.000 Jahren als der Ort dieses Geschehens (da war von Urmutter „Eva“ die Rede), doch wurde bald auch Nordafrika in diesem Sinne diskutiert, (Balter, 2011) bevor jetzt die Frühform von Sapiens mit noch länglichem Schädel/ Hinterhaupt im Nordwesten Afrikas gefunden wurde. (Neubauer u. a., 2018) Ich betone diese Entwicklung auch gegenüber jenen Vorstellungen, die weiterhin in Homo heidelbergensis, der wiederum als direkter Vorgänger von Neanderthalensis gilt, den Vorläufer eines ‚archaic sapiens‘ sehen. (Barham, 2010: 370; früher: Homo sapiens sapiens als Abkömmling des Neanderthalensis)

Es hat sich in meiner Vorarbeit im Bereich der Archäologie der *Beginn* des Jung-Paläolithikums, der frühen dauerhaften Besiedlung Eurasiens durch moderne Menschen (Homo sapiens), sinnvoll als der Anfang des Prozesses erwiesen, der zum Göbekli Tepe und dann zu Jericho geführt hat. Wenn auch

nicht unbedingt in einer Linie, aber die Typen der historischen Entwicklung zeigen diesen Ablauf; mal hier mal dort entstand Neues. Bereits in den Höhlen der Schwäbischen Alb vor knapp 40.000 Jahren erkannte die Archäologie eine gewisse temporäre Sesshaftigkeit, aus späterer Zeit gab es dann dazu Funde in Ost- und Mitteleurasien, bevor der Prozess im Nahen Osten in eigener Entwicklung seine besondere und dauerhafte Ausprägung fand, ohne sich auch hier in einem einzigen (womöglich traditional dialektischen) Prozess entfaltet zu haben. Unten bespreche ich die erste Höhlenmalerei, die dieser frühen Kultur eine besondere Note verleiht, als erste *zweidimensionale* Projektion. Auch wenn Schnitzen, als Übertragung eins zu eins, wohl früher entstand, ergibt sich die Vorstellung einer neuen Qualität der Kognition, wenn auch auf noch niedrigem, prä-bewussten Niveau.

Um der Entwicklung des menschlichen Geistes, der Struktur des Denkens und Glaubens, folgen zu können, sei noch einmal ein Blick auf den Tier-Mensch-Übergang geworfen. Vor etwa sechs bis sieben Millionen Jahren trennten sich aus Ur-Primaten die Entwicklungslinien, die zum einen zu den heutigen Affen und zum anderen zu den Menschen führten. Die menschliche Linie wird über mehrere Stationen definiert, berühmt ist das Skelett „Lucy“ des Australopithecus afarensis, etwa 3.500.000 Jahre alt; eine ähnliche Zeit waren beide Zweige also bereits getrennt. Wie da das humane Gehirn noch als „Folge“ des tierischen gelten soll, wie immer wieder zu lesen, ist rätselhaft. Selbst wenn einfache Handlungen so *scheinen*, muss im Sapiens-Gehirn doch eine andere Funktionsweise vermutet werden; gelinde ausgedrückt. Daraus entstand später wohl die Reihe der Gattung Homo in mehreren biologischen Abwandlungen, die mit Homo erectus endet, der von Afrika aus erstmals die Erde weitgehend besiedelt hatte, ohne die Amerikas und Australien zu erreichen (Out of Africa I).

Dabei wurde Homo heidelbergensis/ neanderthalensis vom *europäischen* Homo erectus abgespalten, der noch ein gegenüber Neanderthalensis deutlich kleineres Gehirn aufwies. Homo neanderthalensis besass ein Sapiens in der Grösse entsprechendes Gehirn, sowie einen stärkeren Knochenbau und eine andere Schädelform mit immer noch fliehender Stirn und länglichem Hinterkopf. In Georgien wurden die „Homininen Fossilien von Dmanissi“ (wikipedia.org) ergraben, die mehrere Skelette von Früh-Menschen mit sehr verschiedenen Skelett- und Schädelformen aus einer gemeinsamen Zeit aufweisen. In der Konsequenz dieser Entdeckung könnte das bisherige Schema der Trennung der Formen der Früh-Menschen womöglich geändert werden müssen, weil der Gedanke aufkommt, die Gattung Homo sei in älterer Zeit diesbezüglich mit grösserer Variabilität ausgebildet gewesen, als bisher angenommen wurde, und es die Aufteilung des Erectus in mehrere Seitenlinien vielleicht gar nicht gab. Nun wurde jene Zwischenform des Homo sapiens von vor 300.000 Jahren in Afrika gefunden; warten wir es ab.

Homo sapiens, der wiederum in *Afrika* aus einem – vielleicht inzwischen etwas verändertem – Erectus entstand, ist jüngeren Datums als Neanderthalensis, der sich vor etwa 500.000 Jahren entwickelt hatte und schon vor 400.000 Jahren in Schöningen/ Niedersachsen die berühmten Speere nach einer Pferdejagd hinterliess. Homo sapiens war also mit Erectus enger verwandt als mit Neanderthalensis, als er sich mit letzterem auf der Durchreise von Afrika nach Norden vielleicht ein wenig mischte (1 - 4% der Gene). Homo sapiens ist in der Biologie eine eigene Art/ Spezies, die also seit ihrer Entstehung eine weitgehend bleibende Konstitution aufweisen sollte. Die Annahme einer Vermischung mit Neanderthalensis zieht dies ebenso in Zweifel, da sich dann zwei Arten gemischt hätten, was die Definition von Art/ Spezies gerade ausschliesst, wie nun auch die neue Erkenntnis, die heutige Schädelform, die mit einiger Wahrscheinlichkeit auch im Inneren Änderungen brachte, habe sich erst vor 35.000 Jahren fertig ausgebildet. Beginnt hier überhaupt erst die Art Homo sapiens? Soweit zur biologischen Entwicklung, in der erst „der zweite Versuch“ (nach Homo neanderthalensis) mit Homo sapiens eine nach Erectus qualitativ wesentlich neue Lebensform ergab, wie es die archäologischen Quellen ebenso zeigen, eine mit deutlich besserer *Lernfähigkeit*, wie es scheint.

Die These, aus verschiedenen Zweigen der Menschen in Eurasien habe sich Homo sapiens gemischt, wurde lange nicht mehr oft vertreten, bekommt jedoch in neuer Weise Zuspruch, es habe sich eine solche Mischung in Afrika ergeben. Auch die Vorstellung der räumlichen Ausbreitung ist wieder im Gespräch: hinsichtlich der nicht so alten Theorie des Out of Afrika könnte nicht Ostafrika der Ursprung des sapiens gewesen sein, sondern Nordafrika. (Balter, 2011; Garcea, 2010) Die erste Ansicht wurde lange durch Funde in Äthiopien gestützt, die sapiens vor knapp 200.000 Jahren dort zeigen. Nun kommt die Nordküste dieses Kontinents stärker in den Blick der Forschung und zwar von Marokkos Atlantikküste bis in die südliche Levante/ Palästina, also ein bisschen über Afrika hinaus. Ökologisch unterschieden sich diese Küsten seinerzeit jedoch nicht. Dies wird durch die jüngeren Funde der Vorstufe von Sapiens mit einem Alter von 300.000 Jahren gestützt. Bereits vor gut 100.000 Jahren fand in der südlichen Levante über einen langen Zeitraum eine erste zaghafte Besiedlung des heute Eurasien zugeordneten Landes statt. Dies wird nicht unter die Theorie des Out of Afrika gefasst, denn diese Besiedlung konnte sich nicht verstetigen.

Die Wüste Sahara war in früheren Zeiten immer wieder zumindest entlang grosser Flusssysteme zu durchqueren, weil das Klima sich mehrfach änderte. Auf diesem Wege liess sich die Distanz Marokko zu Äthiopien ab und an überwinden, in beide Richtungen. (Coulthard, 2013) Lange bevor Eurasien dauerhaft von Homo sapiens besiedelt wurde, gab es in Nordafrika dessen Aterian-Kultur von etwa 130.000 bis 40.000 bp, die zum Teil Steinartefakte der Art produzierte, wie sie in Eurasien von Neandertaler:innen hergestellt wurden, die früher

auch in Marokko siedelnd angenommen wurden; heute wird dort aber von Funden des Homo sapiens ausgegangen. (Garcea, 2010^b) In der Süd-Levante blieben aus jener frühen Zeit nur einige Gräber in verschiedenen Höhlen zurück. (Ronen, 2012)

Die Besiedelung der Welt durch die Gattung Homo geschah nach der These des Out of Afrika dreimal, vielleicht auch in kleineren Schüben, da die eben erwähnte erste Besiedelung in der Süd-Levante nicht als gleichberechtigt mitgezählt wird: Out of Afrika I ist in dieser Vorstellung der Auszug des Homo erectus, vielleicht in zwei unterschiedlichen Zügen: zuerst Australasia und dann Eurasia. Die begannen bald nach seiner Entstehung vor knapp zwei Millionen Jahren. Als Out of Afrika II wird dann meist der Beginn der weltweiten Besiedelung durch Homo sapiens ab vor 70.000 Jahren bezeichnet; dabei wurde auch Australien schon vor etwa 50.000 Jahren und Amerika vor etwa 15.000 Jahren erreicht. Garcea schlägt vor, von Auszug 2a und 2b zu sprechen; 2a ist dabei der erfolglose Versuch der Ansiedlung in der Levante vor etwa 120.000 Jahren, 2b die Siedelung nach Osten. Out of Afrika III – und vielleicht folgten später noch weitere Gruppen aus der Ursprungsgruppe – führte Sapiens nach Südwest-Eurasien. Ab vor 60.000 bis 50.000 Jahren wanderten erste Gruppen des Homo sapiens wahrscheinlich über die afrikanisch-levantinische Küste nach Norden, vielleicht über das Rote Meer oder aber den Nil hinab. Garcea hält die Nil-Route für unwahrscheinlich, weil jene Menschen trockenere Zonen, wie die Küste, gewohnt gewesen seien; auch für einen Weg über Gibraltar gäbe es keine Hinweise. (2010^b) Dann ging es wohl entlang der Küste zum Schwarzen Meer und die Donau hinauf zur Schwäbischen Alb und bis nach Nordspanien in die Pyrenäen, zum El Castillo (mit einem 40.800 Jahre alten roten Farbfleck von Sapiens; die Bilder dort sind jünger).

A. Ältere Wildbeuter;nnen

Um steinzeitliches Handeln zu verstehen, wird relativ weitgehend auf analoge Erscheinungen zurück zu greifen sein, da die Zeit des Jung-Paläolithikums mangels hinreichender Quellen nicht selbst im Detail zu rekonstruieren ist. Das traditionale Denken rezenter Urvölker ist, richtig verstanden, ein wichtiges Indiz für die Kognition aus noch früheren Zeiten, denn es wurde damit die *Entwicklung* des Geistes erstmals an lebenden Menschen dokumentiert. Ebenso gibt es die beschränkte Möglichkeit, auf schriftliche Zeugnisse aus alter Zeit zurückzugreifen: Sumer, Ägypten, Griechenland. Über die logischen Strukturen rezenter und historischer Völker wissen wir doch Einiges, was sich hinreichend reflektiert vorsichtig in die weitere Vergangenheit übertragen lässt. (Grimal, 1977^b; Lévy-Bruhl, 1910ff; Vieyra, 1977; Wilson, 1954)

Oben wurde erläutert, warum die traditionale Logik und Kognition am Göbekli Tepe vollständig erworben worden zu sein scheint, wobei die dortige Elite vielleicht in einzelnen Fähigkeiten ein etwas weitergehendes kognitives Vermögen erwarb, das noch Jahrtausende von den dann entstehenden Bauernvölkern wohl nicht wieder erreicht wurde. Denn diese Elite, auch die in Jericho, geistliche und weltliche Vorleute, vielleicht schon Häuptlinge und/ oder zugleich Baumeister, entwickelten offensichtlich eine Kognition, die in einzelnen Bereichen bereits über den Stand typischer rezenter Urvölker hinauswies, wie es die Monumente zeigen, Bauwerke, die manche rezenten Urvölker kaum errichten konnten. Das gilt dann erst recht für die Eliten der weit jüngeren Städte Sumers und Ägyptens (dort fand sich aber offenbar kein „Aristoteles“, der der geistigen Entwicklung eine frühe fortschrittliche Wende gab). Und für die Älteren Wildbeuter:innen sprechen die Artefakte für eine deutlich geringere Logik, die ich deshalb hilfswiese als prä-bewusst bezeichne, eine Beurteilung, die durch die Arbeit von Damasio (2011) gestützt wird, wie wir oben sahen; das „prä“ kennzeichnet nur eine wissenschaftliche Typen-Unterscheidung, nicht eine Qualitätsbestimmung.

Es ist nötig, interdisziplinär eine neue, für das Jung-Paläolithikum und die späteren Zeiten gültige Aufteilung der kognitiven Entwicklung empirisch im Einzelnen zu erarbeiten, die unter anderem den Prozess des Planens und Bauens der steinzeitlichen Momumente genau analysiert, den ich unten andeute, um Vergleiche ziehen zu können. Das wäre über die folgenden Epochen fortzusetzen, zumindest für Mesopotamien und Ägypten. Die griechische Baukunst scheint in ihren Grund-Formen für ihre Zeit relativ einfach zu sein. Bevor der Entwicklung während des Jung-Paläolithikums gefolgt wird, um die oben angestellten Betrachtungen in ihren Wirklichkeiten ein Stückchen weiter zu analysieren, kommen wir zu den ganz frühen Zeiten des Homo sapiens nördlich von Afrika.

Frühe Grabfunde

Auch an den erwähnten ersten Grabfunden der südlichen Levante von bereits vor 120.000 Jahren ist ganz gut über die Kompetenz des frühen Homo sapiens zu spekulieren. Ronen (2012) bespricht zusammenfassend jene Gräber, zu denen auch solche von Neandertaler:innen gehören, die aber wahrscheinlich nicht Zeitschichten entstammen, aus denen die Reste des Sapiens kommen, sie waren also nicht direkte Nachbarn. (Shea, 2010) Die Grablegung bei Neandertaler:innen ist umstritten. Orschiedt (1999) sieht bei ihnen Bestattungen, andere halten dagegen und denken an blosses Ablegen der Körper, oder gar keine Handlung. (Groves, 2004; Rowley-Conway, 2004) Einige der genannten Gräber des Homo sapiens in der südlichen Levante enthalten Beigaben, sagt Ronen. Insgesamt seien tierische Schädel und Unterkiefer, Geweihstücke, Muscheln,

Pigmente, Flintstein-Artefakte und Medizinpflanzen gefunden worden. Dazu ein gravierter Kalkstein. Er interpretiert daraus, diese Menschen hätten eine fortgeschrittene Sprache gesprochen und Zeichen (wie auf dem Stein) zur Verständigung genutzt (Ronen meint nicht Gebärden im Sinne Tomasellos).

Dass es die Fähigkeit zur Verständigung gab, ist nicht zu bezweifeln. Es sind jedoch solche einfachen „Zeichen“ als blossе Ritzungen aus Langeweile vorstellbar. Beigaben zu Grablegungen machten nur Sinn – sagt Ronen –, wenn Zukunfts- und Vergangenheitsvorstellungen bestanden hätten, die wiederum nur durch Sprache und dies im Sinne einer Religion vermittelbar gewesen wäre; doch betone ich noch einmal: es reichte das Denken eines Ortswechsels aus und dies auch nur vage, da der Sinn der Beilagen sehr einfach sein konnte. Hinzu komme, heisst es weiter, die enge Verbindung der Gräber mit Feuerstellen und Asche, es gäbe sogar Spuren verbrannter Knochen eines Skeletts. Feuer sei bis heute wichtiges Symbol im Zusammenhang mit dem Tod in Form etwa einer „ewigen Flamme“. Feuer sei das einzige „Lebende“, das Menschen töten und zugleich „wiederauferstehen“ lassen könne.¹ Das wäre also eine bereits sehr komplexe geistige Vorstellung. Zu den dort begrabenen Neandertaler:innen meint Ronen, auch die hätten bereits symbolisch gedacht, auch eine gewisse Sprachfähigkeit wird ihnen ja zugetraut. Ob jene Menschen solche Fähigkeit aber reflektieren und in symbolisch gedachten Zeichen gestaltend ausdrücken konnten, muss hinterfragt werden.

Vorstellbar ist ebenso eine sehr nachlässige Form des Umgangs mit Leichen, zumal in warmer Umgebung. Auch wenn der „Besitz“ der Toten mit abgelegt wurde, was später bei Sapiens lange selbstverständlich war, weil unbewusst identisch mit den Toten und deren Kraft als Ahnen. Auch vor 40.000 bis vor 30.000 Jahren kann aus ihnen nicht auf einen Glauben geschlossen werden, solches Eigentum der Toten würde in ihrem Nachleben benötigt; es wurde eher aus dem Leben der Hinterbliebenen verbannt, um damit, was identisch mit den Toten ist, nicht Unglück zu erzeugen. Eine gewisse „Trauer“ (oder Hilflosigkeit) zeigt sich schon bei Schimpansen, wenn sie mit dem toten Körper eines Jungtieres nicht mehr recht was anzufangen wissen und ihn bald irgendwo liegen lassen. (Fletcher, 2004^b)

Wie hinsichtlich der bereits erwähnten Siedlung des Homo erectus bei Bilzingsleben, wird durch Ronen ein Menschenbild gezeichnet, das deutlich über meine Annahme einer frühen Kognition hinausweist. Was dabei behauptet wird, mag ja alles sein, doch solange es nur behauptet und nicht wirklich interdisziplinär belegt wird, bleiben diese Ansichten im besten Sinne: fragwürdig. Zu untersuchen ist zuvor, wie weit die Kognition entwickelt worden sein konnte, ob beispielsweise diese Menschen bereits in der Lage gewesen sind, Institutionen zu

¹ Ich danke Avraham Ronen für den Hinweis auf diese Gräber. Zur frühen Herkunft dieser Vorstellung bei nordamerikanischen Indianern schon 1897 Müller. (bei Eggert, 2006)

denken. Alles, was in den genannten, übertrieben scheinenden Thesen über die Früh-Menschen (*Homo erectus*, *neanderthalensis*...) aufgeführt wird, kann – wenn es auf einen vernünftigen Kern reduziert wird – auch mit sehr geringer Kompetenz entstanden sein. Ich komme bei der Besprechung der Höhlenmalerei darauf zurück. Wo bleibt in solcher Betrachtung der historische Wandel? Vor allem der des Denkens?

Prä-bewusste Kompetenz

Sehen wir uns die grundlegende Entwicklung von Kapazität und Kompetenz in der menschlichen Entwicklung noch einmal an. Wir wissen heute, moderne Menschen teilen mit Schimpansen 98,7% der Genausstattung. Da es gravierende kognitive Differenzen zwischen beiden gibt – gelinde ausgedrückt –, kann diese Information offensichtlich nicht von grosser Bedeutung für die Kompetenz sein. Wir stammen nun einmal nicht von Affen ab, sondern beide von Ur-Primaten. Und in um die sieben Millionen Jahren kann trotz aller Ähnlichkeit und gleichen „Bausteinen“ das Denken sich deutlich unterscheiden, soweit von Denken überhaupt bei Affen zu sprechen ist; besser wäre eine Unterscheidung. Die genetischen Differenzen betreffen vor allem das Gehirn, die fünf Sinne und das Immunsystem, sagt Bauer. (2008) Daraus ergibt sich, der Unterschied der Genausstattung der Früh-Menschen zu uns ist auf dieser Ebene kaum noch benennbar. Es geht mithin um die Struktur der Gene und um die Funktionsweise des Informationsaustauschs zwischen ihnen. In der grossen Entwicklungslinie zur Gattung *Homo* finden sich sehr verschiedene Schädelformen, die ganz gut in eine Entwicklungs-Reihe zu passen scheinen und auf eine bestimmte Ausweitung der Biologie des Gehirns hinweisen. Es könnte beispielsweise auch die Blutversorgung beim Gehirn der Neandertaler:innen eine andere als bei *Sapiens* gewesen sein. (Facchini, 2006) Von ihnen und *Sapiens* müssen wir nun wohl sagen, sie stammen beinahe zeitgleich in weit entfernten Regionen von etwas unterschiedlichen Formen des *Homo erectus* ab, im Norden mit ähnlich geformter, wenn auch grösserer fliehender Stirnpartie.

Homo erectus besass noch ein deutlich kleineres Gehirn als *Sapiens*. Noch einmal sei betont: die Neandertaler:innen sind eine Seitenlinie des *Erectus*, die sich nur in Eurasien entwickelte. Sie besaßen ein gegenüber *Sapiens* geringfügig grösseres Gehirn, wenn nicht – was eine jüngere Vorstellung annimmt – beim generell grösseren Knochenbau auch die Augenhöhlen deutlich grösser waren als bisher gedacht, so dass die Gehirngrösse als ähnlich gross einzustufen sei. Doch auch die Grösse ist kein hinreichendes Mass für die Kapazität des Gehirns. Heute haben Frauen durchschnittlich gegenüber Männern ein etwas kleineres Gehirn, was ja nicht gerade schädlich ist. (Semendeferi, 2001) Auffallend ist beim *Homo sapiens* die deutlich steiler stehende Stirn als bei Affen und allen Früh-Menschen sowie die Kugelform des Schädels.

Es gibt also auf der biologischen Basis des Gehirns nur eine Reihe vager Hinweise auf die mögliche Ausbildung einer jeweiligen, der Lebensweise angepassten Kompetenz. Zudem es eine weitere Schwierigkeit der Beurteilung gibt: Früh-Menschen mit geringerer Fähigkeit des Denkens waren vielleicht dennoch in der Lage, in komplexer Lebenssituation eine relativ hohe Kompetenz auszubilden, die der von modernen Menschen mit weit höherer Fähigkeit, aber nur in einfacher Weise lebenden und deshalb mit relativ gering ausgebildeter Kompetenz ausgestattet, nahekommen konnte. Bei entstandener höherer Denkfähigkeit musste in der Phylogenese auch erstmal auf der vorhandenen Stufe der Kognition des Erectus aufgebaut werden. Bei den Artefakten ist sich die Fachwelt offenbar weitgehend einig darüber, die von Sapiens übertreffen jene von Neanderthalensis schon bald, wenn nicht in Eurasien von Anfang an, was bei dem Sapiens, der noch in Afrika lebte (Aterian-Kultur), noch nicht so gewesen ist. Uneinigkeit besteht über die Fähigkeit, Hände an Wände zu zeichnen. Da nun solche von Neandertaler:innen bereits als 65.000 Jahre alt gelten können, scheint dieser Streit erst einmal entschieden.

Frühe Sesshaftigkeit

Bald nach der Ankunft von Homo sapiens in Südwest-Eurasien wird bereits die Sesshaftigkeit sichtbar. Das mag für jene Zeit ein etwas grosses Wort sein, doch will ich erneut darauf hinweisen, was in dieser Darstellung insgesamt von erheblicher Bedeutung sein wird, auch wenn die Funde für die ersten 20.000 Jahre des Jung-Paläolithikums dafür eher schwach sind. Doch die Archäologie ist selbst diesbezüglich nicht extrem kleinlich, aus geringen Funden grosse Schlüsse zu ziehen. Sehen wir erst einmal auf die frühesten bekannten Siedlungen. In der Schwäbischen Alb war zumindest eine der Höhlen bereits im Winter als Basislager bewohnt, also von temporär sesshaften modernen Menschen: Geissenklösterle. Mir scheint dies ein sehr wichtiger Hinweis zu sein, früh von möglichst beständigen Standorten auszugehen; Nahrung scheint hinreichend vorhanden gewesen zu sein, tierisch wie pflanzlich.

Sehr alt sind auch Funde des Fundortes: Keilberg Kirche. Diese beiden sind neben: Willendorf II (Österreich) Fundstätten der Kultur: Aurignacien, und zwar in dessen erstem Zeitraum von zirka 40.000 bis vor 35.000 Jahren. Damals gab es ungefähr parallel dazu noch die Kultur: Fumanien in Norditalien (Fumane bei Verona) und am Fusse der Pyrenäen am Mittelmeer (L'Arbreda, Reclau Viver). Erst aus den nächsten 3.000 Jahren fanden sich dann um die 20 Fundplätze der beiden Kulturen vom Atlantik bis hin nach Kostenki, das weit im Osten hinter dem Schwarzen Meer liegt. Die Daten der Höhle: Geissenklösterle reichen bis 40.000 bp zurück. Es sei ein Lager der Kreativität gewesen. (Conard/ Bolus, 2009: 113) Während in Südwesteuropa die Höhlenmalerei belegt ist, wird in den Höhlen der Alb figürliche Schnitzerei hergestellt. Am

bekanntesten sind wahrscheinlich der sogenannte Löwenmensch vom: Hohlenstein-Stadel, den Wunn (2005) eher für eine reine Tierfigur hält, die aus einem langen Stück Elfenbein geschnitzt wurde und – ohne Mähne – eine Löwin darstelle! Sie wäre (im Fall einer weiter gehenden Interpretation damals schon) als Jägerin zu verstehen, sagt sie. Pferdekopf und Ente aus der Höhle: Hohle Fels und Mammut und Pferd vom: Vogelherd sind ebenfalls recht bekannt geworden. (Bilder: Müller-Beck/ Albrecht, 1987; Eiszeit, 2009) Kleine Figuren von meist nur bis zehn Zentimeter, die Löwin 30 Zentimeter lang. Nicht zu vergessen Flöten aus Schwanen- und anderen Knochen. Offenbar war der Mensch in jener frühen Zeit als Bild selbst noch kein Thema, wenn von nur einzelnen Menschendarstellungen mit Tiermasken und wenig ausgearbeiteten Zeichnungen und Reliefs in Bilderhöhlen abgesehen wird, deren Alter nicht feststeht.

Wenn vom: Geissenklösterle als Basislager gesprochen wird, sehen wir schon für diese frühe Zeit einen wichtigen Hinweis: Sesshaftigkeit gab es, wann immer es möglich war; vielleicht mit Basislager und entfernten Jagdstationen, von denen es Funde gibt. Über konkrete Bauten ist – wenn nicht Vorräume von Höhlen oder Abri als Standort nachgewiesen sind – für jene Zeit nichts bekannt. Früher wurde generell von einer ständig mobilen Lebensweise für die „Steinzeitjäger“ ausgegangen; als Modell dienen die rezenten arktischen Völker (mit ihren Sommer-Zelten), die den Tieren hinterherziehen. Doch selbst diese sehr einfach strukturierten Wildbeuter:innen, wie solche in Afrika, wandern – wenn möglich – in einem festen Gebiet umher, das gegenüber Nachbargruppen abgegrenzt ist, und im sinnvollen Rhythmus von Lagerplatz zu Lagerplatz genutzt wird, um günstige Alternativen der Ernährung wahrzunehmen. In extremen Regionen, wo die Ressourcen selbst mit einer der Natur sehr angepassten Lebensweise übernutzt werden können, und wo Platz genug ist, werden die Gebiete wiederum regelmässig gewechselt. Bei den Inuit in Nordalaska fand Binford einen solchen Wechsel etwa alle zehn Jahre; alle 50 Jahre wurde das erste Gebiet wieder genutzt. Er sieht solche Verfahren auch in Labrador, der Kalahari und in Australiens Wüsten; (1984) also in kargen Umwelten.

Hahn hat für das Aurignacien einige Fundplätze dokumentiert. (1977) Die dargestellten Siedlungsplätze sind recht klein und reichten für bis zu 20 Personen; das waren wohl eher Jagdstationen. Er nimmt – an anderer Stelle (1987) – pro Person etwas weniger als zwei Kilo Fleisch täglich als nötig an, weil andere Nahrung nicht dokumentiert sei! Mitteleuropa ist, so seine Schätzung, von einer halben bis zu einer Million Menschen belebt gewesen, auf eine Person kamen knapp zwölf Quadratkilometer Land, oder 0,15 Personen pro Quadratkilometer. Aus einer Gruppe von regional nahen Fundplätzen vermutet er dazu die Grösse eines „Dialektstammes“ mit 500 Personen. Diese Zahl wird auch an anderer Stelle genannt, weil dann schädliche Folgen durch Inzucht vermieden worden seien. (Burenhult, 2004: 93; ob dieses Problem bereits bekannt war?)

Einzelne Gruppen werden sonst meist mit durchschnittlich 30 bis 70 Personen angenommen, eine Zahl, die von rezenten Wildbeuter:innen abgelesen wurde. „Kernfamilien“ aus Eltern und Kindern nebst nahen Verwandten (über die weibliche Linie mehr gefühlt als institutionalisiert) könnten die Basis solcher frühen kleinen Gruppen gewesen sein. Später ist darauf zurück zu kommen, dass die Sesshaftigkeit wahrscheinlich ein Mass ist, das auch die wesentlichen kognitiven Veränderungen des Homo sapiens im Jung-Paläolithikum einigermaßen abgrenzt, weil Kognition sich durch mehr oder weniger komplexen Umgang mit der Umwelt ausbildet soweit es nötig ist. Für einen langen Zeitraum kann vielleicht ein Lager der Zeit um vor 15.500 Jahren bp – 4.000 Jahre vor dem Göbekli Tepe – als typisch benannt werden, obwohl diese Zeit bereits in die der Jüngeren Wildbeuter:innen reicht: Gönnersdorf/ Bonn; (Bosinski, 1981) wir kommen gleich zu älteren Siedlungen. Dort wurden, neben normalen Spitzzelten, bereits grosse runde Wohnzelte gefunden, die mit senkrechten äusseren Wandpfosten und einem höheren Mittelpfosten errichtet waren, in der die Generalidee des Bauentwurfs des Göbekli Tepe schon enthalten ist. Es fand sich ein Grillspieß und eine Kochgrube, in die heisse Steine zum Erhitzen der Suppe geworfen wurden; die erhitzten Steine sind heute erkennbar. Und viele kleine Bildtafeln mit Einritzungen in Schiefer wurden gefunden, oft weibliche Hüften darstellend. Die frühere Grösse der Siedlung ist nicht bekannt, der Fund befindet sich in einem bebauten Gebiet.

Diese Region bestand damals vor allem aus eiszeitlichen Grassteppen. (Sirocko, 2010: 89f) Allerdings war diese Steppe so wildreich, dass nur eine relativ kurze Zeit täglicher Jagd benötigt wurde. (Bosinski, 1981: 58) Essbare Pflanzen waren Eicheln, Wacholderbeeren, Haselnuss, Gräser (frühes Getreide), Süssgräser (Mannagras), Blüten von Kamille und Scharfgarbe, Blätter vom Löwenzahn, Wurzel und Blätter der Wegwarte (Zichorie), Melden-Arten, Wurzeln von Nelkengewächsen, ganzer Beifuss und ganzer Topfnambur. Für die gesunde Ernährung ist solche Kost nötig. Inuit essen deshalb den Mageninhalt gejagter Rentiere. (65f) Über den konkreten pflanzlichen Konsum gibt es keine erhaltenen Spuren. Benötigte Steine wurden von den Leuten aus über 100 Kilometer Entfernung beidseitig des Rheins geholt. (68)

Übermässig gesund scheinen Menschen der Eiszeit nicht gewesen zu sein, von Verletzungen abgesehen. Zahnschmerzen als Volkskrankheit? Jedenfalls für Neandertaler:innen sind sie bezeugt. (Haidle, 2009: 164; Auffermann/ Orschiedt, 2002) Allerdings weniger in der Form des Karies, wie es bei Getreide essenden Menschen dann häufig wird, deren Zähne auch unter dem Staub der Mahlsteine litten. Ebenso führte das Lederkauen, um es geschmeidig zu machen, zu schwerem Zahnabrieb der Frauen! (Meller, 2011)

Die Jagd, besonders die auf Pferde und zu anderen Zeiten auch sehr viel auf Ren, war in solcher Umwelt wichtige Ernährungsform. Ob sie die primäre war,

wird immer öfter hinterfragt, von Forscherinnen vor allem, die die Frauenarbeit aus dem Dunkel der männerorientierten Darstellungen herausholen. Der Zusammenhang mit wandernden Herden war im hohen Norden wohl von grösserer Bedeutung als zu jener Zeit 4.000 Jahre später in der Region am Göbekli Tepe in einer deutlich wärmeren, aber nun auch an Regen reicheren Umwelt; ein Grund mehr, festere Gebäude zu errichten. So lässt sich das Leben nördlich Afrikas – oft in Gebäuden am schützenden Hang (Sessellage, Bodinski) – offenbar nicht als durchweg extrem unangenehm für jene Leute verstehen, da sie nichts anderes kannten.

> Exkurs: Die Neandertalerin von Mettmann

Homo neanderthalensis wird manchmal nicht nur weitgehend bruchlos neben Sapiens gestellt, sondern beispielsweise auch modern eingekleidet, wie im Neanderthal-Museum in Mettmann. Für die Frühzeit steht die Neandertal-Frau im bodenlangen Lederkleid da, gerade einen Geh-Schritt weit. (Bilder: Auffermann/ Orschiedt, 2002) Das wird – kann ich mir vorstellen – im feuchten Tau des frischen Morgens beim Kräutersammeln eher hinderlich gewirkt haben, und wenn dann noch der wilde Ur auf die Dame losstürmte... Problematischer noch finde ich die demonstrative geschlechtliche Rollenverteilung. „Er“ steht in der Museums-Vitrine natürlich mit dem Speer da. „Sie“ in diesem Kleid mit einer Nähnaedel, deren Konzept immerhin komplexeres Denken aufscheinen lässt als so ein spitzer Stock – was aber dort vielleicht anders gesehen wird. Nun sagt allerdings Klek, der im experimentellen Nähen der Urzeit erfahren ist, Knochennadeln mit Öhr würden in der Literatur generell erst mit dem modernen Menschen (Homo sapiens) in Verbindung gebracht; und sie seien dem Nähen mit Ahlen keineswegs überlegen. (2012: 10) Auffermann/ Orschiedt sprechen denn in ihrem Text (!) auch nur von bei Fundstätten von Neandertaler*innen ausgegrabenen Ahlen, mit denen Leder durchstochen worden sei. Dass die ausgestellten Figuren nach ethnographischen Parallelen ausstaffiert sind, wie mir mitgeteilt wurde, scheint für dieses Kleid nicht belegt.¹ Eine plausiblere

¹ Deshalb wird ein kleines Lächeln erlaubt sein; ich erkenne aber nicht den finanziellen Druck solcher Häuser zum „Event“. Einer der mir gegebenen Literaturhinweise bezieht sich auf die Zeit ab vor 6.000 bp, einer auf die Hallstein-Kultur, ein weiterer auf die Kleidung des Mannes (!) von Sungir, andere wurden erst nach der Herstellung der Neandertalerin mit dem langen Rock geschrieben, nach deren Begründung der Kleidung ich gefragt hatte. Ein statisches Modell, wieviel des Körpers bei welchen Temperaturen bedeckt sein muss (bei Homo sapiens etwas mehr als bei neanderthalensis), wurde auch benannt: Wales, 2012 > <http://dx.doi.org/10.1016/j.jhevol.2012.08.006> Die ersten langen Röcke der Geschichte finde ich in den Felszeichnungen von El Cogul bei Lérida/ Spanien neben sieben kürzeren Röcken; Übergang zum Neolithikum 8.000 bp. (Behn, 1963: 23) Behns Nachzeichnung ist nicht korrekt oder die Skizze im Foto nicht mehr voll erkenntlich. (siehe: Unesco, 2006: 64) Tatsächlich wissen wir über das Aussehen von Neandertaler*innen so gut wie nichts, über ihre Lebensweise auch nicht viel mehr. Ich hörte – allerdings in ganz anderem Zusammenhang – auch schon von der Theo-

Kleidung für eine junge Frau des Jungpaläolithikums näht Merthen im Rahmen experimenteller Archäologie mit Leggings, Schuhen und darüber Hemd und Überwurf, sowie einer den Kopf umfassenden Mütze. (2012) Da darf wohl die flotte lange Lederkleidung und die Nadel von „Madame“ als ausdrücklich weibliches Pendant zur lebensschaffenden Jagd verstanden werden. Wie soll denn eine weitgehend gleiche Arbeitsübernahme zwischen den Geschlechtern von arglosen Besucher:innen erkannt werden?

Das gilt auch für die Darstellung von Neandertaler-Männern in modernen Business-Anzug, die heute auf unseren Strassen gar nicht auffielen. Immerhin wird dies Problem in einer die Frauen einmal herausstellenden Publikation just jenes Museums betont. (Auffermann/ Weniger, 1998) Mir scheint eher, dass Schimpansen – mit ihnen wären wir zeitlich ungefähr bei Lucy Australopithecus – oder ein Rudel Wölfe all diese Fähigkeiten der Jagd, die dabei betont werden, auch schon aufbringen. Eine ähnlich überzeichnete Bilddarstellung einer jagen- den Sapiens-Frau ziert den Katalog von Meller (2005-2); die Freundin des Künstlers, lässt sich vermuten, jedenfalls „sexy“, kluges Gesicht, emanzipiert... und völlig unhistorisch; dazu gleich.

Selbst die Rekonstruktionen der Gesichter von Neandertaler:innen wurde in diesem Museum (und vielleicht auch anderswo) nach der Dicke von Haut und Gewebe der *heutigen* Menschen ermittelt und auf die rekonstruierten Schädel der Neandertaler:innen übertragen; das sei, wie es in dem genannten Band selbst gesagt wird: spekulativ. (Auffermann/ Orschiedt, 2002: 45f) Dieser Eindruck gilt auch für jene Bilder der früheren, ach so sympathischen, aber vermutlich deutlich verniedlichten Spezies, die beinahe allen Berichterstattungen, die es heute zum Thema gibt, beigegeben werden. Die immerhin möglichen deutlichen Zäsuren der menschlichen Entwicklung bleiben bei solchen Annahmen allzu- leicht von vornherein ausgeblendet, obwohl sie zu erschliessen gerade Aufgabe von Wissenschaft (und Museen) ist. Besser würde der Zeigefinger auf solche vermutbaren Fehlstellen im Wissen gelegt.

Ganz anders ging das „Landesmuseum Vorgeschichte Halle“ im Katalog ihrer Ausstellung „Menschenwechsel“ vor. Es geht um den Homo sapiens. (Meller, 2005) Die bereits erwähnte „starke“ (allerdings sehr!) moderne Frau, mit erlegtem Hasen am Strick um die Hüfte gebunden, einem mächtigen Speer in der Linken, Leggings aus Leder, barfuss. Die Jägerin trägt Halskette und Umhängetasche, am Bauch des freien Oberkörpers und am Oberarm sehen wir Schmucknarben. Offen ist der Blick in die Landschaft gerichtet, in die sie hin- einschreitet. Na ja. Doch in diesem Katalog finden sich mehrere weitere Abbil- dungen von Karol Schauer, etwa eine Frau zum Fischspeeren zusammen mit Männern im Fluss, sie trägt ihr Baby auf dem Rücken. Weitere Darstellungen

rie, der Mensch habe von Wölfen seine Sozialität überhaupt erst abgeguckt.

zeigen eine Bogenschützin, und bei einer Jagd auf einen Bullen trägt eine Frau ein bis zum Oberschenkel reichendes Fellkleid, um mit ihrem Speer hinreichend flexibel agieren zu können. In der Einleitung ist ebenfalls vermerkt, die Nähnadel sei erstmals bei Homo sapiens nachgewiesen! Im Band-1 zur Ausstellung in Halle werden allerdings Neandertaler:innen geistig mit Homo sapiens gleichgesetzt.

Die erste Form der Kommunikation

In der Ontogenese folgt heute bei allen Kindern dieser Welt die Sprache dem frühen Denken, das mit der Geburt, eigentlich vorgeburtlich schon, von allein beginnt, wenn der Zellhaufen: Gehirn eine dafür hinreichende Grösse erreicht hat. Denken und Sprache sind different! Komplexes Denken beginnt wiederum nach und mit Hilfe der Sprache. Zuerst muss jedoch gedacht werden, um etwas kommunikativ (auch im Selbstgespräch) ausdrücken zu können, in welcher Form auch immer. Und ungefähr gleichzeitig mit der Sprech-Sprache – von der hier die Rede ist, und der Zeigen, Gesten und Gebärden vorausgehen, wie Tomasello betont – entsteht das von mir so genannte prä-symbolische (prä-bewusste) Denken bald nach der Geburt. Damit ist – wie gesagt – nicht bewusst reflektiertes symbolisches Handeln derart gemeint, dass durch künstlerische Gestaltungen zur Lebenssituation etwas ausgedrückt werden soll, wie es manchmal in der Archäologie diskutiert wird. Etwa wenn die Funktion der frühen Darstellungen von Vulven und dann die Frauenfigurinen oder andere Artefakte gedeutet werden. Es geht vorerst um rudimentäre oder Prä-Symbolik als nötiges unbewusstes Hilfsmittel zum Denken, Zeigen und Sprechen.¹

Ursprache?

Welche Kommunikationsformen mögen bei Früh-Menschen schon ausgebildet gewesen sein? Die Sprachwissenschaft und andere haben sich schon seit geraumer Zeit auch mit den allerersten Sprachen befasst. Unger-Dreiling diskutiert bereits 1966 frühes Denken: „*Was haben wir also als methodisches Werkzeug in der Hand, um zum Bewußtsein des ‚Urmenschen‘ vorzustossen? Die heute auf der Welt gesprochenen Sprachen. Sonst nichts*“. (140) Deshalb geht sie auf die Sprachstämme zurück, um die historisch komplexer werdenden Sprachen (hamito-semitisch, chinesisches, indo-europäisch) aufzuzeigen, in denen die organische Logik – das ist eine Entsprechung zur traditionellen Logik bei mir – ihren konkreten Niederschlag gefunden haben müsse. Für die frühe Zeit ist erst ab vor gut 10.000 Jahren von Sprachgruppen die Rede. Die bekannteste ist

¹ Wir sahen, dass die Begriffe: symbolisch, oder auch: abstrakt, hinsichtlich der Ontogenese noch präzisiert werden müssen; ich bleibe hier bei den eingeführten Bestimmungen, dass traditionell denkende Menschen konkret denken; für Kleinkinder sind vielleicht Ergänzungen oder Präzisierungen zu machen. (Gopnik u. a., 2003)

wohl das Indogermanisch, oder heute besser: Indoeuropäisch, wie es in anderen Ländern heisst.

Schon für die Zeit, bevor der afrikanische Homo sapiens sich nach Osten (Asien) und dann Norden (Europa) aufmachte (Out of Afrika II, III), also ab vor etwa 70.000 Jahren, wird manchmal von einer Ursprache gesprochen, die hinreichend war, um die heutige Gruppe der Weltsprachen mit ihrer gewissen Nähe zueinander später an den verschiedenen Orten ausbilden zu können. (bei Burenhult, 2004, „Protowelt“) Schon in der älteren Arbeit Tomasellos gibt es eine solche Annahme der Protosprache vor dem ersten Auszug des Homo sapiens aus Afrika: *„Grammatikalisierung und syntaktische Schematisierung sind in der Lage, in relativ kurzen Zeitspannen bedeutende Veränderungen der sprachlichen Struktur zu bewirken“*. Moderne Menschen seien jene, die *„als erste symbolisch zu kommunizieren begannen, indem sie möglicherweise einfache symbolische Formen verwendeten, die analog sind zu denen, die von Kindern [!] verwendet werden. Dann zerstreuten sie sich über die ganze Welt, so daß alle gegenwärtigen Sprachen ursprünglich auf jene einzige Protosprache zurückgehen“*. (2006: 62f; 2011: 261f, 335f) Tomasello sieht Sprache – wie schon bei Dux (1990) – als historisches Wachsen durch Erwerben entstehen. Und zwar Wort für Wort aus zuerst „vereinbarten“, nicht bloss irgendwie entstandenen Gesten/ Gebärden zur miteinander geteilten Vokalisation, um einen gemeinsamen Bildungshintergrund zu schaffen. (2011) Eine nativistische Vorstellung, Sprache entstamme den Genen oder von denen produzierten Sprachmodulen (Chomsky), weist auch er zurück. (2011: 332) Ich halte diese Protosprache heute nicht mehr für wahrscheinlich, sondern stelle mir verschiedene Sprachschöpfungen vor (wie bei der Landwirtschaft, der Speerschleuder...). Grundlage ist die Kognition, die Struktur des Gehirns, die zugleich die Grenzen des Möglichen setzt und nur „ähnliche“ Sprachen erlaubt; damit sind konkrete verwandte Sprachen nicht ausgeschlossen. Es gibt weitere Theorien.

In der Levante könnte sich eine *afroasiatische* Sprachgruppe gebildet haben. Die Einwanderung der Indoeuropäer:innen begann nach früheren Theorien erst vor 6.000 Jahren. Sie verbesserten die Landwirtschaft durch Einführung des Pflugs. (Hauska, 2005) Vor 9.500 Jahren habe es wahrscheinlich bereits eine *anatolische* Sprachgruppe gegeben, sagt eine neuere Studie, aus der das Indoeuropäisch entstanden sei. Strittig ist auch, ob während der Eiszeit eine *vaskonische* Sprachgruppe entstand, als sich viele Gruppen vor der Kälte in Richtung der Pyrenäen zurückzogen. (mit Bezug zum Baskischen, Hamel, 2007; kritisch Hauska, 2005) Auch von einer *nostratischen* (=heimischen) Gruppe in grossen Teilen der damaligen Welt ist die Rede, sie wäre um 11.500 bp entstanden. Haarmann (2006) vertritt die These, eine weiter als 10.000 Jahre zurückreichende Zuordnung sei linguistisch nicht möglich. Er nennt als gröbere Übersicht vier denkbare historische Sprachstadien über diesen Zeitraum hinaus:

Homo erectus konnte demnach die Lautnachahmung und besass die Fähigkeit zur symbolischen Tätigkeit;¹ Neanderthalensis verbesserte die Sprachfähigkeit und konnte vielleicht zwei Vokale (a, e) und acht Konsonanten (p, b, t, d, s, h, n, m), dazu Knacklaute;² es gab zuerst noch keine Satzbaupläne. Erst viel später entstanden vermutlich bei Homo sapiens mehrsilbrige Wörter, Nomen, Verben und Pronomen, mit denen sich die Abstraktionsfähigkeit erhöht, wenn etwa für: Mädchen das Wort: *sie* eingeführt wurde. Da wird sehr detailliert diskutiert.

Manches spricht dafür, das Sprachlernen *nach* (!) der phylogenetischen Entwicklung als nicht allzu schwierig anzusehen. Immerhin können sich Vier- bis Sechsjährige bereits relativ intensiv verständigen. Diese Vorstellung wird durch die Entwicklung der sogenannten Pidgin-Sprachen gestützt, und zwar empirisch gestützt. Sie entstehen bei speziellen Bedürfnissen, wo zwei verschiedene Sprachen aufeinander treffen, um beispielsweise Grenzhandel zu treiben oder ein Volk zu unterjochen. Dabei entstehen keine vollwertigen Sprachen, da nur das Nötigste besprochen wird. Interessant ist der Hinweis, es handele sich nicht nur um einen stark reduzierten Wortschatz, sondern darin läge eine starke generelle Tendenz zur Umschreibung und Metaphorik, also auch hin zu *Gebärden*. Pidgin-Sprachen bilden weltweit eine gewisse Ähnlichkeit aus. (Bussmann, 1990) Das mag darauf verweisen, sie seien meist mit europäischen Sprachen vermischt, mit denen der Kolonisatoren.

Verstetigt sich eine Pidgin-Sprache jedoch, wenn etwa der Handel dauerhaft wird, kann es dazu kommen, dass an solchem Ort Kinder aufwachsen und aus dem Pidgin für sich (!) eine Muttersprache entwickeln, um es etwas verkürzt zu sagen, eine Kreol-Sprache. Dabei entsteht ziemlich schnell eine neue vollwertige Sprache. Eine ähnliche Entwicklung fand vor einigen Jahrzehnten in Nicaragua zwischen gehörlosen Menschen in einem für sie eingerichteten Ort statt, die eine Gebärdensprache neu entwickelten. (Tomasello, 2011) Solche Annahme wird durch Zeichensprachen unterstützt, die es noch bei rezenten Urvölkern gab, und die für stundenlange Unterhaltungen ausreichten, wenn etwa aus rituellen Gründen Sprechen verboten war. (Lévy-Bruhl) Allerdings sind das Situationen, in denen zuvor eine Sprech-Sprache existierte, die frühe Entwicklung einer Zeichensprache ohne sie ist anders gelagert.

Das schnelle Sprachlernen gilt bei Kleinkindern generell. Wenn bei ihnen aus Wörtern Sätze werden, bilden sie zur Übung vorübergehend eine eigene

1 Hurford (1999) spricht (mit Bickerton) davon, Erectus habe wie intensiv trainierte Schimpansen gesprochen; dass letztere sprachen, galt damals noch als Standard (siehe Tomasello, 2011). Ähnlich bei Donald (1993; mit Bickerton), der zu Homo erectus sagt, kein moderner Forscher habe argumentiert, diese Art habe Sprache oder ähnliches, einige sprächen davon, er habe eine Proto-Sprache auf dem Niveau zweijähriger Kinder gehabt: ein- oder Zweiwort-Ausdrücke und Gesten (siehe aber Mania zum Erectus-Lager Bilzingsleben; 1998)

2 Knacklaute werden von Buschleuten verwendet, die den ältesten Sprachen zugeordnet werden, die in dieser Vorstellung von dort her alle aufeinander aufbauten.

Grammatik aus, ihre Versuche sind nicht regellos. (Gopnik u. a., 2005) Die Sprachforschung zeigt auch die Fähigkeit eben geborener Kinder, alle denkbaren Sprachlaute dieser Welt zu erkennen, als Grundlage für alle Kinder, jede Sprache zu lernen. Ihre Hörfähigkeit ist noch ungeprägt und verengt sich erst nach wenigen Monaten auf den in ihrer Muttersprache gebräuchlichen Tonsatz; dann verlieren beispielsweise japanische Säuglinge die Unterscheidung der Laute: R und L. Vor dem Spracherwerb lernen Säuglinge, die gehörten Lautfolgen für sich zu unterscheiden. Auf eines ist bei Sprache noch hinzuweisen: sie funktioniert nicht nur auf Basis der erlernten Wörter, sondern diese bekommen nur den jeweils gemeinten Sinn, wenn Kommunikationspartner:innen einen gemeinsamen Kontext erworben haben, in dem die jeweiligen Wörter und Sätze verstehbar sind. Ein Satz: sieh mal den Baum hier, kann die Pflanze meinen, in einer technischen Besprechung aber auch einen Kabel-Baum, in einer gesellschaftlichen auch den Stamm-Baum einer Verwandtschaft; und dann erst der Satz: Sieh mal dort, verbunden mit einem Fingerzeig.

Die Antwort auf die Frage nach dem Wo der Sprachentwicklung „schreit“ geradezu nach Lagern der Frauen als Ort der Entwicklung (nicht nur der Sprache). Bei und mit den Frauen lernen Kinder die Sprache. Wie kann Sprache von Kleinkindern denn anders als im Dialog mit einer Haupt-Bezugsperson erworben werden, solange beide noch durch die Milch verbunden sind? Die ersten Laute, dann Worte, dann Sätze, entstehen zuerst zwischen Kind und Bezugsperson, bevor sie mit den anderen Gruppenmitgliedern – auch Kindern! – verbunden werden. Und in diesem Bezug wird die Sprache um das jeweils nötige Quantum weiter entwickelt, eher nicht auf der Jagd oder bei der (rituellen) Waffenherstellung.

Es gibt sogar Hinweise auf frühe spezielle Frauensprachen, beispielsweise im Sumerischen. (Krecher, 1993) Lévy-Bruhl erwähnt solche auch und dazu Geheimsprachen für magische Praktiken. (1926: 151) Die Initiation der Jungen zu Männern hätte damit eine zusätzliche Funktion: die gegenüber Frauen geheimen Anteile der Männersprache oder das Geheimnis von Ton-Instrumenten zu übernehmen, sozusagen die „Ordnung“ selbst als Verschwörung gegenüber den Frauen. Viele kleine Schritte – über einen Windschutz zur Hütte,¹ über die Zufallsentdeckung wieder aufkeimender Pflanzen auf Abfall und so fort – sind auch für die Weiterentwicklung einer vollwertigen Sprache plausibler; die Geistwesen/ Gött:innen der Neuerungsfeinde mussten das jedoch immer zulas-

¹ Lévy-Bruhl schildert einen Fall bei den Betschuanas (Südafrika), bei dem ein Missionar ausgelacht wird, als er angesichts schwieriger Bauarbeit empfiehlt, den Hüttenbau durch die Männer machen zu lassen; (1959: 298) ähnlich Dux, 1997. Missionare waren mindestens so hysterisch wie die Männer der Baruya, wenn es um die Durchsetzung männlicher Ordnungsmuster ging, von Glaubensfragen ganz abgesehen.

sen. Das ist bis heute so, wenn wir an die Debatten um die Reinheit der jeweiligen Sprache bei deren Anpassung mittels einer Rechtschreibreform denken.

Tomasellos Ansatz (2006f) wurde oben bereits recht ausführlich dargestellt, weil ich von dem generell ausgehe. Deshalb hier nur zusammenfassend einige Hinweise. Auf Basis seiner Forschungen mit/ über Primaten, meist Schimpansen, und vor allem Kindern, sieht er in der Geschichte drei einander folgende fiktive Gruppen entstehen: Homo, Früherer und Späterer Sapiens. (2011) Dabei geht er davon aus, lautliches Sprechen sei nicht aus tierischen Lauten entstanden, weil beispielsweise Affen Laute nicht lernen, sondern situativ festgelegt verwenden, also instinktiv, wenn sie etwa eine Schlange entdecken.¹ Affen können aber von Menschen (einfaches) Zeigen erlernen, weshalb Tomasello annimmt, eine rudimentäre Zeichensprache (und nicht Laute) könne die Evolutionsreihe Tier-Mensch gebildet haben (obwohl sie über sechs Millionen Jahre der Entwicklung trennt), bevor die Gattung Homo dann langsam das Sprechen entwickelt habe. Die den Affen folgenden drei fiktiven Gruppen will er eher illustrativ verstehen und nicht zeitlich einordnen. Diese drei Stadien der Menschwerdung, die Tomasello an der wachsenden Fähigkeit zur Kommunikation entwickelt, will ich aber – wie gesagt – zum besseren „Einfühlen“ in die Entwicklung zeitlich benutzen. Hier noch einmal die beiden Formen, die ich für das Jung-Paläolithikum annehme:

Die Zeit des entstehenden *Früheren sapiens* könnte bis ins frühe Jung-Paläolithikum reichen, als unsere Art sich konstituierte. Auch ein noch jüngerer Zeitpunkt scheint möglich, kurz vor der Ausbreitung des Homo sapiens über die Welt; so hätte die von Tomasello angenommene (Ur- oder) Protosprache über Afrika hinaus gelangen können (Prä-Bewusste; wirres Denken; bei Damasio, 2011, entsteht hier das „Selbst“, s. u.).

Den Zeitpunkt des Übergangs zum *Späteren sapiens* bezeichnet Tomasello allerdings recht präzise in qualitativer Hinsicht als erworbene Fähigkeit: für den Späteren sapiens sei das charakteristische Merkmal die *Erzählung* und eine *extravagante Syntax* (traditionale Logik; wildes Denken; „biografisches Selbst“).

Mit meiner These, der ich hier nun weiter folge, liesse sich also sagen, noch die ersten Menschen in Westeuropa vor 40.000 Jahren, die die frühe Höhlenmalerei begannen, seien vom Typus des *Früheren sapiens* gewesen.² Danach

1 Wobei einige noch Raubvögel und -tiere unterscheiden können. Über die „Intelligenz“ von Tieren wird manches erzählt. Dass viele bestimmte Leistungen erbringen ist unstrittig, wenn auch Hunde nicht im Spitzenfeld liegen. (taz.de, 30.11.18) Die Frage ist, ob Menschen nicht völlig anders denken, da mit einem anderen Gehirn.

2 Auch Mithen (1999) nimmt, von einem anderen Ansatz her, einen „intellektuellen Sprung“ ab etwa 30.000 bp an, also kurz nach den ersten Höhlenmalereien in Chauvet.

wird es etwas schwierig, denn nun bin womöglich ich es, der einen früheren Übergang zum Späteren sapiens sieht als das bei Tomasello anklingt, der das, als er seine Arbeit formulierte, wenn überhaupt, vielleicht erst für Sumer annahm, während ich dafür als jüngsten Zeitpunkt bereits die Sozial-differenzierte Gemeinschaft betone, verstärkt ab vor 14.000 Jahren ab dem faktischen Ende der Eiszeit. Tomasello stellt ein Kooperationsmodell des phylogenetischen Prozesses der Kommunikation und damit der menschlichen Gemeinschaft vor, in dem sogar die Entstehung der Bedeutung des „Ansehens“ eine Rolle spielt, womit wohl das Erkennen der eigenen Rolle in der Gruppe/ Gemeinschaft gemeint ist (nicht: Eitelkeit). Inhaltlich sind Tomasellos wichtigsten evolutiven Schritte von (heutigen) Affen über die fiktiven Typen der Kommunikation oben bereits skizziert worden: *Affen*; *Homo* = Imitation von Handlungen; *Früherer sapiens* = Imitation durch Rollentausch; *Späterer sapiens* = soziale Imitation. (2011)

Ich habe, um ergänzend die zeitliche Dimension und den Prozess der Menschwerdung verständlicher zu machen, noch einen weiteren Schritt zwischen Affen – nun als historische Ur-Primaten verstanden – und Homo angesprochen. Bereits vor sechs bis sieben Millionen Jahren trennten sich die Entwicklungszweige der heutigen Affen und Menschen, die beide aus einem Ur-Primaten entstanden. Etwa zur Hälfte der Zeit lebte die Gattung *Australopithecus* („Lucy“) als direkte Vorgängerin der Gattung *Homo* (nicht dem von Tomasello erwähnten Typus: *Homo*). *Australopithecus* wird manchmal die Kognition der heutigen Schimpansen zugeordnet, weil die Gehirngrößen etwa gleich waren. (Tobias, 2001)

Greifen wir diese Annahme noch einmal auf, dann hätte *Afarensis* einen Entwicklungsvorsprung von gut drei Millionen Jahren gegenüber dem parallelen Zweig hin zu heutigen Schimpansen gehabt, die ja auch kaum statisch den gemeinsamen Ur-Primaten gleich blieben. „Lucy“ lief aber bereits auf zwei Beinen, hatte also körperlich bessere Möglichkeiten für die Lautbildung durch einen anderen Kehlkopf erreicht und wahrscheinlich auch für die Bildung der Kognition durch die neu entwickelte „zweibeinige“ Lebensweise, die Zeigen und Gebärden einfacher machte. Schon sehr früh hätte nach dieser Vorstellung die Gattung *Homo* gegenüber Affen und Schimpansen einen erheblichen Entwicklungsvorsprung gehabt, der sich dann bis zu *Homo erectus* wahrscheinlich noch exponentiell vergrößerte. Bei dem könnte sich die Kommunikation mit Zeigen, Gesten und Gebärden bis zum Typus „Auffordern“ wesentlich weiter entwickelt haben, dazu erlernte Laute.

Es scheint also nach den empirisch gestützten Erkenntnissen Tomasellos durchaus möglich zu sein, beim Beginn des Siedelns von *Sapiens* in Eurasien noch wesentlich den Typus: Ältere Wildbeuter:innen mit Zeigen, Gesten und Gebärden und einer nicht voll ausgebildeten Laut-Sprache anzunehmen. Sie

hängt wesentlich mit der Kompetenz zusammen, und nichts spricht dafür, zur Herstellung der archäologischen Funde wäre eine weitergehende Kognition nötig gewesen. Wer für die Jüngeren Wildbeuter:innen/ Spätere sapiens ausdrücklich Erzählungen wie etwa Ursprungsmythen als Voraussetzung annimmt, wird (zumindest im inneren Dialog) an die ältesten bekannten Mythen dabei gedacht haben: an Sumer und Ägypten. Oder bereits an den Göbekli Tepe und Jericho? Von dort kennen wir zwar keine Mythen, bei ersterem könnte aber die *Kunst* mit Flachreliefs schon eine Geschichte erzählen, die über die Anlage der Gött!nnen hinausgeht.

Wir werden bei diesem Monument in der Harran-Ebene noch genauer sehen, dass dort mit den jeweils zwei herausragenden Mittelpfeilern in den einzelnen Kreisanlagen kaum etwas anderes verstanden sein konnte als eine definierte Religion mit zwei männlichen Haupt-Göttern. Eine frühe Religion war aber nicht ohne eine mythische Erzählung begründbar! Ursprungsmythen lassen sich durchaus schon in einfacher Form für vorangegangene religiöse Ahnungen vorstellen, wenn anstelle von Gött!nnen noch vage gedachte Geistwesen den Ursprung der jeweiligen Gemeinschaft erzeugt haben. Es gibt einfache rezente Urvölker mit solchen Ursprungsmythen, sehen wir noch. Die Form der Kommunikation der Jüngeren Wildbeuter:innen wäre nach meiner These eine solche, die nicht lange vor oder zusammen mit jener (singulären?) Sozial-differenzierten Gemeinschaft entstand, die den Göbekli Tepe planen konnte. Die beginnende Erwärmung und der häufigere Regen am Ende der Eiszeit ab vor etwa 14.000 Jahren wird ein Auslöser gewesen sein, weil die Änderung des Wetters und damit die sich nach Norden zurückziehende Flora und Fauna einen erhöhten Beratungsbedarf jener traditionellen Menschen zwingend erzeugen musste, um die Subsistenz zu sichern. Dazu mussten sie Denken und Sprechen erweitern, um völlig neue Welten – auf ihre Art – begreifen zu können!

Rezente Ursprachen?

Heute werden die Khoisan-Sprachen der Buschleute in Namibia (mit den Klick- und Schnalz- oder Knack-Lauten: „!X...“) als älteste noch existierende Ur-Sprachen angesehen. Das Lexikon, das Traill aus Büchern und eigener Erfahrung (also jüngerem Datum) zur letzten vitalen Sprache dieser Volksgruppe, dem „!Xôö“, zusammentrug, basiert auf 1.300 Grundwörtern. Für die Sprache der verwandten „!Xun“ stellen König/ Heine knapp 3.000 Lexikonbegriffe zusammen. Wird aus diesen Sprachen das „Vitale“, also ein eingebundener moderner Wortschatz, herausgedacht, lässt es sich vielleicht mit verloren gegangenen Wörtern ausgleichen. Das von Halloran herausgegebene „Sumerian Lexicon“ enthält 1.255 Einzelwörter (logogram words) und 2.511 zusammengesetzte (compound words), die den Weg über Schriftquellen bis in unsere Zeit

gefunden haben.¹ Und Sumer war sozial schon – darf angenommen werden – deutlich differenzierter strukturiert als die Erbauer*innen des Göbekli Tepe; es scheint dort eine vollwertige Sprachkompetenz unter Nutzung aller nötigen Laute aus solchen Kenntnissen über denkbare alte Sprachen „irgendwie“ gut nachvollziehbar.

Graebner (1924: 90) sagt von den Bantu-Sprachen in Afrika, Aussagen würden in kleine Sätze aufgelöst: „*Der Jäger – er ist gross – er hat ihn geschlagen den Vater – er ist des Hirten*“ (Der grosse Jäger hat den/ meinen Vater geschlagen, der ein Hirte ist, heisst das wohl). Das klingt nach früher Sprache, doch auch bei dieser Äusserung musste der ganze Zusammenhang bis zur Aussage: Vater zu Beginn gedacht werden (ohne schon ganz formuliert zu werden; wir kennen das; das Stück für Stück Vorgehen wird besonders deutlich). In der Entwicklungszeit von Sprachen überhaupt, als Sprachzentren im Gehirn vielleicht sich erst für sie ausbildeten, bestanden also andere Bedingungen. In den modernen Sprachen sieht er dem Bantu gegenüber eine Entwicklung zu mehr abstrakten Sprachbildungen, und: primitive Sprachen seien konkret. (72ff; ähnlich Hallpike zum primitiven Denken, 1990: 155)

Worte wie Tier oder Pflanze als Gattungen fehlten oft, was Lévy-Bruhl schon sah, während Lévy-Strauss umfassende Klassifizierung als „das“ Kennzeichen für weitgehende Kognition annahm. Aber es gibt, sagt Lévy-Bruhl, endlos viele Namen für alles und jedes konkrete Objekt, oder beispielsweise Farben, etwa 41 Worte für Schnee bei den Lappen. (1926: 147) Das erzwang – bei extrem guten Gedächtnis – offenbar manchmal sehr komplexe traditionale Sprachen. Einzelne Namen ersetzen ein Farb-System, nur das Konkrete wird bezeichnet, oder: das Bezeichnete ist stets konkret gedacht. Ebenso fehlt oft der Plural, die Substantialität trete gegenüber Eigenschaften und Wirkungen zurück. Das grammatische Geschlecht sei in vielen Sprachen eine Wertskala, das Weibliche stehe hinten an. Graebner sieht auch Differenzen bei mutter- und vaterrechtlichen Sprachen (matrilineare, patrilineare Gruppen; Bodenbau, Hirten; 84).

Lévy-Bruhl erkennt bei Sprachen rezenter Urvölker häufig eine verwickelte Grammatik und ein überraschend reiches Vokabularium. (1959: 339) Es gäbe Begriffe und Abstraktionen, wenn auch im Verständnis des traditionellen Denkens. (1926: 92ff, 116ff) Mit vielen Beispielen begründet er die besonderen Fähigkeiten. Beispielsweise an solchen Sprachen und auch an den Gebärdensprachen, die viele dieser traditionellen Völker kennen; die Gebärden seien sehr konkret, wie gezeichnet, und reichten für stundenlange Unterhaltungen aus. Auch andernorts werden Gebärden – also Zeichnungen, die an die Höhlenbilder denken lassen (Unger-Dreiling) – als generelle Vorform von Sprache verstan-

¹ Quellen zur Khoisan-Forschung, Bd. 9, 21. Sumerian Lexicon: sumerian.org/sumerlex.htm

den. (Zeit.de 4.3.13) Am Beispiel der Zahlen bestätigt Lévy-Bruhl zwar, viele dieser Völker hätten Zählworte nur bis Vier oder sogar nur bis Zwei; vier seien es deshalb oft, weil es vier (magische) Himmelsrichtungen gäbe, manchmal komme noch oben und unten dazu (Zenit, Nadir). Dies hindere sie aber keineswegs, auch mit grösseren Mengen umzugehen, etwa mit Hilfe des Abzählens der Körperteile (Finger, Unterarm, Oberarm, Schulter...).¹ Grössere Mengen verwenden sie nicht in einem mathematischen System, sondern stattdessen als Namen, was für das gute Gedächtnis dieser Menschen kein Problem sei. (155) Ähnlich funktioniert die Farbbeschreibung, von der ja oft gesagt wird, Waldbewohner:innen unterschieden Dutzende von Grüntönen, wie Menschen der Arktis bei Weiss. Das gilt für alle Farben, die aber ebenfalls als einzelne Namen abgespeichert werden, nicht als System. (145; Gage, 2001) Übrigens spricht Lévy-Bruhl davon, entwickeltere rezente Urvölker verwendeten bei arithmetischem Gebrauch der Zahlen *Operationen* des logischen Denkens: 1910. (1926: 194)

Hallpike kritisiert Lévy-Bruhl: der sei „für die *Anthropologen typisch, die glauben, daß die Vorstellung, die Kategorien und die Kenntnisse einer Gesellschaft in der Sprache eingeschlossen seien und fix und fertig in den Geist des Kindes aufgenommen würden, sobald dieses die Sprache erwirbt*“. (1990: 90) Schon 1922 habe Jespersen die bei Linguisten verbreitete Überzeugung abgelehnt, es gäbe keine primitive Sprache, und die mit der Theorie Piagets übereinstimmenden Tendenzen der sprachlichen Entwicklung von der primitiven Sprache her aufgezeigt: phonologisch werde die Aussprache erleichtert und Muskelanstrengungen dabei verringert, Ton- und Klangakzente verschwänden schrittweise, die Satzmelodie werde einfacher. Grammatikalisch würden regellose Konglomerate zu frei und geregelt kombinierbaren Elementen, die zunehmende Differenzierung zwischen Wort und Satz werde zu besonderer Bedeutung. In frühen Stadien der Sprachkultur hätten Wörter noch mehrere Nebenbedeutungen. Immer öfter würden allgemeine Ausdrücke verwendet. (89f) Hier wird also so etwas wie eine Verdichtung oder Effektivierung des Sprechens erkennbar.²

1 So entstand wohl das auf der Zahl: *sechzig* beruhende Zahlensystem Sumers; erst werden die Hand entlang fünf Finger gezählt und zurück bis neun (ohne Doppelzählung des letzten Fingers), dann an der anderen Hand die erste Zehn bis 50, danach wird erneut ab 60 zurück gezählt... (Pichot, 1995: 53)

2 Übrigens finden wir heute ja auch noch viele prä-logischen Formulierungen in unserer Sprache, besonders Wissenschafts-Journalist:innen neigen dazu, wenn sie über Biologie reden: dann tun Pflanzen und Tiere mancherlei, um dieses oder jenes für einen bestimmten Zweck zu entwickeln, etwa: Bäume bilden im Herbst ihren Wassergehalt zurück, damit sie nicht durch Frost aufbrechen, anstelle von: weil Bäume nun mal in den Blättern auch weniger Wasser enthalten... Einen absoluten Gipfel dieses Irrsinns finden Sie in Spiegel-online (13.11.14); da wissen Tiere über die Biologie der Fortpflanzung alles und begehen gezielte „Kindstötung“: „So tötet ein neuer Chef gern die Jungtiere, die er nicht selbst gezeugt hat. Forscher haben nun festgestellt, dass solche Kindstötungen am häufigsten in Gruppen vorkommen, in denen wenige

Es geht an dieser Stelle darum, *erstens* den historischen Prozess des Sprachentwickelns nachvollziehbar zu machen. *Zweitens* sollte deutlich werden, wie wenig zu Beginn des Jung-Paläolithikums für eine bereits ausgebildete Sprech-Sprache spricht (Erzählung, Grammatik) Ist eine Sprache erst einmal konzeptionell neu entstanden, werden schnell Lexikon und Syntax nach Bedarf erweitert. Kreolsprachen sind ein weiterer Beleg für die Fähigkeit, im alltäglichen Prozess durch Interaktion Sprache zu generieren. So ist aus anderer Sicht – *drittens* – auch für die Menschen am Göbekli Tepe nachvollziehbar, dass mit der Entwicklung jenes religiösen Denkens, das zum Bauwerk führte, die dafür hinreichend reflektierte Sprache ausgebildet wurde. Die zum eigentlichen Bauen nötige zusätzliche Sprachkompetenz war, auf das Handwerkliche bezogen, relativ gering. In der historischen Entwicklung der Kompetenz gilt es also zu unterscheiden zwischen phylogenetischem (langsamen) Spracherwerb und dem relativ einfachen Sprachlernen in der Ontogenese des Kindes, wenn erst einmal eine Sprache in der Herkunftsgruppe sich etabliert hat. Danach ist kindliche Zeichensprache vor sprachlicher Kommunikation ebenso etwas eigenes.

Bei solchen Betrachtungen sei allerdings an die Begrenzung früherer Denk- und Sprechfähigkeit noch einmal erinnert, nachdem eben die besondere Leistung betont wurde, die schon Kinder des prä-operativen Stadiums typischerweise erbringen: „*Die wirkliche Schwierigkeit beim primitiven Denken*“ – sagt Hallpike – „*liegt darin, daß vieles in Handlungen und konkreten Symbolen ausgedrückt wird und in soziale Institutionen und Gebräuche eingekleidet ist – daß es, kurz gesagt, nicht artikuliert*“ wird. (1990: 85) Praktisches Lernen beruht – äusserlich gesehen – auf Zuschauen und Nachahmen (das wurde übrigens noch in meiner Lehrlingszeit um 1960 so erwartet, erklärt wurde fast nichts). Eigenes Handeln kann oft nicht verbal ausgedrückt werden. Es geht also um ein historisch relativ komplexes Sprechen, das aber den alltäglichen Anforderungen gewachsen ist beziehungsweise angepasst werden kann. Sprache sei auch nicht eng mit der Intelligenz (IQ) verbunden. (94) Und doch beginnen wir einen Satz mit der ungefähren Vorstellung, wie er enden soll, ohne zuvor mit uns darüber gesprochen zu haben; klappt ja auch nicht immer. „*Der Gebrauch der Sprache ist somit nicht nur ein Anheften von Etiketten an die Gegenstände; man muss vielmehr lernen, durch Tun erworbene oder auf Bildern beruhende Vorstellun-*

Männchen nur für eine relativ kurze Zeit das Chefprivileg erlangen, sich fortzupflanzen. Unter diesen Bedingungen setzen die Männchen alles daran, ihre Gene zu verbreiten. Das Verhalten sei also eine Folge der Sozialstruktur einer Gruppe... Aber die Weibchen haben eine Gegenstrategie entwickelt: Promiskuität. Wenn sie sich mit möglichst vielen Männchen paarten, bleibe unklar, wer der Vater des Nachwuchses sei. Diese Strategie wird auch 'Vaterschaftswässerung' genannt“. (konkret-operative Kognition?) Bewusstes Handeln im Sozialen. Publiziert in – Sie denken an Mickey Mouse? – weit gefehlt: Science. Es seien vor allem die Pressestellen von Universitäten und Forschungs-Instituten, die oft die Ergebnisse zu euphorisch darstellen, zeigte eine Studie neulich, nicht erst die Journalist:innen, die darauf zurückgriffen.

gen auf der Stufe des verbalen Denkens zu rekonstruieren“. (96) Schmidt spekuliert für den Göbekli Tepe angesichts bestimmter Reliefs nachvollziehbar über ein erstes Symbolsystem, das alle Beteiligte verstanden. (2008) Das wäre ja fast eine frühe Zeichen-Schrift.¹ So weitgehend muss das vielleicht nicht verstanden werden, doch ist nicht vorstellbar, die bildhaften Reliefs hätten keinen, zumindest weit verstandenen Sinn der Einzelfiguren gehabt.

Höhlenmalerei

Wenn aus analytischen Gründen anzunehmen ist, wir hätten es zu Beginn des Jung-Paläolithikums mit noch sehr einfachen Menschen vom Typus Ältere Wildbeuter:innen zu tun, dann muss gezeigt werden, dass die Höhlenmalerei und Schnitzerei, nicht zuletzt die von Flöten, mit solcher schlichten Kognition hat ausgeführt werden können. Zugleich stehen die Kenntnisse über Kinderzeichnungen als Beleg dafür, es mit sehr schlichten Erzeuger:innen zu tun zu haben. Dabei ist zu berücksichtigen, es habe zumindest *drei Phasen* der Bildniserzeugung gegeben. Eine zu Beginn des Jung-Paläolithikums in Verbindung mit der von mir neu gesehenen Form der Kommunikation bei Älteren Wildbeuter:innen, und eine weitere Phase war in den später bemalten Höhlen wohl so richtig erst im Magdalénien durch Jüngere Wildbeuter:innen ausgebildet. Mit der Sprechsprache kam es zur dritten Phase, durch die am Göbekli Tepe *Kunst* entstand, wie die grossen Pfeiler zeigen, die nun wirklich als *Symbole* für Gött:innen stehen; ohne: prä-“. Das wird in den eigenartigen Formen der Pfeilerköpfe besonders deutlich: mit ihnen sollte etwas Bestimmtes dargestellt werden; was auch immer genau, wie unten weiter zu fragen ist. Allerdings zeigen die Höhlenmalereien nach den ersten Anfängen ab vor 36.000 Jahren am Abri Castanet (halbes Rind) und dann in der Grotte Chauvet bis zu den viel jüngeren Bildern in Lascaux keine grossen Unterschiede der Qualität. Hinzu kommt, am Göbekli Tepe sind die Flachreliefs ebenfalls noch ohne besondere künstlerische Fähigkeit hergestellt worden, die von früheren Skulturen und Schnitzereien, etwa an Speerschleudern, bereits bekannt ist. Was die Reliefs aussagen sollen ist eine andere Frage. Ich betone folgende Punkte:

Als *erstes* ist daran zu erinnern, dass hier die frühe Malerei jener Epoche im engen Zusammenhang mit der Erweiterung der Zeichensprache betont wird, mit Gebärden, die in die Luft, aber auch den Sand oder auf Felswände gezeichnet wurden. Es entstanden Schnitzen, Zeichnen, Malen, Musik als Bestandteile jener neuen Form der *Kommunikation*, die eine

¹ Ruspoli (1998) denkt sogar schon bei den unidentifizierten „Zeichen“ der Höhlenmalerei in Lascaux an Verständigung; auch an solche während der Jagd bei Handabbildungen, bei denen oft Glieder zu fehlen scheinen; dieser Eindruck kann durch Umknicken von Fingergliedern erzeugt werden. Das Abschneiden von Fingergliedern in besonderer Situation ist bei rezenten Urvölkern aber belegt. Es gibt ja beim Volleyball oder Tennisdoppel heute solche Zeichen hinter dem Rücken für die hinten stehenden Teammitglieder.

komplexere Kognition gegenüber früheren Zeiten ebenso benötigte wie förderte.

Zweitens ist dabei von Erwachsenen als Hersteller:innen auszugehen, die im Rahmen des prä-operativen Stadiums als kognitiver Typus: „Prä-Bewusste“ gelten sollen. Sie haben mehr Erfahrung als ihre Kinder – hatte ich betont –, sind in ein gefestigtes Weltbild eingebunden, und – das gilt es an dieser Stelle herauszustellen – sie haben eine ausgebildete Feinmotorik bei Werkzeugherstellung und anderen Produktionen erworben.

Dazu gilt es – *drittens* – zu bedenken, dass innerhalb des generellen Rahmens der traditionellen Logik durchaus in einzelnen Tätigkeiten dieser Rahmen überschritten werden kann, etwa beim Malen (durch „Begabte“).

Viertens sollten wir uns hüten, durch die Besonderheit der Höhlen (Steinzeit; Heiligtum...) auf einen nüchternen Blick zu verzichten. Dazu verweise ich darauf, wie sehr bei der Beurteilung der Höhlenmalerei und Schnitzerei zwei Vorerfahrungen in uns wirken. Die Höhlen machen auf uns (!) den Eindruck von Kirchenräumen; ob das damals nach der Vertreibung von Höhlenbären auch schon gedacht werden konnte ist unwahrscheinlich. Und wir gehen mit der Kenntnis abstrakter Kunst vom 19. zum 20. Jahrhundert an die Darstellungen heran.

Bei ihrer Entdeckung galten die Bilder in der Höhle von Altamira keineswegs als Kunst. Von „Kinderzeichnung“ wurde zwar zuerst gesprochen, doch waren Fälschungen von Jugendlichen gemeint, oder der Besitzer der Höhle hätte einen Maler beauftragt. Erst nach langen Jahren wurden dann die Bilderhöhlen plötzlich unreflektiert als Heiligtümer besprochen, das geschieht in der Höhlenforschung noch immer.¹ (Lorblanchet; 1997) In solchen Räumen, die heute wohl oft eine gewisse Ehrfurcht erzeugen, können dann natürlich ausschliesslich „gute“ und „wertvolle“ Werke zu finden sein. Aus den (wenigen) Bildbänden zu den Höhlen lernen wir meist nur die besonders interessanten Darstellungen kennen. Dazu wird eine solche verehrende Einstellung eben durch die moderne Kunst gestützt, deren Exkurs nicht zuletzt von „primitiver“ Kunst rezenter Urvölker ausging. Die „Negerplastik“ wurde von Picasso, der sich mehr an alt-spanischen Masken orientierte, und anderen Künstler:innen aufgegriffen. So entstand ein neues geistiges „Heiligtum“ in unserem Kunstverständnis, in dem nicht zuletzt sehr schlichte Kunstformen verehrt werden.

¹ Cauvin versucht jedenfalls eine Definition, Heiligtümer (sanctuaries) könnten 1. heilige Plätze sein (holy place), so sieht auch er die ausgemalten Höhlen; 2. ein Platz zur Verehrung einer Gottheit (place sacred to a devinity) und 3. ein geweihter Bau für religiöse Zeremonien (building consecrated to religious ceremonies). (2012) Doch was sind: holy, sacred, consecrated? Cauvin übernimmt auch die Vorstellung Mellaarts für Çatal Hüyük. Schwer nachvollziehbar ist ebenso die These, die neuen Symbole beziehungsweise das Bewusstsein dahinter hätte die Bauern-Ökonomie (farming economy) hervorgebracht. (kritisch: Watkins, 2011)

Aus dieser Situation ist die Bewunderung jener Höhlenbilder nachvollziehbar – an ihr soll auch nicht gerüttelt werden! Das soll aber am Begriff des Heiligtums geschehen. Und gerüttelt wird an der übertriebenen Qualitätsbeschwörung einzelner Darstellungen und vor allem an den unterstellten Bild-Kompositionen, die manche Wandflächen zeigen sollen. Die Arbeitszeiten ihrer Herstellung waren – nach den experimentellen Versuchen des Nach-Malens durch Lorblanchet – eher kurz und komplexere Bilder leicht in Stunden oder wenigstens Tagen zu schaffen, wie er zeigte; später mehr dazu. In einem Film über die Teil-Nachbildungen der rekonstruierten Höhle Chauvet, wird gesagt, für ein einzelnes Tier von etwa 50 cm Grösse seien ursprünglich bloss fünf Minuten benötigt worden. (früher: Arte.tv; die Lizenz lief aus: ?)

Zu bestimmten Veranstaltungen konnte in einigen Höhlenhallen eine grosse Gruppe Platz finden. Es ist also nicht gesagt, dass nach der weitgehenden Ausfertigung der oft skizzenhaften Malereien nicht auch Kultiges und Rituelles in der Höhle stattfand – nachdem es das alles später mal gab. Aber die Ausgestaltung bereits im Sinne eines Heiligtums scheint nicht erkennbar und ist schon gar nicht zu belegen. Der eine Schädel eines Höhlenbären, der auf einem von der Decke eines sehr grossen Höhlenraumes gefallenen Felsblocks schräg über den Rand hinausweisend abgelegt wurde, eher beiläufig, wie ich finde, lässt sich schwerlich als „Bärenkult“ lesen, der schon Neandertaler:innen oft zugeordnet wurde, wovon heute aber Abstand genommen wird. (Auffermann/ Orschiedt, 2002; Wunn, 2005: 73) Clottes, ein Fan von Schamanen und Mitarbeiter der Auswertung von Chauvet, betont dennoch wieder, der Schädel sei „*eindrucksvoll auf einem grossen Stein in der Mitte einer Kammer aufgestellt*“; (in Fagan, 2007: 116) sollen wir da „Altar“ verstehen? Reine Ideologie. Als derzeit früheste Anzeichen für Höhlenmalerei gilt ein roter Kreis im Berg El Castillo mit einem Alter von 40.800 Jahren. Auch spätere Zeichnungen dort sind noch relativ schlicht. Die frühen besonders herausgestellten Bildnisse finden sich in der Grotte Chauvet von *ab* vor 32.000 Jahren; sehr schlicht zuerst, siehe unten. Spätere gelten von einer Qualität, wie sie auch noch in der Höhle Lascaux gefunden wurden, erst ab etwa vor 17.000 Jahren!

Warum malten jene Menschen Tiere, nie Pflanzen, sehr selten Menschen? Wieso konnten sie das? Weil sie wissen mussten, welche Tiere für sie Bedeutung hatten. Weil sie gewohnt waren, Rückenlinien der grösseren Tiere als Zeichen in den Sand oder die Luft zu ziehen, um gestenreich mitzuteilen, wo sie welches Tier, welche Beute, welche Gefahr gesehen hatten. Noch eine Begründung dafür scheint möglich, dass nur äusserst selten und dann wenig ausgearbeitet Menschen dargestellt sind. Die Fähigkeit war vorhanden. Das zeigen uns bereits die Schnitzereien der Schwäbischen Alb von vor 36.000 Jahren. Es gibt wenige Darstellungen von Tiermenschen schon in der Grotte Chauvet und anderen Höhlen, Menschen mit Tiermasken könnten dargestellt worden sein. Eine

Zeichnung eines toten, von einem Stier vielleicht getöteten ithyphallischen Mannes (!; erektierter Penis) findet sich in Lascaux; gegenüber vielen gekannten Tierdarstellungen eher krakelig ausgeführt. Fehlen Menschendarstellungen vielleicht, weil sich diese einfachen Menschen noch nicht als abbildbare Wesen verstanden? Weil das „Ich“ oder das „Selbst“ noch fehlte, um Menschen als Wesen zu erkennen?

Diese Annahme könnte dadurch unterstützt werden, dass die frühen Skulpturen von Menschen oft sehr betonte Augen zeigen; etwa die um 5.000 Jahre alten Beterfiguren Mesopotamiens. (Sumer/..., 1980: 118f) Doch schon eine beinahe realistisch gestaltete Männerfigur, die in Şanlıurfa gefunden wurde und als so alt wie der Göbekli Tepe gilt, hatte wohl eingesetzte betonte Augen. (Becker u. a., 2012) Ähnlich waren bei frühen Schädelbestattungen die Augen manchmal mit Muscheln geschlossen (Benz, 2010⁴). War das Auge das erste, was Menschen dabei an sich beziehungsweise ihren Gegenübern feststellten? Der Blick des Anderen als Zeichen für dessen „Laune“? Schon Tiere reagieren auf Bilder von Augen (von Beutejägern) sensibel. Bei Bischof-Köhler ist schon für Tiere von „Augenhaftigkeit“ die Rede; (2011: 273) und dass ein junges Kind beim angeschaut werden aversiv reagiert. Wenn ein gefährliches Tier ein Auge auf Menschen wirft, wissen die ebenfalls, es sei besser zu verschwinden; sie anzustarren kann ihre Aggressivität fördern.

Die fehlenden Bildnisse von Menschen unterstützen jene Annahme, Homo sapiens sei am Beginn des Jung-Paläolithikums noch sehr schlichten Geistes gewesen, der sich noch nicht selbst reflektierte. Auch andere frühe Bildnisse von Menschen oder die von Göttinnen, wie auf den Rollsiegeln Uruks, sind oft eher ungelenk dargestellt. Aber ich sage noch einmal: es war nicht generelle Unfähigkeit. Das zeigt wiederum die erste realistisch gestaltete menschliche Skulptur, deren Ausführung von den Bildnissen des klassischen Griechenlands diesbezüglich nicht unterschieden ist: die Dame (?) von Warka (=Uruk) ist ein lebensgrosser Kopf aus weissem Marmor (woher?), der fast 6.000 Jahre alt ist. Allerdings fehlen offenbar Teile der Arbeit, die Augen, die Brauen und ein Schmuck auf dem Kopf; auf die beiden letzten verweisen Rillen, in die wohl noch etwas eingesetzt war. Die ägyptischen goldenen Totenmasken, etwa die Tut ench Amuns (vor etwa 3.300 Jahren), zeigen in dieser Weise blaue Einlegestücke für die Augenbrauen, und die Augen sind deutlich ebenso umrandet und wirken betont. An einer etwas älteren Figur eines männlichen Oberkörpers aus Uruk ist dies ebenso erkennbar. (Uruk, 2009: 82, 138) Eingesetzte Augen fehlen auch an einer schon aus Kupfer gegossenen realistischen Fürstenbüste der Zeit vor gut 5.000 Jahren aus Ninewe. (sic! Sumer/..., 1980: 144)

Die ägyptische Malerei und das Relief zeigen Menschen oft mit 1. dem Kopf im Profil, mit 2. einem von vorn gesehenen Auge, das entsprechend gross wirkt. Dies erinnert an das gedreht dargestellte Gehörn der Tiere in der Höhlen-

malerei, das ebenfalls bei der Profildarstellung des Tierkörpers regelhaft in abweichendem Blickwinkel gezeigt wird, um beide Stangen sichtbar zu machen. Dann sind 3. beim Kopf im Profil dennoch Schulterpartie und Körper von vorn und 4. die Füße wieder von der Seite dargestellt, manchmal 5. zwei gleichseitige Füße, um den besser erkennbaren Innenspann zu zeigen. (Gombrich, 2016: 52f, Taf. 34, 38, 39; Fletcher, J. 2004) Aus anderen Kulturen kennen wir Ähnliches, etwa in Mesopotamien vor 4.500 bp in Girsu, (Roaf, 1998) oder auf einem Rollsiegel zu Inanna/ Ishtar. (Ess, 2013: 88)

Am Göbekli Tepe gibt es in der Schicht III ein Relief eines kopflosen Mannes in sehr schlichter Zeichnung, sowie aus jener Zeit die erwähnte grosse männliche Figur aus der Altstadt von Şanlıurfa, die ebenfalls noch nicht die realistische Darstellung der Warka-Skulptur erreicht. (Schmidt, 2008: 199) Die menschliche Darstellung bedarf einer intensiven diesbezüglichen Untersuchung (die ohne Kenntnis aller Höhlenbilder nicht möglich ist, von denen aber nur wenige in Bildbänden öffentlich sind).

Entstand vor der Herstellung der Höhlenbilder Beratungsbedarf? Brauchten die Schöpfer:innen der Werke eine Art Generalerlaubnis, sich in diese mystischen Dinge einzumischen? Den Genie-Status mittelalterlicher Künstler:innen vorwegnehmend? Oder stiessen sie überwiegend auf Gleichgültigkeit? Doch Verbote auszusprechen war kaum Stand der sozialen Regeln vor 40.000 Jahren. Gab es nur sehr wenige Leute, die Skulptur und Malerei in dieser Weise ausführen konnten, die über Alltagsskizzen hinausgingen? Wir müssen uns klarmachen: die *überlieferten* Höhlenbilder sind für den langen Zeitraum ihres Entstehens nur Randerscheinung. Für die Höhle Lascaux, die als besonders qualifiziert ausgemalt gilt, lässt sich statistisch sagen: alle sieben Jahre ihrer Nutzung seit vor 17.000 bp entstand ein Motiv, fast immer ein einzelnes Tier. Doch im Freien vermute ich viele vergangene Graffiti, Übungen für das Erlernen von Kommunikation, von Gebärden.

Schon bei Unger-Dreiling (1966) finde ich die interessante Auffassung, eine rein gegenständliche (Tier-) Darstellung könne Zeichen für ein primär stimmungsgesättigtes (traditionales) Weltbild sein, das nur geringe andere Ausdrucksmöglichkeiten besass. Hallpike (1990) spricht davon, in den meisten einfachen Gesellschaften würden häufiger nichtsprachliche Vorstellungen benutzt als in modernen. Tomasello (2011) sieht in Gebärden, Gesten und dem Zeigen die nötige Vorform sprachlicher Kommunikation. Und Arasse sagt, Leonardo Da Vinci habe davon gesprochen: Zeichnen heisst: in Wahrheit erkennen. (2005: 274)

Diese Vorstellungen lassen sich gut mit der Bedeutung des Zeichnens/ Einritzens in den Bilderhöhlen zusammendenken, die dem Ausmalen oft vorausging. Sich der Rückenlinien der dargestellten Tiere (in ihrer Wahrheit) zu versi-

chern, könnte der Ausgangspunkt solcher Darstellungen gewesen sein. Arasse¹ formuliert sogar implizit Hinweise auf die Methode des Aneignens (Ab- Aufsteigen), die „tätige Hand“ helfe, mittels des „graphischen Aktes“ aus dem Chaos der ersten skizzenhaften Linien (auf dem Zeichengrund) wie ein Archäologe bei seiner Arbeit die schöne Form freizulegen, (291) Aus vielen Linien, mit denen anfangs die Form gesucht werde – heisst das –, ergab sich erst die Ähnlichkeit mit dem Gesehenen. Wer sich mit zeichnerischer Darstellung oder mit Architekturentwürfen befasst hat, wird das Suchen mit dem Stift gut nachvollziehen können. Oft sind in den Höhlenflächen vielfältige Linien eingeritzt – Lorblanchet spricht von „Makaroni“ –, bevor die „eine Form“ zum Tier herausgestellt wurde.

Die wichtigsten theoretischen Konzepte der Höhlenforschung lassen sich in der Reihenfolge ihrer Entstehung so charakterisieren. Sie zeigen, wie wenig Übereinstimmung zu diesen Bildern besteht. Und bis heute kommt jeder der etwas berühmteren „Päpste“ dieser Forschungen wieder zu neuen Vorstellungen. Es gibt keine wirkliche Kenntnis, weil wohl auch die Randbedingungen so different eingeschätzt werden. Einig sind sich alle aber in einem, es handelte sich um Heiligtümer. Ob darin nicht womöglich der Grundfehler liegt? Ein wirklicher Neuanfang der Analyse sollte davon absehen, um sozusagen von unten her auf kleiner Flamme zu analysieren, was Mindestbedingungen gewesen sein könne. Hier sind die verschiedenen Sichten auf die Höhlenbilder:

Eine *erste* Sicht der Höhlenforschung sah in ihr nach der Anerkennung als prähistorisch eine unbestimmte kreative Beschäftigung: *l'art pour l'art*. Dafür steht Breuil, der wesentlich die Anerkennung durchsetzte. Er hat auch viele Aquarelle von Höhlenbildern nachvollzogen, dies aber viel zu „schön“, manche Linie übergehend. So wurden die meinungsbildenden ersten Abzeichnungen vom ersten „Papst“ der Höhlenforschung wohl generell zu frei nachempfunden, um jeweils eine Figur herauszustellen, sagen Leroi-Gourhan wie Lorblanchet, die nach ihm wichtige Interpreten waren. An einigen hochliegenden Stellen wurden die Bilder in Lascaux von Gerüsten aus hergestellt, also mit einem gewissen Aufwand. Mit kleinen Lampen, in denen Fett russfrei verbrannte, oder Fackeln, deren Reste sich auch fanden, wurde Licht gemacht. Manche Schatten erinnerten wohl an die bekannten Tiere, wenn das Licht in besonderer Weise auf Unregelmässigkeiten von Wänden und Decken fiel. Einige dieser „Tierformen“

¹ Das werde vor allem bei dessen auf ganz neuem Niveau befindlichen anatomischen Zeichnungen deutlich (für die – sagt Da Vinci – habe er mehr als zehn menschliche Körper zerlegt). Hat aber nicht geklappt: die Muttermilch gelangt über einen Kanal vom nicht abgeflossenen Menstruationsblut der Gebärmutter zur Brust. Beim Mann führt – wie bei Avicenna – vom Rückenmark ein Kanal zum Penis, ein solcher verband auch Hoden und Herz. Ähnlich Aristoteles über das „männliche“ Sperma gegenüber dem formlosen Stoff des „weiblichen“ Blutes. (Arasse, 2005)

wurde als Relief und dann auch in Farbe herausgestellt. Was hätten jene Menschen sonst darin sehen können? Jedenfalls keine Heiligtümer, für die im Kopf erst einmal eine konzeptuelle Vorstellung vorliegen muss. Und „Kirchen“ mit den immer wieder behaupteten „Schamanen“ verlangen nach bestimmten Sozialstrukturen...

Als *zweite* Phase der Interpretation der Höhlenmalerei wurde eher auf magische Funktionen geschlossen, auf *Jagd- und Fruchtbarkeitsmagie*, wie sie vielleicht bei den Weinberghöhlen bei Mauern (Heidelberg) zu sehen sind, wo zwei Mammutskelette im Verbund mit Perlen, Röteln und Silexwerkzeugen entdeckt wurden; solcher Zusammenhang sei bei Versöhnungszeremonien mit „den“ Tieren auch bei (rezenten) Inuit bekannt. (Probst, 1991) Andere wissen schon, dass nicht nur Schamanen in den Höhlen tätig waren, sondern die Bilder im Rausch – analog zu dem von LSD! – erzeugt wurden. (Clottes/ Lewis-Williams, 1997) Schon Lommel (1967) spricht bei der Höhlenmalerei von Schamanismus. Ohne mal plausibel zu machen, woher solche „Berufe“ in jener frühen Zeit einfachster Wildbeuterei gekommen sein sollen, die doch gleichzeitig unterstellt wurde.

Drittens führten weitere Vorstellungen über die Bilder zu einer magischen Verbindung von Tieren und Menschengruppen, zum *Totemismus*, in dem rezente Urvölker ihre Gruppen mit unterschiedlichen Tieren identifizierten. Eine Gens (auf eine Urmutter gegründete Gruppe: Gentilgemeinschaft) war meist durch ein Totem geschützt und bezeichnet. Eine Verbindung von Totemtier oder -pflanze zu einer Gruppe ist dabei im traditionellen Denken als konkrete Verbindung zu sehen, nicht als Symbolik; die Leute des rezenten Stammes der Trumai sind Araras (Papageien; Geerts, 1983). Aber vor 30.000 Jahren?

Viertens wurde nach Zusammenhängen zwischen den Einzelbildern der Höhlen gesucht, die zur *sexuellen Symbolik* führten. Dafür stand lange Zeit der Strukturalismus bei Leroi-Gourhan, (1975) der aber selbst wieder zu weitgehend ins Spekulative geriet, obwohl er mit einer deutlichen Quellenkritik gegenüber früheren Ansätzen begann: ob die Bilder einen Sympathiezauber (zur besseren Jagd) darstellten, oder der Initiation dienten, sei völlig unbekannt, auch das Schliessen von Bildern rezenter Urvölker auf die Urgeschichte wies er zurück. Dennoch sah er dann in den Bildmotiven oft ein als (nicht immer biologisch ausgezeichnetes) männliches und ein weibliches Tier als sexuelle Symbolik miteinander verbunden. Seine statistische Untersuchung mittels elektronisch verarbeiteter Lochkarten erbrachte für ihn solche regelmässigen Gruppierungen vor allem von Bison und Pferd (als weiblich - männlich). Laming-Emperaire, die die sexuelle Symbolik zuerst betont hatte, kam im Ergebnis dazu, sie den gegenteiligen

Tieren zuordneten, weshalb sie dann beide Variationen für falsch hielt. (Lorblanchet, 1997: 88) Warum sollte also das Bisonkopf-Mischwesen mit den menschlichen Beinen von Chauvet nicht eine Frau darstellen, wie die Löwenmenschen der Schwäbischen Alb und am Göbekli Tepe eine Löwin, eine Jägerin? Doch vielleicht war dieser Kopf eine lebenspraktische Jagdmaske, um sich besser an die Tiere anschleichen zu können. (Hoffmann, 1999) Von Indianern kennen wir das. Allerdings gibt es Menschendarstellungen mit Vogelkopf, die eher nicht auf Jagdmasken verweisen. (Altamira, 1995) Ich komme unten bei der Besprechung der Mythen im Zusammenhang mit männlicher Fruchtbarkeit darauf zurück. Soweit die Gliederung 1-4 bei Lorblanchet. (1997)

Fünftens war bei anderen Forscher:innen von noch grösseren Tier-Gruppen in den Höhlen die Rede, um die manchmal lange Reihe von gemalten Tieren in eine geringere Zahl von Motiven zu unterteilen als zuvor. Das hat Konsequenzen bei der angenommenen Zeitdauer der Bildherstellung in den Höhlen und die durchschnittliche Zeit der Bemalung über manchmal Jahrtausende. Über solche Gruppierungen der Tiere zu grösseren Kompositionen, und ob sie überhaupt als solche anzusehen seien, gibt es zum Teil erhebliche Differenzen. Vieles, wenn nicht das meiste, wurde in der jeweils folgenden Forschung wieder zurückgewiesen.

Sechstens gilt heute einer weiteren wissenschaftlichen Strömung die immanente Analyse der Zeugnisse (Bilder) als zwingend; das ist ein bisschen ein völliger Neubeginn der Interpretation, wofür Lorblanchet steht. (1997) Und moderne Techniken bieten heute bessere Möglichkeiten der Analysen von Material und Chronologie.

Lorblanchet hat den Zeitfaktor der Entstehung bei zwei Bildern intensiv besprochen und durch experimentelles (Nach-) Malen meisterlich untersucht. Dabei hat er für eine Kopie des Schwarzen Frieses der Höhle Pech Merle mit den Umrissen von etwa 25 Tieren (7 x 2 m) eineinhalb Stunden gebraucht; auch farbige experimentelle Malerei führte er durch, wobei er 32 Stunden für die Gepunkteten Pferde dieser Höhle benötigte. Bei ihren Arbeiten hätte die steinzeitliche Bildermacher:in von ein oder zwei Hilfskräften unterstützt worden sein müssen, stellte sich heraus; zumindest eine Öllampe musste mit der gerade entstehenden Linie oder Fläche von fremder Hand mitgeführt werden, wenn die Maler:in beim Aufspucken der Farbe mit beiden Händen Schablonen bildete. Lorblanchet vertritt gegen den strukturalistischen Ansatz nachdrücklich die notwendige zeichnerische Aufnahme durch die Wissenschaftler:innen vor Ort, um sich in die Kunst einzufühlen („tätige Hand“).

Möglicherweise wurden Bilder immer wieder mal erneuert, was die Altersbestimmung noch schwerer macht. Es fanden sich in den Höhlen auch Stücke

der „tragbaren Kleinkunst“. Möglich scheint, dass die Resonanz der Wände eine Rolle für die Bilder spielte, je nach der Tonform, die sich auf den versinternten Felsen durch Trommeln erzielen liess. (Lorblanchet) Angesichts der Flöten der Schwäbischen Alb ist das vorstellbar; solche Musik könnte dem zitierten stimmungsgesättigten Weltbild zuzuordnen sein.

Bei einigen der oft abgebildeten Hände, die jetzt bereits Neandertaler:innen zugeordnet werden, geht Lorblanchet – wie schon Leroi-Gourhan – davon aus, es seien *Frauenhände*, weil sie klein sind und Männer ihre Fingerglieder nicht so weit biegen könnten, um die oft „abgeschnitten“ scheinenden Finger darzustellen. Wieso nicht Hände Jugendlicher? Warum denn sollten Frauen nur für Handschablonen tätig geworden sein? Wussten nicht eher sie über Farbpigmente Bescheid, die sie vielleicht fürs Färben nutzten?¹ Was ich hinsichtlich der allgemeinen „Kunstproduktion“ ja durchaus Frauen zutraue, ist bei männlichem Gerät natürlich unmöglich; eine von einer Frau geschnitzte Speerschleuder, die ein Mann nutzte, müsste unweigerlich den Speer im Fluge drehen und den Schützen treffen lassen.

Vulven, die oft gesehen werden, konnten als Fruchtbarkeitssymbol auch Frauen malen, wenn nicht überhaupt nur sie, wird die Panik bedacht, die Vulven und Menstruationsblut bei Männern verursachen. Das gilt entsprechend für Frauen-Figurinen, wenn ihr dargestelltes Fleischgewicht unbewusst als psychisch und sozial schwer-gewichtig verstanden wurde; Mama! Nun fand ich einen Autor, der sie – in Dolni Věstonice – als von Frauen hergestellt begreift: Müller-Beck. (1998) Behn hält besonders im Neolithikum die Frau für eine gleichberechtigte Gefährtin des Mannes, und Bauernkunst sei – durch das Weben, Flechten und Töpfern – Frauenkunst. (1963) Bei Melling/ Filip ist die jungsteinzeitliche Keramik vermutlich grösstenteils von Frauen gefertigt worden, die Verehrung der Muttergöttin trete in manchen europäischen Gebieten in den Hintergrund, die Kleinplastiken seien eher Ausdruck eines Brauchtums (?; also keine Kunst) gewesen, heisst es dort. (1985)

Sehen wir auf die Bilder der Grotte Chauvet, von denen einige jenen jüngeren Malereien der Höhle Lascaux als gleichwertig gelten, und die zuvor als Gipfel dieser Darstellungen galten. (Lorblanchet) Grössere „Kompositionen“ entstehen kaum am Anfang, aber nachdem ein Tiergemälde erschaffen ist, sieht eine andere Maler:in den Raum daneben nun anders, auch tausende Jahre später, und ihre Arbeit macht beide zu einer gemeinsamen, manchmal allerdings mit sehr grosser Zeitdifferenz, wie Lorblanchet in einer Tabelle der 14C-Zeiten auf-

¹ Dass 75 Prozent dieser Hände in den steinezeitlichen Höhlen von Frauen stammen hat nun Dean Snow festgestellt. (<http://www.scinexx.de/wissen-aktuell-16762-2013-10-16.html>) In rezenten Urvölkern sind Frauen manchmal auch für das Bergen von Erd-Pigmenten zuständig. (Watts, 1999)

listet.¹ In der „Komposition“ der Wanddarstellung: „Panneau der Pferde“ in Chauvet sind die (einfacheren) Nashörner die ältesten Bilder, und nicht die (aufwendigeren) bewunderten Pferde, die deutlich jünger sind. Auch ohne dieses Wissen, wenn sie in einem Zuge bemalt worden wären, sehen für mich die Bilderwände nach *Skizzenblock* aus: ein grösseres Feuer brannte vielleicht, es war nicht viel mehr von der Wand zu sehen als zusammengedrängt im Tableau der Pferde oder dem der Löwinnen ausgemalt ist. In der Grotte Chauvet gibt es in einigen Flächen Übermalungen, dann allerlei Tiere vermischt, darunter ein ziemlich misslungenes Mammut... Wieder Nashörner, inclusive einer „*perspektivisch dargestellten Nashornherde*“. (Chauvet u. a., 1995) Deren Tiere werden aber nach hinten grösser (!), weil mehrfach das Profil parallel über (oder unter) das vorherige gezeichnet wurde. Von wegen Perspektive. Kompositionen?² Es lässt sich doch unmöglich der „Skizzenblock“ mit den Löwinnen in der Höhle Chauvet in diesem Sinn verstehen. Oder sehen wir auf die Darstellung in der Höhle Altamira mit den vielen Stieren – wo oder was soll denn da eine Komposition sein? (Abbildung: Behn, 1963)

Ich komme unten bei der Besprechung von tragbarer Kunst und Reliefs auf eine Einschätzung der Kunst im allgemeinen zurück; sehr vage bleibt es allerdings, weil die Wissenschaft bisher keine überzeugende Interpretation liefern kann. Welche Qualitäten mussten nun die „Künstler:innen“ besessen haben?

Kinderzeichnung

Die Höhlenbilder sind Zeichen sowohl für wesentlich neues Können als auch Beleg für eine relativ noch geringe Kognition im frühen Jung-Paläolithikum, da sie in ihren Strukturen der Bildelemente als vergleichbar mit Kinderzeichnungen deutlich werden, wie es etwa auch Gombrich für Ägypten anspricht, (2016: 52f) die jedoch – wie ich wieder betone – von geübten Erwachsenen mit weitgehender Feinmotorik erstellt wurden. Unger-Dreiling sagt, gerade die noch sehr einfach denkenden Menschen würden sich der Zeichnung als Ausdruckshilfe bedienen, mit gemalter Rede, wie es manchmal heisst. Heutige Kinder von dreieinhalb bis vier Jahren entwickelten ihr Zeichnen und Malen über verschiedene „Kritzelformen“, die jedoch weltweit gleichermassen

1 Solche Daten finden sich für Chauvet, das ist ein Name eines der Entdecker, ebenso hier: www.persee.fr/web/revues/home/prescript/article/bspf_0249-7638_2005_num_102_1_13342

2 Für die Höhle Altamira erscheint auf dem Titelblatt allerdings ein Bison, bei dem der Kopf perspektivisch zwischen den Beinen dargestellt ist. (Altamira, 1995) Das Kleingedruckte weist allerdings eine Zeichnung von Breuil aus. Behn, der einerseits „Kunstschulen“ für die Höhlenkunst zu erkennen glaubt, sieht in der altsteinzeitlichen Kunst ebenfalls noch keine Komposition als ordnendes Prinzip, wirkliche Gruppenbilder gäbe es ganz wenige. (1963) Es wäre interessant, einmal die Beurteilung der steinzeitlichen Kunst vor und nach Leroi-Gourhan zu überprüfen, wie weit dort selektive Auswahlen zur Besprechung unterschiedlicher Aspekte dienen. Ruspoli sieht gar die Kunst vererbende Gruppen, beziehungsweise Söhne und Nachfahren am Werk. (1998)

als kontinuierliche Weiterbildung erkennbar sind, bevor sie sich in kulturelle Differenzen scheiden. Die wachsende Kognition gibt die Struktur vor, vorerst als traditionale Kognition der Ontogenese; so wie phylogenetisch wahrscheinlich steigende kulturelle Fähigkeiten nur diesem Pfad folgen konnten und manche „Erfindung“ an differenten Orten hervorbrachte.

Dabei haben Kinder sich zu eher rundlichen Formen vorgearbeitet, etwa wenn sie ein Quadrat zeichnen, das noch dem Kreis ähnlich wird. (Row, 1988; Lange-Küttner, 1989; Widlöcher, 1965, dort ein Hinweis auf frühe Theorien zur Kinderzeichnung) Das Zeichnen der Kinder ist bei Vierjährigen heute so systematisch entwickelt, dass sich daraus die Intelligenz zehn Jahre später voraussetzen lässt, heisst es. (Scinexx.de, 20.8.14) Die aufeinander aufbauenden Formen sind aus der wachsenden Möglichkeit abzuleiten, die Hand frei zu bewegen: zuerst mit aufgestütztem Ellenbogen zirkelförmig rechts - links, dann vor - zurück, zuletzt beides, was wieder besonders krakelig aussieht; um nur das Wichtigste zu nennen, das Können wächst auch mit der Übung, der Erfahrung.

In den Höhlen kennzeichnen vor allem „schöne“ Bogenführungen die Tierdarstellungen; da kam wohl die schnelle Armbewegung zum Ausdruck, denn diese Malereien wurden sehr zügig hergestellt. (Arte.tv) Durch intensive Übung konnte bei jenen Menschen ab der Mitte des Jung-Paläolithikums zudem der Rahmen des traditionellen Denkens hinsichtlich des Zeichnens und Malens ausgedehnt worden sein; eine in einzelnen Bereichen über die typischen prä-operativen Grundkenntnisse hinausgehende Kompetenz erkannte bereits Piaget. Früher wurde das: angeborene Begabung genannt. Aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind kulturvergleichende Studien bekannt, die deutliche Unterschiede erbrachten. In Japan gab es bereits die Bekanntschaft mit Mangas und anderen Zeichnungsformen, die von den Kindern aufgegriffen wurden. Das war in der Schweiz viel weniger der Fall; in beiden Fällen spielte bereits das Fernsehen eine Rolle, und heutige Bilderwelten bringen wohl ganz andere Ergebnisse.

Deutlicher noch unterschieden sich Kinderzeichnungen in Ägypten, wo sich wiederum Differenzen in Dorf und Stadt zeigten. Interessant ist auch: in kulturellen Gruppen, die Aggression bei Kindern am wenigsten zulassen (Thailand, Deutschland, Taiwan), weisen aggressive Inhalte von Bildern einen relativ grossen Anteil auf. (Schuster, 1993: 110ff) Neben der Übung spielte die Vorlage eine wichtige Rolle, denn es sind ja nicht die realen Tiere, sondern deren Repräsentation im Gedächtnis, die abgebildet werden. Dieser Prozess des „Abmalens“ beginnt wechselseitig in der Kindheit mit Schemata bestimmter Vorstellungen von Tieren, die erst später durch real aussehende Tiere ergänzt werden. Es galt, das Wissen, wie ein Motiv auszusehen habe, wiederzugeben.

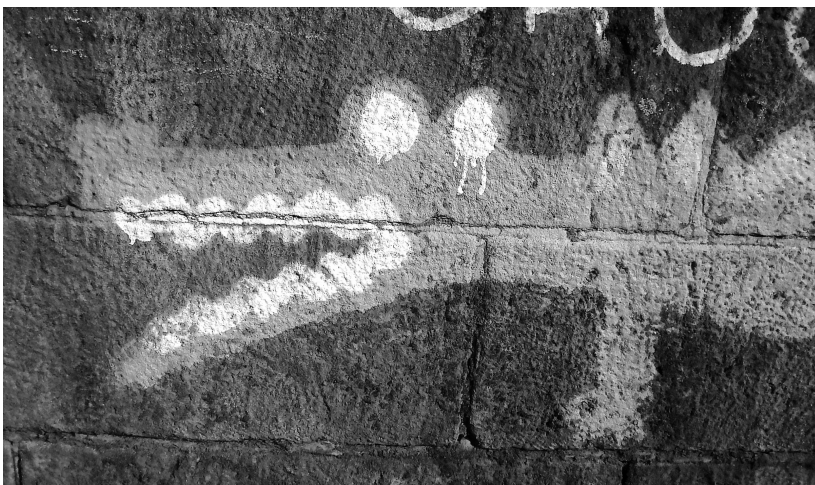
Sehen wir aus dieser Sicht auf die „Prä-Bewussten“ der Steinzeit zurück, dann kann also thesenhaft angenommen werden, dass die Notwendigkeit der Übung für „gute“ Höhlenbilder und die Art des zeichnerischen Vorbilds Bedeu-

tung haben. Hinreichend im Alltag „üben“ konnten in diesem Sinne wohl nur die Älteren. Vor allem die steinzeitliche Siedlung Gönnersdorf (15.000 bp) bietet Hinweise auf vielfältiges Einritzen von Figuren in Steinplatten. Dies dürfte für die Annahme sprechen, auch für die frühen Höhlenmalereien habe es bereits Vorbilder als häufige Darstellungen in Sand und Luft sowie als Felsbilder gegeben, die also vergangen sind. Ich habe auf den Zusammenhang mit dem Spracherwerb hingewiesen.

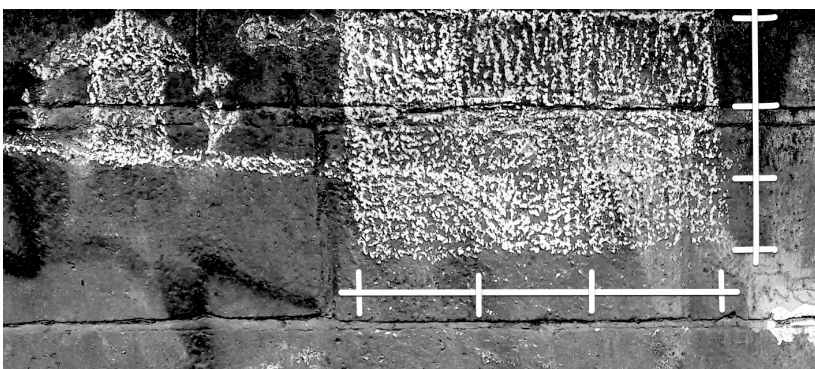
Kinder sind nicht zur Perspektivdarstellung in der Lage, die sie erst in Schulen lernen, malen aber eine Art „Landkarte“ ohne topologische Bezüge auf einer Zeichenfläche verteilt; dies sei auch bei Stammeskulturen auf Neuguinea gefunden worden, sagt Schuster. (1993; siehe Wolfradt, 2011) Wir kennen sie aus der jüngeren Felsmalerei, wenn etwa eine ganze Herde in dieser Weise ohne eine Raumandeutung dargestellt wird. (Vialou, 1992: 120) Auch Bilder in Gebäuden von Çatal Hüyük (8.000 bp) zeigen dies, wo kleine Jäger riesige Hirsche einkreisen, ohne dass ein Landschaftsbezug dargestellt ist. (Mellaart, 1967) Tatsächlich gibt es in der Höhlenmalerei keine Umgebung, keine Landschaft oder Pflanzen; manchmal scheinen in Lascaux aber Kanten in den Höhlenwänden als Bodenlinie verstehbar zu sein, sagt Ruspoli. (1998)

Es fehle den Kindern noch – heisst es bei Schuster weiter – die Fähigkeit zum Geschichtenerzählen in oder mit Zeichnungen, weil sie das auch verbal noch nicht in logischer Folge könnten. Vor allem die flächigen Farbgebungen in den Bilderhöhlen führen ja auf den ersten Blick scheinbar über einen einfachen qualitativen Stand der Zeichnung hinaus. Bekämen Kinder nicht Stifte zum Zeichnen und Malen, die Linien fördern, würden sie eher Flächen malen, schreibt Widlöcher. (1965) Eine typische Besonderheit in einem Bild von Kindern – heisst es dann noch – sei die Verschiedenheit der *Blickwinkel*, weil es letztlich aus dem Gedächtnis wiedergegeben werde (selbst wenn sie vor dem Motiv sitzen), etwa ein Gesicht von vorn und die Frisur mit Pferdeschwanz von der Seite. Wieder wie in den Höhlen! Generell wird dort der Körper im Profil und das Gehörn leicht verdreht dargestellt. Selbst das hier dargestellte Graffiti eines Krokodils entspricht dem: der Körper im Profil, die Augen und Nasenlöcher – als bemerkenswerte Kennzeichen – von vorn. Diese Tierprofile entstehen aber „beinahe von selbst“ bei der Ansicht aus sinnvoller Entfernung; selbst leicht verdreht stehende Tiere wirken dann wie im Profil. Danach muss aus dem Gedächtnis noch das Gehörn gezeichnet werden, das ja immer zwei Teile aufweist, also auch im Bild sichtbar sein muss.

Kinder haben, auch bei „schönen“ Ergebnissen, kaum Kontrolle über deren emotionalen Ausdruck und die eigene Leistung; es gibt kein „Kunstwollen“, sagt Schuster. (1994: 153ff; mit: Winner) Bei aller Schwierigkeit der Zuordnungen zeigen auch die Höhlenmalereien und -schnitzereien eine Entwicklung in der „Bildersprache“ analog zum Kindesalter. Die geht während des Jung-Paläo-



„Kinderzeichnung“: Profil mit Augen, Nase von vorn gesehen; Graffiti Berlin, 2016



Wenig später war das obere Graffiti durch neun Rechtecke in verschiedenen zarten Kreidefarben ergänzt (unten rechts die Krokodil-Nase), wobei die Form eine interessante Ähnlichkeit mit einer Darstellung aus der Höhle Lascaux aufweist. (Ruspoli, 1998: 159)

lithikums offenbar einher mit der Zeichen- und dann Sprech-Sprache, parallel auch zu den Strukturen synaptischer Verknüpfungen. Ob es eine von nur einem Geschlecht ausgeführte Tätigkeit war, und von welchem, muss wohl offen bleiben. Doch ist es interessant zu hören, heute würden Jungen oft „Kunst“ als „weiblich“ begreifen und auch deshalb später sich von ihr mehr abwenden als Mädchen das tun. Dazu die vielen „weiblichen“ Handabdrücke in den Höhlen und die unterstellbaren Farben-Kenntnisse der Frauen... Verkrochen die Frauen

sich schüchtern in die dunklen tiefen, zum Teil nur schwer erreichbaren Höhlengänge? Gab es an den grösseren Räumen keinen Platz mehr?

Obwohl die Forschungen zu Kinderzeichnungen unter einem ganz anderen Gesichtspunkt entstanden und (wie manches mehr) für die Höhlenbilder genauer analysiert werden müssen, sind diese Bilder als nicht in einem Grenzbereich zu höherer Kognition angesiedelt zu verstehen, wenn die Altersangaben auch schwer vergleichbar sind. Als Fazit ist daher zu ziehen: die einfachen Höhlenbilder waren generell mit einer *geringen* prä-operativen Kognition ausföhlbar, und deshalb konnte dies bereits von sehr schlichten erwachsenen Älteren Wildbeuter:innen getan werden. Das bisher Gesagte erlaubt den Anschluss an die Schnitzereien aus den Höhlen vom Beginn des Jung-Paläolithikums. Diese älteren handgrossen steinzeitlichen Skulpturen können ebenfalls auf schlichte Formen zurückgeföhrt werden, die mittels der qualifizierten feinmotorischen Fähigkeiten jener älteren Menschen nachbildbar waren, besonders, wenn im Stein oder Lehmklumpen bereits eine Andeutung des Tieres erkannt wurde, die weiter ausgearbeitet werden konnte. Sie sind frühen Fähigkeiten wohl näher als die bereits zweidimensionalen Projektionen auf Flächen.

Höhlen-Heiligtum?

Ein gutes Argument dafür, bei den ausgemalten Höhlen sei von Heiligtümern auszugehen, fand ich bisher nicht, es gilt als selbstverständlich. Natürlich spricht manches dafür, ein besonderes, ehrfürchtiges Gefühl mit ihnen zu verbinden. Fussspuren zeigen manchmal einen allgemeinen Zugang auch für Kinder an, vielleicht Initiant:innen. Der El Castillo als Ort der ältesten bekannten Höhlenmalerei bietet sich geradezu an, Höhlen als Heiligtümer zu verstehen. (Foto: Lorblanchet, 1997) Dieser alleinstehende Berg ist hohl, ist die Wohnung des „Mystischen“, und Lorblanchet denkt denn auch an den griechischen Olymp als Parallele. So wie alle Berge später verehrt werden: Kilimandscharo, Fujiyama, bei Moses der Berg Sinai, und auch der Göbekli Tepe (=bauchiger Berg/Högel). Und ein Berg ist – selbstverständlich – männlich! (Müller, 1989) Das ist spontan ein naheliegender Gedanke, scheint mir. Aber erst, nachdem er *gedacht* werden konnte!

Wie sollte sich denn mystisches Denken besser als in dieser Weise die Welt vorstellen, als dass Berge den Himmel stützen? Noch die alten Wikinger verstehen Bodenerhebungen in dieser Weise. (Pörtlner, 1971) Doch wir sprechen von der Zeit vor 40.000 Jahren. Ob damals schon so gedacht werden *konnte*, stelle ich ja in Zweifel. Auf solche Ideen musste doch erst mal jemand kommen! Es reicht nicht aus, Berg oder Höhle mit Heiligtum gleichzusetzen, als sei der Gedanke vom Himmel gefallen. Sondern es bedurfte dazu einer Geschichte/Erzählung, wie wir sie aus späterer Zeit kennen, aus Sumer und noch Griechenland, etwa so: das chthonische Element frühen religiösen Empfindens, die

Lebenswelt der Erdgeister im Erdraum, die Leben und Tod bestimmen, die die Tiere schicken und die Menschen ernähren, bildet zugleich die Stütze des Himmels! Nicht auf, im Berg lebten sie in einer solchen Interpretation.

Wieder stehen wir vor der Frage, was konnten diese frühen modernen Menschen bereits denken? Als sie diesen Berg das erstmal sahen und dann in einer der Vor-Höhlen ihr Lager aufschlugen, da mag sie jenes diffuse besonderes Gefühl erfasst haben. Diese Vorstellung, Himmel und Erde müssten aktiv getrennt gehalten werden, ist zumindest später eine der wohl frühesten und universalsten religiösen Deutungen, ohne schon von institutioneller Religion zu sprechen. Ein Heiligtum ist ja nichts, was jemand sich an einem schönen Wintertag mal ausdenkt, oder beim Starren in den beeindruckenden Nachthimmel, sondern bedarf zuvor nicht nur der kognitiven Voraussetzungen, sondern auch der sozialen. Um eine Religion definieren zu können, bedurfte es der „Vorlage“ in der eigenen sozialen Situation mit Grossen Männern, die bereits eine Sozialstruktur markierten, sozialen Rollen, das Ausdrücken von Macht, was in göttlichen Figuren geistig gespiegelt wurde. Und Heiler*innen oder schon Priester*innen, die eine religiöse Institution tragen konnten, eine „Kirche“. Solche Kirchenhöhlen bedürften wohl auch altarähnliche Einrichtungen. Tatsächlich versucht uns Clottes ja auch, einen abgelegten Bärenschädel als solche schmackhaft zu machen. Das konnte erst viel später kommen, scheint mir.

Menschen mit prä-bewusster Kognition, die noch keine grammatisch ausgeprägte Sprache entwickelt hatten, deren Artefakte äusserst simpel ausgefertigt waren, von denen wir nicht einmal sicher sind, ob sie bereits *genähte* Kleidung kannten, konnten kaum schon eine Religion definiert haben. Eine prä-animistische Weltvorstellung, soweit überhaupt bereits von der Vorstellung einer „Welt“ zu reden ist, ist eher als eine Gefühlswelt anzunehmen, deren Geister noch keine Namen trugen. Wie sollten sie da einen Raum gestalten können? Ein Heiligtum gar, dessen Substanz gerade in einer geistigen Abstraktion gründet, in einer Erzählung von Gött*innen? Unterstellen wir zudem, Höhlenbilder zeichneten sich nicht dadurch aus, dass sie nur dort im mystischen Raum der Unterwelt gemalt wurden, sondern nur dort als Zeichen für kommunikative Übungen erhalten blieben, gibt es nicht einmal Anzeichen dafür, es handele sich um l'art pour l'art, da es Kunst noch nicht geben konnte. Die Skulpturen wie Bilder jener Zeit sind ein Zeichen für den kognitiven Wandel, der durch dieses Zeichen (und Zeichnen) den Beginn der ersten nennenswerten Kulturgemeinschaft entstehen liess, weil die Fähigkeit entwickelt wurde, aus Gebärden zur Sprache zu gelangen. Wenn überhaupt. Funde in diese Richtung von vor knapp 40.000 Jahren gibt es nicht, selbst die zur neuen Kommunikation gehörenden Artefakte verweisen nicht auf das Wissen von Heiligtümern und entsprechenden Sozialstrukturen.

Lorblanchet, der sein Buch „Höhlenmalerei“ (1997) mit einem Exkurs persönlicher Eindrücke beginnt, nutzt den, um Heiligtum, Malerei nach vorgefasstem Plan, magische Kraft, damals vorhandene verschiedene religiöse Systeme und den Bezug zur australischen Traumzeit ohne Begründungen einzuführen. Die auf uns gelangten Bilder seien „häufig das Resultat jahrtausendelanger Ausarbeitung und Entwicklung“, weiss er. Müsste dazu nicht ein einheitliches Verständnis und Denken vorliegen, das über die Zeit bestand? Dabei nennt er nicht den Zeitpunkt, von dem er spricht. Viele Bilder entstanden ja in der Endzeit des Jung-Paläolithikums, bereits dem Göbekli Tepe nah; Die Bilder in Lascaux gelten als ab (!) vor 17.000 Jahren erstellt. Zugleich, sagt er, sei die Wandkunst keineswegs nur religiös zu verstehen – Profanes in einem Heiligtum? Auch das im Freien liegende Heiligtum Fornols in den östlichen Pyrenäen sei, weiss Lorblanchet wieder zweifelsfrei, „mit Sicherheit die ganze Zeit über einem Kult geweiht“, da es oben auf dem Felsen einige hergestellte Näpfchen gäbe; ich erwähne das, weil es solche Näpfe auf einigen der Pfeiler vom Göbekli Tepe gibt. Seine wertvolle Darstellung ist vielfältig und widersprüchlich.

Selbst von drei weiblichen Gottheiten ist – anhand einer sehr vagen spielerisch, eher beiläufig in den Deckenlehm mit einem oder zwei Fingern eingekratzten Zeichnerie – wie selbstverständlich die Rede. Wenn dabei auch von der erst vor 25.000 Jahren bemalten Höhle Pech Merle gesprochen wird, bleibt wiederum die Frage, woher das Wissen oder jedenfalls eine intelligente Spekulation über Denken und Glauben jener Menschen stammen soll. Da steht in jenem Exkurs ein heutiger Mensch in einer Höhle, ein Kunsthistoriker zudem, um diese Eindrücke zu empfinden, nicht ein (rekonstruierter) Mensch der Steinzeit. Eine konkrete Entwicklung des Geistes und speziell der Logik in der Menschheitsgeschichte jenseits der Biologie ist auch bei diesen Interpretationen nicht erkennbar.

Die Vorstellung eines Heiligtums sei heute – sagt auch die Religionswissenschaftlerin Wunn – nicht mehr zu halten, sie hält die Ausübung dieser Kunst in freien Zeiten für möglich. (2005) Selbst die Existenz von Schaman:innen (oder – bei mir – Heiler:innen) belege nicht die Existenz einer „Kirche“. Es gab diesen Berufszweig kaum schon. Auch das Bildnis eines Mischwesens in der Höhle Chauvet kann einfach eine Verbindung Mensch-Tier ohne tiefergehende religiöse Aufladung zum Ausdruck bringen. Wie es auch bei den beiden kleinen Skulpturen von Löwenmenschen in den schwäbischen Höhlen des Aurignacien für möglich gehalten wird. (Wunn, 2005; Bilder: Conard, 2006; Probst, 1991) Zeigt diese Schnitzerei das konkret gedachte Totem der Gruppe? Gab es diese Vorstellung bereits? Andere sprechen in diesem Sinn über Kraft und Aggression, die die Kleinkunst des süddeutschen Aurignaciens vermittele. (Hahn, 1986) Doch welches Wissen soll für eine solche Feststellung stehen? Schamanen

anzunehmen, ist eine direkte, ungefilterte Übernahme von rezenten Urvölkern aus Sibirien und dem nördlichen Amerika! Aber erst 40.000 Jahre nach der ersten Höhlenmalerei (und letztere gegen den Widerstand der UdSSR).

Während die Tierdarstellungen, soweit sie einigermaßen vollständig und spontan erkennbar sind, mir relativ leicht verständlich scheinen, ist das bei Zeichen und unbestimmten Linien nicht so. Die als Vulven bezeichneten Darstellungen sind für die Interpretation hinsichtlich von wildbeuterischen Gemeinschaften, die nicht nach hoher Kinderzahl streben, schwierig genug. Einfache Zeichen aus Strichen und dergleichen bleiben unerkannt, wenn sie wohl auch eine Bedeutung bereits haben konnten, als Namen vielleicht. Dabei gilt aber für das damalige Verständnis: alles ist konkret, nichts abstrakt, wieweit von Symbolik zu reden ist, bedarf noch der genaueren der Definition.

Jede Zeichnung ist natürlich (prä-) symbolisch und in diesem Sinn auch (prä-) abstrakt, sage ich noch einmal, um an meine generelle Vorstellung zu erinnern. Soll aber gesagt werden, wie es wohl meist in der Archäologie gemeint wird, hinter den Darstellungen verstecke sich ausdrücklich so etwas wie symbolische Deutung, die andere Leute mit bereits weitreichender Kognition erkennen konnten, sind für die frühe Zeit wieder grosse Zweifel angebracht. Tatsächlich werde die vor allem von Leroi-Gourhan ins Gespräch gebrachte sexuelle Symbolik der Tierdarstellung heute nicht mehr anerkannt, sagt Lorblanchet. Das hindert ihn nicht, selbst eine andere Symbolik in der Kombination von Wisent und Mammot herauszustellen und dabei für Frau und Mammot zusammen eine geheimnisvolle Verbindung zwischen den Kunstwerken zu sehen. (1997: 13ff; Wisente sind nach Pferden zweithäufigste Darstellung; 57) Die Symbolik wird wieder aus der Konkretion ins Geheimnisvolle, Nichtbenannte und Undefinierte verschoben – Kunst! Der Blick des Kunstwissenschaftlers sieht viel, was traditional denkenden Menschen vielleicht nicht in den Sinn kam, nicht kommen konnte.

Dabei zitiert Lorblanchet – auf die in den Höhlen oft zu findenden („abstrakten“) Zeichen bezogen – Vialou mit dem Satz, die paläolithischen Menschen hätten keinen einzigen Gegenstand in unzweideutiger Weise dargestellt. (64) An anderer Stelle spricht Vialou von naturgetreuer Darstellung. (1992: 41) Anati berichtet von frühen Forschungen, die die paläolithische Kunst als „sensorische Kunst“ verstanden hätten, es wurde: genau das produziert, was das Auge gesehen hat (Hinweise auf Herbert Kuhn, Louis Pericot). (2002: 238) Das ist genau das von traditionellen Menschen erwartbare: es gibt keine Abstraktion oder Symbolik mit verschlüsselter Botschaft, alles Denken und also auch Darstellen ist konkret, wie die Geistwesen real um jene Menschen herum-schwirren. Auch die – viel später – erzählten Mythen mit ihren skurilen Themen wurden gerade nicht symbolisch gedeutet; das kommt uns nur spontan in den Sinn, weil wir das Konkrete der Darstellungen nicht nachvollziehen können,

weil für uns das damalige konkret Gedachte nicht Konkretes, sondern „Spinneri“ ist. Manchmal sind Darstellungen in den Höhlen nur beiläufig in die weiche Wand oder Decke geritzt worden, oder sie entstanden schlicht ohne Talent, welches Andere aufwiesen, wozu eine gewisse Übung unerlässlich ist. Hinzu kommt bei der Beurteilung dieser „Kunst“ die offenbar unausrottbare Vorstellung, es habe Kontinuitäten in der Ausmalung gegeben, die tatsächlich über Jahrtausende bestanden haben müssten.

Die hin und wieder von Lorblanchet eingestreuten Zweifel – am Religiösen oder an einem Dekor – verlieren gegenüber dessen einleitendem Exkurs ihre Wirkung. Selbst wenn es mehr Zeitmessungen für die Bildwerke gäbe und die Messgenauigkeit auf wenige Jahrzehnte einzuschränken wäre, bliebe die Möglichkeit völliger Zufälligkeit und insofern die Willkürlichkeit der Behauptung dieser „Kompositionen“ bestehen. Ob Bilder einer Tiergruppe in einem Zug oder mit etlichen Jahren Abstand gemalt wurden, ist nicht mehr feststellbar; die plus-minus Fehlertoleranzen der Messungen betragen manchmal Jahrhunderte. Auch die Entzifferung der Farben mit neuen, heutigen Methoden kann keine enge Chronologie liefern, weil auch diese Werte viel zu grosse Messbreiten aufweisen.

Ohne eine Untersuchung auch mit der Berücksichtigung der traditionellen Logik ist diese Kunst kaum weiter zu entschlüsseln. Offenbar sind alle früheren Annahmen über eine Komposition später widerlegt oder jedenfalls kompetent bestritten worden. Interessant sind die Ausführungen Lorblanchets zu anderen, besonders den strukturalistischen Theorien, gegen die er Einwände formuliert, die sich viel kritischer lesen und meinen Zweifeln teilweise nahekomen. Gab es in der Steinzeit einen Bilderstreit? Durften die Geistwesen der Tiere von Menschen erzeugt werden? Eher waren Diskussionen dieser Art vor fast 40.000 Jahren noch nicht üblich. Beschränkte sich Kommunikation auf das Alltägliche? Viele Fragen. Eine langsam wachsende Erfahrung war Voraussetzung, um die ersten hochqualifizierten Bilder herzustellen. Ich meine jetzt nicht die jahrtausendelange Ausarbeitung, bei der es ja gar keine besondere Entwicklung gab, da einige Bilder fast von Anfang an eine hohe Qualität hatten. Sondern es geht zuerst mal um die älteste Farbnutzung (roter Fleck) des El Castillo, am Abri Castanet oder in Chauvet. Wo haben die Künstler:innen geübt? Vielleicht doch auch konkret an und in diesen Höhlen selbst, scheint mir nach nochmaliger Durchsicht weniger Bildbände. Und viele Übungsbereiche mit mehrfachen Überdeckungen von Einritzungen lassen sich als Bild gar nicht oder nur schwer erfassen; siehe die Drei Frauen mit drei Mammuts, die Lorblanchet bespricht. Da muss Linie für Linie verfolgt werden, um Einzeldarstellungen zu erkennen; wenn es überhaupt gelingt. Ein religiöses Empfinden ist nicht erkennbar.

An einem kurzen wissenschaftlichen Text von Delluc/ Delluc (1998) zur Höhle Lascaux (im Band von Ruspoli) zeige ich in wenigen Zitaten die Unsi-

cherheit ihrer Beurteilung: Lascaux ist demnach – trotz der langen Nutzung in Zyklen über Jahrtausende – eine *durchdacht* eingerichtete Kulthöhle. Die Tiere sind auch innerhalb eines jeden Bildfeldes offensichtlich *bewusst* zusammengestellt. Wenn es denn ein Bildfeld ist, kann diese Phrase kaum bestritten werden, weil jüngere Malereien Bezüge zu älteren herstellen, zumindest unbewusst. Drei Seiten später heisst es, die Chronologie sei von grosser Bedeutung: liegt zwischen den Ausführungen der verschiedenen Figuren eine Stunde oder ein Jahrhundert? Zuvor: Genau gesagt wissen wir, abgesehen von den einander in Angriffshaltung gegenüberstehenden Tieren und den Herdendarstellungen nicht, welche Verbindungen zwischen den Tierfiguren bestehen, *Erzählung* und Anekdote scheint es *nicht* zu geben. Auch zur Ausrichtung der Tiere nach Rechts oder Links scheint es im Moment nicht möglich, eine klare Aussage zu machen, und nichts berechtigt zur Annahme, die Künstler von Lascaux seien eher Rechts- als Linkshänder gewesen. Und natürlich: die Kunstwerke von Lascaux bringen uns in einem gewissen Sinne (das heisst eher: vage) dem Denken der Menschen des beginnenden Magdalénien näher – einer Denkweise, in der sich tiefe *Religiosität* mit einem Sinn für das Schöne und sicherlich (!) auch mit magischen Vorstellungen verknüpft (jedenfalls „in einem gewissen Sinn“).

Wie kam dieses Können, das hochwahrscheinlich immer wieder mal verloren ging, vom El Castillo nach Lascaux? Über Kunstschulen und Künstlerdynastien, die es nach anderer Meinung gegeben haben soll? Es gibt sogar den Versuch, durch die Linienführung einen „Künstler“ in verschiedenen Höhlen nachzuweisen. Selbst bei der relativen räumlichen Nähe in der Region im Südwesten Europas ist vermutlich diese Erfindung des künstlerischen Schaffens über die Jahrtausende immer wieder gemacht worden. Wie sollte das mit der Farbe anders gehen, als dass Kenntnisse aus dem Alltag jener frühen Menschen über die Zeit praktisch bewahrt wurden, weil Farbe im Haushalt gebräuchlich war. Der alltägliche Gebrauch von Farbpigmenten könnte das „Archiv“ gewesen sein, aus dem immer wieder mal von neuem Bilder entstanden, nachdem sich langsam die Sprech-Sprache ausgebildet und die Malerei nun eine Eigenständigkeit gewonnen hat. Wozu konnten Pigmente gebraucht worden sein? Roten Ocker gab es schon vor 500.000 Jahren bei Früh-Menschen in Südafrika. Wurde Kleidung gefärbt? Der Körper? Spielten Kinder damit?

Was spräche dagegen, anstelle überbordender Empfindung schlicht zu sagen: wir wissen über Ursprung und Motive nichts. Dann würde vielleicht auch das Interesse steigen, in diesem Chaos von meist in der Fachwelt wieder verworfenen jeweils früheren Vorstellungen der Forschung ein neues Fundament zu suchen, wie es Lorblanchet in gewisser Weise unternimmt. Er betont die Erforschung der Chronologie, die statistische Verteilung und die immanente Analyse von Bildgruppen als jene Elemente, die nach gut 100 Jahren Höhlenforschung übrig geblieben seien, alles andere sei mittlerweile überwunden. Aus

der Sicht der hier vorgetragenen Argumente mit Lévy-Bruhl, Piaget, Hallpike oder Dux ist allerdings das Mystische durchaus eine wahrscheinliche Grundlage, auch wenn es Vorstellungen von Heiligtümern noch nicht gab. Auch nicht eine präzise Festlegung auf Jادmagie oder Totemismus. Selbst wenn die Bilder und Skulpturen aus reinem Spass entstanden, können die Maler:innen nach dem Spracherwerb nur aus einer mystischen oder wahrscheinlich zuerst sogar prä-mystischen Denkungsart heraus gearbeitet haben. Das Wissen über die Funde der Schnitzereien und Malereien in den Höhlen ist immer noch gering, wenn es auch technische Fortschritte zu ihrer Beurteilung gibt.

Mit diesem Abschnitt zu den Älteren Wildbeuter:innen wurden Materialien vorgestellt, die meinen Ansatz verständlich machen, wir hätten es bei diesen Menschen ab vor 40.000 Jahren mit sehr einfachen Leuten des Homo sapiens zu tun. Es scheint plausibel, die Funde jener Zeit und früher unter dieser Theorie einzuordnen, einschliesslich von Thesen, wie die der „humanen Explosion“ vor 60.000 Jahren mit den vermehrt entdeckten Artefakten. Das kognitive Niveau des Typus „Prä-Bewusste“ reichte aus, um auch die – nur auf den ersten Blick imponierende – Schnitzerei und Höhlenmalerei ausführen zu können. Es zeigt sich damit eine deutliche Differenz zum Denken und Glauben der Menschen im späteren Jung-Paläolithikum, die wir nun als Typus der Jüngeren Wildbeuter:innen betrachten wollen, der wohl eine weite Verbreitung in Eurasien fand, wie wir bei den gleich skizzierten Kulturfolgen sehen werden, bevor die Sozial-differenzierte Gemeinschaft als Sonderform im Nahen Osten erläutert wird. Manches aus dem folgenden Abschnitt betrifft auch noch die Älteren Wildbeuter:innen, beziehungsweise die unbestimmbare Grauzone zwischen beiden Typen, um den historischen Verlauf besser erkennen zu können.

B. Jüngere Wildbeuter:innen im Übergang

Bei der nun folgenden Betrachtung des Typus: Jüngere Wildbeuter:innen ist wiederum nicht primär an einen genau bestimmten Zeitraum oder dem Ablauf ihres Auftretens gedacht. Es soll in diesem Abschnitt um jene Erscheinungen gehen, die erst nach den Älteren Wildbeuter:innen entstanden. Ich stelle diese weitergehende typische Lebensweise sozusagen neben die in der Archäologie als komplexe Wildbeuter:innen eingeordneten Menschen, die verstärkt durch ab vor gut 20.000 Jahren entstandene Siedlungen erkannt werden. Dazu können beispielsweise Speerschleuder und Nähnael wohl als besondere Kennzeichen ihrer wachsenden Kognition dienen; beide sind aus zwei Teilen zusammengesetzte Werkzeuge: aus Schleuder und Nael, mit denen Speer und Faden eingesetzt werden; Pfeil, Sehne und Spannkraft des Bogens sind später noch komplexer konstruiert.

Einzelne Gruppen des Typs der Jüngerer Wildbeuterei sind natürlich früher vorstellbar. Vielleicht in den Höhlen der Schwäbischen Alb, wo es ja Anzeichen früher Sesshaftigkeit gibt; doch reicht sie allein als Kriterium sicher nicht aus. Ebenso können sehr schlechte Ältere Wildbeuter:innen noch lange existiert haben, auch noch am Ende des Jung-Paläolithikums neben Sozial-differenzierten Gemeinschaften. Wie erwähnt soll für den Typus der Jüngerer Wildbeuter:innen die Kognition auch nicht mehr als „prä-bewusst“ differenziert werden (früher sprach ich von: Fünfjährige); manche andere mit „prä-“ bezeichnete Formulierung bleibt zweckmässig, wie prä-operational, wenn auf Piaget Bezug zu nehmen ist, oder solche Fähigkeiten, die auch bei rezenten Urvölkern noch beobachtet wurden. Es geht darum, mit den Jüngerer Wildbeuter:innen die Historizität herauszustellen, den *Übergang* zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft, die erstmals am Göbekli Tepe gefunden ist. Ob später einmal Hinweise auf weitere Differenzierung der Logik im engeren Sinn gefunden werden ist eher zweifelhaft. Gleichwohl bleibt zu bedenken, es mit Geschichte von etwa 20.000 Jahren bis zum Neolithikum zu tun zu haben, in denen in wachsenden Siedlungen die Kognition geschult werden musste, und vielleicht zuerst nur am Göbekli Tepe eine Hochkultur in herausragender Weise entstand, andere Gemeinschaften, etwa am Ural (Stele) oder Spanien (Rote Königin), entwickelten wohl ähnlich weitgehende Kulturen; vielleicht, dass wir tatsächlich die allererst entstandene Form solcher Kultur finden, wäre ja ein besonderer Zufall, und solange kein Wohnort bekannt ist...

Mit der globalen Erwärmung und wohl bereits einer relativ komplexen Kognition wandelt sich zumindest die eine Gemeinschaft zu einer sozial differenzierten Form der Wildbeuterei: die Erbauer:innen des Göbekli Tepe. Der ist als Monument bereits komplexer als die etwas jüngeren Bauten Jerichos mit einer grossen Steinmauer, in die später ein mächtiger Turm integriert wurde; dessen – unbekannter – Sinn könnte konzeptionell wiederum komplexer als die Bauwerke in Nord-Mesopotamien gewesen sein, rein baulich jedoch nicht. Ebenso sind die Umstände ungeklärt, die zu den Bauten an beiden Orten geführt haben, wie etwa religiöse Räume und/ oder ein grösseres Handelszentrum, das für Jericho angenommen wird, ein Ort, der zugleich und zuerst eine recht grosse Siedlung war, von 1.500 Bewohner:innen ist für spätere Zeiten die Rede, wozu eine genauere Datierung fehlt. (Roaf, 1998) Ich erwähnte bereits, dass vor allem die Bauten vom Göbekli Tepe auch komplexer sind als es bei rezenten Urvölkern gefunden wurde, wenn von späteren Ausnahmen in Mittelamerika und dem Steinbau in Simbabwe abgesehen wird. (Summers, 1963)

Oft wird wohl auch die Ökonomie von Wildbeuter:innen unterschätzt. Es ging zu jener Zeit bald kaum noch nur um tägliches Sammeln und Jagen für den aktuellen Bedarf, wie wir es von *einfachen* rezenten Wildbeuter:innen, etwa den Mbuti, den Buschleuten oder auch den ohne Vorratshaltung lebenden Yano-

mamo kennen. Gerade jene Fundstücke, die wesentlich der Archäologie die Beurteilung der frühen Gruppen in Nordafrika und Eurasien erlauben, sollten nicht unterschätzt werden: der scharf absplitternde Feuerstein/ Flint lag offenbar nicht an jeder Ecke herum, sondern musste – wie andere Rohstoffe auch, nicht zuletzt schon solche für die Herstellung von Schmuck – an vielen Orten organisiert besorgt oder ausgegraben und vielleicht dort auch bearbeitet werden. In Swiderien (Polen) wurde bereits ab vor 15.000 Jahren Feuerstein bergwerksmässig aus tieferen Erdschichten geholt; eine viel jüngere Feuersteingewinnung ist durch 8.000 Schächte belegt, aus denen in Arnhofen, Schwäbische Alb, 90 Tonnen davon gewonnen wurden, ähnlich in Rijckholf (Holland) in jüngerer Zeit. Und schon vor gut 75.000 Jahren gab es einen Abbau der Feuersteinknollen in Nordafrika mittels tiefer Gruben (möglicherweise bereits vor 300.000 bp in Palästina; Vermeersch, 2010). Um nur dies hier zu nennen. Wir hörten von zusammenhängenden Siedlungsstrukturen in Südwestdeutschland, die gemeinsame Rohstoffe aufwiesen. (Moreau, 2009^b; Floss, 2009)

Tragbare Kunst und Relief

Wir werfen jetzt zuerst einen Blick auf Schnitzereien und skulpturale Arbeiten, der später bei der Darstellung der Kulturen des Jung-Paläolithikums erweitert wird. Schon zur Zeit der frühen Höhlenmalerei fanden sich kleine Skulpturen auf der Schwäbischen Alb, wie den sogenannten Löwenmenschen, Pferd und Mammut. Ersterer ist 30 Zentimeter gross, sonst sind es eher bis zehn. Ihre Formen bleiben ähnlich schlicht wie bei der Malerei und sind auch als Werke sehr einfacher Wildbeuter:innen nachvollziehbar. Das gilt zwar auch für das Handwerkliche bei den Reliefs am Göbekli Tepe, wo aber umfassendere Inhalte für möglich gehalten werden können, wenn nicht: müssen. Ob womöglich eine Gesamtgeschichte erzählt wird, und vor allem, wie sie lautet, muss wohl im Dunkel bleiben. (Morenz/ Schmidt, 2009)

Für die Schnitzerei und Formung bereits im frühen Jung-Paläolithikums (ab 36.000 bp) stehen in besonderer Weise die Frauen-Figurinen. Es geht dabei um die Frage, was aus diesen Arbeiten für die Kognition jener Zeit zu ersehen ist. Die frühen Figurinen des Typs Willendorf – die bekannte „Venus“ ist deutlich jünger (Gravettin) – haben oft extrem dicke Körper, lange füllige Busen, Köpfe ohne *Gesicht* und Arme und Beine ohne Hände und Füße. Sie stehen wohl für ganz unterschiedliche Empfindungen bereits der frühen Zeit. Dieser Typ der „Venus“ scheint seinen Schwerpunkt im Jung-Paläolithikum und später noch einmal in Çatal Hüyük zu haben, soweit meine wenigen Bildquellen solche Aussage zulassen. Nicht alle Figuren sind jedoch so dick. (Röder u. a., 1996)

Einen wichtigen Hinweis gibt Müller: wo Frauen in Mythen wie im rezenten Leben eine gewisse positive Rolle zugestanden werde, handele es sich „*in aller Regel um Muttergestalten bzw. ältere Frauen*“, solche nach der *Menopause*,

wenn Frauen immer stärker als „*männlich werdend*“ verstanden sind, da die weibliche Unreinheit, die in der Menstruation gesehen wird, und die so viel Angst macht, mit der Menopause verschwinde. (1989: 185) Sind nicht auch zumindest die ausladenden Frauen-Figurinen als ältere Frauen zu verstehen, als „verdiente“ Mütter vielleicht? Insofern „schwer-gewichtig“? Denn Mutter zu werden konstituiert Frauen in schlichten Gemeinschaften überhaupt erst richtig und nur das.¹

Wer Fotos von rezenten Urvölkern ansieht, wird ebenfalls häufig auf lange Brüste stossen, wie sie bei einigen Frauen-Figurinen dargestellt sind, auch bei weniger dicken. (Sibisi, 1974: 142; Burenhult, 2004: 102) Doch bei ihnen kann, nach der Kolonisation, die Ernährung eine ganz andere geworden sein und dicke Frauen wurden wohl manchmal auch als „Wohlstand“ interpretiert.

Schwer vorstellbar, dass die Frauen bei Wildbeuter:innen, die doch gut zu Fuss sein müssen, solchen Leibesumfang bekamen und dies noch hofiert wurde. In Hacilar in Anatolien fand sich um schon 8.000 bp (!) neben Frauen-Figurinen, wie sie seit früheren Zeiten bekannt sind, eine kleine Skulptur eines sich umarmenden Paares, was die Nähe zur Sexualität betont. (Mellink/ Filip, 1985; siehe die Vielzahl von Frauenfiguren in diesem Band) Zu nennen ist auch Aşıklı Hüyük aus der Zeit des akaramischen Neolithikums (PPNB)² am Vulkan Hasan Dağ westlich des Mittleren Taurus in Anatolien. Wunn hält Frauen-Bildnisse eher für Geistwesen menschlichen Ursprungs zum Schutz von Familie, Sippe, Stamm. Zudem verweist sie darauf, mobil lebende Wildbeuter:innen strebten nicht nach hoher Fruchtbarkeit, da Kinder beim Marsch eine Last seien. Und sie würden keine personalisierten Gött:innen kennen. (2005; mit Maringer) Bei sesshaften Gruppen ist das etwas anders, wenn einige Frauen vielleicht nicht so weit rennen müssen. Aber Geburten sind auch für sie nötig und immer „etwas besonderes“; wir kommen auf Fruchtbarkeit noch zurück, auf männliche in Mythen vor allem. Und „ideelle“ Mütter als Idol zu nehmen ist recht wahrscheinlich.

¹ Das gilt ebenso für Männer mit der Vaterschaft, doch die haben zusätzlich andere Möglichkeiten, als Jäger, Held oder was weiss ich. Vaterschaft bringt ihnen zugleich Macht. Männer, auch oder gerade die alten, sind immer schon primär an jungen Frauen interessiert. Die Männer vergeben in rezenten Urvölkern ihre Töchter leihweise manchmal an Freunde. Oft werden sie früh zur Heirat anderen Sippen versprochen, so sind sie von Anfang an unter die patriarchale Knute gebracht, wenn es auch manchmal Widerstand gibt. Durch Polygynie werden Frauen für die jungen Männer verknappt und bringen die so auch noch in Abhängigkeit, weil nur willfähigen Jägern, die Fleisch versprechen, Frauen/ Töchter zugesprochen werden. Bei den Azande (Afrika) führt die Knappheit zu häufigen Vergewaltigungen. (Sanday, 1981)

² Pre-Pottery-Neolithic ist die vorkeramische Zeit (A und B) in Fundstätten. Erst 1952 fiel der Ausgräberin von Jericho, Keyon, deren Existenz auf: Menschen ohne Keramik! In China könnte diese Zeit bereits vor 20.000 enden, auch Mahlsteine fanden sich dort so früh. Sehr alt ist die Keramik auch in Japan bei den Ainu.

Nun folgen noch einige Hinweise zu jüngeren Figurinen. Aus Střelice/Tschechien sind gering gestaltete Frauen-Figurinen mit fülliger Hüfte und Oberschenkeln und schlanken Oberkörpern, kleinen Brüsten und angedeuteten Gesichtern bekannt, die Arme nur bis zum Ellenbogen spitz auslaufend. (Torbrügge, o. J.) Wir finden eine kleine, vollkörperlich ausgearbeitete (aber teilerstörte) Skulptur mit relativ „starkem“ Gesäss und Oberschenkel in sehr eleganter Form mit schmaler Teile, angedeutetem „Slip“, nicht sehr grossen Brüsten und schlanken Armen in Ägypten ab dem siebten Jahrtausend vor heute. Aus der Ubaid-Periode Mesopotamiens vor nur 6.000 Jahren (!) sind sehr schlanke Frauen-Figuren bekannt, wie wir sie bei Bildwerken des alten Ägyptens finden. Auch die mesopotamische Kriegs- und Liebesgöttin Inanna wird typischerweise als schlank dargestellt, etwa in einem Rollsiegel: Fuss auf einem Löwenkopf, dabei ein nacktes (!) Bein weitgehend aus dem Mantel herausgestellt – wie schon von Balz-Cochois (1992) bemerkt –, Keule und Schwert tragend, sowie zwei Pfeilköcher auf dem Rücken. (Ascalone, 2005) Eine ähnliche Darstellung zeigt noch eine Art „Minirock“.

Die griechische Marmor-Frau ist als ein etwas kräftigerer Typ hinreichend bekannt: Venus von Milo. Ein zweiter Typus dieser Kunst mit Frauenfiguren ist also eher als normalgewichtig dargestellt, und ein dritter Typ der Frauendarstellung ist als minimale Zeichnung ganz auf die Hüfte reduziert, wie sie in manchen Höhlen und auf Zeichnungen – vor allem auf Schieferplatten in Gönnersdorf – gefunden wurden. Kopf, Extremitäten und Brüste sind oft nicht einmal andeutungsweise gezeigt, oder vom Gesäss ragt nur eine halsähnliche Verlängerung nach oben, an der höchstens mal Brüste sehr klein angedeutet sind. Der Oberschenkel läuft dann dreiecksförmig aus. Eine Entwicklung während des Jung-Paläolithikums scheint nicht erkennbar, nur gab es zu bestimmten (langen) Zeiten die erwähnten Schwerpunkte, wie die dicken Figurinen im Gravettin. Erst nach dieser Zeit scheint dieser Typ zugunsten schlanker Darstellungen weniger häufig zu werden; das müsste an vollständigeren Quellen kunsthistorisch überprüft werden.

Angesichts der Höhlenmalereien, der Schnitzkunst und der Frauen-Figurinen, bietet – sei vorweggenommen – die Kunst am *Göbekli Tepe* keine Sensation. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick mit soziologischer Fragestellung – kunsthistorisch mag das differenzierter aussehen.¹ Malereien gibt es dort nicht. Selbst die fast vollständig aus dem Pfeilermaterial als Hochreliefs herausgearbeiteten Tiere sprengen handwerklich die frühe Qualität nicht, denn manche

¹ Das Fach: Kunstgeschichte beginnt allerdings erst mit der christlichen Kunst. Hansen (Ausstellung, 2007) erkennt bei der menschlichen Skulptur des Neolithikums eine neue gestreckte Haltung, Kopf nach hinten. Hinweise auf die Stilentwicklung in älterer Zeit: Eiszeit, 2009; siehe auch Hansen, 2003, zu Religion und Archäologie; zur altorientalischen Kunst: Nunn, 2009.

Schnitzerei, etwa an Speerschleudern, nimmt solche Fähigkeit lange vorweg. Oberflächlich gesehen, nur aus den publizierten Abbildungen, sind am Geistigen Zentrum oft gefährliche Tiere bildhauerisch dargestellt, die mystische Bedeutungen haben können; das könnte darauf hinweisen, es ginge um die generelle Auseinandersetzung mit der „wilden“ Natur; unten mehr dazu. Es gibt eine Fülle an kleinen Figuren aus Nevalı Çori, das zur Kultur vom Göbekli Tepe gehört, die Schmidt erwähnt. (2008)

Die Interpretation früherer Bildwerke ist schwierig, zumal der Versuch, den intendierten Sinn zu ergünden. Lévy-Bruhl betont die Problematik bei der Deutung von traditionellen Bildwerken rezenter Urvölker durch uns in einer Fussnote: *„Auch kann der europäische Beobachter, wenn er es wagt, eine Auslegung der Zeichnungen zu geben, so ziemlich sicher sein, eine falsche zu geben. [Der Autor:] Von den Steinen [Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berlin 1894] hat in Brasilien seine diesbezügliche Erfahrung gemacht. Und Parkinson sagt seinerseits: ‚Was ist nun die Bedeutung dieser Zeichnungen? Wir stehen hier vor einem Rätsel, das schwer zu lösen ist. Die ‚Mitteilungen‘ bezeichnen diese Gebilde als Schlangen, womit Kopf und Körper auch die meiste Ähnlichkeit haben; die Baining jedoch behaupten, es sei ein Schwein ... Die nebenstehende Figur könnte man zur Not als Gesicht deuten, sie stellt aber nach Angabe der Eingeborenen eine Keule vor, trotzdem mit diesem Gegenstand nicht die mindeste Ähnlichkeit vorhanden ist und sicherlich niemand, selbst wenn er wildesten Phantasie freien Lauf liesse, von selbst auf diese Erklärung kommen würde ... Ich will noch bemerken, daß ich geneigt war, die in der Zeichnung vorkommenden drei kreisförmigen Gebilde als Augenornamente anzusehen. Diese Illusion zerstörten die Erklärer jedoch sofort mit der Bemerkung, daß ‚Augen‘ überhaupt nicht gemalt werden können (!) ... // Die Erklärungen der Ornamente sind von den Baining selbst gegeben, es kann daher kein Zweifel darüber entstehen, daß die Anfertiger wirklich mit der Zeichnung einen bestimmten Begriff verbinden, obgleich der Zusammenhang uns in den meisten Fällen unklar bleibt, da die Zeichnung keinerlei Ähnlichkeit mit dem gedachten Gegenstand aufweist ... // ... Man sieht, wie wenig berechtigt es ist, wenn wir den Ornamenten eines primitiven Volkes eine Deutung geben nach der Ähnlichkeit, welche die Zeichnung mit einem uns bekannten Gegenstand hat ... Die Baining sehen in diesen herkömmlichen Zeichnungen eine Muschel, ein bestimmtes Blatt, ein Menschengesicht etc. Diese Vorstellung ist so fest eingewurzelt, daß man deutlich die Verwunderung auf den Gesichtern der Befragten lesen kann, die es nicht begreifen können, daß nicht jeder andere sofort die Bedeutung dieser Ornamente sieht.‘ (Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee. [Stuttgart, 1907] P. 621 - 627. Cf. p. 234 - 235)“.* Soweit aus Lévy-Bruhl. (1926: 94) Solche Probleme sind auch bei der Interpretation scheinbar klarer Darstellungen, wie bei Tieren, nicht undenkbar, und machte dann jede Interpretation unmög-

lich. Uns gleich vorkommende Zeichnungen, oder auch Gegenstände, wie die geweihten Stäbe (nurtunja) in Australien, können völlig verschiedene Bedeutungen haben, weil es nicht auf das Äussere, sondern auf den mystischen Sinn ankomme. Dann ist das eine Teil ein Baum, das gleich aussehende andere ein Emu. Eine einfache Änderung von einem Stab der Bedeutung Baum in die Bedeutung Emu sei wegen der mystischen Symbolik nicht möglich.

Kulturen des Jung-Paläolithikums

Wir kehren noch einmal zum Beginn des Jung-Paläolithikums zurück, um die in der Archäologie üblichen Kulturformen im Zusammenhang zu betrachten. Das mag an dieser Stelle sinnvoll sein, weil nur der erste Abschnitt des Jung-Paläolithikums, das Aurignacien, bei mir zu den Älteren Wildbeuter:innen gehört. Es geht primär darum, uns die weitere Entwicklung der Kognition jener Wildbeuter:innen genauer anzusehen. Zur Annäherung an eine Soziologie des Jung-Paläolithikums gehört eine die archäologische Sicht ergänzende sozial begründete Gliederung der Geschichte jener Zeit von der Ankunft des Homo sapiens nördlich Afrikas bis zum Beginn des Neolithikums. In der Archäologie werden dazu überwiegend ergrabene Kulturen ausgewertet, wobei ähnliche Fundgruppen zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Orten existierten. Beispielsweise entsteht das Neolithikum in Europa lange nach dem im Nahen Osten, wo es ab etwa 12.000 bp beginnt und ab 10.000 bp als generell durchgesetzt gilt: die „Neolithische Revolution“. (Childe) Hier nun eine immer noch sehr knappe Darstellung der wichtigsten Epochen, die bei mir zugleich als *zeitliche* Phasen verstanden werden:

Aurignacien

Die erste Phase des Jung-Paläolithikums, das Aurignacien (40.000 - 32.000 bp), lässt sich als die Lebenswelt schlichter Älterer Wildbeuter:innen verstehen, die wiederum zu den Früh-Menschen und wohl auch dem frühen Sapiens vor der Ankunft in Westurasien mehr oder weniger deutlich differieren. Sie fertigten zwar erste Skulpturen und Höhlenbilder, bleiben ansonsten aber hinsichtlich ihrer Lebensformen weitgehend unbestimmt. Kleidung und zeltähnliche Behausungen werden unterstellt (die ersten Stoffspuren, in Ton eingedrückt, stammen von ungefähr 30.000 bp).¹ Ob sie hinsichtlich ihrer Weltvorstellung, sofern überhaupt davon bereits zu sprechen ist, und vor allem des kausalen Denkens noch auf einem unteren Niveau innerhalb der Prä-Operativität gelebt haben konnten, das deutlich vom Stand späterer Zeiten als prä-bewusst unterscheidbar ist, wird hier als These überprüft und ist interdisziplinär weiter zu untersuchen. Ob beziehungsweise wie sie schon Institutionalisierungen, etwa Verwandt-

¹ Auch dies „verschiebt“ die neue Kommunikation auf die Zeit nach der Schädelbildung bis zu den ersten Bildern von Chauvet ans Ende des Aurignacien.

schaftsordnungen oder einen Stammesrat, ausgebildet hatten, ob sie eine Vorstellung von Heiligtümern oder Kultstätten besaßen, das muss alles im Zweifel bleiben. Wir wissen es nicht, und ich halte es für sehr unwahrscheinlich, wie ich oben ausführte. Möglich wäre selbstverständlich, solche Elemente seien bereits in Afrika ausgebildet worden, doch woran sollten sie ihr Denken geschult haben? Entsprechend komplexe Lebensweisen zeigen die Funde nicht, die – im Gegenteil – nur ausgesprochen simple Werkzeuge erbrachten, die noch *Homo neanderthalensis* in Eurasien ähnelten. Mit der neueren Theorie über die Ursprünge der Kommunikation und der Sprech-Sprache scheint eine sehr frühe Entwicklung eher noch unwahrscheinlicher als zuvor.

Vor dem Beginn des Aurignaciens breitete sich *Homo sapiens* wohl über die Levante aus, dann entlang des Schwarzen Meeres und die Donau hinauf bis nach den Pyrenäen und auf die Schwäbische Alb, sowie nach Norden und Nordosten Eurasiens. Ich nutze zur Besiedlung erneut die zwei Karten zum Aurignacien und dem zeitgleichen Fumanien aus dem Katalog: Eiszeit. (2009) Die erste enthält für die Zeit von vor 40.000 - 35.000 Jahren nur sechs Orte: Reclau Viver, L'Arbreda (am östlichen Fuss der Pyrenäen) und Fumane (bei Verona) für die gleichnamige Kultur: das Fumanien. Für die Schwäbische Alb sind es: Geissenklösterle bei Stuttgart mit offenbar saisonaler *Sesshaftigkeit*; die Höhle wurde vor allem im Winter und Frühjahr aufgesucht. Dann in der Nähe noch: Keilberg Kirche und weiter östlich in Österreich: Willendorf (in früherer Zeit). Im Süd-Westen entstand – sofern das zu werten ist – die erste Höhlenmalerei als roter Kreis (El Castillo), die erst jüngst als 40.800 Jahre alt ermittelt wurde. Und nun fanden sich in Indonesien Belege, dass die dortige Felskunst (=im Freien) ebenfalls aus dieser frühen Zeit stammt. Das verweist darauf, wie intensiv die menschliche Geschichte auch durch die archäologischen Bemühungen bestimmt ist, die vor allem in der Levante, dem Land der Bibel, die dortige dichte Fundsituation ergab, um die Substantialität der christlich-jüdischen Religion zu beweisen. Ausserhalb der Betrachtung des genannten Katalogs ist in der darin nicht behandelten *Levante* eine umfangreiche und dauerhafte Besiedlung erst seit vor 22.000 Jahren belegt; (Schyle, 1996) die Höhle: Ksar Akil war bereits vor 38.000 Jahren bewohnt. (levantinisches Aurignacien; Roaf, 1998)

Die Fundstelle: Geissenklösterle mit ihren bis zu 40.000 Jahren alten Funden ist herausgehoben. Jagd fauna war nach den dortigen Knochenfunden vor allem Ren und Pferd, daneben Mammut, Steinbock, Wisent und kleine Säugetiere wie Eisfuchs und Hase, die auf Gras- und Steppenlandschaft hinweisen. Letztere konnten kaum mit einem schweren Speer auf kurzer Distanz erlegt werden; gab es bereits Fallen? Arbeitsplätze für Steinabschläge sind erkennbar, ebenso für Elfenbein. Waffen, Werkzeug, die ältesten bekannten Flöten von vor 36.000 Jahren aus Schwanenknöcheln und Schmuck (!) wurden dort und in anderen Höhlen der Alb hergestellt.

Es gab in der Region starke regionale Verbindungen zu anderen Gruppen, sogar eine gemeinsame Identität in verschiedenen Tälern wird als belegt angenommen. Offenbar lebte ein grösserer Stamm dort, da verschiedene Fundplätze einander ganz ähnliche Mischwesen als Statuetten aufwiesen. (Conard/ Bolus, 2009; Moreau, 2009) Andere Regionen unterschieden sich im Stil. Im Jahr 2008 wurde in der Höhle: Hohle Fels die bislang älteste Menschenfigur entdeckt, eine etwa 35.000 Jahre alte „Venus“, auch an der jüngeren nahen Fundstelle: Galgenberg fand sich eine frühe Frauendarstellung; sie ist von tadelloser Figur und scheint mir eine Keule auf der Schulter zu tragen. Sie heisst „Fanny“, ungefähr sechs Zentimeter gross aus einer Steintafel geschnitten. Auffermann sieht – anstelle eines Ellenbogens – eine seitlich herausragende Brust, womit die „Keule“ über der Schulter noch nicht erklärt ist. (1998) Felsbilder in Afrika sind offenbar jünger und entstanden in Namibia erst vor etwa 28.000 Jahren, einige könnten älter sein. (Müller-Karpe, 1998) Was haben wir noch aus dieser Zeit in der erwähnten ersten Karte? Willendorf! Die berühmte Venus-Figur stammt aber wohl erst aus einer jüngeren Schicht (Gravettien).¹

Das Ende des Aurignacien – von 35.000 bis 32.000 bp – zeigt in der zweiten Karte für diese Kultur und die des Fumanien bereits etwa 20 Fundstätten von den Pyrenäen bis fast zum Schwarzen Meer und nordöstlich davon noch die frühe Siedlung Kostenki. Die Schwäbische Alb verweist also bereits auf einen besonders „fortschrittlichen“, durch die Ausgrabungen relativ gut bekannten „Stamm“. Eine dauerhafte Besiedlung der Region wird deutlich und zeigt die Fähigkeit zu relativ friedlichen Beziehungen schon am Beginn des Aurignacien und deutet vielleicht auf erste rudimentäre Institutionalisierungen hinsichtlich der Verwandtschaftsformen als Basis für einen auch kommunikativ verbundenen Zusammenhang hin. Nicht zu vergessen: es gab zuerst vielleicht noch keine anderen Menschen dort! Keine äusseren Feinde. Nur wilde Tiere.

Bei Tomasello hörten wir: der *Frühere sapiens* kennt „Informieren“, indirekte Reziprozität als Bemühen um eigenes Ansehen in der Gruppe, kommunikative Intentionen und wechselseitige Kooperationserwartungen; zusammen: *Imitation durch Rollentausch*.

Gravettin

Die zweite Phase des Jung-Paläolithikums ist das Gravettin (32.000 bis 22.000 Jahre bp), eine etwas wärmere Zwischenzeit. An dessen Ende beginnt

¹ Die Fundsicherung war etwas salopp. Als die dort gefundene „Venus“ von einem Arbeiter der Ausgrabung aufgesammelt wurde, waren die hohen Herren zum Essen im Nachbardorf. Aufzeichnungen gibt es nicht. Durch die Höhlen trampelte nach ihrer Entdeckung manchmal ein ganzes Dorf, oder Arbeiter schachteten den Boden per Schaufel und Schiebkarre aus, um einen guten Zugang für Tourismus zu schaffen. Die ersten Flöten stammen aus einer Nachsiedlung solchen Abraums.

die Sesshaftigkeit in den Funden deutlich zu werden, die komplexen Wildbeuter:innen entstehen langsam. Bessere Steintechniken effektivieren die Speerspitzen, die nun grössere Wunden reissen. Die Fundstätten sind weit von West- bis Nordost-Eurasien gestreut. Oft werden die Orte: Kostenki am Schwarzen Meer mit mehreren Siedlungen und: Dolni Věstonice (Tschechei) genannt. Im ersten Ort entstanden in einer älteren Zeit nicht rekonstruierbare Langhäuser. Die gefundene Reihe von Feuerstätten verweist auf Gruppen von Familien, vielleicht pro Feuer zwei; so sei es bei rezenten Lappen/ Samen in Finnland gefunden worden, sagt Müller-Beck, (1998) der auch auf eine Bodenrinne mit tausenden Mammutknochen neben: Dolni Věstonice und auf eine gefundene *Bestattung* dort hinweist; dort „*grub man einige umfangreiche Freiluftsiedlungen mit Grubenhäuser*“ der Zeit um 27.000 bp aus. Es fand sich ein *Brennofen* für Tonfiguren. (Burenhult, 2004: 88f; Bosinski, 1989) Sind Frauen-Figurinen, die in weit von einander entfernten Regionen gefunden wurden, für den Export hergestellt worden? Geschirr wurde dort nicht erfunden, das wird erst tausende von Jahren später gebrannt. Fagan (1990) zeigt dazu die Rekonstruktion einer Hütte, bei der ein Baumstamm von einem kleinen Hang aus schräg auf einer höheren Stütze aufliegt; seitlich wären dann Äste verlegt worden, die wohl mit Häuten abgedeckt waren, rundum mit Erde und Knochen beschwert und abgedichtet. Bosinski sieht generell den Typus: Sesselage am schützenden Hang.

Aus der Zeit vor 25.000 Jahren wurden in: Mežirič (Ukraine) Langhäuser aus Mammutschädeln und -knochen errichtet. (Fletcher, 2004) Sie wurden nicht willkürlich geschichtet, sondern sehr geordnet eingesetzt, unten die Schädel. Damit ist ein gewisses „praktisches“ *Planen* erkennbar, das nicht kommunikativ reflektiert wurde. Bei: Prědmost (Slovenien) fanden sich aus dem Gravettin tausend Skelette von Mammuts. Probst berichtet in der: Brillenhöhle der Schwäbischen Alb von zwei aus Steinen aufgebauten mutmasslichen Wohnräumen, 30 und fünf Quadratmeter gross. (1991) Zwei Gräber aus: Sunghir (Russland, von vor 24.000 Jahren) erbrachten einen mit Perlen überhäuften Mann, die der offenbar an seiner Kleidung getragen hatte; im etwa zeitgleichen Doppelgrab von Jugendlichen fand sich ein ähnlicher Schmuckbesatz, in den zusätzlich Fuchszähne integriert waren. Auch bei Gräbern geschmückter Kinder in den: Grimaldi-Höhlen (Italien) aus der Zeit vor gut 20.000 Jahren musste eine durch solche Beigaben sichtbar werdende höhere Stellung ererbt sein, da Kinder sie noch nicht selbst erworben haben können; bei Jugendlichen konnten die Jungs als Jäger dies eher als Mädchen. Ähnliche Gräber dieser Zeit stammen aus: Arene Candide (Italien). (Kölbl, 2009; Burenhult, 2004: 95)

Solutréen

Die dritte Phase des Jung-Paläolithikums ist das Solutréen (22.000 bis 17.000 Jahre bp; bei 21.000 Jahren eine Kältespitze, bei 19.500 bp die weitest-

gehende Vereisung). Ich betone die Kältezeit um vor 21.500 bp, die ein Grund für die steigende *Sesshaftigkeit* gewesen sein kann, um in besseren Unterkünften geschützt zu sein. Die Kognition hatte sich weiter entwickelt, es wurden leichter Verbesserungen gefunden. Jedenfalls verweisen die Funde auf häufigere Siedlungen, weshalb in der Archäologie von komplexen Wildbeuter:innen die Rede ist.¹ In diesem Zeitabschnitt – so heisst es im Katalog zur Eiszeit (2009) – fänden „*sich über mehrere Hundert Quadratmeter erstreckenden, aufwendig errichteten Basislager*“, dauerhafte Siedlungen mit räumlich differenzierter Nutzung und am Rande Bestattungen. (Moreau, 2009: 97) Dabei ist von sehr enger Belegung der Hütten (?) auszugehen. Rohstoff wurde über weite Strecken besorgt, auch Schnecken für Schmuck. Und die fettleibigen Frauen-Figurinen (Typ Willendorf) treten gehäuft auf. In dieser Zeit – heisst es hier – entsteht die Speerschleuder, von der Bosinski für die jüngere Hamburger Kultur (Magdalénien) sagt, sie habe eine erste Überflussesgesellschaft gebracht. (1989) Auch die ähnlich komplexe Knochennadel mit Ohr entstand (erst) im Solutréen.

Ab vor 20.000 Jahren wurden die ersten bekannten grösseren dauerhaften Siedlungen des Nahen Ostens errichtet, im Epi-Paläolithikum. (Bar-Yosef/ Belfer-Cohen, 2010) Zum Nahen Osten gleich mehr. Für das Solutréen berichtet Fagan (1990) von Forschungen in: Mežirič/ Ukraine am Don, die Anzeichen für soziale Differenzierung ergaben: aus der Zeit vor 18.000 bis 14.000 Jahren fanden sich im Dnjepr-Gebiet ungleich grosse Vorratsgruben, als hätten sozial höher stehende (oder grössere?) Familien mehr Nahrungsmittel besessen. Die häufiger und grösser werdenden Siedlungen beherbergten 30 bis 100 Menschen und blieben lange bestehen, so dass die Leute Verfahren zur Lösung von Konflikten entwickelt haben müssten, soziale Regeln zur Erhaltung des Friedens, heisst es auch dort.

Manches spricht also dafür, die in der Archäologie mit „komplex“ und bei mir als dem Typus der Jüngeren Wildbeuter:innen bezeichneten Gruppen seit gut 20.000 Jahren anzunehmen. Dieser Lebensform sollte wohl generell grössere Bedeutung zugeordnet werden als der Vorstellung ständig mobiler eiszeitlicher Kleingruppen. Wenn auch ausführliche Sprech-Sprachen noch im Entstehen waren, lebten Wildbeuter:innen keineswegs bloss als „Jäger und Sammler“, die in kleinen Gruppen durchs Land zogen, zu kriegerischen Konflikten keinen Anlass hatten, denen sozialer Status fremd war und die Besitztümer teilten. So stellt Doyle den Stand des Wissens der Max-Planck-Gesellschaft für Menschheitsgeschichte jüngst noch dar. (2017: 27; Bestätigung der Redaktion: Email 18.7.17) Schon sehr früh ist stattdessen von umfassender Vernetzung und „Han-

¹ Wenn nun angenommen wird, eine ab 12.000 bp dramatisch abfallende Knochendichte bei Sapiens sei auf Sesshaftigkeit zurückzuführen (wo gemessen?), läge hier und dann am Ende der Eiszeit wohl der Schlüssel für diese Entwicklung. (nicht in der Landwirtschaft; Spiegel.de, 30.12.14)

del“ unter jenen Völkern vom Atlantik bis Sibirien und in die Levante auszugehen; das muss nicht „Fernhandel“ gewesen sein, Objekte können in kleineren Abschnitten von Ort zu Ort getauscht worden sein. Siedlungen mit festeren Gebäuden boten Vorteile, vor allem für die Frauen, die bei der Sesshaftwerdung sicherlich eine Rolle spielten, sagt schon Kramer. (1979) Gerät und weitere Gebrauchswerte liessen sich ansammeln. Vorratshaltung gibt der „Haushaltung“ eine neue Dimension! Das ist für die Frauen von besonderer Bedeutung, da neue Notwendigkeiten und Möglichkeiten zur *Planung* der Ernährung entstehen; und den Männern bieten Überschüsse in Vorratsgruben die *Macht*, sich andere Männer zu Diensten zu machen, die weniger haben; dazu unten.

Magdalénien

Die vierte Phase ist das Magdalénien (17.000 bis 12.000 bp), das bis zum Ende der Eiszeit reicht. In diese Epoche gehört der Fund in Gönnersdorf mit runden Zelten und auch solchen mit senkrechten Seitenwand-Pfosten und mit einem steinernen Bodenbelag. Gefundene Steine dort stammen bis aus 100 Kilometer Entfernung. Das Magdalénien weist aber – ist meine These – beim Beginn der globalen Erwärmung eine wichtige historische Teilung auf: ab **vierzehntausend bp** lässt sich der Beginn einer Sozial-differenzierten Gemeinschaft vorstellen. Bei 13.000 bp ist von einem quantitativen Höhepunkt der Höhlenmalerei die Rede, bei Bildern wie der Kleinkunst. (Burenhult, 2004: 107) Das Ende der Eiszeit ist spürbar, wobei die Menschen natürlich nicht verstehen können, was vorgeht. Das musste grossen Beratungsbedarf schaffen! Das Wetter wird wärmer und dabei feuchter und fordert festere Gebäude heraus, um die Möglichkeiten der Vorratshaltung zu verbessern. Fauna und Flora – also die bisher genutzten Nahrungsgrundlagen – ziehen sich nach Norden zurück. Und es begann in Nord-Mesopotamien das *Wildgetreide* in grossen Flächen zu wachsen, während anderswo Wald schnell die Gräser wieder überwucherte. (Uerpmann, 2007) Pfeil und Bogen lösen (wann?) die Speerschleuder ab. Die Funde von Siedlungen mehren sich, besonders im Nahen Osten.

Das ist die Zeit, in der in wachsenden Siedlungen intensivere Sozialbeziehungen entstanden sind. Institutionen wurden geschaffen, Aggressionen durch Friedensregeln reduziert, die Grosse Männer durchsetzen mussten, aus Tausch wurde Handel über vernetzte Verkehrswege; um nur dies noch einmal zu nennen. Doch zu den qualitativen Veränderungen dieser Art kam es vielleicht zuerst im Nahen Osten.

Bei Tomasello hörten wir: der *Spätere sapiens* kennt weitergehend „Teilen“, kulturelle Gruppenselektion sowie Schlussfolgerungen und Normen. Nun werde die grammatische Vielfalt von Erzählungen, beispielsweise Ursprungsmythen und Märchen, ausgebildet. Erst hier ist aus einer, noch vielfältig Gebär-

den verwendenden Kommunikation eine Voll-Sprech-Sprache geworden.
zusammen: *soziale Imitation*.

Türkei, Naher Osten

In der Türkei sind frühe archäologischen Funde sehr spärlich, die Funddarstellung sei mässig. Es gibt auch östlich davon für den hier interessierenden Zeitraum nur wenige, die in Einzelfällen wohl auf Gebäudereste verweisen. (Schyle, 1996^b) Müller-Beck spricht von 30.000 Jahren alten Steinklingen mit Sichelglanz dort, mit denen also vielleicht bereits wildes Korn oder andere Pflanzen geschnitten wurde; die Spuren gleichen sich. (Schyle)

Im Nahen Osten wurden in der Kultur Kebaran (ab 21.500 bp) Reste runder Hütten aus der Zeit vor 20.000 Jahren in: Ohalo am See Genezareth entdeckt, als der 1989 einen besonders tiefen Wasserstand aufwies. Unsicher ist: Jilat nahe des 20.000 Jahre alten: Kharaneh, wo sich Spuren von Hütten fanden, und dort gibt es neuerdings auch einen Fundplatz des jüngeren Kebaran mit Bestatungen ('Uyun al-Hammam), was auf eine Siedlung verweisen kann. (Hinweis Daniel Schyle) Zu dieser Zeit könnte auch hier, oder: besonders hier der Beginn komplexer Wildbeuter:innen anzusetzen sein.

In der Kultur Natufien (ab 13.000 bp) ist möglicherweise: Neve David ein langfristig belegter Platz. *Im frühen Natufien werden wahrscheinlich (!) ganzjährig bewohnte Fundorte zahlreicher und grösser, bestes Beispiel ist Mallaha. Im späten Natufien wird das Ganze wieder etwas undeutlicher – da zeigt eine trockene und kühle Zeit, [Jüngere Dryas] die noch bis in das PPNA [Pre Pottery Neolithikum A] hinein dauert, Wirkung, und die Hinweise auf permanente Besiedlung an einzelnen Fundstellen sind weniger deutlich.* (Email: D. Schyle, 13.7.13; Schyle, 1996)¹ Östlich von Haifa liegt eine Höhle, deren Terrasse vor 18.000 bis 12.000 Jahren mal mit Mauern umgeben war. Es gab offenbar eine grosse Bereitschaft, die Wohnräume herzurichten. Ein Ort vor etwa 17.000 Jahren am Ostufer des Sees von Genezareth, Ain Gev, kann ebenfalls dafür benannt werden. Dort wurden behauene Steine als mutmassliche Bodenplatten für dauerhafte runde Hütten gefunden, dazu Sichelklingen und ein Steinmörser zum Zerstoßen von Wildgetreide.

Brentjes spricht für die Zeit um vor 15.000 Jahren über Mörser von fünfzig Kilogramm Gewicht und von „Silos“ aus der Zeit vor 12.000 Jahren. (1981) Es gab mit Lehm ausgestrichene Vorratsgruben. (Bartl, 2004) Zumindest zur Getreidesaison wurde dieser Ort (und der Mörser) jeweils wieder aufgesucht. Auch Benz betont die Möglichkeit von vergänglichen Behältern. (2010) Etwa 15.000 Jahre sind in der Levante mindestens fünf weitere einzelne runde Gebäude alt. Schmidt erwähnt zwei Orte östlich des Göbekli Tepe im Nordirak

¹ Daniel Schyle danke ich für verschiedene Hinweise vor allem bezüglich des Siedlungsbaus und auf Karten des historischen Nahen Ostens: Böhner/ Schyle, 2006.

– Hallan Çemi, Qermez Dere –, die etwa vor 14.000 bis 13.000 Jahren bereits besiedelt waren; damit sei die Monopolstellung der Levante hinsichtlich der „frühesten Sesshaftwerdung“ aufgebrochen. (2008)

Eine neue Studie gibt Hinweise auf ältere Ereignisse. Sie betont nicht nur den wahrscheinlich gleichzeitig an mehreren Orten entstandenen Landbau mit zuerst noch Wildgetreide, das nun angebaut und nicht mehr wildwachsend gesammelt wurde, sondern auch einen sehr frühen Beginn in „*Chogha Golan, einer steinzeitlichen Siedlung am Fusse des Zagros Gebirges im Iran. Dort finden sich zahlreiche Relikte von Gebäuden, Steinwerkzeugen, Tonfiguren und auch viele Mörser und Mahlwerkzeuge aus der Zeit von vor zwölftausend bis vor rund 9.800 Jahren*“ (Scinexx.de, 5.7.13) Das beginnt gerade vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Der Ort liegt heute 150 Kilometer nördlich des Persischen Golfs am Fuss des Zagros-Gebirges, etwa 1.100 Kilometer vom Göbekli Tepe oder dem Vulkan Karacadağ entfernt, wo es erhebliche Bestände frühen Wildgetreides gab (beide Orte trennen knapp 100 Kilometer). Es könnte diese Kultur im Iran natürlich von anderen Standorten in den Süden gebracht worden sein.

Aus der Zeit des Natufien in der Levante finden sich weitere wichtige Spuren der dichter werdenden Besiedlung. Auch Roaf spricht von schon „festen Siedlungen“. Bewohnt wurden sie entweder „*ganzjährig oder nur zu bestimmten Zeiten*“. Zum Beispiel: Abu Hureyra und: Mureybet. Diese Orte lagen am Euphrat ganz im Süden des nach Westen ausgreifenden Bogens (Knie) dieses Flusses (heute im südlichen Assad-Stausee, Syrien), in dessen nördlichem Teil Şanlıurfa liegt. Bereits vor 13.500 Jahren bp wird Abu Hureyra besiedelt, 2.000 Jahre vor dem Baubeginn des Göbekli Tepe. Von 50 bis 300 Personen ist am Anfang die Rede, später seien es deutlich mehr. Sie lebten in Gebäuden aus Schlammmiegeln. Gazellen, Wildschweine, Schafe und Onager (Wildesel) wurden gejagt, sehr viele Pflanzen gesammelt. Es fanden sich schwere rechteckige ortsfeste Behälter aus Gipsmasse, die bei 800 Grad Celsius erzeugt wird und auf ein hohes Wissen verweist. Auch Körbe zur Vorratshaltung sind hier belegt; die umfassendere Lagerung von Lebensmitteln ist eine der entscheidendsten Entwicklungen für die neue Zeit. Selbst für die soziale Differenzierung kann sie Bedeutung erlangen, weil Familien mit grösseren Vorräten Vorteile gegenüber anderen gewinnen konnten, wie wir weitergehend sehen werden, wenn über Macht gehandelt wird.

In: Ain Mallaha nördlich des Sees Genezareth lebte eine „*Gemeinschaft von 200 oder 300 Menschen*“ wahrscheinlich ganzjährig, der Durchmesser runder Hütten betrug dreieinhalb bis fünf Meter, „*deren Dächer von hölzernen Pfosten getragen wurden*“. Ausgegraben wurden auch Gräber unter den Fussböden und ausserhalb der Hütten. (Roaf, 1998) Dort wurde vielleicht der eckige Raum durch Unterteilung von Rundhütten erfunden. (Nunn, 2006) Dieser Übergang

zur eckigen Raumvorstellung muss aber keineswegs so funktional entstanden sein. Es kann auch eine generelle geistige Entwicklung vermutet werden, sagt Hallpike, wenn ab einem bestimmten Zeitpunkt das topographische Denken weitergehend entsteht und mit Himmelsrichtungen markiert wird – Sonnenaufgang im Osten, -untergang im Westen, dazu gedacht: der nach Osten sehende Mensch mit Links (Nord) und Rechts (Süd). Daraus ergeben sich vier Ecken, manchmal noch mit Zenit und Nadir als Raumvorstellung. (1990) Es geht noch profaner: die Erfindung des rechteckigen Lehmziegels ergab später den rechteckigen Raum. (Mellink/ Filip, 1985) Vielleicht schon parallel zum Göbekli Tepe entstand der grosse Ort: Jericho, wo die ersten Lehmziegel gefunden wurden, bei aber noch runden Hütten, offenbar ähnlich wie in: Ain Mallaha, Mauern und Turm Jerichos sind etwas jünger.

Das mag für die Kennzeichnung der Kulturen des Jung-Paläolithikums reichen. Die kontinuierliche Entwicklung jener Menschen über den gesamten Zeitraum wird nicht nur in Siedlungen, Vorratshaltung und Werkzeug/ Waffen deutlich. Auch die Bearbeitung des (Feuer-) Steins ändert sich von bloss geschlagenen oder abgedrückten Stücken zu geschliffenen Formen. Und vor allem bei dichterem Zusammenleben in der Region und dann innerhalb der Siedlungen muss immer auch an beginnende soziale Differenzierung gedacht werden, weil die Sesshaftigkeit, auch wenn sie noch keine Domestikation von Pflanzen oder gar Tieren zur Grundlage hat, das Ansammeln von Dingen und Vorräten möglich macht, und in besonderer Weise das von – Macht.

Bereits im Natufien sei ein Häuptlingssystem (chiefdom) denkbar, meint Bartl. (2004) Gebel hält das für die in der Levante entstehenden neolithischen Grosssiedlungen bei existenzgefährdenden Problemen für möglich und auch bereits im Epi-Paläolithikum! (2002) Benz erkennt in den Funden innerhalb der frühen grösseren Siedlungen des Natufien allerdings keine Hierarchisierung, die sich jedoch aus der von ihr beschriebenen besonderen Behandlung bei Schädelbestattungen nur einzelner Individuen folgern lässt. Eine Hierarchisierung sei dann im anschliessenden Proto-Neolithikum zu beobachten, dazu wahrscheinlich auch eine Differenzierung der Sozialstruktur. (2010) Für die grossen akera-mischen Siedlungen – sagt Nissen für: Basta und: Ain Ghazal (nördlich und südlich des Toten Meeres) – seien bereits soziale Regeln für die Konfliktvermeidung nötig gewesen. (1999) Und eine Strategie der Konfliktvermeidung als Lernprozess darf nicht unterschätzt werden.

Die Archäologie gibt also – wenn die Belege für Siedlungsentwicklungen insgesamt auch noch schwach sind – ein zeitliches Gerüst vor, an das eine soziologische Differenzierung anzubinden ist: einfache Ältere Wildbeuter:innen mit schon einzelnen beachtlichen Siedlungen und Gebäuden bis etwa vor 20.000 Jahren, als mit deutlicher werdender Besiedelung die (komplexe) Jün-

gere Wildbeuterei anzusetzen ist, besonders in der Levante belegt. Mit der endenden Eiszeit kommt es dann ab vor 14.000 Jahren zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft und ab vor 11.500 Jahren zum Bau des Göbekli Tepe, etwa 500 Jahre später zum Bau von Mauer und bald dem Turm in Jericho.

Die Zeit um den Beginn der komplexen Wildbeuterei markiert wahrscheinlich einen intensiven Umbruch auch in der Kompetenz, weil durch häufigeres Leben in grossen festen Siedlungen vor allem die sozialen Beziehungen zwischen einander nahen Orten und die steigende Wohn-Dichte in ihnen weiter entwickelt werden mussten. Es entsteht die Jüngere Wildbeuterei, und innerhalb dieser entsteht der eine Stamm – oder wie immer er zu bezeichnen ist –, der für womöglich 2.000 Jahre zusammenführte, was wir über den ganzen Zeitraum des Jung-Paläolithikums hier und da fanden: bessere Werkzeuge, Siedlungen, Vorratshaltung, Strategien des engen Zusammenlebens, Gebäude als Vorlage des Göbekli Tepe.

Und das Monument in der Harran-Ebene wurde durch jene Kulturgemeinschaft errichtet. Ausser dem Geistigen Zentrum selbst scheint im Einzelnen nichts neu dort zu sein. Nur die Verhältnisse müssen sich geändert haben, wie wir noch an der Analyse der „Baustelle“ sehen werden, um zu Spitzenzeiten über 100 „Arbeiter“ koordinierte Tätigkeiten durchführen zu lassen. Und lange zuvor musste die Fähigkeit sich endgültig ausgebildet haben, in Erzählungen über den Sinn des Geistigen Zentrums grammatikalische Sprech-Sprache mit nur noch begleitenden Gesten zu nutzen.

In den nächsten Abschnitten soll nun für die letzten Phasen des Jung-Paläolithikums nach Kennzeichnungen einer weitergehenden Kognition geforscht werden. Das scheint unter anderem mit der Analyse von Ursprungsmythen möglich. Die gibt es auch bei einfachen rezenten Urvölkern, hier soll aber auch der Blick nach vorn, nach Sumer, Ägypten und Griechenland gerichtet werden, weil die Strukturen sich ähneln. Dabei all jene schon erwähnten Einschränkungen bedenkend, die bei bereits „urban“ organisierten Gesellschaften gemacht werden müssen, um die 8.000 Jahre jünger zudem. Nach den Mythen komme ich zu Interpretationen zum Geschlechterverhältnis. Dann folgen weitere Hinweise bereits auf das Individuelle, auf die Person des Altertums.

Zunächst wenden wir uns wieder verschiedenen theoretischen Analysen zu, wie sich die zweite Hälfte des Jung-Paläolithikums bis zu dessen Ende strukturell entwickelt haben kann. Nun werden konkrete Bezüge zu rezenten Urvölkern hergestellt und solche zum Wissen über Mythen des Altertums, von dem danach wieder zurückgedacht werden soll, um in der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe nach Anfängen zu suchen, die in Sumer ihre Fortsetzung finden konnten. Der Typus: Jüngere Wildbeuter:innen bildet hier ja vor allem die Übergangszeit zur Hochkultur am Göbekli Tepe.

Ursprungsmythen und Männermacht

Eine wichtige Frage zum Jung-Paläolithikum ist die nach der Stellung der Frauen, die nach dem Geschlechterverhältnis. Davon handeln oft frühe Mythen. Ob nicht das Geschlechterverhältnis von Anbeginn an die Grundlage kulturellen und künstlerischen Ausdrucks der Menschen ist? Weil Männer immer schon – ohne hier noch Freud zu bemühen! – sich in ihrer (unbewussten) Selbstfindung aus der Mutterbindung abnabeln „müssen“ und zur Vormacht über sie und die anderen Frauen drängen? Weil sie die natürlich scheinende Macht der Frauen über die Geburt allen Lebens und damit des (identischen) Todes alles Lebendigen, die Geister inbegriffen, als Bedrohung empfinden? Für sich wie für „ihre“ jeweilige Welt? Und weil sie durch ihre grössere Aggressivität und Kraft diese Vormacht ausüben können? (Dux, 1997) Ursprungsmythen zeigen diesen „ewigen stillen Kampf“ um die Legitimation dieser Vormacht in vielen Formen. Ohne dass es ein Matriarchat als universale Stufe der menschlichen Entwicklung gegeben hat, sei es als Herrschaft über die Männer, oder auch nur in der Form einer völligen Gleichheit, die manchmal als Stufe eines Urkommunismus behauptet wird. Bereits die erste grosse Kultstätte ist von Männergöttern dominiert; dazu wird es am Göbekli Tepe eine Mythe gegeben haben. Die Religion ist die allerste Fessel für die Frauen, was immer darin erzählt wird, wie immer die behauptete Stellung von Göttin und Frau ist – vom ersten Tage an!

Nun wird es bei den Älteren Wildbeuter:innen noch keine, oder jedenfalls noch keine ausgeprägten Reflexionen zum Thema: Geschlecht gegeben haben. Aber doch die Tendenz einer mittelbaren Männergewalt gegen Frauen, wie sie bei Tieren als Anschauung bereits vorkommt. Eine Vorstellung, ab wann es dazu Reflexionen gab, wird nicht deutlich terminiert werden können. Doch am Göbekli Tepe wurde sie in Stein gehauen, und dafür zuvor in Mythen ausgedrückt. Und aus späteren Mythen lässt sich eine Struktur ablesen, in welcher Weise sehr früh die Männermacht von Männern immer wieder formuliert worden ist. Das erlaubt es, Schlüsse für die Sozial-differenzierte Gemeinschaft mit den zentral aufgestellten beiden Männer-Göttern zu ziehen.

Gleichheit, Gleichberechtigung, so es sie gegeben hätte, müsste im Inneren, wie Familie, Stamm, und ebenso im Äusseren gegenüber Nachbarn, Fremden bestehen. Sie gab es nie, selbst bei relativ guter Position im Inneren, später bei Besitz der Unterkunft (und des Gartens), waren Frauen im Konflikt zurückgesetzt. Werkzeuge und Waffen mussten sie sonst herstellen und benutzen, gleiche Rechte auf das Land besitzen dürfen. Die freie Wahl der Partner:innen gehört ebenso dazu, wie der Zugang zu den Riten einer Gemeinschaft für alle Frauen. Um nur dies zu nennen. Ich fand nicht einmal eine deutliche Ausnahme zum allgemeinen Elend ihres Geschlechts (nein, nicht einmal bei den Irokesinnen).

Wie wurde das Geschlechterverhältnis zuerst beschrieben? Und das nicht nur in Mythen, sondern vielleicht bereits mit den späteren Höhlenbildern und

-zeichen? Ursprungsmythen kommen in den Blick, über die wir uns auch aus anderer Fragestellung informieren und verständigen müssen, ob oder wie weit solches Denken wann in jener frühen Epoche entstehen konnte. Sie sind seit Sumer überliefert; Gilgamesch, eine der ersten bekannten Mythen, dominiert die Frauen und die „Männergöttin“ Inanna eindeutig. Ebenso stossen wir bei rezenten Urvölkern auf dieses Muster, sogar bei sehr einfachen rezenten Wildbeuter:innen, wie den Mbuti mit einem Leihsystem für „Gattinnen“ und Töchter.

Dux hat – dabei Bachofen substantiell überwindend – auf die durchgängig gleiche Struktur vieler dieser Geschichten hingewiesen, die einen solchen Ansatz vom ewigen Kampf begründen können. (1997) Zuerst wird die „Schöpfungskraft“ der Frauen erwähnt, da das Gebären der nachgeborenen Gemeinschaftsglieder durch sie nicht übersehbar ist. Doch am Ende gewinnen in diesen Mythen immer die Männer die Oberhoheit bereits im *Ursprung* der Welt, die nicht zuletzt dadurch als die Verfasser der Mythen ausgewiesen sind. Was damit deutlich gemacht wird, ist die reale Situation der Männermacht und später -herrschaft, die jeweils als „universelle Asymetrie“ durchgesetzt wird. (Mader, 2008: 104) Zudem wird mit den Mythen und Riten die Legitimation durch das Göttliche betont, das die immer schon bestehende Übermacht der Männer über die Frauen begründet. Weil es die Gottheiten so bestimmten...

Geschlecht

Ohne Schriftform wissen wir nichts. Doch es gibt Hinweise, dieses Thema könne bereits für die Älteren Wildbeuter:innen Bedeutung bekommen haben, wenn wir an die Zeichen in den Höhlen denken, die als Vulven interpretiert werden, und die bislang allgemein als für „Fruchtbarkeit“ stehend herausgestellt werden, wie ebenso die Frauenfigurinen. Wenn wir sie einmal generell als von Männern gemacht verstehen wollen, woran grosse Zweifel erlaubt sind. Aus dieser Sicht verdienen die Vorstellungen, es seien in den Höhlen sehr früh bildlich dargestellte Tier-Paare zu erkennen, wie sie zuerst von Leroi-Gurhan und – mit entgegengesetzten Tieren – von Laming-Emperaire angenommen wurden, eine neue Aufmerksamkeit. Standen die „Vulven“ wirklich bereits für „Frau“ und „Sex“? Wildbeuter:innen streben nicht nach hoher Fruchtbarkeit, hörten wir bereits, und lange über diese Produktionsweise hinaus versetzt die Menstruation Männer in Panik und Hysterie, die womöglich durch Tabu-Zeichen besänftigt werden sollte. Wir werden bei der Besprechung der Macht und der Religion weiter verfolgen, ob nicht Religion die Fortsetzung (und Erweiterung) dieses Versuches ist, die Männermacht über die Frauen immer stärker zu begründen. Das Geschlechterverhältnis wird in dieser Betrachtung zum primären Movers der Geschichte, sonst müsste es nicht – bis heute – unentwegt Thema sein.

In Ursprungs-Mythen wird also tatsächlich oft geschildert, wie Männer die Herrschaft der jeweiligen Welt von Frauen übernahmen und dabei ihre soziale

Ordnung etablierten, die Ordnung der männlichen Gewalt. Auf einen ersten – aber zu flüchtigen, wenn nicht kurzsichtigen – Blick wären demgemäss die Frauen in einer Urzeit in einer herrschenden oder zumindest gleichberechtigten Stellung gewesen. Bachofen sah das so (und mit ihm viele andere, bis – auch durch Engels mit geprägt – Stalin einen Urkommunismus als Stufe dogmatisierte). Auf solchen Mythen basiert wesentlich später (und bis heute) die Vorstellung einer universalen Stufe des Matriarchats, die mit der Inthronisierung einer „Muttergöttin“ in Çatal Hüyük durch Mellaart archäologisch belegt schien (gerade als dieses Wissen in der aufkommenden Frauenbewegung auch ideologisch genutzt werden konnte).

Die biblische Eva gehört noch in dieses Thema, die ihren gescheiterten Versuch, der christlichen Welt etwas Verstand zu bringen, mit patriarchaler Unterdrückung durch Mitläufer Adam büsst, der zur Strafe vom Wildbeuter zum Bauern wurde und – ein wenig ausgleichend, so von Mann zu Mann, von Gott zu „Gott“ – zum Herrscher über Eva, die Vorwitzige, und über die Schlange und alles was krecht und fleucht auf Erden: männliche Allmachtsphantasie. Die Schlange sehen wir bereits am Göbekli Tepe als zentralen Ausdruck der aus diesem Blickwinkel anzunehmenden männlichen Macht und Kraft, und nicht nur dort. Durch ihre ganz besondere Form und Bewegung sind Schlangen bis heute schwer einschätzbar. Dazu im nächsten Abschnitt über die männliche Fruchtbarkeit mehr.

Sehr früh ist es in Mesopotamien etwa besonders deutlich das Zerfetzen der Ur-Göttin Tiamat durch Babylons Alleinherrscher-Gott Marduk¹, um dabei Erde und Himmel zu trennen, der den neuen städtischen Göttinnen den Sieg über die alten Geistwesen der Erde und Unterwelt bringt und damit die neue heilige Ordnung. Marduk wird dafür gegenüber der früheren göttlichen Herrschaft der Gleichen, die im Pantheon der älteren sumerischen Städte noch gemeinsam die Gewalt ausübten, zum alleinigen Herrscher des Stadtstaates. Die Teilhabe der Frauen am früheren Pantheon, in dem Tiamat noch eine gewisse Kraft ausübte, wird in dieser Mythe theatralisch vernichtet. Wieder ist nicht von realer Geschichtsschreibung auszugehen, sondern von Legitimierung nun eines alleinigen Gottes über die früheren. Die unübersichtliche Riesenstadt (mit ihren unzähligen Sprachen und hohen Gebäuden) brauchte eine Zentralmacht. Eine neue Gewaltenteilung entsteht. Bereits am Göbekli Tepe sind es zwei solcher herausgehobener Typen, die über andere Göttinnen hinausweisen. Später wird Zeus, nebst Anhang, mit dem Olymp den Himmel hochhalten.

Richten wir unser Interesse auf die Struktur der Logik und der mit ihr verbundenen Weltvorstellung in Mythen. Die sind natürlich nicht so alt wie die Erzählenden (und manche Interpretinnen) es annehmen; wie sollten jene Men-

¹ Marduk aus Babylon geht bereits auf den sumerischen Enlil zurück. (Vieyra: 1977: 101)

schen davon wissen?¹ Mythen sind Erklärungen zum Zustand der herrschenden Ordnung, zieht Dux den soziologischen Schluss aus ihnen. (1997) Sie bedienen sich zum Teil des Anscheins einer zwar nicht historisch entstandenen Gemeinschaft, aber eines früheren Zustands des jeweiligen Jetzt. Wohl jede menschliche Gemeinschaft mit hinreichender Kognition fragt in der ihr möglichen Weise nach dem Ursprung des Lebens wie nach dem von Sonne Mond und Sternen... Es gehe in Mythen nicht um ergebnistreue Rekonstruktion einer Stammesgeschichte, schreibt auch Müller, es komme auf die Fundierung der Gegenwart durch eine legitimierende Vergangenheit an. Ereignislose Zeiten verblassten dabei in den Erzählungen, und: alte Menschen, die die Mythen erzählten, können nicht lügen! (2005) So denken die Jünger.

Nehmen wir diese Geschichten insgesamt ernst, dass also die Menschen zu jener Zeit darin nicht bloss irgendwelche unterhaltsamen Märchen sahen, sondern die „Gemeinde-Verfassung“, dann müssen wir in ihnen den intellektuellen Stand ihrer Zeit sehen. In ihrer traditionellen Logik wussten sie den (mit dem „Jetzt“ identischen) Ursprung ihrer Welt nicht besser zu beschreiben. Es gab also wirklich die Vorstellung, einer oder mehrere Masten, Berge, oder der Wind würden Erde und Himmel trennen; in Ägypten ist es eine Göttin, Nut, die mit weit abgespreizten Armen und Beinen wie ein Tier mit dem Rücken den Himmel trägt, beziehungsweise deren Leib selbst der Himmel ist; Tier/ Natur also! Frau!

Diese Mythen als „wahr“ erscheinen zu lassen, gelang auch deshalb, weil in der traditionellen Logik jener Menschen solche heiligen Geschichten die Kraft des Wortes verkörpern. Das Wort ist mit dem Bezeichneten wiederum identisch (Gott sprach: es werde...; 1. Mos 1; Im Anfang war das Wort..., Joh 1,1). So wie auch Namen im Denken typischer rezenter Urvölker als identisch mit dem Benannten verstanden werden; von Kindern ohnehin!² Das Wort erscheint als Kraftfeld. (Lévy-Bruhl, 1926) In gleicher Weise gelten Geburt und Tod als identisch, beziehungsweise die Kraft, die beides bewirken kann, die Weiblichkeit! Sie muss unter Kontrolle gehalten werden. Auf den Trobriand-Inseln gab es noch um 1915 Fliegende Hexen, normal scheinende Frauen der Dörfer, die sich in ihrer doppelten Gestalt jedoch an Leichen labten. Bei Bestattungen wur-

1 Bei Indianern gibt es Ursprungs-Mythen, die die Existenzweise indianischer Gruppen ausdrücklich mit Reitpferden verbinden. (Josephy, 1998; Müller, 1983) Diese Tiere sind aber erst mit den Spaniern ins Land gekommen; eine sehr kleine, nicht reitbare Frühform wanderte über die Behringstrasse nach Asien, starb in Amerika aber etwa zu der Zeit der Besiedelung aus.

2 Es gibt bei traditionellen Völkern manchen Hinweis, dass die Namengebung von erheblicher Bedeutung war, um etwas in die Welt zu bringen. Das erinnert an den Universalienstreit des Mittelalters, bei dem in Frage stand, ob Begriffe eigenständige Dinge seien. Auch der christliche Bilderstreit passt hierhin, der darin gipfelt, ob ein Gottesbild Gott ist (!; Identität), oder ihn nur abbildet/ darstellt.

den dort nach Monaten die Leichen ausgegraben und von den Männern an den Knochen gesaugt, um mit den Ahnen eins zu sein. (Malinowski, 1979) Leben und Tod!

Generell wird im Denken vieler rezenter Urvölker in der Angst vor der Kraft des Weiblichen also die Angst vor dem Tod mitgedacht oder empfunden, es droht ständig der Rückfall ins gefürchtete Chaos der Vorzeit (wenn Mama wieder das Kommando übernimmt).¹ In Darstellungen des Weiblichen – seien es eingeritzte Vulven, oder die Frauen-Figurinen – sind deshalb wohl ebenfalls beide zu sehen: Leben und Tod. So bekommen „Fruchtbarkeitssymbole“ einen ganz eigenen Sinn, und sogar eine betonte männliche Fruchtbarkeit entsteht in Mythen; dazu gleich. Bei jedem individuellen Tod ist in jener Vorstellung – wegen der Identität von Geburt und Tod – der Tod des Lebens insgesamt zu befürchten. (Dux, 1997) Das Ende der Welt...

Es geht also weniger um Fruchtbarkeit als um die Macht über Leben und Tod, weshalb Frauen – wie die Kinder – unter Kontrolle der Männer gehalten werden müssen.² Mit dem Verkünden und Akzeptieren der Ursprungsmythe ist klar, dass die Männer berechtigt den entscheidenden Einfluss haben, sie die Schöpfer des Realen und Gewährleister, Schützer dessen Ordnung sind, und deshalb die Herren auch über die Riten und damit die insgesamt Bestimmenden. Das allgemein verbindlich festzulegen ist der Sinn solcher Mythen! Es gibt eine weitere, entscheidende Legitimation für die Männer: die Kontrolle über den Boden, das andere elementare „fruchtbare“ Element jener Leben.

Bei schlichten Wildbeuter:innen in Australien, bei den *Murngin*, wird diese Geschichte erzählt, die Lévy-Strauss (1994) wiedergibt: die beiden Schwestern Wawilak benannten (!) Landschaften, Tiere und Pflanzen, waren also Schöpferinnen durch das Wort, die eine war Mutter, die andere schwanger, sie hatten jedoch (irgendwie) Blutschande begangen. Dann entweichten sie auch noch das Gewässer der männlichen Schlange/ Penis Yurlunggur mit Menstruationsblut! Panik im männlichen Klein-Geist! Die Schlange, das initiiierende Element, frisst nun die Schwestern berechtigterweise! Das Männliche siegt, setzt die Ordnung gegen das unterstellte Lotterleben und übernimmt die Befruchtung (!) der Welt durch regelmässigen Regen (=Samen im Sinne Unger-Dreilings).

Bei den *Ashanti* in Westafrika kam ein erstes, aber unfruchtbares Paar vom Himmel. Erst die ihnen von dort folgende Python-*Schlange* machte sie fruchtbar. (Sanday, 1981) Im Stamm – sagt Lévi-Strauss – kommt die soziale Macht den Männern, die natürliche Fruchtbarkeit den Frauen zu. Es liesse sich die

1 Zum Begriff: Chaos siehe Pichot. (1995: 290)

2 Dass Frauen der Leere (=Chaos/ leeres Gähnen; manchmal der: Natur), Männer der Kultur zuzuordnen sind, gilt Männern als „ewig“; dieser Ansatz war erneut bei den Aufklärern des 18. Jahrhunderts Basis des männlichen Selbstverständnisses. Bedenken wir auch bei Marx und Engels die Macht über deren Frauen. (Hennings, ¹⁴2017)

Dürftigkeit religiösen Denkens niemals genug betonen, folgert er immerhin. Doch so dürftig ist das im traditionellen Denken gar nicht, bestimmt es doch die männliche Ordnung als göttlich und damit zu mehr als nur einem „Gesetz“.
(Koepping, 1983)

Etwas anders geht es bei den *Baruya* in Neuguinea zu, deren extrem regides ideologische Konzept primär aus Angst vor dem Weiblichen entstanden scheint: zuerst waren die Frauen da, die an einem Gewässer Kaulquappen entdeckten und ihnen kleine Waffen und Kleidungsstücke hinlegten, worauf aus diesen verwandlungsfähigen Tierchen die Männer werden, die dann die Frauen organisiert heftigst unterdrücken; wir kommen noch mehrfach zu ihnen. (Godelier, 1987) Auch bei den *Mundurucu* in Amazonien besaßen früher (!) einmal die Frauen die Macht bei ebenfalls umgedrehten sexuellen Rollen. (Sanday, 1981)

Von der Gruppe der *Nharo*, Buschleuten der Kalahari, bei denen Guenther (1983) die Frauen an einer späteren Textstelle als zumindest egalitär sieht, wird eine Mythe geschildert, in der Männer und Frauen zuerst gänzlich getrennt lebten. Tiere entsprachen noch Menschen, waren zweibeinig, und andersrum. Später gab es eine göttliche Umkehrung von Tier und Mensch zum heutigen Zustand. Die Frauen, die (natürlich) vor den Männern auf der Welt waren, woher hätten sonst Kinder kommen können (doch woher kamen die Frauen?), hausten in dieser Vorzeit in Termitenhügeln und ähnelten äusserlich dem Strauss (Steatopygie/ Fettsteiss/ wie Enten?). Dann heisst es: „*Da sie, ungleich diesen [Männern] keinen Anteil an der Umkehrung während der zweiten [!, männlichen] Schöpfung gehabt hatten, besaßen sie nach wie vor ihre Tiernatur und wurden in diesem Zustand dann von den Männern aufgefunden, gezähmt [!] und in die menschliche Gesellschaft übernommen. Die Frauen zeigten sich den Männern dadurch erkenntlich, daß sie sie mit der Liebeskunst und der Zeugung vertraut machten*“! Erkenntlich! Sie sind einfach nett, diese Frauen. Die Erzählung der Mythe werde von ausschweifender Art und herber Erotik begleitet, heisst es weiter. Das verwundert nicht.

Noch die Geschichte von der christlichen Sintflut hat die Funktion, die männliche Ordnung durch Noah zu begründen. Der gute Mann zeugt etwa bei Acosta (1605) allein die neuen Menschen, ohne die Nennung einer Frau. Diese Geschichte einer grossen Flut hat schon in Sumer ihre erste überlieferte Darstellung gefunden, was bei der Auffindung des Gilgamesch-Epos mit ersten Hinweisen darauf, die Bibel sei teilweise „plagiiert“ worden, heillose Verwirrung in der Christenheit stiftete, die sie ja als Gottes Wort wörtlich nahm und oft noch nimmt. Allerdings geht es schon in der im Epos nur angedeuteten Urfassung der Sintflut nicht ausdrücklich um die Geschlechterfrage, sondern um den Konflikt der Götter mit den von ihnen zu ihren Diensten geschaffenen Menschen und

deren lärmender Unordnung, von der sich die sumerischen Göttinnen bald gestört fühlen; sie wieder auszurotten wurde die Sintflut ausgeheckt.¹

Es geht also auch schon früh um „Säkularisation“, um die Begründung der bewusster werdenden männlichen Macht stellvertretend für die Geistwesen. Die Inhalte solcher Geschichten/ Mythen sind dabei nicht das Interessanteste, betont auch Hallpike. Logischer Widerspruch war im frühen Stadium des Denkens nicht erwartbar.² (1990) Solche Darstellung wird immer ganz konkret verstanden: so wenn Gilgamesch die Göttin Inanna schwer kränkt und (das Epos) dabei den Palast rituell über den Tempel erhebt, aber auch den Mann über die Frau. Im Ritual ist alles real, es gibt keine Abstraktion, wenn etwa (in einer anderen Mythe) Inanna sich mit dem König als rituellem Gott in der Neujahrsfeier vereinigt. Rituale haben eine Bedeutung für Menschen als innere Nachahmung des Religiösen. Deshalb gestatten diese rituellen Vorstellungen gerade, sich in der Erzählung den Zwängen von Raum und Zeit zu entziehen. (Ginsburg/ Oppen, 1993) Und sie sind gegenüber der Autorität der Erzählenden nicht hinterfragbar, so wie das Kleinkind nicht die frühe Bezugsperson hinterfragen kann.

Es ergibt sich als ein besonderes Problem solcher Kommunikation in traditionellen Gemeinschaften, die Mythe bleibt statisch und kann nicht wirklich reflektiert werden, da sie (unbewusst) auf Behauptungen beruht, nicht auf logischen Zusammenhängen. *„Der primitive Symbolismus ist kollektiv,“* – sagt Hallpike – *„in seinen Assoziationen konventionell und systematisch, und in dieser Hinsicht hat er kaum etwas mit dem spielerischen Symbolismus des Kindes [!] zu tun; wie der spielerische Symbolismus steht er aber zweifellos im Dienste von Zielen und Zwecken, denen die Sprache nicht gewachsen ist. [!] Er ist möglich dank der allen gemeinsamen Erfahrung einer homogenen, wenig gegliederten Gesellschaft, [identisch; wirr] die in engem Kontakt mit der Natur lebt, so daß die individuellen Bilder viel stärker als bei Angehörigen unserer Gesellschaft konvergieren. Auf der Grundlage von Zusammenarbeit und kollektiver*

1 Besondere Monsun-Hochwasser in der Gründungszeit Sumers etwa 3.000 Jahre nach dem offiziellen Ende der Eiszeit kämen in Frage, die im flachen Süd-Mesopotamien zusammen mit dem steigenden Grundwasser sintflutartig erschienen, als nach der Eiszeit der Meeresspiegel sich um gut 100 Meter hob. Der Durchbruch des Mittelmeeres ins Schwarze Meer scheint eher zu weit ab. Auch das Fruchtwasser, zu dem zurückgekehrt wird, ist im Gepräch. Es gibt in Australien und anderswo Mythen einer Sintflut als Beginn des Tageslichts, das über die Sterne/ Menschen schwappt. (Graebner, 1924) Wo sie das wohl her hatten? Mehr bei Mulsow/ Assmann, (2006) wo von etwa 300 bekannten Flutmythen die Rede ist. Auch in China gab es sie, ebenso die Geschichte vom Turmbau, um den Himmel zu erreichen und die dabei entstehende Sprachverwirrung. (Unger-Dreiling, 1966; mit Hermanns)

2 Hallpike schildert ein Beispiel, das hinsichtlich der Geschlechterfrage erwähnt sei: die Yakwoia Kukukuku (Papua) sehen in Sonne und Mond Mann und Frau. Morgensonne ist deshalb rot, weil der Tau als Harn von Frau Mond ihm peinlich ist, er einen roten Kopf bekommt und die Scham schnell wegtrocknet. Dass es Tau ohne Rötung und Rötung ohne Tau gibt, fällt nicht auf, weil systematisches Untersuchen prä-operationalem Denken nicht möglich ist. Dieser Tau entsteht ja dicht neben dem Menstruationsblut.

Erfahrung kann deshalb ein kollektiver Symbolismus aufgebaut werden, der von der Sprache in hohem Masse unabhängig ist“. (1990) Solche Systeme brächten Zusammenhalt und Ordnung zustande, und das auf einer subsprachlichen Ebene, seien jedoch nur begrenzt für Erklärungen verwendbar und könnten nicht einer empirischen Überprüfung unterzogen werden.

Diese subsprachliche Ebene passt wiederum zu dem erwähnten Hinweis Unger-Dreilings über die frühen malerischen Darstellungen. Sie kommen von Menschen mit simplen Vorstellungen über den Ursprung der Welt. Es musste irgendwas „erzählt“ werden, um eine Identität einer Gemeinschaft und Folgschaft den Erzählenden gegenüber zu erzeugen. Cauvin hat bezogen auf die Gemeinschaften für das Natufien aufgrund der dort gefundenen kleinen Figuren, die es zuvor nicht gab, und die besonders Frauen und Ochsen zeigen, von einer symbolischen Revolution gesprochen, bei der die Geburt der menschlichen Gottheiten stattfand und die Agrikultur entstand. (2000) Der Ochse/ Bukranium (oder eine Kuh, wie die Frau von Zeus, Hera, in der Ilias oft genannt wird) findet sich als Relief auch am Göbekli Tepe als kleiner Rinderkopf mit Hörnern. Er gehört dort zu den Zeichen, die unter anderem auf einem der grossen T-Pfeiler der Anlage D zu sehen sind.

Ich kam auf Mythen zu sprechen, um die Struktur traditionellen Denkens und Glaubens anhand solcher ganz frühen Geschichten ein wenig weiter kennen zu lernen. Wird mit ihnen Urgeschichte verstehbar? Als Homo sapiens die Frage mit seinen neuen intellektuellen Möglichkeiten zu beantworten suchte, wie Menschen entstanden, wie Leben und die Umwelt wurden was sie sind, wo der Ursprung des Lebens sei, da mussten diese Leute schnell auf die alltägliche Geburt als wesentlichen Gedanken für die Entstehung von Leben und Neuem kommen. Ein nicht zu unterschlagener Punkt! Die Frauen mussten einfach zuerst da gewesen sein, solange es noch keinen in der Gemeinschaft bewussten so mächtigen personalisierten Gott gab, der das allein durch das Wort erledigen konnte; die Bibel-Version ist eine recht junge.

Die Geschichten mit den Straussen oder den Kaulquappen klingen viel „natürlicher“; das war vorstellbar, und niemand kam seinerzeit auf die Frage, wie die dahin gekommen waren, so wie noch die Schöpfungsgeschichte der Bibel lange unhinterfragt blieb! Das ist „vom ersten Tage an“ bis heute der Sinn von Religionen, zu glauben und nicht zu wissen, Macht zu verschleiern, den Mann über die Frau zu erheben. Mit diesen Vorstellungen kam auch die Differenz der Geschlechter als elementar für die Gemeinschaft in den Blick: nur Frauen schufen direkt Leben. Damit sind sie eng mit dem Ursprung der Welt verwoben. Das ist es, was uns frühe Ursprungs-Mythen auch so sagen. Die Gebärfähigkeit musste in der Darstellung des eigenen Ursprungs irgendwie berücksichtigt werden. Das geschah in manchen Völkern dadurch, dass der Mann ebenfalls „schwanger“ wurde, wenn seine Frau ein Kind bekam, und er

sich ebenfalls in einem „Kindbett“ schonte. (=Couvade; Malinowski, 1962; Herzog-Schröder, 2000)

In einigen Gemeinschaften erzeugen Geistwesen den Fötus, wenn sie ihn nicht einfach bringen, wie auf den Trobriand-Inseln, dort öffnet Sex nur die Vulva als Vorbedingung für den Eintritt des Kindes. (Malinowski, 1979^b) Zumindest hauchen Geistwesen ihm in anderen Vorstellungen Leben ein. Das gibt es selbst in Fällen, in denen die biologische Zeugung verstanden war, doch musste es ergänzend eine (göttliche/ männliche) Zeugung des Geistes des Kindes geben; das ist gut nachvollziehbar, und doch eine weitere ideologische Falle, weil dann nicht eine Entwicklung für die Kognition angenommen werden kann: (männliches) Wissen ist dadurch Offenbarung. Noch in Sparta und bei den alten Germanen nehmen Männer die soziale Geburt vor, oder töten ein ihnen unerwünschtes Kind.

Auch in sehr verbreiteten Initiationsriten bei rezenten Urvölkern ist dieser Gedanke der sozialen Geburt ausgedrückt; das Bestehen auf Beschneidung kleiner Kinder noch heute verweist auf die Dringlichkeit des Anliegens männlicher Vormacht. Initiationen erzeugen – nach der alltäglichen praktischen Anschauung – die ausdrückliche Abgrenzung der Männer von den Frauen, die Einprägung von Oben und Unten, von Gut und Böse. Das geschieht nicht zuletzt durch Lernen der identitätsschaffenden Stammes-Kulte, die Frauen – oft bei Androhung der Todesstrafe für die wissende Frau – eben typischerweise nicht kennen dürfen. (Müller, 1989) Weibliche Initiation ist Einübung in die Unterdrückung. Orthodoxe Juden wie Muslime und Andere geben noch heute besondere Beispiele der männlichen Herrlichkeit. Initiationen sollen oft vom (gefährlichen) Mutterblut reinigen, durch dessen Abfluss aus dem herrlichen männlichen Körper, bis hin zu Subinzisionen (Aufritzen des Penis, die manche für eine Empfängnisverhütung halten; Wikipedia.de). In Kamerun wird noch heute jungen Frauen in einigen Stämmen die Brust verbrannt, um sie „vor Sex zu schützen“; dass Frauen dies engagiert durchführen, hindert nicht die Annahme, es sei ein männliches Brandzeichen der Hohheit über die Töchter. (taz.de, 25.11.18)

Solche Mythen sind also Proklamationen, mit denen das Naturhafte von Geburt und Schöpfung zugunsten der (göttlichen) Männlichkeit gerade abgestreift werden soll/ muss, um eine Erklärung der realen Existenz und der tatsächlichen Ordnung der jeweiligen sozialen Gemeinschaft zu finden, in der real Männer die Macht haben.¹ Den Frauen bleibt die Identität mit der Natur und der

¹ In einer religiösen Puppenshow auf Bali geht das heute so: Böse Witwe mit ihren Hexen und der Todesgöttin wird von heiligem Mann unschädlich gemacht. Auch die Amazonas passen in dieses Bild wilder Frauen, die, wenn sie schon nicht unschädlich gemacht werden können, als Szenarium der Bedrohung dienen, um die männliche Ordnung zu legitimieren. Auf den Trobriand-Inseln gibt es die Mythe von einer entfernten Insel, auf der die Frauen alle dorthin verschlagenen Männer sexuell umbringen, selbst die eigenen Söhne erreichen wegen solcher Überlastung nicht das Erwachsenenalter. (Malinowski, 1979^b)

daraus geschaffenen Nahrung (aber darunter liegt der die Männer mit Macht versehende Boden). Deshalb wird gerade die Differenz zwischen behauptetem Urzustand und der aktuellen Realität in diesen Geschichten betont, um anzuerkennen, dass Frauen über die Geburten Leben stiften, was das einzig tatsächliche Wissen zur Entstehung von Leben war, und warum dennoch die weibliche Lebensweise nicht als führend anerkannt ist. Soweit von „Wissen“, das ja als reflektierbar gilt, die Rede sein kann; es war so! Im aktuellen Leben der den Mythos tragenden Gruppe wird aber nicht das Camp oder Lager der Frauen als Basis des Überlebens verstanden, sondern dessen Schutz durch die Männer.

Strukturell verweisen diese Geschichten zuerst zurück auf das noch Nicht-Geordnete in der vor-mystischen Zeit, die also nicht als eine reale historische Zeit verstanden werden konnte. Der bestehenden männlichen Ordnung wurde die ursprüngliche, die wilde Natur, das Chaos, als weiblich gegenüber gestellt, um die wirkliche Situation, die realen Machtverhältnisse der Gruppe oder des Stammes zu legitimieren: auf diese Weise wird der Wechsel vom früheren Zustand zum bestehenden als durch die allgegenwärtigen Geistwesen oder schon Göttinnen vorgegeben behauptet, die mit dem Ursprung der Gemeinschaft identisch sind, dem von Männern eroberten und verteidigten Land der Ahnen, das sie dabei immer wieder neu „gebären“ (Göttliche Hochzeit in Sumer). Geistwesen/ Göttinnen übergaben die Macht den Männern, die nun ebenfalls identisch sind mit dem Ursprung und der göttlichen Schöpfungskraft – da kann mann nichts machen, wie schade.

In besonderer Weise findet sich die Angst vor dem Weiblichen bei den *Baruya*. Dieses Volk Neuguineas pflegte Ursprungsmythos und Riten, die vollständig auf die Macht der Männer gegenüber den Frauen hin konstruiert waren. Frauen sind vom Eigentum, nicht aber der Nutzung des Bodens ausgeschlossen, allerdings vom Besitz von Werkzeugen zur Rodung des Waldes und von Kriegswaffen, ebenso von den – für die Identifikation dieses Volks extrem wichtigen – heiligen Gegenständen, von denen wir noch hören werden. Frauen konnten nur untergeordnete Schamaninnen werden. Auch die Verwandtschaftsbildung war Sache der Männer (Frauentausch von Sippe zu Sippe als Verheiratung, eine wird gegeben, eine genommen).¹ Ebenso war die wichtige Salzherstellung Frauen nicht zugänglich. Bei den *Baruya* bringen die Frauen die Gesellschaftsordnung doppelt in Gefahr, wie Godelier schreibt. Direkt durch ihr Menstruationsblut, das die Manneskraft bedroht. Indirekt durch die Beschaffenheit ihres Geschlechtsorgans, dessen Öffnung alles denkbar Böse aktivieren kann. (1987)

¹ Über „Frauentausch“ oder nicht wird gestritten, bei welchem Begriff auch immer. Natürlich werden – bei Monogamie – zugleich auch Ehemänner getauscht, doch scheint primär über die Frauen verhandelt zu werden, weil Eltern sie als Alterssicherung anbieten.

Den sehr komplexen Vorstellungen der Männer der Baruya kann hier nicht vollständig Raum gegeben werden, doch hatten die Jungs auch diese treffliche Idee, von der wir generell von Unger-Dreiling hören: das Sperma stehe als Lebenskraft der Weiblichkeit gegenüber, das die jüngeren Initianden im Männer- und Initiationshaus von den älteren, noch vom Weiblichen unberührten Mit-Initianden, trinken müssen – wie es heisst –, die nicht der eigenen Sippe entstammen; Godelier vermutet dazu Gewalt bei Weigerung bis notfalls zum Genickbruch. Die Frauen müssen vor dem ersten Koitus das Sperma ihres Mannes trinken, denn es verwandelt sich bei ihnen in die Milch! Der weise Aristoteles wusste dies auch. So schliesst sich der hysterische Kreis. Zehn Jahre leben die Jungen der Baruya im Männerhaus deutlich von Frauen und Müttern getrennt.¹ In den Dörfern gab es eigene Wege für Männer und Frauen – die für Frauen lagen etwas tiefer. Und trafen ausserhalb des Dorfes Männer auf Frauen, hatten letztere Gesicht und Körper abzuwenden...

Bei den *Yanomamo* – von denen wir ebenfalls noch mehr hören werden – gibt es direkt das Bild, eine Vulva werde verzaubert: in einen Mund mit Zähnen, der dem nächsten Begatter den Penis abbeisst. (Sanday, 1981) Das Blut der Menstruation ist Männern deshalb generell zutiefst unheimlich, weil da eine wiederkehrende innere Wunde existiert, die jedoch nicht tötet und auch den Penis letztlich unversehrt lässt, sondern die erneuert, kräftigt. Das muss eine tiefe religiöse Bedeutung haben – Tod und Leben. Die innere Wunde macht vor allem eines: Männern Angst. (Müller, 1989) Bei den *Papago* im Südwesten der USA, um auch regional verschiedene Regionen zu erwähnen, wird angenommen, dass ein Mann, der eine menstruierende Frau berührt, stirbt; sieht er sie nur, wird er krank. Diese Frauen dürfen Waffen nicht berühren und können das Essen vergiften. Dort gibt es die Vorstellung, Frauen hatten Macht schon bei der Geburt, die während der Menstruation als Magie gefährlich wird. Bedrohte Männer müssen rituell einen Feind oder Adler töten, oder Salz vom Ozean holen. (Sanday, 1981)

Initiationsriten sind zum Teil mit grossen Schmerzen durch Beschneidung verbunden, die dazu dient, das böse weibliche Blut, das – oh weh! – auch Männer bei ihrer Geburt (!) befleckt, abfliessen zu lassen. (Müller, 1989: 107) Sie soll durch die Blutung auch dem Mann beide Geschlechter zuordnen; (Krebs, 2001: 401) noch ein Eingriff in die Weiblichkeit, der in Richtung männlicher Fruchtbarkeit führt, zu der wir gleich kommen. Auch Fasten zur Stimulierung

¹ Ich verweise noch auf drei Stichworte bei Godelier: auch er betont bei verschiedenen Ursprungsmythen den männlichen Anspruch, die Ordnung zu garantieren, nachdem die Frauen zuerst stärker und kreativer waren. Godelier sieht nicht den Gegensatz von Natur und Kultur in der bei uns üblichen Weise, es sei eher andersrum, da die Männer der Baruya den wilden Wald beherrschen, die Frau die Garten- und Schweine-Kultur; später sagt er aber, die Baruya verstanden sich gegenüber den Nachbarn als „Zivilisatoren“. Er spricht beiläufig auch davon, es könne ein goldenes Zeitalter eines verschwundenen Matriarchats gegeben haben.

von Träumen, oder (mit Bier?) erzeugte Halluzinationen und dergleichen konnten dazugehören; die Beschneidung bei Juden und Moslems ist nichts anderes. (Jos 5) Solche Initiationen in die Erwachsenenwelt gab es für Frauen offenbar seltener, waren aber manchmal noch schmerzhafter und ausgesprochen ungesund, wenn mit einem Stück Feuerstein die Klitoris entfernt und womöglich die Scheide vorerst bis auf einen Urinauslass mit Dornen als Nadeln zugenäht wurde.¹ Die Stossrichtungen sind sehr unterschiedlich: die Mädchen werden zum „Tauschgut“, das „unbefleckt“ vom Vater an einen erfolgreichen Bräutigam übergeben wird, der den elterlichen Lebensabend mit sichern soll; das „blutige Bettuch“ nach der Hochzeit gehört noch hierher (Ware geliefert).

Die *Mythen* werden selbst zur numinosen, zur geistig-religiösen Kraft, von denen sie handeln. Wer über die Mythen, über das Wort verfügt, verfügt über jene Kraft, die Ordnung werden liess, die das Weibliche, die Natur/ Chaos damit Leben und Tod, dem Männlichen, der „rationalen“ Ordnung unterwirft. Und die handelnde Kraft, die aus dem oder als Ursprung dieses ermöglichte, ist mächtiger als das daraus Folgende, mächtiger als der aktuelle Zustand. Zugleich handelt diese Kraft subjektiv, sie ist nicht ein: Es, sondern ein: Du (als Geist). (Frankfort, 1954) Der Träger/ Verkünder des Mythos ist deshalb mächtiger als die Realität, ist Gott. Das ist keine bloss pffiffige Behauptung, sondern ergibt sich aus dem frühen Denken über Ursprung/ Anfang und dessen Ergebnis oder Ende selbst. Wer über den Mythos herrscht, beherrscht die Gegenwart (noch bis ins bibelfeste 19. Jahrhundert; ist die „freie soziale Marktwirtschaft“ etwas ganz anderes?).

Es geht auch um Identität der Menschen mit den Göttinnen und dem Gemeinwesen und dessen Boden im Ganzen. In Wildbeutungs-Gemeinschaften sind es immer die Älteren (primär Männer), die als Gruppe das Sagen haben; wer sich daran reibt, erhebt sich gegen die Ahnen, die Geistwesen, das Göttliche. Der Bezug auf die Mythe postuliert, dass Ältere als erste vor den Jüngeren vom Ursprung dieser Gemeinschaft herkommen, dass sie den Ort als erstes besessen und die Ordnung der Kultur bestimmt haben. Zur Identität der Älteren mit der Gemeinschaft kommt die Identität mit dem Ursprung, mit der Schöpfung hinzu. In den verschriftlichten archaischen Mythen Sumers und Ägyptens wird die Ordnung bereits durch Göttinnen gefügt, nicht mehr nur durch schlichte animistische Geistwesen (eine Differenz, die in Übersetzungen aus den Sprachen der Urvölker vielleicht nicht immer bedacht wurde).

¹ Infibulation; vielleicht aus dem alten Ägypten stammend; wurde an Mumien erkannt. (Pichot, 1995: 221) Müller sieht in der Klitoris-Beschneidung auch die Entfernung des noch von Mann und Frau abstammenden Penis/ Klitoris des Mädchens, das erst dadurch zur Frau wurde, beziehungsweise (endlich) zum nicht-mehr-Mann. Bei manchen Völkern wurden Jungen Wunden beigebracht, um schlechtes Blut der Mutter abfließen zu lassen, das sie bei der Geburt berührte. (1983: 34)

Die Frau erscheint im vorzeitlichen Ursprung/ Chaos also nur deshalb als mächtiger, weil in ihnen gerade deren Niederlage religiös begründet werden soll; die Göttinnen selbst haben sie herabgestuft. Wie banal klänge dagegen die schlichte Feststellung des Mannes: weil ich stärker bin, tust Du was ich sage! Im Alltag geht es so schlicht, wie Schläge zeigen, die in vielen rezenten Urvölkern gegenüber den Frauen als normal, manchmal als nötig, jedenfalls als gerechtfertigt gelten. Es geht ja auch um viel mehr, nicht nur um die Unterdrückung von Frauen, sondern um die Macht über das Weibliche, über Geburt und Schöpfung selbst, das dann mit den Riten beherrscht werden muss. Die männliche Angst, die auch in diesen Mythen ausgedrückt wird, das Leere/ Chaos könne mit der Macht des Weiblichen jederzeit zurückkommen, kann dann rituell überwunden werden. Etwa in dem Regeln erfunden werden, die das sichtbarste Zeichen des Weiblichen jenseits der Geburt von Kindern, die Monatsblutung, eingrenzen.

So entstehen Tabus, dass Frauen beispielsweise während der Menstruation in einer externen Hütte hausen müssen, bestimmte Dinge nicht anfassen oder tun dürfen, und sei es einen Gegenstand nur zu überschreiten. Wie bei den *Baruya* die Herdsteine, da die Vulva sich öffnen könnte und auf diese Weise das Essen der Männer vergiften und entweihen würde – auch das ist als geistige Kraft gemeint, nicht als direkte Verunreinigung der Nahrung –; darauf steht die Todesstrafe.¹ (Godelier, 1987) Anderswo besteht die Gefahr darin, die Vulva könnte das Essen sehen. (Sanday, 1981) Nein, diese Vulva ist nicht primär Zeichen der Fruchtbarkeit, sondern steht bei Männern viel eher für Angst, die mit Machtansprüchen beantwortet wird, weshalb sie tabuisiert werden muss. Und weshalb es eines anderen Geburtsvorgangs bedarf, eines männlichen, zu dem wir gleich kommen!

> *Exkurs: Ethnographic Atlas*

Im Zusammenhang mit dem „Ethnographic Atlas“ von Murdock, (1967) der in Zeitschriften beschriebene „indigene Gruppen“ katalogisiert, wurden aus der Vielzahl der erfassten Gruppen 186 für ein „Standard Cross-Cultural Sample“ ausgewählt. Eins der Probleme dieser Auswahl ist die sehr unterschiedliche Zeit der Beschreibung der Gruppen zwischen 1580 und 1958. Nicht zuletzt wegen der Kolonialisierung konnten die Lebensweisen sich in diesem Zeitraum deutlich wandeln. Sanday (1981) erwähnt auch solche Veränderungen, wie die, es seien die Frauenrechte zum Teil deutlich gemindert worden; die Gruppenvergewaltigung wird als Methode in einigen Gruppen als neu erwähnt.² Für ihre

¹ Es gibt Ausnahmen: die Hidatsa/ USA sehen bei der Adlerjagd einen segensbringenden Einfluss der Menstruation (Identität mit blutigem Köder), aber nur dabei. (Lévi-Strauss, 1994)

² Diese Massnahme scheint nicht gerade selten gewesen zu sein. Bis heute: gerade hören wir aus Indien (und ähnlich anderswo) von Gruppen-Vergewaltigungen einer Frau auf Anordnung

Arbeit zur Frauenmacht und Männerdominanz hat Sanday 156 dieser Gruppen verwenden können, um etwa Ursprungsmythen mit verschiedenen Variablen zu verknüpfen. Drei Gruppen dieser Mythen wurden definiert: 1. Frauen erscheinen als Schöpferinnen der Gruppe, 2. sind es Paare (in welcher Form auch immer) und 3. spielen Männer bei der Erzeugung der (jeweiligen) Welt die entscheidende Rolle. Sechs Weltregionen wurden eingebunden. Weitere Variablen sind die Form der Jagd (groses oder kleineres Wild), die generelle Ernährung (Jagd, Herdenhaltung, Fischfang, Sammeln, Garten- oder Landbau), Beziehung der Väter zu ihren Kindern, Arbeitsteilung der Geschlechter, aber auch die Menstruations-Tabus oder das Skalp-Nehmen; die letzten beiden werden beispielsweise auch direkt aufeinander bezogen. In meiner Arbeit spielen die Ursprungsmythen eine Rolle, um mit deren Interpretation eine Stufe des Matriarchats und/ oder der Grossen Muttergöttin zu hinterfragen. Denn oft ist von Frauen als Schöpferinnen die Rede, ohne darin aber die bevorrechtigte Stellung der Frauen überzeugend ablesen zu können; dazu unten mehr.

Tatsächlich lassen sich manche Thesen, die für rezente Urvölker erwähnt wurden, durch diese statistischen Verknüpfungen vertiefen. So zeigt sich die angesprochene Dichotomie Frauen: Innen versus Männer: Aussen ziemlich deutlich, wobei die Jagd auf *grosse* Tiere wiederum mit dem Aussen eng verknüpft ist, wie auch mit einem männlichen und aggressiveren Schöpfergott; Väter zeigen in solchen Fällen typisch geringe Nähe zu ihren Kindern. Entsprechend finden sich Sammeln und (kleinerer) Landbau im Bezug zu Wasser und Erde und die entsprechende Schöpfungsgöttinnen mit deutlicherer Reflektion sozialen Lebens; Väter sind in diesen Gruppen ihren Kindern näher. Das jeweilige Verhältnis der Gruppen zur Geburt ist ein wichtiger Punkt in der Lebensweise dieser Menschen. Ebenso die Beziehung zur und die Art der Umwelt. Das liege auch daran, dass die Frauenrolle durch vor allem die Geburt und daraus erwachsene „Pflichten“ als „klar“ vorgegeben erscheine, während Männerrollen stets in der Gemeinschaft gefunden und dargestellt (displayed) werden müssten. Hier bleibt aber wohl der Aspekt unterschätzt, Kinder würden stets in „ewig währende“ soziale Verhältnisse hinein geboren, in denen auch die Männerrollen „klar“ vorgegeben erscheinen; sie müssen also nicht generell sondern nur für die jeweilige Generation „reflektiert“ werden.

Aus der genannten Auswahl hat Sandray auch die Häufigkeit der vorkommenden Restriktionen oder Tabus bei der Menstruation ermittelt. Dazu wurden diese in fünf verschiedene Fälle einsortiert:

In der 1. Gruppe ist der Frau während der Menstruation kein Geschlechtsverkehr erlaubt, in der 2. Gruppe bedeutet sie für die Frau persönliche Einschränkungen in Kleidung, Bewegungsfreiheit und im Kontakt zu bestimmten

des Ältesten, weil sie einen Mann aus einer anderen Gemeinschaft mochte; im Jahr 2014!

Personen oder Dingen, in der 3. Gruppe ist Kontakt mit männlichen Ritualgeräten oder Waffen nicht erlaubt, in der 4. Gruppe darf die Frau nicht kochen oder mit Nahrung hantieren, und in der 5. Gruppe wird sie während der Menstruation in besonderen Hütten abgesondert.

Dann zeigte sich, dass nur in 7 % der Fälle keine Restriktionen für die Frau während der Menstruation bestanden, in 24 % unterlag sie einer der genannten Tabu-Gruppen, in 23 % galten gleichzeitig zwei davon, in 15 % drei Tabus neben einander, in 14 % vier, und in 17 % unterlag eine menstruierende Frau gleich allen fünf Tabu-Gruppen.

Allerdings sind die Tabus nicht – wie wahrscheinlich erwartet – mit den Geschlechterbeziehungen verbunden, sondern sie verteilten sich recht gleichmässig auf Gruppen mit ähnlichen Rechten von Frauen und Männern wie ungleichen. Allerdings gibt es eine enge Verbindung von Gruppen, in denen Skalps erbeutet werden, mit hohem Anteil an Menstruations-Tabus. (104f)

Wieweit ich mit dieser Differenzierung von Gleichheit und Ungleichheit der Geschlechter übereinstimme sei an dieser Stelle offen gelassen; in einigen Fällen, in denen Sanday, die eher nach gleichberechtigten Verhältnissen forscht, Gleichberechtigung sieht, käme ich wohl zu einer anderen Beurteilung. Ich will auch nicht den vielfältigen Erklärungsversuchen dieser Tabus noch einen hinzufügen, dazu wäre sehr viel mehr Material zu sichten, sondern es bei dieser kurzen quantitativen Darstellung belassen, die doch allein schon einen Aussagewert auch für das Geschlechterverhältnis hat: es sind in allen Gruppen stets Tabus zulasten der Frauen, die zeigen, es geht generell um die männliche Kontrolle über das Weibliche, das Leben und Tod repräsentiert, die im traditionellen Denken identisch sind, und die deshalb „natürlich“ Männern zukommt, bis hin zur Phantasierung männlicher Fruchtbarkeit in frühen Mythen; dazu gleich.

Frauen – Macht?

Da in der höchstens rudimentär institutionalisierten Zeit der Älteren Wildbeuter;innen nicht wirklich einschätzbar ist, wie die sozialen Beziehungen sich real gestalteten, wie weit es überhaupt schon persönliche Bindungen gegeben haben mag, die an die Vorstellung eines „Familien-Lebens“ anschliessbar sind, bespreche ich dieses Thema erst hier bei den Jüngeren Wildbeuter;innen als ein Übergangsproblem zur jüngeren Zeit.¹ Gab es solche Verhältnisse so früh schon, beziehungsweise ab wann gab es sie? Eher sind vermutlich *einerseits* getrennte Sphären zwischen Frauen mit den Kindern und demgegenüber den

¹ Nicht dass ich Frauen am Beginn des Jung-Paläolithikums etwa für gleichberechtigt im Sinne eines (phantasierten) Urkommunismus hielte. Wir sahen bereits, dass Männer (die damaligen wie die Forscher) dazu neigen, nur wenig ausgeprägte Männermacht gegenüber Frauen als „gleich“ zu beschreiben; markant bei Malinowski für die Trobriander;innen, auf den ich noch zurückkomme.

Männern anzunehmen, dieses „Innen“ und „Aussen“ mit nur beschränkter Kommunikation, die erst noch im Werden war, *andererseits* denke ich nicht an völlig willkürlichen männlichen Zugriff auf die Frauen. Doch im Zweifel sind die Männer schon damals (statistisch) immer körperlich kräftiger wie im sozialen Verständnis.

Bei der *Macht* haben wir es mit einer sich ebenfalls entwickelnden Handlungsweise zu tun, also mit einer sozialen Komponente menschlichen Zusammenlebens (ohne einer primären Triebhaftigkeit, wieder einmal). Sie entsteht als Schema in der Ontogenese. In der Soziologie ist Macht nicht schon als „politische“ Macht oder ein rücksichtsloses Machtstreben zu denken, sondern als die alltägliche Macht zur Erfüllung der eigenen Bedürfnisse. Beim Säugling beginnt es mit dem Weinen, wenn ein Problem empfunden wird, und die Erfahrung sich verfestigt: dann wird mir (meist) geholfen. Darum geht es, in alltäglicher Situation seine Bedürfnisse neben denen der anderen Leute hinreichend befriedigen zu können (oder sie befriedigen zu lassen). Das ist oberflächlich betrachtet schon dieses besondere – zuerst unbewusste – Handeln (das immer schon sozial/ menschlich ist; bei Tieren sind andere Begriffe sinnvoller). Und ebenso wird bereits durch diese alltägliche Machtausübung die Position der Frauen durch männliche Dominanz beschränkt.

Ich betone noch einmal das Grundverständnis dieses Machtprozesses als internalisiertes Schema der frühen Ontogenese, das sich als und durch Gewohnheit dann auch bei den älteren Kindern weiter verdichtet, wie wir es bereits bei der Kooperation sahen. Dux hat die Macht treffend als *„das schlechterdings konstitutive Organisationsmoment in der Gesellschaft“* betont, auch er versteht Macht ohne von einer (triebhaften) menschlichen Konstante des: Jeder gegen Jeden auszugehen. (1997: 77) Sondern Macht ist ein „natürliches“ Medium im alltäglichen Handeln von Menschen in Bezug zu ihren Mitmenschen. Allein durch das Phänomen der Macht entsteht bereits gesellschaftliche Dynamik. Jedes menschliche Wesen muss sich darum kümmern, seine Interessen, oder sagen wir hier besser, seine Bedürfnisse, hinreichend durchzusetzen oder zur Geltung zu bringen, um genügend Lebensmittel zu erhalten. Lebensmittel im weiten Sinn von Nahrung, Kleidung, menschlicher Wärme, Schutz.

In einer sozialen Gruppe gibt es diesbezüglich eine faktische Konkurrenz. Wer sich nicht kümmert oder meldet, gerät in die Defensive, bekommt weniger als andere. Manchmal gehört schon früh auch etwas Kraft dazu, wenn das Händchen sich den Weg zum Essen im Gerangel bahnen muss. Mädchen bekommen noch heute manchmal weniger als Jungen zugeteilt. Und so ist es generell zwischen den Geschlechtern. Männer haben erstens mehr Kraft, lernen eine grössere Aggressivität, und setzen, das sahen wir bereits, regelmässig darauf aufbauend auch ideologische Konzepte – etwa Ursprungsmythen – zur Durchsetzung des Männlichen gegenüber dem Weiblichen durch. Zu erinnern

ist auch an den Boden, der im traditionellen Denken mit jenen identisch ist, die ihn gewinnen und verteidigen. So wird der Lebensraum zum entscheidenden Machtpotential gegenüber der Gebährfähigkeit der Frauen, immer schon.¹ Sehr viel später wurde die „Berufstätigkeit“ zum Ersatz des Bodens, das war besonders obskur, als würden Frauen nicht arbeiten. Erst seit dem 19. Jahrhundert wird das Soziale, das Veränderbare daran generell sichtbar, jedenfalls für Frauen.

Deutlich wird diese alltägliche Macht als wesentliche Begründung auch der sozialen Differenz der Geschlechter prägend. Das soll im folgenden gezeigt werden, dass Frauen – wo immer von ihnen diesbezüglich etwas bekannt ist, auch bei einfachen Wildbeuter:innen – unter der Macht der Männer leben. Wir werden Macht im nächsten Abschnitt auch für die Entwicklungen von Hierarchien als massgeblich kennen lernen, dann auch als betonte Machtausübung und als „politische“ Macht (im weiten Sinn), sowie als generelle soziale Bewegungskraft. In diesem Abschnitt wird also einiges an einzelnen Elementen gesammelt, von denen aus ins Jung-Paläolithikum zurück zu denken ist, um das Geschlechterverhältnis strukturell diskutieren zu können. Als wesentlicher Prozess für dieses Verhältnis erscheint die Macht als soziales Phänomen. Die biologische Unterscheidung der Geschlechter für die Unterdrückung der Frauen „von Anfang an“ ist als Erklärung nicht zu akzeptieren. Also ist nach anderen sozialen Modellen zu fragen.

Macht wird so etwas wie das erste Movens sozialer Entwicklung; ich sage noch einmal: des Alltags. Darin wird auch die Verbindung der einzelnen Leute mit ihrer Gemeinschaft deutlich, die der Individuen mit ihren Gesellschaften. Erst darüber hinaus wird dieser Prozess der gegenseitigen Machtsicherung zu einem bewussten Handeln und dann auch „politisch“ und entwickelt sich in Richtung (institutionalisierter) Herrschaft. Ein Prozess also, der zuerst zwar schleichend „irgendwie passiert“, aber nicht verhindert werden kann. Bei besonderem Erfolg – der gar nicht ausdrücklich angestrebt werden muss – entsteht Ansehen, das im gleichen Sinn wirkt, weil in einfachen Gemeinschaften der „ehrenhafte“ Erfolg als „göttlich“ gegeben erscheint. Dann wird zumindest intuitiv geprüft, was mit Ansehen (und Macht) erreicht werden kann, um beispielsweise erst einmal die eigene Familie besser zu stellen, ein wenig jedenfalls; zuviel könnte das Gegenteil bewirken, den Verdacht der Zauberei etwa, oder Spott wird auf sich gezogen (Mbuti).

¹ Aber nicht überall. Das Paradies für Frauen einer rezenten Gemeinschaft fand ich jetzt bei Lepowsky (1990) beschrieben: auf der Insel Vanatinai, ausgerechnet südöstlich Neuguineas, gab es demnach Gleichheit zwischen den Geschlechtern, sogar im Krieg unterstützten die Frauen die Männer. Doch dann – durften sie dabei und sonst allerdings keinen Speer nutzen; es gibt weitere Anzeichen, dass im Zweifel doch eher Männer bestimmen; Ansichtssache.

Durch solche Prozesse wandelt sich wahrscheinlich zuerst sehr sehr langsam und unbewusst die ganze Gemeinschaft, bis hin zur qualitativen Änderung der Sozialstruktur. Daraus entsteht der Richtungssinn, dass immer und überall sich Gesellschaft ausdifferenziert und relative Gleichheit unreflektiert zur Hierarchie drängt. Grundlage der Sozialisation ist der zu lernende Umgang mit alltäglicher Macht in möglichst zivilen Formen, auch: sich zurückzunehmen in halbwegs egalitärer Gemeinschaft oder den Prozess zu forcieren in der „Ellenbogen-Gesellschaft“. In den frühen Gemeinschaften und Gesellschaften ist ausgeprägte Macht wohl immer durch Werte legitimiert worden: als heilige HeilerIn, als König von Gottes Gnaden. Dafür steht vor allem auch das Religiöse, das sich mit solchen Entwicklungen ebenfalls selbst verändert, meist – wenn in der grossen Entwicklung nicht immer – parallel zur weltlichen Form. Das geschieht nicht durch Widerspiegelung sowjetischer Simplifizierung. Es gibt Machtprozesse zwischen und innerhalb institutionalisierter Gruppen der Gemeinschaften; selbst Heiler*innen und Priester*innen müssen sich um ihr Ansehen kümmern, um wirksam zu sein, woraus sich wiederum Hierarchien ergeben, später ein Papst beispielsweise. Und Frauen lernen auf ihre Weise mit den Machtverhältnissen umzugehen. Mal führt das zu einiger Gleichberechtigung im Inneren, meist aber nicht, dann ist Anpassung und Unterordnung das einzig erwerbbar empfinden schon für die Mädchen dazu.

In jeder sozialen Gemeinschaft wirken (zumindest) jene alltäglichen Machtprozesse, bei denen es zuerst nicht um politische Macht oder gar um Herrschaft geht. Dabei lassen sich quasi-natürliche Polaritäten als Beispiele benennen, mit denen sie beginnen: alt - jung, männlich - weiblich, klug - dumm, aktiv - passiv, kräftig - schwach und mehr. Wichtige Aufgabe der Beteiligten einer Gruppe ist es, ein halbwegs tragfähiges weitgehend akzeptiertes Gleichgewicht herzustellen (nicht unbedingt Gleichheit). Das gilt in Familien, Gruppen, Stämmen, unter Nachbar-Gemeinschaften/ Siedlungen. Die Erscheinungsweisen der Geschlechterverhältnisse sind weit gestreut. Von der Unterdrückung und der hysterischen Abgrenzung von den Frauen bei den Baruya bis zu einer angenäherten Gleichheit bei den Irokesen zu einer bestimmten Zeit reicht wohl die Bandbreite bei den hier besprochenen Völkern. (Sanday, 1981) Letztere lebten in dieser für Frauen vorteilhaften Weise womöglich erst als Ergebnis der europäischen Eroberung, als die Männer oft ausser Haus waren, weil sie sich in die Kriege der Briten, Franzosen, Niederländer und Neu-Amerikaner verstrickten.¹

¹ Pörtner (1971) schildert die oft als stark bezeichnete Position der Frauen bei den Wikinger*innen noch genauso: die Männer waren lange Zeiten auf Raub- und Mordfahrt, die Frauen führten die bäuerliche Wirtschaft. Während ältere Männer (aussen) nutzlos wurden, sei die ältere (Haus-) Frau weiter verehrt worden, ohne dass aber von Matriarchat die Rede sein könne (beileibe nicht!) – eben weil sie eine ältere Frau war, darf angenommen werden, nach der Menopause konnte sie als Mutter des Ganzen, das sie als Hauswirtschaft führte, verehrt werden. Gerade in Gesellschaften mit geringen Frauenrechten wird eine grosse Verehrung durch

Was vor der Eroberung durch Europäer war, wissen wir so gut wie nicht, die Irokesen lebten schon ab etwa 1800 in Reservaten, nachdem sie auf Seiten der Briten gekämpft hatten und besiegt wurden. (Wesel, 1980) Der Irokesen-Bund wurde dabei nicht nur gegen die Europäer, sondern auch gegen andere Stämme stark. (Peter-Röcher, 2007) Die Frauen nutzten offenbar die Situation zu einer relativ weitgehenden Machtposition im Inneren der Langhäuser wie den Dörfern mit ihren Gärten, die ihnen gehörten. Ihre matrilineare Verwandtschaftsform mag das unterstützt haben. (Harris, 1991) Ältere (!) Frauen bestimmten sogar die – allerdings nur männlichen (!) – Delegierten in Stammes- und Bundesrat. Es gab offenbar generell in den halbwegs bekannten rezenten Urvölkern diese Trennung der Bereiche Inneres und Äusseres, aber meist hatten die Männer das letztendliche Sagen in beiden, beziehungsweise setzten ihren Einfluss auch gegen formale Rechte von Frauen durch, wenn die etwa in matrilinearen Gruppen das Verheiratsrecht für ihre Kinder besaßen.

Eindeutig scheint also zu sein, beim Homo sapiens gab es keine historische Stufe eines Matriarchats, das oft durch die Grosse Muttergöttin beschworen wurde. Es gibt dafür keine Belege; nicht einmal plausible Thesen sind erkennbar, auch nicht „Amazonen-Staaten“ oder dergleichen. Wann denn? Wo denn? In Australien, bei den scheinbar ursprünglichsten Stämmen einer grossen Region, sicher nicht. Bei den ersten bäuerlichen Gemeinschaften erst recht nicht. Die Hinweise bei rezenten Wildbeuter:innen auf eine gewisse Gleichberechtigung der Frauen sind zahlreich für den inneren Bereich, aber nur dort. Die Khoisan, Hadza und Kung gelten wie die Mbuti und andere bis in unsere Zeit als solche einfachen egalitären Gruppen. Es entstanden schon früh Verwandtschaftsformen nach weiblicher oder männlicher Linie nebeneinander, ohne dass wir wüssten, seit wann es überhaupt solche Teilungen institutionalisiert gibt, seit wann sie gedacht werden konnten. Schon vor dem Auszug des Homo sapiens aus Afrika? Bei den Leuten von Chauvet? Wenn überhaupt, waren fast immer nur die Männer unter sich egalitär, wie Dux betont.

Die Frauen von Trobriand

Sehen wir auf ein Beispiel, das wohl für das sozial-differenzierte Volk vom Göbekli Tepe strukturell analog stehen kann; in den Strukturen des Denkens ist gemeint. Die Gemeinschaften der Trobriand-Inseln (nördlich der Ostspitze Neuguineas) haben seit den Berichten Malinowskis (1979) vom Anfang des 20. Jahrhunderts einen besonderen Ruf, nicht zuletzt wegen der sexuellen Freizügigkeit ihrer Jugendlichen, die allerdings unter Kontrolle der Erwachsenen stattfand, bei ebenso eindeutiger Männermacht in der matrilinearen Verwandtschaftsfolge. Er betont auch eine sehr hohe Stellung der Frauen im Stammes-

die (galanten) Männer demonstriert (schliesslich geht es um teures Eigentum).

leben. Später schränkt er allerdings ein, sie hätten nur einen eigenen Einflussbereich.

Zumindest bei einer bestimmten Festspeise essen die Männer zuerst, bevor die Frauen den Rest bekommen. Ist ein Kanu draussen auf See zu langsam oder passiert sonst ein Unglück, liegt es wahrscheinlich an der Untreue oder einem anderen Tabubruch der Frau zu Hause! So lächerlich das im ersten Moment klingt, wird darin auch die Identität der Familiengruppe sichtbar: irgendwo in diesem/ meinem sozialen Organismus muss das Problem für Misserfolg liegen (während ich hier mein Bestes gebe...). Frauen dürfen ein neues Kanu auch nicht vor der ersten Fahrt betreten.¹ Dafür seien sie, anders als die in Nachbarstämmen, herzlich und freundlich, und viele von ihnen sehr hübsch. Immerhin! Viele Frauen übernehmen Gartenarbeiten, ein Vorrecht und eine Pflicht, und andere angesehene Aufgaben, auch im unteren rituellen Bereich.

In einem weiteren Band über das „Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien“ hat Malinowski (1979^b) das weiter ausgeführt. Beinahe ist es eine Regel bei ihm: erst wird die Freiheit, Bedeutung, Gleichberechtigung der Frau betont, dann kommen die Einschränkungen, um vielleicht abschliessend nochmal die Rechte der Frau heraus zu stellen. Die Trobriand-Inseln, die von ihm wieder besprochen werden, hatten matrilineare Verwandtschaftslinien gepaart mit patrilokalem Wohnort; die Frau zieht ins Dorf des Mannes. Um das Verhältnis der Geschlechter nur anzudeuten: „er“ macht, wenn nötig, die besonders schwere Arbeit, ruht sich jedoch immer vor dem Essen aus, das „sie“ – nach ihrer Arbeit – inzwischen zubereitet. Sie ist auch allein für das Wasserholen zuständig; das macht sie, je nach Dorf, am manchmal einen Kilometer entfernten „Klatschzentrum“. Küchengeräte und Baströcke gehören ihr, Waffen, Werkzeuge und die „hochbewerteten Gegenstände“, wie die Halsketten und Armreifen des grossen Tauschhandels über viele Inseln – den ich unten bespreche – ihm, der immerhin auch seine eigenen Sachen ausbessert (ein Bananenblatt als Schurz). Dass sie seine rituellen Dinge oder gar Waffen nicht berühren darf, ob während der Menstruation oder nicht, ist kaum erwähnenswert.

Die Frauen setzen also die Verwandtschaftslinie fort, die aber durch ihre Brüder repräsentiert wird, die auch die Kinder ihrer Schwestern erziehen, weil die der weiblichen Linie verbleiben. Frauen können – auch bei hohem Adelsstand! – nie Häuptling werden, und haben „*natürlich kein entsprechendes Vorrecht auf Polyandrie*“, wie Männer auf Polygynie.² (41) Frauen sind (natürlich) ausgeschlossen von der politischen Macht und haben auf Stammes-Versammlungen keine Stimme auf dem Dorfplatz. Der ist im Alltag der Platz der Män-

¹ Noch in meiner Schulzeit durften die Mädchen bei einem Besuch einer Marinestation nicht mit auf die Fahrt mit einem Minensuchboot; Frauen auf Schiffen ging gar nicht, zogen den Kahn geradezu in die Tiefe.

² Polyandrie hat es in einzelnen Fällen auf den Marquesas-Inseln gegeben. (Fraser, 1962)

ner, der durch die repräsentanten Lagerhäuser für Yamswurzeln begrenzt ist. Frauen und Kinder bleiben auf der Strasse dahinter und vor den ganz aussen stehenden einfacheren Wohnhütten. Selbst Magie dürfen Frauen ausüben: bei Schwangerschaft, Baströcken, Geburt, Zahnschmerz, Erkrankungen mit Geschwülsten und an den Genitalien, Fehlgeburt. Schönheits- und Liebesmagie dürfen beide Geschlechter ausüben, das gilt auch für die nichtöffentliche Gartenmagie – die öffentliche und extrem wichtige ist Männersache, klar. (1981)

Die Hexerei einiger Frauen zeigt die Differenz noch einmal: Zauberer arbeiten gegen Belohnung öffentlich, gewerblich; ordentlich, füge ich hinzu. Doch die fliegende Hexe ist wild, frisst die Eingeweide ihrer Opfer; sie ist eine reale Frau im Dorf, die sich dazu bekennt, hat geschlechtliche Beziehungen mit übermächtigen, höchst böartigen Wesen (das hört sich auffallend deutlich an, wie das bei uns bei der Hexenverfolgung viele Frauen unter der Folter zugaben; Priesterphantasien). Als ihre eigene unsichtbare Doppelgängerin fliegt sie weit umher; *„meist ist sie auch eine starke Persönlichkeit, denn das scheint zum Stande einer Hexe zu gehören“*. (48) Sonst wohl eher nicht? Aber sie werden dort nicht verbrannt, sondern sind gefürchtet und deshalb geachtet.

Bei allen öffentlichen Festen, es gibt auch solche, die Männern vorbehalten sind, ist es den Frauen *„nie verboten [!] zuzusehen oder sich zwanglos unter die Männer zu mischen auf Grund einer vollkommenen Gleichberechtigung; [!] Neckereien und Scherze werden ausgetauscht und eine lebhafte Unterhaltung findet statt“* (44; der Ethnologe spricht, wie sich Malinowski im Buch gern nennt, aber für Europa um 1915 mögen diese Frauen relativ frei gewesen sein). Und ganz hinten erfahren wir beinahe beiläufig, der Bruder sei auch der Vormund der Schwester, nicht nur der von deren Kindern. (1979^b) In seinem Tagebuch, in dem er mehrfach über die „Niggers“ schimpft, was ihm bis heute übel genommen wird, erwähnt Malinowski ganz nebenbei eine heulende junge Frau, die gerade von ihrem Mann verprügelt worden sei. Wir kommen auf Neuguinea und Umgebung noch zurück, wo es etwas südwestlich der Trobriand-Inseln auch das Modell einer ausgeprägten Männermacht bei den Baruya gab. Und südöstlich auch, in Melanesien: *„Ehefrauen müssen häufig Schläge und das in sexueller Hinsicht auch oft gewalttätige Verhalten der Männer hinnehmen“* – auf der Salomon-Inselgruppe. (Smith, 1974)

Ich erinnere an die Einschränkung, die angesichts der konkreten Lebensweisen solcher rezenter Urvölker zu machen ist, aber hinter dem Verhalten stehen ja Denken und Glauben, so dass diese Tendenz den Sozial-differenzierten Gemeinschaften auch in frühen Siedlungen am Ende des Jung-Paläolithikums generell unterstellbar ist. Ich komme noch darauf zurück, dass es auf Trobriand noch weitere Organisationsformen gibt, die mit der Komplexität der Errichtung des Geistigen Zentrums am Göbekli Tepe strukturell verbindbar scheinen.

Frauenarbeit

Anstelle des Matriarchats hat es allerdings in verschiedenen Teilen der Welt „Matrifokalität“ gegeben: nicht die einzelne Frau, aber die Frauenposition steht im forschenden „Fokus“ der Gemeinschaft, wenn sie matrilinear und matrilokal organisiert ist; anders als auf Trobriand zieht der Mann zur Schwiegermutter, und die Frau bleibt in der Gruppe ihrer Mutter; ein guter Zusammenhalt für sie. Bei Matrifokalität kann (!) sich eher eine halbwegs ausgeglichene Machtbalance zwischen den Geschlechtern ergeben. Doch auch eine (matrilinieare und zugleich) patrilokale Verwandtschaftslinie (Trobriand) – Frau zieht zur Schwiegermutter – muss nicht gleich in Männer-Herrschaft ausarten, die Frau nicht zur Sklavin werden, wenn auch Völker beschrieben wurden, die davon nicht weit entfernt sind; Sanday (1981; mit Chagnon) beschreibt die Rolle der Frauen bei den Yanomamo in dieser Weise. Es gibt bei rezenten Urvölkern reichlich Belege für die generell nachrangige Position der Frauen gegenüber den Männern. Die Sesshaftigkeit einer Gemeinschaft von Wildbeuter:innen, womöglich schon im Übergang mit kleinem Gartenbau ohne domestizierte Pflanzen und Tieren, bietet am ehesten eine Chance – doch keineswegs eine Garantie – auf eine gute Position der Frauen im Inneren. Später, wenn die feste Hofstelle mit Feldern die Basis des bäuerlichen Wirtschaftens geworden ist, sind patrifokale Lebensweisen mit starker patriarchaler Macht offenbar die Regel. Nun gilt es, Hof und Felder als Lebensbasis über die Generationen hinaus am Leben zusammen zu halten, sofern es keine Realteilung im Erbfall gibt. Doch der Besitz gehört dann – als patriarchal durchgesetzter Ausdruck des Bodens – wohl immer den Männern.

Ich gehe davon aus: in den Lagern/ Camps der hier besprochenen früheren Zeit der Jüngeren Wildbeuter:innen bilden die Frauen mit den Kindern einen beständigen Kernbereich. Die Männer übernehmen idealtypisch die äussere Welt, jagen, verteidigen die Gruppe, führen Krieg und Racheaktionen durch und fertigen ihre speziellen Werkzeuge/ Waffen. Und sie treiben vielleicht bereits externen Tausch, der durch das Erzielen direkter „Handelsgewinne“ anders funktionieren kann als der interne, der oft aus Tausch von Gabe und Gegengabe besteht. Dabei wird universell die Betonung auf die grosszügige Gabe gelegt, obwohl letztlich ein Ausgleich nötig ist; dazu gleich. Erst später greift der Handel von Waren auf Basis eines anerkannten Äquivalents, seien es Muscheln oder Münzen, im Denken Platz.¹

Die Frauen in traditionellen Gemeinschaften besitzen ihr Gerät und was sie im Lager und beim Sammeln erarbeiten, die Männer ebenso ihr eigenes Sam-

¹ Es gibt rezente Urvölker, bei denen die Frauen durch ihren eigenen Handel reich werden können, etwa durch Stoffhandel in Westafrika, ohne mit dem Mann teilen zu müssen, aber das sind schon industriell gefertigte Stoffe; die mit ihnen erzielbaren grossen Gewinne waren im traditionellen System nicht vorgesehen (Nebenfolgen).

melgut, wohl auch die Jagdbeute, die aber oft den Frauen zum Kochen und Verteilen übergeben werden musste. Das geschah ja durchaus im Gegenzug zu Arbeiten für die Männer. Im Inneren des Lagers entwickelt sich ein anderes soziales Gefüge zwischen Frauen und Kindern, aber auch Alten und Kranken, die erst mit relativ dauerhaften Siedlungen als Lebensmittelpunkt eine Überlebenschance bekommen, sofern sie nicht von den Geistwesen/ Göttinnen als „lebende Tote“ ausgestossen werden, wenn und weil sie nicht mehr heilbar scheinen und dann einen mystischen Mangel aufweisen. (Lévy-Bruhl, 1922) Und diverse Fertigkeiten werden entdeckt, wie vielleicht die Zubereitung solcher Nahrung, die roh oder nur einfach gekocht ungeniessbar ist, wie Eicheln (in Kalifornien) oder Yamswurzeln (Trobriand), die durch heisse Wasserbäder von herben oder giftigen Bestandteilen gereinigt werden können; Eicheln gab es zur Bauzeit des Göbekli Tepe auch in der Harran-Ebene. (Uerpmann, 2007) Frauen erkunden die nähere Umgebung zur Nahrungssuche und sammeln Kenntnisse über Pflanzen und Kräuter der Region und jagen Kleintiere. Auch Männer beteiligen sich am Sammeln.

Interessant ist, dass in der Forschung die Jagd der Frauen auf kleinere Tiere meist als Sammeln und nicht als Jagen bezeichnet wird, um Sammeln und Jagen, wie Frau und Mann, deutlich zu trennen. Diese Hinweise lösen aber das generelle Problem nicht: es gab universell eine typische Arbeitsteilung, kann unterstellt werden. Ob nun aus mystischen Ängsten der Männer heraus oder aus anderen Gründen. Die Funktionalität hat dabei ein starkes, wenn auch keinesfalls ein ausschliessliches Gewicht. Dass Frauen bei grösseren Jagdunternehmungen mit hinaus zogen, um die Beute zu verwerten, kann ebenso unterstellt werden; zum Teil fielen ja riesige Fleischmengen an; obwohl ich diese „Mammut-Jäger-Geschichte“ skeptisch sehe. Welcher halbwegs vernünftige Mensch greift als regelmässige Nahrung womöglich Waldelefanten von über vier Meter Höhe an? Das war wohl eher dem Heldentum (auch von Forschern) vorbehalten.

Alle denkbaren Lebensformen solcher Art hat es irgendwann irgendwo wahrscheinlich mal gegeben. Generell haben die um den Lagerplatz herum Nahrung sammelnden Frauen oft mehr davon bereitgestellt als die nicht immer erfolgreichen Jäger,¹ selbst wenn die durch das Fleisch in Kilokalorien mehr

¹ Roaf verweist für Palästina der Zeit 13.000 bis 11.300 bp auf überwiegend vegetarische Ernährung. (1998) Godelier schreibt zum Beispiel von den Mbuti-Pygmäen am Kongo, die Frauen sammelten mehr als die Hälfte der Nahrung; (1973) ähnlich Dux (1997) für die wärmeren Gegenden, während im kalten Norden die Jagd die hauptsächlichsten Lebensmittel beibringe und Frauen fast rechtlos seien (extrem bei den Inuit). Anders Owen. (1995) Diese Teilung, dass Frauen die Grundlage für männliche Freiräume schaffen, gilt bis hin zur Moderne; Handwerker und Bauern sind von Konjunktur und Wetter sehr abhängig; dann kann der besser zu kontrollierende Gartenbau der Ehefrauen über schlechte Zeiten helfen. Im 18. Jahrhundert hatten selbst städtische Haushalte generell mehr weibliches Gesinde im Haushalt als gewerbliches.

herbeigeschafft haben sollten. Die Frauenforschung trägt dies seit Jahren vor. (Fuchs u. a., 2001) Sogar bei den Inuit war der Sammelanteil der Frauen neben dem Jagdgut wesentlich. Owen zeigt, wieviel mehr organische Lebensmittel und nützliche Dinge als gemeinhin angenommen die Frauen und älteren Kinder dort sammeln. (1995; auch Fedigan, 1986) Sie bringen auf tagelangen Sammel-touren ohne die Männer riesige Mengen an Beeren ins Lager, um sie für den Winter als Vitaminspender in Öl einzulegen; viel Holz wird gesammelt. Für manche Frau ist aber auch Jagen eine normale Beschäftigung, belegt Owen für jene Völker, und sei es für Töchter, wenn eine Familie keine Söhne hat. (2005; 1998) Für die nördlichen – „eiszzeitähnlichen“ – Gebiete Amerikas und für das europäische Magdalénien hat sie zusammengestellt, was an ess- und nutzbaren Pflanzen und Kleintieren zur Verfügung stand, um überwiegend von Frauen eingeholt und vor allem auch bearbeitet zu werden (ähnlich wie Gönnersdorf). Sie problematisiert auch den Gebrauch von Werkzeug als oft von beiden Geschlechtern benutzt. (2005) Das muss jedoch auch immer erlaubt sein!

Tabuisierte Berührungen oder ein verbotenes Wissen um Tabus reichen manchmal, Katastrophen auszulösen. Aber ab wann gab es solche Tabus? Und wo galt was? Eine generelle Aussage zu solchen Fragen ist nicht möglich, schon sich nur einen alleinigen Typus der Lebensweise vorzustellen, scheint oft schwierig. Und warum sollten nicht auch Männer auf der Jagd Nähzeug dabei haben, um vielleicht unterwegs einen Schuh zu reparieren? In der Kaltzeit konnte das lebenswichtig sein. Doch schon wenn wir die frühen Steinwerkzeuge betrachten, sehen wir neben Speer- und Pfeilspitzen überwiegend auch Schaber, Stichel, Ahlen und Klingen, alles Werkzeug zumindest auch für Frauenarbeit, das Frauen wohl auch selbst für sich herstellten, wahrscheinlich bereits im frühen Afrika der Aterian-Kultur. (Garcea, 2010^b)

Diese Hinweise sollen also das Bild gerade rücken, das oft von den „Jäger-gemeinschaften“ gezeichnet wird, deren Männer auf tollkühnen Grosswildjagden den Lebensunterhalt der Gruppe bestreiten und womöglich allein durch Fleisch ernähren. Viele lebenswichtige Dinge werden von den Frauen gewon-nen und bearbeitet, wie unter anderem das Gerben und Nähen, das besonders in kälteren Zonen von elementarer Bedeutung ist, bis oft hin zum Hüttenbau, der sich aus dem Errichten eines Windschutzes im Lager entfaltet haben mag. Das alles erfordert vielfältiges Werkzeug. Haben sie womöglich sogar frühe Schrift-zeichen als Mittel im Haushalt entdeckt? Dass Landbau und Viehhaltung von ihnen entwickelt wurde, gilt ohnehin als gesichert – bewiesen (und beweisbar?) scheint das nicht. Doch wer sollte sich sonst mit aufgegriffenen Jungtieren beschäftigt haben, mit denen die Domestizierung der Schafe in Nord-Mesopo-tamien später wohl begann? Selbst bei Wölfen/ Hunden unterstelle ich das. Wer

(Hennings, 1995)

sollte am Wildgetreide über viele Wuchsperioden hinweg entdecken, wie aus der Selbstaussaat gezielte Beeinflussung zu festeren Sorten entwickelt werden konnte, die die Körner weniger leicht verloren und deshalb besser zu ernten waren? Wer bemerkte das gute Wachstum auf Abraumflächen?(Graebner) Sofern es die gab, normal war eher das hinter sich werfen von Abfällen.

Bei allen wichtigen Errungenschaften der Menschheit, sei es Werkzeug oder „Kunstproduktion“, sind es meist wie selbstverständlich die Männer, die Männern als Schöpfer gelten, obwohl es keinerlei Belege dazu gibt. Immer wieder werden frühe Menschengruppen nur als „Jäger“ gedacht, nicht nur weil sich vom Frauenleben weniger über die Jahrtausende erhält, sondern als grundsätzlich männliche Sicht auf die Welt.¹ Kenntnisse über Tiere hatten auch die sammelnden und die Jagdbeute verwertenden Frauen, die beispielsweise den Höhlen ständig nahe waren und vielleicht das Malen begannen. Oft sind Frauen gerade bei „Fummelarbeiten“ geschickter. Sollten Männer die grosse Zahl der sehr kleinen Perlen als Schmuck in Serie gemacht haben, die sich in den Gräbern von Sunghir fanden? Sie waren wohl an die Kleidung genäht. Eine Perle herzustellen habe zwischen 45 Minuten und zwei Stunden gebraucht, zeigten Experimente; das Doppelgrab jener zweier Jugendlichen von vor 24.000 Jahren enthielt 10.200 Stück davon – mindestens 7.650 „Mannstunden“, oder 319 mal durchgehend Tag und Nacht, mindestens! Und dazu das Herstellen von „Nähgarn“ und das Annähen. Noch etwas älter sind übrigens erste Spuren gewebter Stoffe in einer Tonschicht in Pavlov, Tschechei. (Kölbl, 2009: 192) Auch eine typische Männererfindung, oder?

Ohne die Sicherheit, bei der Heimkehr von der Jagd ein Lager vorzufinden, Kleidung zu haben, Kleinvieh, Gemüse, Obst und Salat auch, und das Dach überm Kopf, liessen sich nicht nur Schnitzereien und Bilder schlecht machen, sofern dies primär Männer taten. Wenn es irgendwann auch eine generelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gegeben haben wird, ist wohl – wieder als Typus gedacht – von einer breiten Überlappung der Tätigkeiten auszugehen, fast alle machten alles. (Owen, 2005) Wenn nicht schon über tabuisierte Bereiche Männer sich wegen der Angst vor der Menstruation ihre besondere Macht gesichert haben. Nicht zuletzt wurde den Frauen die regelmässig schwerste Arbeit und die längste Arbeitszeit aufgebürdet; gibt es Ausnahmen?

Die Frage ist nicht, ob Frauen alles können, was Männer tun, sondern was sie dürfen. Manches Tabu wurde offenbar in diesem Sinn gegen sie erfunden.

¹ Kurztex te in einem Katalog können beispielsweise so begonnen werden: A) Bereits früheste menschliche Hinterlassenschaften zeugen davon, dass der Mensch stets ein Jäger war. B) Über Hundertausende von Jahren bildete die Jagd die Hauptgrundlage des menschlichen Lebens und Überlebens. (Eiszeit, 2009) In einem Lehrbuch zur Archäologie heisst es nach Verwendung nur der Wortes Studenten: hier wie im gesamten Buch schliesst die männliche die weibliche Form stets mit ein. Nein, ausdrücklich nicht, und in einer Anleitung für Studentinnen schon gleich gar nicht. (Eggert/ Samida, 2009)

Die geschlechtliche Arbeitsteilung mag schon sehr früh weniger von den Fähigkeiten und Funktionalitäten als von männlichen Machtinteressen bestimmt worden sein; die der Väter durch Zugriff auf ihre Töchter zuerst. (Dux) Wir sehen ja durchaus die Möglichkeit für Frauen, durch intensive Arbeit und die Garantie der Reproduktion des Lebens einen Anteil an der Macht zu gewinnen, was aber insgesamt selten gelingt, weil über die Werte in der Gemeinschaft „höhere“ Positionen den Männern vorbehalten sind, beziehungsweise aktiv „definiert“ werden.¹ Die normalerweise unterschiedliche Initiation von Jungen und Mädchen spricht bereits eine deutliche Sprache.²

Sicher gab es auch mal Frauen, die mit in den Krieg zogen, wie offenbar bei den *Blackfoot*. (Lee/ Daly, 1999) Childe, der den Begriff der Neolithischen Revolution erfand, und der bereits bei Wildbeuter:innen die Frauen unter Männerherrschaft stehend für möglich hält, spricht von Gräbern am Baikalsee, in denen Frauen mit Kindern und ihrem Bogen begraben wurden. (1958) In einer Katalogbesprechung über die ersten Bogen als Waffen wird davon ausgegangen, lange Bogen, deren Gebrauch relativ weniger Kraft (aber einen längeren Auszug) brauchen, deuteten auf Verwendung durch Frauen hin. (Junkmanns, 2009: 198) Bei den rezenten *Tubu* in der Sahara trugen früher Frauen Schwerter, später immer noch Dolche, und sie hatten im Lager das Sagen. Von den Stämmen der *Berber* wird in der gleichen Quelle berichtet, Entscheidungen fielen gemeinschaftlich zwischen den Geschlechtern. (Gelner, 1974)

Es wird auch deshalb mal kämpfende Frauen gegeben haben, weil vielleicht die Zahl der Männer dezimiert war. Bei den Skyten, also 3.000 bp, finden sich einige Frauengräber mit Waffen, einige, aber nicht alle (und nicht die Gräber der Männer womöglich mit Tontöpfen). Von ihnen kam die Amazonen-Chefin Penthesilea in der griechischen Mythologie, die – wieder eine mythische Frauenmacht-Vernichtung – von Achill erschlagen wurde. (Grimal, 1977^b) Vielleicht wurde eine Änderung der Matrilinearität zum Patriarchat damit beschrieben. Auch am Amazonas entdeckte ein spanischer Priester im 16. Jahrhundert Frauen, die das Boot der Eindringlinge mit Pfeil und Bogen angriffen hätten – Amazonen! Dem gebildeten Priester fiel nicht anderes ein. Lag das am langen Haar von Kriegern und dem beschränkten Verstand der Verängstigten vielleicht? So kam der griechische Name durch Panik nach Südamerika. Aber warum sollten es nicht auch mal Frauen gewesen sein, die sich einen solchen Sport erlaubten? Männerbashing im Urwald.

1 Im sowjetischen Herrschaftsbereich wurden Berufe, die überwiegend von Frauen besetzt wurden, wie Ärztinnen, Lehrerinnen, im Bewusstsein „der Gesellschaft“ deklassiert. Erst bei hoher Arbeitslosigkeit entdecken Männer bei uns, dass zur Altenpflege doch kräftige Personen nötig sind. Bald ist dieser Beruf dann „aufgewertet“, und wird durch Technik erleichtert.

2 Denken wir ruhig an die noch immer geistlosen Begründungen gegen Frauenemanzipation, wie beim jüngeren Kampf der Frauen um den Zugang zur Bildung oder zu Wahlen. (Beauvoir, 1949)

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Menschen Kleinfamilien bilden, wenn sie auch in grösseren Einheiten leben, ist hoch; allerdings gibt es bei rezenten Urvölkern oft Polygynie, die Mehr-Frauen-Ehe, wie es bei manchen auch Frauenaustausch auf Zeit gibt (und gelegentlich wird dazu kommentiert, Frauen würde das manchmal gefallen; vielleicht im Einzelfall, kaum die besprechbare Regel). Das verweist noch einmal ganz elementar auf Machtverhältnisse. In welcher Weise sich das dann am Göbekli Tepe real entwickelte, ist derzeit nicht erschliessbar, doch zwei Hauptmacker als Götter sprechen eine deutliche Sprache.

Eine solche mögliche Ausbildung des Kerns der Gruppe im Lager wäre in der idealisierten Form eines Typus ein urwüchsig entstandener, ein organischer Prozess, der weitgehend der Funktionalität folgt, wie sie sich primär aus der Mutter-Kind-Beziehung ergibt. Wie obskur seinerzeit auch immer dazu über die Welt gedacht/ geglaubt wurde, welche Tabus auch immer erfunden wurden. Und religiöse Ordnungen stellen wohl immer die Frauen zurück, scheinen nicht zuletzt gerade dazu erfunden; weshalb ich nach dem Bau des Göbekli Tepe eine relative Gleichberechtigung der Geschlechter dort für völlig unwahrscheinlich halte. Selbst in Sumer – mit einer göttlichen geschlechtlich gemischten Doppelspitze, Tempel und Palast – waren Frauen eindeutig den Männern unterworfen. Die fortschrittliche Bewegung passiert hier und da in Zeit und Raum und überall in homöopathischen Dosen. Wieso es ein Rätsel sein soll, warum die Menschen sesshaft wurden, ist – zumindest aus Frauensicht – selbst ein Rätsel. Und fast alle Völker in fast allen Ländern haben es gemacht! Wildbeuter:innen sind bald nach dem Bekanntwerden des Landbaus die Ausnahme (manche wohl durch den Zwang der Nachbarn und dann später durch die Kolonialisierung). Wie sollten jene Menschen denn alle Folgen ahnen, wie die Härte bäuerlicher Existenz, die ja erst später entstand? Wie etwa ein Bevölkerungswachstum. Und die historische Linie der Urbanität wies Wünsche nach Kultur und Zivilisation auf. Ebenso gab es natürlich Machtansprüche von „Herrschern“.

Männliche Fruchtbarkeit und Totenkult

Eine Fortsetzung der Gedanken über männliche Vorherrschaft, die aus Mythen jener frühen Zeit auffallend deutlich herauslesbar ist, sind Hinweise auf männliche Fruchtbarkeit. Im frühen Sumer, Ägypten und bei den alten Griechen finden wir Vorstellungen über die Entstehung der Welt, die die Unordnung der Frauen thematisieren. Die männliche Zeugung ist über die biologische Zeugung hinaus die Zeugung der Macht über das Weibliche. Das beginnt ja sogar unschriftlich am Göbekli Tepe. Dort finden sich zwar keine Hinweise auf weibliche Fruchtbarkeit, wie der Ausgräber Schmidt (2008) schreibt, aber Phallus-

figuren.¹ Als Skulptur und Relief, dazu eine Menschen- und eine Tierskulptur mit deutlich erigiertem Penis! Verbunden mit den Männergöttern scheint der Sinn ziemlich eindeutig zu sein. Hinzu kommen die vielen Schlangen-Darstellungen, die dort das häufigste Bildmotiv sind, vor männlichen Füchsen; dazu später. Die T-Pfeiler selbst könnten womöglich als Phallus-Figuren verstanden worden sein (besonders in den realen Formen, die nicht so eckig sind wie mein Modell es zeigt).

Und nicht nur dort, sondern generell in der Frühgeschichte kommt offenbar eine diesbezügliche Bewegung auf: *„Gut ein Drittel der in allen bekannten Bildern gezeigten Männer ist mit Phallus abgebildet, jedoch scheint der erigierte Penis eher Männlichkeit anzuzeigen als auf Sex hinzudeuten oder Fruchtbarkeit zu symbolisieren wie in späteren Kulturen“*, sagt Cook, und auch, die vor etwa 16.000 Jahren feststellbare Zunahme von Männerdarstellungen könne auf ein gewachsenes Verständnis der Rolle des Mannes bei der Fortpflanzung deuten, während die stilisierten Frauendarstellungen im Magdalénien möglicherweise auf die veränderte Stellung der Frau von der alleinigen Quelle des Lebens hin zur Partnerin verweisen. (2003) „Partnerin“ ist hübsch gesagt. In dieser zarten Formulierung leuchtet wohl noch etwas von einer „matriarchalen Stufe der herrschenden Frauen“ durch, die zur „Partnerin“ herabsanken. Damals wurde demnach die männliche Macht verstärkt, sagt jedenfalls Cook. Setzten sich verstärkt patrilineare Verwandtschaften durch, die matrilineare – aber nicht matriachale – ablösten? Der Wechsel von einer Form zur anderen – sagt Morgan – wäre einfach durch „Beschluss“ möglich. Doch immer wieder können beide Formen entstanden sein, wenn Gruppen sich neu formierten, matrilineare Verwandtschaft vielleicht als Mutterverehrung, ohne dass daraus für die Frauen gleiche Rechte entstanden. Mütter müssen noch dringender unter Kontrolle gebracht werden als „Schwestern“, weil sie aus der kindlichen Schwäche heraus „überwunden“ werden müssen. Bestimmte Lebensbedingungen mögen auch die eine oder andere Form als „vernünftig“ ergeben haben; die matrilineare etwa bei langer Abwesenheit der (meisten) Männer oder deren Tötung in Kriegen.

Die häufigen Relief-Darstellungen des schablonenhaften *Fuchses* am Göbekli Tepe sind fast betont männlich ausgeführt; nur einer scheine mehrere Schlangen anstatt eines Penis zu haben; gebiert er sie wie Schmidt annimmt, (2013) oder stehen sie anstelle einer „Schlange“/ Penis?² Kramer zitiert einen Weisheitsspruch Mesopotamiens, in dem der (böse) Fuchs der „Aufseher“

1 In der Anthropologie gäbe es zahlreiche Hinweise – sagt Nissen (1995: 13f) –, genitale Symbole verwiesen auf Macht, Götter, Herrscher. Sie finden auch als Wächter-Figuren Verwendung.

2 Uerpmann (2007) verweist auf Zeiten des Natufiens mit wachsender Bevölkerung und Nahrungsmangel, so dass in Jericho und im fruchtbaren Halbmond auch *Füchse*, Schildkröten, Fische und Schnecken gegessen wurden.

werde, wenn Wachhunde fehlen. (1979; Fuchs, Du hast die Gans gestohlen) Auch in der Kultur in Nevalı Çori, die ebenfalls T-Pfeiler nutzte, seien unter den ausgegrabenen kleinen Figuren „wahrscheinlich“ viele mit erigiertem Penis erstellt worden – sagt Schmidt –; offenbar sind sie meist beschädigt. Die *Schlange* zeigte sich vor dem Fuchs am Monument als häufigste Tierdarstellung, sie finden wir prominent in der Bibel wieder.¹ Dort ist sie einerseits Bösewicht, aber andererseits übergibt sie mit dem Hinweis auf den Apfel der Erkenntnis auch das Wissen, das Frauen generell verboten ist.

Auch in Mesopotamien ist die Schlange doppeldeutig verstanden worden, positiv wegen der Häutung und dem Aufringeln als Zeichen für ewige Wiederkehr, negativ wegen des Hervorkommens aus dem Bauch der Erde und ihrer Giftigkeit. (Nunn, 2006) Im alten Ägypten ist die Schlangengöttin Renen-utet für ausreichende Ernten zuständig. (Walle, 1977) Auf die durch Erzeugung des Regens fruchtbare Penis-Schlange Yurlunggur in Australien verwies ich schon. Lévy-Bruhl berichtet aus Mexiko, dort seien die meisten Götter und Göttinnen Schlangen; diese Tiere seien auch identisch mit Stöcken der Gottheiten, also mit Waffen oder Zeichen der Stärke/ Macht, doch ebenso mit Teichen und Quellen. (1926) Ein „Sechslotziger Held“² mit einem jungen Löwen unter dem Arm, der früher als Gilgamesch galt, (Uruk, 2013) hält in einer dieser Darstellungen eine Schlange in der anderen Hand. (Bild: Röllig, 2009) Ein Schlange frisst Gilgamesch das Kraut ewigen Lebens weg. Lévy-Bruhl schreibt, nach dem Glauben vieler Bantu-Völker Südafrikas erscheinen die Toten mit Vorliebe in der Gestalt von Schlangen (aus der Erde) wieder. (1926) Diese Tieren müssen wohl sehr häufig gewesen sein.

Nach Ries gibt es bei den Bantu die Schlange (zugleich) als Zeichen der (männlichen) Fruchtbarkeit, die sich im Ursprungsmythos mit der Echse paart, wodurch drei Eier als Stämme entstehen. (1993) Kahler sieht in den Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom zehnten bis vierten Jahrtausend bp ebenfalls den Bezug zu Fruchtbarkeitssymbolen: Schlange und Ziege seien als Wassergott und Erdgöttin zu identifizieren. Eine Darstellung des Ziegenjämons (nicht am Göbekli Tepe) mit mehreren Schlangen in jeder Hand wäre nicht als Schamane zu sehen, sondern als Enki selbst, den sumerischen

1 Die Schlange ist wichtiges Tier der Mythe und des mythischen Kampfes. Burkert bringt gar einen angeborenen Schlangen-Hass der Primaten ins Gespräch. (in interim6) In Ägypten trug der Pharao die Uräus-Schlange als Schutz vor Annäherung auf der Stirn. (Wilson, 1954) Böse Schlangen gibt es dort auch, wie Apophis. (Walle, 1977) Bei Griechen und noch den Germanen sind erd- und wasserverbundene Schlangen/ Drachen böse Mythen-Tiere. Schmökel sieht (1956) die Tradition der Kunst mit mischgestaltigen Fabelwesen von Sumer bis zur Romanik.

2 Der sechslotzige Held, auf jeder Kopfseite drei, hat eine relativ oft verwandte stilistische Frisur in Sumer.

Ursprungs-Gott des Süßwassers. (1999)¹ Die Erde wurde nämlich – wir grinsen ein wenig – zweiteilig gedacht: als Mutter Erde eher passiv und weiblich, als das die Erde befruchtende süsse Grundwasser aber aktiv (wie: Sperma) und männlich (wie süß!). Frauen galten dort nicht viel.² (Jacobsen, 1954) Die Schlange scheint, auch wenn sie – wie Götter generell – für beide Geschlechter stehen kann, überwiegend Macht und Stärke darzustellen, also überwiegend Männlichkeit, auch hinsichtlich möglicher Fruchtbarkeit.

Im sumerischen Schöpfungs-Mythos vom Paradies Tilmun macht der Gott Enki mit seinem Samen das sumpfige Land fruchtbar, bevor er mit seiner Gemahlin Ninhursag Kinder zeugt. (Vieyra, 1977) Als Enki die von Ninhursag mit dessen Samen geschaffenen acht Pflanzen (der Grundnahrung) auffrist, verflucht sie ihn und verschwindet. Bald wird sie von einem Fuchs (!) zurückgeholt, ist das vielleicht Enki selbst? Danach ist sie plötzlich liebevolle Pflegerin des krank gewordenen Gatten – Rollenwechsel (der Arme! diesen Versuch kennen Frauen bis heute). Wieder eine Vernichtung der Bedeutung der natürlichen Geburt. Der ägyptische Schöpfergott Atum schuf die nächste Göttinnengeneration durch Onanieren (noch 'ne Schlange). Der hurritische Kumarbi zeugt seinen Sohn Ullikummi gar mit einem Felsen. Aus verspritztem Sperma und Blut des durch seinen Titanen-Sohn Kronos entmannten Uranos entstand noch die göttliche Aphrodite, Zeus lässt sich Athene mit der Axt von einem Mann aus dem Schädel holen. Männerphantasie!

Auch Stierdarstellungen, die in allen hier betrachteten Zeiten vorkommen, sei es als blosses Höhlen-Bild, oder als männlich geltendes Zeichen des gehörnten Rinderkopfes (Bukranium), sind für Schmökel Fruchtbarkeitssymbole. (1956; noch in Picassos „Guernika“ erscheint der Überlebenswille in dieser Weise) Die Knochenfunde am Göbekli Tepe weisen den Auerochsen (Ur) als wichtigsten Fleischlieferanten aus; das könnte auf Opferungen verweisen, um die heiligen Herren gnädig zu stimmen. Ebenso finden wir den Stier in frühen Erzählungen: Gilgamesch und Enkidu töten den wilden Himmelsstier der Göttin Inanna. Schlange, Fuchs, Stier, die mengenmässig, oder durch den Platz an einem der grossen T-Pfeiler Bedeutung tragen, scheinen überwiegend auf Männlichkeit zu verweisen, wie die beiden Hauptgötter schon. Mit „Fruchtbarkeit“ wird ja eher Macht über Leben und Tod ausgedrückt.

Eine neue Weltsicht, die die Herausstellung von Göttinnen gegenüber unspezifischem Geistglauben ausdrücken könnte, lässt sich ebenso in Richtung

¹ Ich danke Birgit Kahler für diese Hinweise (1999). Eine Kurzdarstellung findet sich unter: <http://www.oocities.org/enki100de/html/frame2/archhintergrund.html>

² Ehemänner konnten beispielsweise bei Rechtsbruch die Frau und bei Ehebruch auch den Liebhaber töten. (Steinert, 2012) Und Erbberechtigung wie Geschäftsfähigkeit sind nicht allein Zeichen für Gleichberechtigung (in diesen Fällen), sondern müssen auch unter dem Gesichtspunkt der Herkunftsfamilien gesehen werden, wenn Vormünder Ansprüche haben wollen.

verschiedener – mit der Geburt identischen – *Totenrituale* weiterdenken. Das wäre näher zu untersuchen, ob nicht auch damit der Komplex: Geburt und Tod von den Frauen weg in die männliche Ordnung in Sicherheit gebracht wurde. Unterstützt durch erweitertes Denken auch: nun sterben nicht nur bloss „irgendwelche“ Sippenmitglieder, deren tote Körper „irgendwie“ abgelegt wurden, sondern den Hinterbliebenen etwas bedeutende Personen gehen zu den Ahnen. Lévy-Bruhl berichtet davon, Kinder, Sklaven, gewöhnliche Frauen, arme Teufel ohne Wichtigkeit, blieben auch nach dem Tode unbedeutend. Medizinmänner, Häuptlinge, Familienväter, geachtete Greise, kurz die „beträchtlichen Persönlichkeiten“ behielten im Tode bei rezenten Urvölkern ihre Bedeutung.

Wieder stossen wir auf die traditionale Logik: die Toten sind als mystische (Stammes-) Eltern identisch mit den verbliebenen Kindern, also der Sippe, die ihren Ursprung in den Toten hat, die deshalb typischerweise Macht über die Lebenden behalten. Das Ehren und Beerdigen der Toten scheint ab einer bestimmten Zeit universal, bei allen Menschen vorzukommen; manchmal sind die Totengeister auch harmlos, weil sie – wie auf den Trobriand-Inseln – gleich ins Totenreich verschwinden, nachdem die Leichen noch einmal rituell ausgegraben wurden. (Malinowski, 1979: 102) Die in bestimmten Regionen vorkommende Kopffjagd ist oft durch Rache am Häuptlingstod begründet. (Lévy-Bruhl, 1959: 54ff, 59ff) Doch es geht beim Kopfsammeln auch um den Gewinn der Macht des dabei Verblichenen. (Führer-Haimendorf, 1974: 109) Die Toten individuell zu erhalten, vielleicht dies in ihren mit Gesichtern aus Gips nachgeformten Schädeln zu ritualisieren, wie sie am Turm von Jericho und an anderen Orten, auch noch bei rezenten Urvölkern, gefunden wurden, scheint nachvollziehbar; bisher wurden am Göbekli Tepe keine entsprechenden Funde gemacht. Allerdings wurden jetzt Köpfe als Steinskulpturen gefunden. (Becker u. a., 2012) In Mesopotamien wurde der Kopf nicht als Repräsentanz des ganzen Körpers verstanden, wie es auch vorkommt, sondern die Enthauptung zerstört die Individualität des Toten. (Steinert, 2012: 145)

Eine solche Verehrung im Tode durch die Lebenden könnte also erstmal nur den „Bedeutenden“, den Grossen (Männern) der Gruppe, den Vorleuten, den Ältesten – als die „Väter“ der Gruppe – entgegengebracht worden sein: Frauen und Männern, Männern mit ihren Frauen? Auch darin läge bereits eine soziale Differenzierung, eine grundlegende Vorstellung von der Höherstellung der Alten gegenüber den Jungen, die stets eine besondere Ehrung erfahren, nach dem Tode dann als Ahnen. Das findet sich als Typus universal, weil es aus dem frühen Denken selbst kommt, aus der traditionellen Logik. Diese (und andere) Untergruppen der Gemeinschaft stehen – sagt Müller (in interim6: 116) – in einem „latenten Identitäts- und Geltungskonflikt“ um Einfluss, dessen Konsequenz die Hierarchisierung der Gemeinschaft ist; eine soziale Bewegungskraft

also, Gruppenbildung als Institutionalisierung. Wir in ihr ein Movens früher Gemeinschaft; dazu unten mehr.

Dieses Denken kann kulturelle Ähnlichkeiten in zeitlich wie räumlich weit zerstreuten Völkern wohl erklären helfen. Initiation wie Totenkult und Göttinnen verweisen auf ein Nachdenken auch über den einzelnen Menschen, welches sehr schlichte frühe Wildbeuter:innen vielleicht noch nicht kannten, so wie bei den Mbuti entscheidend ist, dass die Sippe überlebt, nicht ein Individuum. Jene Menschen begreifen sich nur als Teil der Gruppe; das gilt wohl immer weniger für sich herausbildende Grosse oder Vorleute, Heiler:innen oder schon Priester:innen, die ausdrücklich eine herausgehobene Position einnehmen und den Willen der Stammes-Ahnen und der Geistwesen wiedergeben. Das alles entsteht erst mit differenzierten Sozialstrukturen.

Betrachten wir die angesprochene mythische Symbolik im Ganzen, bleibt eine Interpretation vorerst vage. Aber es scheint doch das Geschlechterverhältnis, das zugleich Geburt und Tod enthält, durchgängig wichtiges Thema gewesen zu sein, beziehungsweise wird mit einer sich entwickelnden Institutionalisierung dieser frühen Gemeinschaften auch die der männlichen Vormacht deutlich; ausgedrückt in männlicher Fruchtbarkeit und in religiösen Dogmen fixiert. Von dieser Annahme, die sich zumindest bereits am Göbekli Tepe zu zeigen scheint, muss dann noch einmal zurückgefragt werden zur Höhlenmaleerei. Am Göbekli Tepe mit seinem – auch gegenüber den Bauten von Jericho – sehr umfänglichen künstlerischen Ausdruck, darf wohl, anders als bei den Höhlenbildern, die Kunst als durchdacht, geplant und immer als „herrschaftlich“ geprägt verstanden werden. Da in den dortigen Reliefs eine Gesamtgeschichte enthalten zu sein scheint, müsste ein Konzept zuvor besprochen und gebilligt worden sein. Diese Tiere sind kaum eine zufällige Ansammlung, wenn es auch „Planungsfehler“ im kleinen gegeben hat, wie die Verdeckung von Reliefs durch Mauern, oder einem wohl versehentlich aus dem Rund herausgerückten T-Pfeiler (im Grundriss oben links). Der „Geschlechterkampf“ erscheint als ein zentrales Thema der Geschichte. Wir stossen bei der Entwicklung des „Ich“ erneut auf diese Thematik.

Person

Um dem Phänomen des Individuellen und der Person näher zu kommen, werde ich nach einigen allgemeinen Überlegungen auch einen Blick auf Gilgamesch und dann auf die sozusagen erste überlieferte „Pädagogik“ werfen. Die scheint aus Texten der Stadtstaaten Mesopotamiens auf, die aber doch in weit älteren Grosssiedlungen der Wildbeuter:innen ihren Anfang haben konnte, als dort neue Verhaltensweisen nötig wurden. Von Individualität zu sprechen ist schwierig. Im heutigen Verständnis ist sie neueren Datums, erst ab dem sechs-

ten bis achten Jahrhundert gibt es Künstler, die sich in ihrem Werk benennen. Um den Beginn des zwölften Jahrhunderts entstehen Autobiografien, wie die von Suger (*1081 - 1151), dem Bauherrn des ersten gotischen Baus der Abtei Saint-Denis (heute: Paris). Der liess sich anstelle der Baumeister im Bau verewigen. Oder wir sehen auf die Person Abälards als einer der wichtigen Männer des christlichen Mittelalters. (Gurjewitsch, 1994) So richtig beginnt Individualität mit der bürgerlichen Gesellschaft.¹ Frühere Menschen denken und fühlen (!) kaum in diesem Sinn, sondern als Bestandteil der Familie, der Sippe, des Stammes. Das drückt sich auch in der Bedeutung der Erbfolge aus, die die „Stammväter“ unsterblich machen soll.

Mit den Vorstellungen Damasios zur Entstehung von Bewusstsein wäre es weit vor der Entwicklung der Schrift noch gar nicht möglich gewesen, ein „Ich“ zu denken; und diese Annahme liesse sich dann auf die Hochkultur des Göbekli Tepe zurückführen, wenn sich die Bauten dort mit jenen des frühen Sumers als ähnlich verbinden lassen, oder wenn die Göttinnen dort Priester als „beträchtliche Persönlichkeiten“ entstehen liessen, wie ich es thesenhaft (mit Lévy-Bruhl) formuliere. Erst spät kristallisieren sich besondere Leute heraus, unterscheiden sich Positionen. Das Geschlecht, oder die Älteren und Jüngeren werden bewusst, es entstehen deutliche soziale Rollen. Zuerst sind es vielleicht Heilerinnen, irgendwann im Jung-Paläolithikum; über die Abgrenzung zu institutionalisierten „Schamaninnen“ sprach ich oben bereits. Dennoch gibt es von Anfang an Einzelne mit ihren besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten, eine gute „Haushälterin“ in der Steinzeit vielleicht, besonders wenn es erste Vorratsbehältnisse gibt; auch „Einzelne“ müssen erst einmal gedacht werden können.

Als Quellen sind bei der Suche nach der Person für die frühere Zeit nur oberflächliche Erscheinungen zu erwarten. Rosenberg sieht zum Ende des elften Jahrtausends in Hallan Çemi unter den Funden Kerbhölzer als Anerkennung leistungsbedingter Statusunterschiede. (2007) Ein Stein wurde nach dem Einkerben der Länge nach gespalten, so dass die Hälften später eindeutig einander zuzuordnen sind und auf Fälschungen überprüft werden können, um beispielsweise Verträge zu prüfen, Verträge zwischen Familien, „Handelshäusern“, da wahrscheinlich Sippen dahinter stehen.² Das Herstellen von (meist Frauen-)

1 Gurjewitsch kämpft mit dem Versuch, Individualität im Mittelalter zu finden, was ihm nur wenig gelinge. Denn *„Individualität wird nicht geschätzt und nicht gutgeheissen, sie wird im Gegenteil gefürchtet, und das nicht nur an anderen Menschen, auch der Einzelmensch hütet sich davor, er selbst zu sein. Äußerungen von Originalität und Eigenständigkeit geraten in den Geruch der Ketzerei. Wenn ein mittelalterlicher Mensch nicht so ist wie alle anderen Leute, dann leidet er unter der Erkenntnis dieses Zustandes“*. (1994: 245) Der Autor erkennt die traditionale Logik als Ursache nicht.

2 Ähnliche Verständigungsmittel haben diverse Völker mit Knoten, Muschelverknüpfungen (Wampun), piktographischen Kürzeln auf Rinde oder Bisonhäuten, sogar durch Musik, entwickelt. (Müller, 2005)

Figurinen scheint eher keinen Blick auf das Individuum zu bedeuten, sie sind zu typisiert, und *oft* fehlt ein Gesicht und/ oder die Augen. Und in der Initiation – wenn sie denn so früh schon stattgefunden hat, die Hinweise in den Höhlen sind keineswegs eindeutig¹ – wird der einzelne Mann als Teil aller Männer „gemacht“. Das ist eher Einübung in die Männermacht und auch deren Kraft, nicht zuletzt für den Krieg mit Nachbarn.

Kölbl sieht bereits im Jung-Paläolithikum die intensive Schmuckproduktion als Verweis auf den individuellen Status: *„Der Schmuck in der jüngeren Altsteinzeit“* – aus der es kein überliefertes Kleidungsstück gäbe, aber Spuren in gebrannten Lehmstücken von vor etwa 25.000 Jahren (Pavlov; Sunghir) – „*ist Teil des Ausdrucks eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels. Das ‚Ich‘ grenzte sich äusserlich sichtbar gegen die Gruppe ab, die eine Gruppe grenzte sich gegen die andere ab ... Das ‚Ich‘ trägt eine Trophäe als Auszeichnung einer erfolgreichen Jagd oder ein Amulett als persönlichen Schutz*“. (2009: 170) Zu dieser Zeit beginnt der umfänglichere Siedlungsbau (komplexe Wildbeute-
terei). Aber entsteht zu jener Zeit ein erstes „Ich“ als Individualität?

Schmuck tragen rezente Urvölker, Männer wie Frauen, denen ein besonderes „Ich“ eher nicht zuzuordnen ist. Meist, wenn nicht generell, sind es zudem Zeichen von Gruppen, wenn wir an Nasen- und Lippenflöcke rezenter Urvölker denken, oder an diese aparten Holzscheiben zur Ausdehnung der Unterlippe. Sie erinnern an die Brandzeichen von frei laufenden Herden (Kölbl spricht – etwas überzogen – von „ursprünglicher“ Kleidung als Tracht; damit wird Kleidung nicht begonnen haben). Amulette an/ vor Körperöffnungen sollen wohl das Eindringen von Schadzauber/ Geistern verhindern. Eine Adlerfeder darf sich jemand nur nach bezeugter Tapferkeit oder dergleichen anstecken, nicht nach individueller Lust und Laune; sie ist Zeichen für die Übertragung der Kraft des (Geistwesens des) Adlers auf den Helden, der mit ihr identisch wird und damit auch die Sippe. Solche Amulette, die einzelnen Leuten verliehen werden, sind aus der Mitte der geistigen Vorstellungen des Stammes geformt, zeigen mehr (!) die Integration eines „Ich“ und dessen Stand in einer Ordnung der Sippe als eine Individualisierung in unserem Verständnis. Auch hier muss differenziert werden, um die Entwicklung zu erfassen.

In gewisser Weise stärkt auch die Jagd, wenn sich einer oder mehrere Jäger grossen gefährlichen Tieren gegenüber stellen, einen solchen Prozess zum „Ich“; mehr noch wirkt wohl die bewaffnete Kriegshandlung in diese Richtung, wo es ausdrücklich um Leben oder Tod gehen soll. Aber ab wann entsteht welche Form des „Ich“? Bei den Mbuti hörten wir von spöttischer Abwehr, wenn

¹ In der französischen Höhle Tuc d’ Audoubert finden sich Fussabdrücke von Kindern und wurden als mögliche Zeichen für Initiation gewertet. Nun haben Fährtenleser der Buschleute aus der Kalahari die Spuren als profanes Lehmgraben angesehen. Auch der gefundene „Penis“ war wohl nur ein Lehmrollchen zum prüfen der Konsistenz. (Die Zeit)

jemand sich wichtig machte. Bei Kindern sprachen wir über Empathie und ab vier Jahren dann über den Erwerb der Theory of Mind, der Erkenntnis eines eigenen Denkens. Wieder fehlt noch so etwas wie eine durchgängige Skala, wann Menschen was ausbildeten, auch für das „Ich“. Es ist primär eine mystische Kraft, die den erfolgreichen Mann zum Häuptling macht, weniger sein Bemühen, ein Grosser Mann zu werden, aber er bemerkt doch wohl die daraus entstehenden Chancen; dazu später. Deshalb sind die „politischen“ Vorleute, auch die Heiler:innen oder die Greis:innen, nicht aber die normalen Mitglieder eines Stammes, die ersten umrissenen Persönlichkeiten; sie stehen in einem besonderen Verhältnis zur mystischen Kraft oder auch zum Boden, in dem die Ahnen leben, die die jeweilige soziale Gruppe begründet haben.

Eine der ersten Entwicklungen in diese Richtung des Erkennens individuell fassbarer Menschen, eines „Ich“, mag bereits die beginnende regelmässige Beerdigung der Verwandten anzeigen, die ein universales Verhalten wurde. Begraben werden in diesem Sinne Einzelne, nicht selten gibt es ein erneutes Ausgraben und die Zweitbeerdigung, manchmal nur des Schädels. (Croucher, 2010; Malinowski fand solchen Brauch noch um 1915) Die ersten Schädelbestattungen wurden in Jericho und aus der Zeit kurz vorher in dessen Nähe entdeckt. Bei institutionellen Beerdigungen entsteht so etwas wie ein zusätzliches (als örtlich gedachtes) Reich, in das Individuen hinüberwechseln, zuerst nur einige wichtige.

In manchen Fällen kam es zu jenen Beisetzungen, in denen nicht nur der persönliche Besitz mit begraben wurde, sondern auch Tiere und sogar Menschen der näheren sozialen Umgebung, wie die Ehefrau(en) und/ oder Sklav:innen zur Versorgung im Jenseits. Auf dem Königsfriedhof von Ur gibt es ein Grab – aber schon aus der Zeit vor nur 4.500 Jahren – mit 74 beigegebenen Diener:innen. Roaf weist darauf hin, dieser Ritus sei in Sumer ohne Parallele. (1998) Ich erwähne das, weil es in einer Geschichte über Gilgamesch demgegenüber heisst, der sei von seinem gesamten Hofstaat ins Grab begleitet worden.¹ (Röllig, 2009) Und der lebte, wenn überhaupt, etwa zu jener Zeit. Häufig war die Praxis, regelmässig den Besitz der Toten mit ins Totenreich zu geben. Noch die alten Germanen vergriffen sich nicht an selbst kostbaren Beutestücken aus dem Kampf, sondern versenkten sie beispielsweise in Wasser oder Sümpfe, um nicht mit den fremden Ahnen über Kreuz zu kommen. In Eurasien begann diese Sitte des Begräbnisses offenbar gut 10.000 Jahre vor dem Bau am Göbekli Tepe hier und da. Im Zusammenhang mit der Bestattung könnte auch die soziale wie geistige Ausdifferenzierung von Heiler:innen begonnen haben und damit die einer zugleich weitergehenden weltlichen Macht, die diese durch ihr Anse-

¹ Noch im 6. Jahrhundert wurde in Nubien ein ganzer Hofstaat mit König, Königin, Sklav:innen, Knechten, Pferden, Kamelen, Hunden, Kostbarkeiten aller Art begraben. (Kirwan, 1963)

hen erwerben können. Auch in den Prozessen der Macht entsteht dieses „Ich“ (Grosser Mann). Solche Prozesse bekommen eine besondere Bedeutung bei engerem Zusammenleben, also in Siedlungen.

Unterstellen wir eine Entwicklung von einer prä-mystischen zu dann einer entwickelten mystischen oder animistischen Vorstellung, wäre erstere noch ohne nennenswerte Namensnennung der Geistwesen anzunehmen, die Menschen empfinden eher jene durchgängige mystische Kraft in allem. In einer weiter entwickelten Mystifikation gäbe es dann eine schon geistig halbwegs reflektierte Durchdringung des Lebens im beschriebenen Sinn. (Lévy-Bruhl, 1926) Daran anschliessend ist von frühen Göttinnen zu reden, wobei ja das Religiöse immer ausgeprägt mystisch bleibt! Die Geistwesen verdichten sich, wie sich auch Macht in Gemeinschaften konzentriert. Schon Lévy-Bruhl betont, es gäbe in einfachen Gruppen, wenn überhaupt, seltener oder auch weniger ausgestaltete Mythen, und die Geistwesen seien noch weniger individualisiert. Er sieht also einen Zusammenhang zwischen der Individualisierung der Geister und der Menschen. Und er spricht von einer wachsenden Empfindsamkeit gegenüber Erfahrungen in den mystischen Bereichen des Denkens. Traditionale Menschen sind Erfahrungen gegenüber im Zweifelsfall generell aber ziemlich taub, wenn die Geister eigene Vorstellungen vermitteln. Es geht bei meinen Überlegungen ja primär um Kognition und Weltvorstellung, nicht so sehr um Verrichtungen des Alltags.

Das bekannteste Wort für mystisch verstandene Phänomene von Magie und Zauber ist wahrscheinlich: Voodoo; wenn etwa eine kleine Nachbildung eines Feindes rituell zerstört wird, um diesen Feind als Einzelnen zu schädigen.¹ Doch nicht nur im Ursprungsland Westafrika und – durch Sklavinnen verbreitet – im karibischen Raum findet sich dieser Glaube beziehungsweise die selbstverständliche Annahme des Doppel-Ichs, von dem Lévy-Bruhl spricht, sondern weltweit gibt es bei rezenten Urvölkern ganz ähnliche Vorstellungen. Mir scheint das ein Anzeichen für eine geringe Vorstellung individueller Persönlichkeit zu sein, wenn ein „Teil“ eines Menschens – auch durch sich selbst unkontrolliert – umherschwirren kann. Alles irgendwie mit einer Person (und anderen Erscheinungen) jeweils Zusammenhängende wird ja als Einheit/ Identität verstanden und nicht im Sinne schliessender Logik analysiert.

Ein Mensch ist beispielsweise nicht abgegrenzt von seinen schweissgetränkten Kleidern oder seiner von ihm angepflanzten Nahrung oder ähnlichem, sondern der Besitz eines Kleidungsstückes in fremder Hand erlaubt den Zugriff (des Zaubers) auf die lebende Person, die auch in diesem Sinn das Doppel-Ich ist, von dem Lévy-Bruhl spricht. Es sind wenig abgegrenzte Formen vom Ich, deshalb bezeichne ich sie als: *Person*. Die kann auch mit leblosen Dingen, wie

¹ Gloy (2010) gibt Hinweise auf die Wirkung durch Selbstaufgabe (schwarze Magie) oder Selbstbewusstsein zur Eroberung einer Frau (Trobriand-Inseln: weisse Magie).

Steinen, verbunden sein, so dass deren Beschädigung den sicheren Tod der Person zur Folge haben müsste. Bei den *Yanomamo* am Orinoco gibt es die Verbindung der menschlichen „Schattenseele“ mit einem Tier: stirbt das Tier stirbt der Mensch. (Zerries, 1983) Eine solche Vorstellung findet sich ähnlich bei den *Abelam* auf Neuguinea: wird ein mit einem Jungen mystisch verbundenes Tier verletzt, wird der Junge verletzt. (Hauser-Schäublin, 1983) Und der Schatten, ein Spiegelbild – heute eine Fotografie im wilden Urlaubsland – oder auch eine Fussspur gehören in gleicher Weise zur nur wenig als differenziert, abgegrenzt verstandenen Person. Ein Pfeilschuss in den Fussabdruck kann sie schwer verletzen. Im Katalog zu „Altamira“ (1995) wird von den *Pygmäen* im afrikanischen Regenwald berichtet, die schossen vor der Jagd in eine Zeichnung des zu jagenden Tieres. Der „Indianer-Maler“ Catlin bekam Mitte des 19. Jahrhunderts schweren Ärger mit den Frauen, als er einen Häuptling im Halbprofil malte und ihm dabei das halbe Gesicht nahm! (1982) Es fehlt noch die Unterscheidung im Denken.

Gilgamesch

Werfen wir erneut einen Blick nach Sumer. Um die Person, die frühe Individualität, ausgedrückt in der Sterblichkeit, geht es unter anderem im *Epos von Gilgamesch* und dessen ihm von den Göttinnen gegebenen Freundes *Enkidu*; ich erzähle die Geschichte in ihren Grundzügen, weil sie das Phänomen der Individualisierung andeutet. Dieses Epos ist die älteste Schrift-Quelle, die uns Hinweise auf solche Entwicklungen gibt. Oder liegen völlig unerschlossene Zeiträume zwischen beiden Ereignissen in Nord- und Süd-Mesopotamien, so dass ein Bezug unzulässig ist? Ausgräber Schmidt (2008) fragt mit dem Hinweis auf die sumerischen Anunna-Göttinnen vom Berg Duku, auf dem einer Mythe zufolge Landwirtschaft, Viehzucht und die Weberei erfunden wurden, ob der nicht der Göbekli Tepe sein könne, und hält also einen Anschluss über so lange Zeiten für möglich. Wir werden unter dem Stichwort der „Urukisierung“ weitere, und sehr begründete Hinweise auf die Zwischenzeit als Übergangszeit besprechen.

Das Bauwerk in Nord-Mesopotamien und das sumerische Uruk stehen beide für einen markanten Übergang im Prozess der Institutionalisierung und auch der frühen Individualisierung. Im Norden sehen wir frühe Götter, die wohl den geistlichen und weltlichen Vorleuten (Grosse Männer) des Stammes mit dem Geistigen Zentrum entsprechen. Im Süden finden wir viel später ein frühes Königtum, das die Wildnis bezwingt und zugleich im Streit mit einer Göttin um das Verhältnis der Macht von Weltlichkeit und Geistlichkeit, Palast und Tempel, liegt – Gilgamesch mit Inanna/ Ishtar, der Fruchtbarkeits- und Kriegsgöttin mit ihrem weiten Wirkungskreis in Mesopotamien.

Der sterbliche Zweidrittelgott-König Gilgamesch,¹ wenn er denn existierte, baute vor etwa 4.600 Jahren die riesige Stadtmauer um Uruk, die archäologisch (in einer frühen Form) belegt ist. Er war also bereits eindeutig Städter. Ihm wird von den Göttinnen ein starker Freund geschenkt, damit er andere Interessen entwickle als sein Volk zu drangsaliieren: Enkidu kommt aus der Steppe, ist noch ganz behaart, frisst Gras, säuft mit den Tieren, zerstört aber die Fallen der städtisch-sumerischen Jäger; er ist ein unzivilisierter Wildbeuter aus der Sicht der Städterinnen. Eine Verbindung der Stadt mit den nötigen Landflächen kann durch die Freundschaft der beiden angedeutet werden, so wie angenommen wird, fremde Bauern seien, von den Bergen kommend, mit den jungen Städten eine Verbindung eingegangen. In einer Formulierung bei Schmökel (1956) werden die von den Göttinnen zu ihrer eigenen Versorgung geschaffenen Menschen in ihrer ersten Entstehungsphase wie der Wildling Enkidu als nackt und grasfressend geschildert. (Steinert, 2012) Erst danach werden die sumerischen Göttinnen des Getreides, der Schafzucht und der Weberei gezeugt. Die kommen – sagt Schmökel – aus dem Göttinnenhimmel Duku von den heiligen Bergen des Ostens (!; mit der Sonne) zu den Menschen, um diese weitergehend für den Dienst für die Göttinnen auszubilden; Osten, nicht Norden. Mit den zusätzlichen Kenntnissen sind die neu gemachten Menschen dann (nach der sumerischen Sintflut) in der Lage, die Göttinnen hinreichend zu versorgen, wozu ja der Gott Enki ihre Erschaffung empfahl.

Der Hinweis auf das Zerstören der Fallen durch den Wildling Enkidu im Epos könnte aber auch den Konflikt bei der Eroberung des Landes durch sumerische Stämme über besiegte bäuerliche oder noch wildbeuterische Bevölkerungen bezeichnen, die (halbwegs) friedlich integriert wurden. Um die Wende des sechsten zum fünften Jahrtausend bp seien alle zu einem Volk verschmolzen. So wie Gilgamesch und Enkidu in ihrer Freundschaft auch? Dabei geht dann die eigenständige Kraft der Landbevölkerung gegenüber der städtischen Lebenswelt unter, wie Enkidu im Epos stirbt. Er bleibt aber Gilgamesch durch beider Sterblichkeit verbunden?² Vielleicht sind aber die beiden Helden nur die abstrakte Summe des damals modernen Menschens – als das Epos geschrieben wurde, natürlich, nicht als es spielt –,³ dessen eine, noch wilde Seite (Enkidu), der bald zivilisierten und individualisierten anderen Seite, Gilgamesch, gegenübersteht, sensibel nun gar gegenüber dem gefürchteten Tod; ganz un-heldisch. Das

1 Dux hat an der Figur Gilgamesch den Tier-Mensch-Übergang verdeutlicht. (1992) Steinert meint, das Zweidrittel hiesse, göttliche Mutter, sterblicher Vater; im Akkadischen (jüngeres Sumer) wird das Kind vom Vater (!) gezeugt und von der Mutter lediglich ausgetragen.

2 Die Frage, ob das Sumerertum aus dem Osten kam, die Dravida aus Indien vielleicht, wie die Sprache vermuten lasse, scheint nicht beantwortet zu sein. (Schmökel, 1956)

3 Die heute wichtigsten Schriftquellen für Gilgamesch (wie auch für die Homerschen Epen, die um vor 3200 spielen) entstammen offenbar der Zeit um vor 2.650 vor heute. (Röllig, 2009: 9) Das könnte also eine generellere Zäsur der Kognition und des Bewusstsein darstellen.

könnte auch erklären, warum Enkidu in keiner anderen Geschichte wieder auftaucht, er ist (die) Vergangenheit!

Als Gilgamesch beschliesst, den Wächter des göttlich geschützten Zedernwaldes (Libanon) zu besiegen, ist der Tod ihm noch gleichgültig, es geht ihm um die ewige Ehre als Held, die den Menschen jedenfalls geistig (als Ahne) unsterblich macht (Godelier beschreibt den Grossen Krieger der Baruya ganz ähnlich). In dieser Figur werden wir an die Frage erinnert, ob die Älteren Wildbeuter:innen schon die kognitive Fähigkeit ausgebildet haben, das eigene Ich zu erkennen und Moral auszubilden, oder ob das erst im Laufe der Zeit der Jüngeren Wildbeuter:innen geschah, als Vorbedingung für die Sozial-differenzierte Gemeinschaft. Die beiden Helden ermorden den von den Göt:innen bestellten Wächter ganz ausdrücklich: sie reflektieren, ob der im Kampf schon Unterlegene sterben soll, obwohl das Ärger mit den Göt:innen bringen könnte; Enkidu drängt darauf (schreiben die zeitlich deutlich jüngeren Städter auf).

Dann weist Gilgamesch auch noch die sexuellen Angebote der Göttin Inanna grob zurück, die darauf den Himmelsstier auf ihn hetzt, doch auch der wird von den beiden erschlagen. Diese Szenen sind es, die sich als Differenz zwischen sakralem und weltlichem (Stadt-) Staat deuten lassen. (Schmökel, 1956) Und die auf einen Geschlechterkonflikt verweisen. Darin steckt auch individuelle Differenzierung. In der Erzählung reicht es nun der Gemeinschaft der Göt:innen: zur Strafe soll Enkidu durch Krankheit, also ganz menschlich, nicht heldisch, sterben, und dem Gilgamesch wieder genommen werden. Und der erfährt dabei die Trauer, die dem mitleidlosen Töten der früheren Zeit gegenüber steht. Das „passt“ in die neue Zeit der städtischen Kultur, oder? Die Städter:innen werden untereinander feiner, sensibler.

Es war schon hier eine Frau, die den Wildling Enkidu zu einem Kulturmenschen und Individuum macht: Shamchat, die – insofern ehrbare – Tempelhure,¹ unternimmt im Auftrag der Göt:innen durch den Sex mit ihm dessen Initiierung ins Erwachsenenleben (als Städter); sie gebiert ihn in die neue Gesellschaft. Von Gilgameschs Mutter wird Enkidu dazu noch adoptiert, (Steinert, 2012) also eingebunden in eine Familie/ Sippe (!) als Basis seiner neuen Sozialität, die ein Einzelner nicht erreichen kann. Die Auflehnung gegen den Tod stellt einen Ausbruch aus einem naturwüchsigen Organischen dar. So reflektiert kann erst in der Gross-Siedlung gedacht werden; und solche Vorstellung könnte vielleicht bereits in der sozial differenzierten Wildbeutungs-Siedlung entstanden sein. Der Tod – vertreten durch den Tempel – wird zum Unrecht, bisher vorgezeichnete Wege bekommen andere Möglichkeiten zur Seite gestellt, die Macht der Geistlichkeit wird durch weltliche Kraft hinterfragt; von „*der neuen Auffassung von Menschenrechten*“ ist für Sumer sogar die Rede.

¹ Die sogenannte Tempelprostitution wird heute sehr kritisch hinterfragt: Scheer (2009)

(Jacobsen, 1954: 229) Es werde von den Verfasser:innen dieser Version des Epos ein „republikanisches“ Denken angedeutet, da Tempel wie Palast Federn lassen müssen, und ebenso der letztlich erfolglose, nun jammernde und weinende Gilgamesch. Dessen Verlangen nach Unsterblichkeit, er wollte vom Halbgott zum Vollgott werden, lässt eine vorher unerkannte Alternative für seine Existenz aufscheinen! Der soziale Aufstieg kommt in den Blick eines hierarchisch geschichteten Gemeinwesens. Gilgamesch will die ganze Macht im Staat allein für sich, den Königsthron, um auf diese Weise seinen unsterblichen Ruhm zu festigen. Daraus wird aber erstmal nichts. Nachdem einige Gött:innen ihm das Kraut der Unsterblichkeit überliessen, sandten andere die Schlange, um es ihm gleich wieder wegzufressen (und sich selbst durch Häutung zu verjüngen).

Doch formal bleibt Uruk ein „modernes“ Königtum mit einer Doppelspitze: Königspalast und Tempel beherrschen die städtische Anlage. Enkidus Menschwerdung und Gilgameschs Sterblichkeit bilden ebenso den Rahmen für den Ausbruch aus der absolut herrschenden Gött:innenwelt, der in diesem Epos angedeutet ist. Die Menschen spielen in ihrem Leben nur die Gött:innenwelt nach, sagt Steinert. (2012) Auch das bessere, freiere Leben des Volkes wird (implizit) versprochen, Männern wie Frauen, denen die „erste Nacht“ (nach deren Hochzeit) durch Gilgamesch erspart werden soll. Diese Entwicklung führt vom primitiven Landleben hin zum kulturellen Stadt-Staat. Und hier ist es bereits ein Mann, Enkidu, der für das (ländliche) Chaos steht, das eine männliche städtische Ordnung bekommt; ein Epos mit Anklängen an typische Ursprungs-Mythen und männliche Zeugungen. Ich kann mir eine solche Erzählung durchaus bereits am Göbekli Tepe vorstellen, wo der Held dann nicht eine riesige Stadtmauer, sondern riesige Monumente erbauen liess, ebenfalls ein gigantisches (Wunder-) Werk, dessen Lied zu besingen war.

Inanna, Männergöttin?

Werfen wir noch einen Blick auf die schon erwähnte Gegenspielerin Gilgameschs: Inanna/ Ishtar und auf eher deren Sicht. Für die städtischen patriarchalen Familienformen Mesopotamiens in Sumer/ Akkad und Babylonien (ab circa vor 4.000 Jahren) wird ebenfalls die Vormacht der Männer gezeigt, die formal eindeutig, aber im Alltag offenbar nicht extrem war; Frauen (deren Herkunftsfamilien) konnten Besitz haben und Geschäfte tätigen. (Hrouda, 2000; Jursa, 2004) Eine Vergewaltigung war allerdings nur die Kränkung des Gatten und der Gesellschaft! (Jacobsen, 1954) Auch frühe Mythen lesen sich in dieser Weise. Und doch war die wichtigste Stadtgottheit in Uruk und an anderen Orten eine Frau: Inanna, später Ishtar! Balz-Cochois sagt über diese sumerisch-akkadische Göttin, sie sei eine Kriegerin und Hetäre (Tod und Leben; Chaos - Ordnung), aber sie liesse sich nicht als die „Grosse Mutter“ identifizieren, von der

in einigen matriarchalen Thesen die Rede sei, (wie bei Beauvoir, 1949) sondern erscheine viel mehr als „Männergöttin“, hochgeachtet. (1992)

Warum sollte eine solche Konstellation, Männermacht mit Göttin, nicht auch früher schon gedacht worden sein? Jenseits eines Matriarchats. Einfach nur als Akzeptanz der Lebenskraft, die Frauen durch das Gebären nun einmal besonders auszeichnet. Irgendwie musste die Schaffung neuen menschlichen Lebens doch nachempfunden werden; solange es in der männlichen Ordnung geschah. Als Liebes- und Kriegsgöttin wird Inanna ganz im Sinne der Funktion der Hohen Frau konstruiert. Als Liebende hatte sie ihrem Mann (!), dem König Naram Sin, immerhin den Zentralstaat gegen Aufständische gerettet, heisst es in einer Mythe. Aus dem Totenreich ihrer mächtigeren Schwester, weil der Tod die stärkste Kraft für die Menschen und Göttinnen ist, entkam sie aber nur durch die Hilfe des männlichen (!) Ober-Gottes. Der Hirtengott Dumuzi indes – ganz Mann – hatte sich um ihren Nah-Tod im Totenreich wenig bekümmert, weshalb sie ihn als Strafbefehl (Mama) die Hälfte des Jahres im Totenreich schmoren liess. Nur zum Neujahrsfest durfte er (vertreten durch den König) bei der Heiligen Hochzeit mit ihr (durch die Hohe-Priesterin verkörpert) das Leben erneuern. Damit wurde eher die Erneuerung der Inthronisation des Königs, dessen Macht, symbolisiert als die Erneuerung der Vegetation, die aber ebenfalls Aufgabe des Königs war. (Balz-Cochois, 1992)

Wieder spielt der Mann die Hauptrolle. Trotz ihrer letztlich den Männern dienenden Funktion – in der weiblichen (chaotischen) Doppelrolle – ist Inanna nicht unumstritten, wie ihre Beschämung durch Gilgamesch zeigt, der als König von Uruk ihren Liebesantrag zurück und damit den Tempel gegenüber dem Palast in die Schranken weist; was wahrscheinlich eher die Situation war, als die Mythe aufgezeichnet wurde, als dass es sich um einen historischen Bericht handelte. Und das, nachdem sie dem Stadtgott der ersten sumerischen Stadt, Enki aus Eridu, die Göttlichen Mächte stahl und sie nach Uruk brachte, ebenso Sex, Küssen und die Prostitution. Und dem Ober-Gott entreisst sie ihren Himmels-Tempel, das Zikkurat (das den Himmel stützt), von wo aus sie weit über Uruk hinaus wirkte. (Zgoll, 2013; McCall, 1993; es gibt dazu noch andere Mythen)

Das Geschlechterverhältnis hatte offenbar einige Bedeutung auch in jener Zeit. Inannas Liebe wie Krieg geschehen bei Balz-Cochois in rauschhafter Intensität. Bei ihr ist sie nicht Mutter, sondern Herrin. (1992: 43) So schildert ihre erste Biografin sie bereits um 4.200 bp: Encheduanna. (auch: En-chedu-Ana, die früheste namentlich bekannte Autorin; Zgoll, 2013) Warum sollte sich in kriegerischer Zeit der Stadt diese Kriegsgöttin nicht aus viel älteren Formen von Geistwesen der Weiblichkeit gebildet haben? Frauen gebären nun mal Kinder und stehen für die Identität von Leben und Tod. Diese Rolle muss auch im Falle Inannas von der männlichen Macht eingehegt werden; wie Schamchat auf

Anweisung handelt. Und sei es innerhalb des riesigen Tempelbezirks der Stadt Uruk auf dem Zikkurat direkt unter dem Himmel (vom Himmel hoch...).

Pädagogik in Sumer

Das Menschsein im Stadt-Staat Sumers hat Steinert (2012) für das vierte bis dritte Jahrtausend vor heute an Texten in Keilschrift untersucht, die zuerst ja als Rechnungswesen entstand. Sie stösst dabei, zur (fiktiven?) Zeit Gilgameschs, bereits auf einen relativ „modernen“ Menschen. Immer wieder das strukturell gleiche Thema mit entsprechend der Zeit neuem Verständnis. Die neue Lebenswelt: Stadt steht selbst für neue Fähigkeiten, für eine erweiterte Weltvorstellung. Es fanden sich in den Keilschriften wichtige Hinweise für städtisches Leben. Besprochen wurden unter anderem *Ehre* und *Selbstbeherrschung*, die für ein Zusammenleben auf engem Raum eine wichtige Bedeutung bekommen. Auch über das *Selbst* der Städter:innen – beziehungsweise eher das der Städter allein – wurden Texte gefunden und darin über *Würde*, *Scham* und *Schuld* gesprochen. Obwohl es keine formelle Herabsetzung der Frauen gegeben habe, wurde doch in Einzeltexten am Verstand der Frau gezweifelt. Der galt jedoch als von den Gött:innen gegeben; leider hatten Frauen keinen eigenen persönlichen Gott, sondern fielen unter den Einfluss jenes des Vaters oder des Gottes des Ehemanns, gegebenenfalls dem des Bruders (irgendwie langweilig diese Geschichte, nicht?).

In Mesopotamien wurde versucht, *„den Einzelnen in die gesellschaftliche Ordnung zu integrieren, die Verantwortung des inneren Selbst mit dem öffentlichen Selbst, der Ausübung sozialer Rollen, Erfüllung von Pflichten in Einklang zu bringen“*, schreibt Steinert. (2012: 532) Das innere Selbst sollte verantwortlich handeln, Emotionen kontrollieren, sich an kulturellen Maximen orientieren und sich in die bestehende Ordnung integrieren. Es ginge um *Pietät*, *Respekt* vor moralischen und sozialen Autoritäten, *Wahrheitsliebe* und *Pflichtgefühl*; innerhalb dessen sei Individualität der Person wahrgenommen worden. Das mag nun ein wenig „zu modern“ formuliert sein, zeigt erneut die Schwierigkeit, sich einzudenken in jene ganz andere Zeit, gibt aber die Richtung an (und erinnert an die Verinnerlichung der Zwänge des Glaubens im Protestantismus gegenüber dem feudalen Katholizismus).¹

Im frühen Sumer war Gehorsam so etwas wie *Staatsverständnis*, die höchste Tugend. (Jacobsen, 1954) Allen Alten (auch den politisch-geistlichen Vorleuten) und den Eltern und älteren Geschwistern gegenüber wird Gehorsam eingeübt. Die Menschen Mesopotamiens – heisst es dort – seien überzeugt davon gewesen, dass die Obrigkeit stets recht habe. So wie ja auch Eltern für Kleinkinder so etwas wie Gott sind. Eine führerlose, unorganisierte Menge sei nutzlos,

¹ Noch – oder wieder einmal – in der frühen Neuzeit (ab 16. JH) wird in Gerichtsakten eine aufbrausende Emotionalität deutlich, die beherrscht werden muss. (Hennings, 1995)

der Mensch sei geschaffen worden, Sklave der Göttinnen zu sein, Sklave des Staates dieser Göttinnen, der der eigentliche Staat war. Allerdings waren die Menschen ihnen nicht passiv ausgeliefert, die Göttinnen wurden auch angeklagt, nicht zu helfen (im Gebet, öffentlich?). Im Staat richtig zu funktionieren war dabei die (wohl einzige) Möglichkeit, einen hinreichenden Platz im Sozialwesen zu finden, der Sicherheit im Organismus Stadt bot.

Anders als in prä-operationalen Gemeinschaften oft zu finden, wurden in Mesopotamien anormale Kinder integriert, sagt Steinert. Insgesamt galt der Mensch nicht als Körper-Geist-Komplex (mit nur einer Seele), sondern wurde als plural verfasstes Wesen (mehrere Seelen) aufgefasst; jene Beschreibung, die Lévy-Bruhl zurückweist, der stattdessen das Doppel-Ich sieht. Der menschliche Körper wurde auch als Metapher für Elemente der Gesellschaft genutzt, heisst es bei Steinert (der Mensch als Mass aller Dinge!). In den Stadt-Staaten entstand ein *Rechtssystem*, wie es für prä-operationale Gemeinschaften erwartbar ist: *einerseits* nach Art der späteren mittelalterlichen europäischen Strafausübung (Pinker, 2011) oder der islamischen Sharia, die sich in Körperstrafen ausdrückte – wie Du mir so ich Dir –, etwa dem Enthaupten, das aber nicht nur töten sollte, sondern symbolische Formen hatte. (Steinert) Von der Kopfflosigkeit der Verdammten könnte auch bei einem Relief am Göbekli Tepe gehandelt worden sein. *Andererseits* entstand bereits eine Verwaltung mit entsprechenden geklärten Rechtsvorstellungen, dass etwa Frauen Geschäfte tätigen durften. Es ging auch schon um den bewussten Aspekt der sozialen Kontrolle des Einzelnen und die individuelle Reflexion der Person, beziehungsweise deren Eindämmung durch die Herrschenden; die Notwendigkeit ergibt sich aus ihrer Betonung. Letztlich können wir aber eine Tendenz zur rationalen Verwaltung eines Gemeinwesens und zur Verbindlichkeit des Handelns erkennen, die sich bereits im Bau der Monumente in Nord-Mesopotamien und am Toten Meer haben zeigen müssen, sonst wären diese Aufgaben kaum gelöst worden.

Mit dem Blick auf Sumer ging meine Argumentation weit voraus, um den Übergang andeuten zu können, der wohl durchaus bereits seit dem Ende der Eiszeit vor dem Göbekli Tepe begonnen haben kann, enthalten in einer „urbanen“ Entwicklungslinie, wie noch zu zeigen ist. Dessen Monumente könnten auch in Uruk stehen, weniger baulich vielleicht, aber konzeptionell. Die bewusste Menschenbildung sich so vorzustellen, wird unterstützt durch die Kenntnisse über die Zwischenzeit hin nach Sumer, die gleich unter dem Titel: Urukisierung erläutert wird, in der Siedlungen als Kolonien von Uruk aus unter anderem in der Nähe des Standorts des Göbekli Tepe errichtet wurden. Wir werden auch noch hören, dass sich jedenfalls kurze Zeit nach den Monumenten dort, die vielleicht ein Orakel für eine grosse Region zur Bewältigung des Klimawandels gewesen sind, ein bedeutendes Handelsnetz in dessen Nähe befand.

Nur waren es bis Uruk unendlich lange Zeiten... Zu diesen Fragen komme ich gleich, wenn die Sozial-differenzierte Gemeinschaft reflektiert wird. Zuvor verweise ich auf zwei Modelle sozialen Wandels, die in der Archäologie des Neolithikums entstanden sind.

> Exkurs: Archäologische Modelle Sozialen Wandels

Ich skizziere nun kurz vor allem zwei besondere theoretische Ansätze zum sozialen Wandel, die aus der Archäologie kommen, dort jedoch ungewöhnlich sind. Sie beziehen sich erst auf das Neolithikum, können als strukturelle Veränderung aber auch für die Zeit davor mit bedacht werden, die ohnehin nicht so streng geschieden ist, wie es sich anhört, wenn vom Beginn der Landwirtschaft vor 10.000 Jahren gesprochen wird. Dann stelle ich überwiegend praktische Beispiele beziehungsweise Analogien vor, die die historischen Lebenswelten des Homo sapiens der hier interessierenden Zeit beleuchten können; und es sei an das Konzept der Konstruktion der Wirklichkeit als Institutionalisierung von Berger/ Luckmann erinnert.

Gebel (2002, 2010) hat – mit langer Erfahrung als Ausgräber im Nahen Osten – für den Prozess der Neolithisierung gegenüber einer stufenweisen Evolution einen vielschichtigen Formenwandel der Lebensweisen, beispielsweise nach unterschiedlichen Landschaften, betont. Eine plausible Vorstellung ist auch, Versuche zur Übertragung des Wachsens von Wildgetreide auf solche Flächen, die zuvor keins trugen, könnten zur Entwicklung der Landwirtschaft beziehungsweise zur Domestikation des Getreides wesentlich beigetragen haben. (2002) Etwa wenn eine Siedlung zu gross wurde und ein Ableger an einem Ort ohne Wildgetreide angesiedelt werden sollte. Frauendorf sagt: „*Aus der Unterstützung der Wildgetreide in ihrem Kampf gegen die übrige Vegetation und das Klima [das Waldbildung unterstützte] entwickelte sich vermutlich der bewusste Anbau*“. (2001) Graebner sieht die „Erfindung“ der Landwirtschaft auf den Abfallhaufen, weil dort die Pflanzen gut neu aufgekeimt seien; (1924) sie waren allerdings nicht üblich, alles blieb liegen wo es gebraucht wurde.

Zuerst stellt Gebel vier, später fünf Prozesse vor, die sozialen Wandel – nicht nur für jene Zeit, wie er sagt – hervorbringen können. Das sind die Erhaltungs-, Effizienz-, Repititions- und Innovationsthese, 2010 ergänzt durch die Ausschlusssthese:

„1) Neuanpassungen des neolithischen Menschen entstehen nicht aus bewussten Absichten oder gar aus einem zielgerichteten Innovationsdrang, sondern aus dem Drang nach der Erhaltung der bisherigen Lebensweise (wobei die Befriedigung der ‚vitalen‘ Bedürfnisse vor sozial relevanten Veränderungen angestrebt werden [sic]); die Folgen einer Anpassung werden nicht vorausgesehen (‚Erhaltthese‘).

2) Veränderungen werden dann akzeptiert und umgesetzt, wenn die Möglichkeiten erschöpft sind, das Ziel mit einfacheren, weniger aufwendigen Mitteln zu erreichen (*„Effizienzthese“*).

3) Negativergebnisse und- entwicklungen werden modifiziert wiederholt (von folgenden Generationen), da Lernleistung Gegenstand persönlicher, nur bedingt übertragbarer Erfahrung ist (*„Repetitionsthese“*).

4) Fortschritt und Innovation sind Ergebnis der Kombination von Stressoren und Explorationsdrang bei zureichend gesicherten Grundbedürfnissen, die im Wechselspiel mit dadurch komplexer werdenden Strukturen Wachstum erzeugen (*„Innovationsthese“*).⁴ (2002) Die später in sein Konzept der *„Commodification“*⁴¹ fürs Neolithikum eingebundene These ist:

5. (2010; *„Exclusion“/ Ausschlusssthese*). Durch Wachstum, Ausdifferenzierung und grössere Produktivität verliert eine soziale Einheit die Möglichkeit des Teilens mit Aussenstehenden.

In diesen Thesen ist von ungewollten Nebenfolgen als wesentlich für sozialen Wandel die Rede,² besonders in der Erhaltungsthese, die faktisch auch die von Lévy-Bruhl betonte Neuerungsfeindschaft enthält. Daran schliesst die Effizienzthese an, die nur dann Neuerungen vermutet, wenn das alte Lebensmodell nicht mehr funktioniert; ähnlich wie bei Dux.

Für die Wiederholungsthese verweist Gebel beispielhaft auf einen archäologischen Fund, in dem ein Baufehler korrigiert, von einer späteren Generation jedoch wiederholt wurde. Erst später im Neolithikum bewirkten die Inwertsetzungsprozesse und der damit verbundene Wertewandel des Alltags und der Persönlichkeiten den Wandel zu Waren-Verhältnissen und damit zur Konkurrenz, sagt Gebel und verweist auf produzierte Steinringe, in denen er eine Form des Zahlungsmittels sieht. Die Entwicklung der generellen kognitiven Kompetenz wird nur implizit bedacht.

Letzteres gilt auch für Benz, (2010^b) obwohl sie Dux zur Kenntnis nimmt. Sie arbeitet ebenfalls vor allem in der Forschung zum Neolithikum und bespricht ein Ethno-archäologisches-Modell der Neolithisierung, das sie allerdings von modernen Wildbeuter:innen der Kalahari ableitet. Damit führt sie die, ihrer Ansicht nach, meist blossen Feststellungen in der Archäologie zur prozesshaften Entwicklung von Gemeinschaften weiter. Beispielsweise, wenn sie den Kinderwunsch dieser Wildbeuter:innen, der zur Sesshaftigkeit drängen könne, als soziales Handeln einbezieht. Denn rezente wildbeuterische Gruppen ziehen

¹ Gebel spricht damit von: Inwertsetzungsprozessen und Wertewandel und nicht – wie ich – von Wertewandel enthaltener Kommerzialisierung.

² Sie stammt von Marx/ Engels 1845 in der *„Deutschen Ideologie“*, nicht erst 100 Jahre später von Merton.

– anders als Bauernfamilien – meist nur wenige Kinder auf, wohl weil Frauen nur jeweils eins zur Zeit hinreichend stillen und herumtragen können. Ebenso werden gruppendynamische Prozesse, etwa in Hinsicht veränderter Lebenschancen, oder die Einstellung zu gegenseitigen Hilfen, in ihrem Modell berücksichtigt, oder notwendig werdende soziale Kontrolle beim Wachsen der Gruppen in den Dörfern. Es entstünden Entwicklungen, die die Akteure nicht anstrebten.

Das ist wieder einmal das Ergebnis von bei rationalem Handeln notwendig auch entstehenden unerwarteten Nebenfolgen, etwa hygienischen Problemen durch die beginnende Tierhaltung, Krankheiten (aber später positiv: Immunisierung) durch grössere Nähe der Menschen zueinander in wachsenden Siedlungen, oder eine andere Arbeitsethik, die nötig wird. Dazu erzeugen auch die kleinen alltäglichen Machtprozesse Zwänge zu nicht intendierten Folgen.

Für einen sozialen Wandel hin zur Neolithisierung sieht Benz in ihrem Modell sechs „Thesen“, die dabei eine Rolle spielen:

1) In wildbeuterischen Gemeinschaften sei der *Wunsch* auf mehr Kinder nicht umsetzbar, erst weniger Mobilität mache dies möglich; darin steckt aber bereits die *Vorstellung* einer möglichen anderen Lebensweise, die ich schlichten Wildbeuter:innen zu Zeiten, als es noch keine andere Lebensweise gab, eher nicht zubillige; die Ausbildung komplexer Sammler:innen und Jäger war kaum eine „Entscheidung“.

2) Durch das Problem, dass Gruppen von mehr als 30 Personen verstärkt Konflikte bekommen, entstehe die Notwendigkeit zur Entwicklung sozialer Mechanismen zu ihrer Reduzierung.

3) Die Mobilität werde für sichere Nahrungsressourcen an einem Ort beendet, oder bei steigender Bevölkerungsdichte. Sei Sesshaftigkeit einmal erreicht, werde sie selbst bei sozialen Konflikten nicht wieder aufgegeben.

4a) Vorratshaltung werde nur praktiziert, wenn fehlende Ressourcen real in den Blick kämen; sie müsste also generell als Möglichkeit bereits present sein.

4b) Gegenseitigkeit (der Hilfe) werde erst in Krisenzeiten aufgegeben, wenn das Gemeinsame zu klein wird (ein: rette sich wer kann, ist gemeint; ähnlich wohl wie bei Gebel in dessen: 5. Ausschlussstheze).

5) Exclusive Rechte der Nutzung von Land vermehren sich durch Arbeitseinsatz am Boden.

6) Die Selbstwahrnehmung ändere sich in den meisten Fällen erst lange Zeit nach dem Wechsel der ökonomischen und sozialen Systeme, lange verstünden sich sesshaft gewordene Bauern (offenbar: der Kalahari) noch als Wildbeuter:innen.

Benz zieht aus ihren Thesen zum sozialen Wandel hauptsächlich drei Folgerungen. *Erstens* müssten ausreichende Ressourcen am Ort vorhanden sein, sonst, oder im Konflikt mit Nachbarn, verliessen Wildbeuter:innen ihn schnell. Sie investierten nicht in die Ressourcen. Bei guten Bedingungen siedelten sie oft in grosser Zahl an einem solchen Platz (darin liegt ein ungeplantes Entwicklungs- wie Konfliktpotential zur grossen dauerhaften verdichteten Siedlung). *Zweitens* würde (etwa wegen der zu grossen Bevölkerungs-Dichte) die übliche Gegenseitigkeit (des universellen: Teilens) verringert oder aufgegeben, wenn Ressourcen knapp würden oder Konflikte oder Krisen entstünden. In der Folge könnten Vorratshaltung, Handel oder auch Arbeit zu investieren eine Lösung sein (ähnlich: Landbau oder „Handwerk“). Durch die enge Besiedlung müssten soziale Regeln geschaffen werden, um die Gruppen trotz Konflikten zusammen zu halten. *Drittens* führe diese Situation zur längeren Siedlungsdauer, zu mehr Arbeit für die Nahrungsbeschaffung, aber auch zu mehr Rechten am Land, wodurch sich soziale Hierarchie entwickle. Benz sieht im Natufien noch keine soziale Differenzierung bei Siedlungen und Bestattungen; (2010) anders als Bartl;¹ (2004) dazu gibt es nun andere Funde im Prozess der Urbanisierung.

Watkins (2010) erinnert – für das beginnende Neolithikum – daran, welche gewaltige Bedeutung es für Kinder hatte, statt nur in der kleinen Familiengruppe nun in einer neuen Grossgemeinde aufzuwachsen (siehe oben zu Vertrauen und Bindung bei nur oberflächlicher Aufsicht der Kindergruppen). Zu fragen ist beispielsweise, wie die Identität jener Menschen mit ihrer Gruppe sich dabei verändert, wenn neue, fremde Riten kennengelernt werden und mehr faktische Konkurrenz im Alltagshandeln: wie machen es die anderen? Das entstehende bewusstere und planvollere Handeln in grösseren Gemeinschaften gibt dem Prozess der Sozialisierung eine erweiterte Dimension (und hier spielt auch

1 Am Rande scheint noch ein Hinweis auf das Basis-Überbau-Modell von Marx/ Engels sinnvoll, auf die sich schon Weber, Tönnies, später Berger/ Luckmann, oder Habermas stützen. Dann wäre von der Produktion auszugehen, die die Produktion des Lebens insgesamt meint. Die Produktivkräfte wären im Zusammenhang mit der anzueignenden Natur/ Umwelt zuerst zu untersuchen. Für die hier diskutierte Zeit also vorwiegend Werkzeuge, weil mehr kaum bekannt ist. Dann kämen die Produktionsverhältnisse, die Verhältnisse zwischen den Menschen einer Gesellschaft, hier die von Gemeinschaften, an die Reihe. Damit wäre die produktive Basis erfasst, um darauf aufbauend nach dem geistigen Überbau zu fragen, der – allen Gerüchten zum Trotz – bei ihnen keine Widerspiegelung der Basis ist, sondern ein Element in der wechselwirkenden Beeinflussung aller Elemente – nur in letzter Konsequenz ist die Art und Weise, wie die Menschen ihr Leben produzieren, die Produktion, Grundlage von Gemeinschaften: hier also Wildbeuterei. Als einen Teil des Überbaus hätten wir die Kunst, und das traditionale Denken gehört hierher. Zuguterletzt bestimmen Basis und Überbau, das (gesellschaftliche) Sein, das individuelle Bewusstsein in der Sozialisation und damit das gesellschaftliche Bewusstsein. Ich empfehle, dieses globale Modell wissenschaftshistorisch dem 19. Jahrhundert zu überlassen. (Henning, ¹⁴2017)

die Veränderung der Affektkontrolle eine gewisse Rolle, wie sie Elias für viel jüngere Zeiten anspricht).

Soweit eine ganze Reihe verschiedener Themenbereiche, die für die Einschätzung des Übergangs zwischen frühem und spätem Jung-Paläolithikum von Interesse sind. Zusammengefasst als Typus der Jüngeren Wildbeuter:innen gibt es keine herausragenden feste Orte für jene Zeit, die nicht zugleich als Siedlungen zur Erläuterung besser im nächsten Unterkapitel mit analysiert werden. So wie die Sprache, die während dieses Gemeinschaftstypus wohl ihre „eigentliche“ Formung fand, bereits oben mit besprochen wurde, kommen wir gleich zu einer Reihe von Kenntnissen über bekannte Siedlungen, deren soziale Basis ebenfalls in die eben besprochene Zeit gehört. Ausgerechnet die Wohnsituation der Erbauer:innen des Göbekli Tepe ist unbekannt, Schmidt hält es für möglich, sie läge unter der Altstandt von Şanlıurfa und sei für Grabungen „verloren“. Sehen wir also, wie sich in angeblich statischer Epoche dennoch eine Hochkultur hat bilden können, und warum ich sie dafür halte.

C. Sozial-differenzierte Gemeinschaft

Der Typus der Sozial-differenzierten Gemeinschaft wird als Sozialform nur am Ende des Jung-Paläolithikum für die Erbauer:innen des Göbekli Tepe angenommen; ob sie eine grössere Verbreitung hatte oder nach dem Ende der Eiszeit gar generell so hochentwickelte Kulturen in Eurasien entstanden, ist nicht bekannt und eher unwahrscheinlich; hinreichende Quellen fehlen. Jene grosse Holzsulptur im Ural und die „rote Königin“ in Spanien lassen solche weitreichenden Entwicklungen ebenso nur vermuten, wie die noch früheren Lebensformen der reich geschmückten Gräber von Sunghir und in Italien, die Schritte in solche Richtung anzeigen mögen. An diesen Orten gibt es jedoch nur diese einzelnen Funde. Das gilt zwar ähnlich für die Gemeinschaft, die den Göbekli Tepe erbaute, doch ist das Monument von einer erheblich darüber hinausgehenden Aussagekraft, obwohl es derzeit so gut wie keine Spuren alltäglichen Lebens in Siedlungen gibt, wenn vom 1.000 Jahre jüngeren Nevalı Çori abgesehen wird, dessen Funktion als Ort unklar ist. Dort wurden ebenfalls T-Pfeiler gefunden, (wie: Ausgrabungsschicht II) ebenso an anderen, allerdings unergrabenen Orten jener grossen Region auch. Das offenbar einer anderen Kultur zugehörige Jericho war bereits Wohnort, als Mauer und dann Turm gebaut wurden. Die Aussagekraft des frühen Monuments muss also ausreichen, um jene Kulturgemeinschaft in einer oder mehreren Grosssiedlungen bereits zur frühen Zeit der Schicht III anzunehmen, wie es hier nun unterstellt wird. Einige andere ergrabene Siedlungen in Nahost können beigezogen werden.

Die Baustelle selbst gibt auch für eine Organisierung jener sozialen Verhältnisse Hinweise. Ein paar (undatierte) Reibschalen, die dort gefunden wurden, verweisen auf (Wild-) Getreidenahrung, Steingefässe auf den Transport von Wasser, das es oben an der Baustelle nicht gab; auch von Bier ist die Rede. Knochenfunde bilden die bejagten Tiere ab. Die Grösse des Stammes oder Volks ist unbekannt. Ich werde einem Modell Heyerdahls von den Osterinseln folgen, das dann in der Harran-Ebene von knapp 1.000 Personen insgesamt ausgeht, die die fast 200 starken Erwachsenen stellen konnten, die zum Transport der grossen Pfeiler in der Lage waren. Doch mit besonderen technischen Kenntnissen – wie Hebel und Rolle – hätten deutlich weniger Menschen ausgereicht. Auch die Bauzeit spielt eine grosse Rolle. Schmidt hat mit einer Handvoll Mitarbeitern Versuche gemacht und einen grossen Stein mittels Rollen bewegt. Doch ist kaum vorstellbar, es hätte eine kleine Gruppe von Wildbeuter:innen sich so einen Klotz erbaut. Ich gehe gedanklich weiter davon aus, es sei zuerst nur die Anlage D (Schicht III) errichtet worden. Erst später hat sich dieser Stamm vielleicht regional und in der Grösse weiter entwickelt, um die Kulturgemeinschaft zu bilden, die im Radius von 200 Kilometern weitere Bauten mit kleineren T-Pfeilern errichtete. Die Gemeinschaft bestand zumindest 1.000 Jahre, womöglich 2.000, bis die Anlagen verschüttet wurden.

Doch musste dieser Stamm auch deshalb von Anbeginn eine gewisse Grösse und Stärke besessen haben, um die Region beherrschen zu können; mehr als 1.000 nehme ich an. Allerdings kann heute nicht bestimmt werden, ob jene Gruppierung allein dort lebte, oder ob sich innerhalb der besiedelten Harran-Ebene die von mir bezeichnete Sozial-differenzierte Gemeinschaft als Sonderfall herausgebildet hatte. Belegt ist auch nicht, ob das Geistige Zentrum vom Göbekli Tepe als Reaktion auf das Ende der Eiszeit vor allem eine kognitive Entwicklung zeigt, ob nur durch „normale“ Machtentwicklung sich eine fähige Gemeinschaft etabliert hatte, oder sie auch militärisch stark sein musste, um die Region gegenüber anderen zu beherrschen; ich bleibe bei der Vorstellung einer inneren Entwicklung, gehe also nicht von einer Invasion durch Fremde aus, weil sich gerade dann die Geschichte der Kognition gut besprechen lässt.

Natürlich können auch einfachere Stämme zu Frondiensten gezwungen worden sein, wenn in der Nähe noch andere Menschen lebten. Es wird kaum mehr als diese eine „Grossmacht“ in der Region gegeben haben. Jericho als Konkurrent gab es wohl noch nicht, es liegt zudem 600 Kilometer entfernt, die beiden Orte werden, solange sie parallel existierten, gegenseitig bekannt gewesen sein. Viel näher liegt die Annahme einer relativ dichten Besiedelung in jenem Grossraum mit durchaus intensiven Beziehungen in die Nachbarregionen, für die es Hinweise aus einer nur wenig jüngeren Zeit gibt, wie wir noch sehen werden, Spuren eines Verkehrsnetzes, das vielleicht nach Anatolien, oder/ und in die

Levante und den Südosten am Persischen Golf weist, wo sich im Moment die älteste Fundstelle von angebauten Getreide befindet, oder weiter nach Osten.

Prozesse von Ansehen, Macht, Institutionalisierungen oder religiöse Entwicklungen konnten Gruppen der Harran-Ebene, einige mehr, andere weniger, über komplexe Jüngere Wildbeuter:innen hinaus voran gebracht haben. Grössere Siedlungen hatten die Fähigkeit des Zusammenlebens entwickelt, es kannten nicht mehr alle Menschen alle Anderen durch direkte Beziehungen, die soziale Kontrolle änderte sich, so etwas wie „Höflichkeit“ musste in ihnen zum Standard werden und weiteres mehr. In dieser Situation entstand also in der folgend diskutierten Annahme (zumindest) die eine Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, als mit dem Ende der Eiszeit neue Aufgaben auf diese Menschen zukamen. Mit dem hier bislang vorgetragenen soziologischen Wissen werden jene Kenntnisse unterstützt, die aus der Archäologie bekannt sind, wie die Verbesserung der Waffen und Werkzeuge oder differenzierte Siedlungsformen und Gebäude mit Vorratsbehältnissen.

Dazu gilt es weitergehende Veränderungen zu analysieren. Wie endete die Eiszeit vor Ort, die offenbar von ein zwei Generationen erlebt und berichtet werden konnte, und die neue Anforderungen an die Kognition dieser Menschen stellte? Das Pantheon am Göbekli Tepe wird kaum „über Nacht“ jemandem eingefallen sein, sondern mit dem Prozess der Kognition sich präzisiert haben. Mit den neuen Kenntnissen wäre also anzunehmen, es habe sich die neuronale Vernetzung weiter verdichtet, vielleicht unterstützt durch epigenetische, auch historische Prozesse der Phylogenese. Und wie war der Bau konkret zu errichten? In Jericho scheint das einfacher rekonstruierbar zu sein: die mächtigen Wälle und der Turm waren konzeptionell schlichter und vom Bauaufwand ähnlich. Mehr Steine wurden benötigt, stattdessen ist das Monument aus dem Fels herausgemeisselt.

Ich konzentriere mich nun auf den Göbekli Tepe, der ideologisch und planerisch ungleich komplexer als Jericho ist. Die Anlage selbst demonstriert ziemlich deutlich die Existenz einer schon politischen Macht, wenn auch offensichtlich religiös verbrämt, wenn es nicht sogar eine Art Kirchenraum gewesen ist. Oder ein Totentempel, der mit der Vorstellung männlicher Hauptgötter zusammengehen kann, die Geburt und Tod als Identität der männlichen Ordnung zu unterwerfen; auch die T-Pfeiler als Phallus zu interpretieren wäre denkbar. Mir scheinen solche Spekulationen aktuell als zu weit her geholt. Doch auch ein Orakel und/ oder ein Handelspunkt wäre stark religiös geprägt gewesen, anders war solches Denken damals kaum vorstellbar.

Ein Bau mit zwei gleichberechtigten männlichen Hauptgöttern kann kaum anders gelesen werden, als dass es eine Doppel-Führung gegeben hat: einen weltlichen und einen geistigen Grossen vielleicht, wie wir es dann ähnlich aus Sumer kennen, aber in Ansätzen auch bei rezenten Urvölkern, oft als Häuptling

und Zauberer benannt. Doch auch eine Verbindung zweier starker Völker zu einem Stammesbund könnte sich darin zeigen, seien sie primär weltlich oder geistlich geführt gewesen. Zuerst musste sich hochwahrscheinlich im Zusammenhang mit einer langsam institutionalisierten Führung eine definierte Religion entwickeln, die beide Hauptfiguren legitimieren konnte. Das ist meine These. Nur locker verbundene Gruppen, die gelegentlich sich aus ihren Siedlungen zusammenfanden, oder auch nicht, waren dazu kaum in der Lage. Und aus der Entwicklung des Jung-Paläolithikums heraus scheint diese Verdichtung sozialer Kraft auch gut nachvollziehbar, die ich mit: Sozial-differenzierter Gemeinschaft verständlich zu machen suche.

Um den Plan zu fassen, ein solches Geistiges Zentrum zu errichten, musste es im Verständnis jener Leute lange Zeit bereits die Vorstellung einer sozialen Einheit gegeben haben. Erst dann kann an ein solches Gemeinschaftswerk „gedacht“ werden. Da hatte nicht irgendwann ein Einzelner eine Idee, der dann die Stämme der Umgebung zusammenrief. Neben der geistigen musste auch die äussere Struktur einer Gemeinschaft zuvor geschaffen worden sein, in der die möglichst konsensuale religiöse Wandlung und dann deren bauliche Symbolik zu bestimmen waren. Das geht nicht ohne eine gewisse Nähe zumindest der Eliten mehrerer Gruppen, oder – falls es herausgehobene Führungsfiguren über familiennahe Grosse Männer hinaus noch nicht gab –, eines grossen Teils dieses Stammes für (zumindest immer wieder) längere Zeit; Jahrestreffen reichten dazu kaum aus. Ein näheres Zusammenleben und gemeinsame Erfahrung als Einheit, wie die Verbindlichkeiten von Absprachen, waren nötig, und daraus ergaben sich wiederum Folgen. Zuerst zumindest hinsichtlich der Ernährung der nun umfangreicheren Bevölkerung in einer festgelegten „eigenen“ Region, die in Streifgebiete zum Sammeln der Nahrung aufzuteilen war und doch Nähe ermöglichte, Nähe an einem zentralen Ort! Der Göbekli Tepe, oder wie immer jene ihn genannt haben mögen, war Integrationspunkt dieser Kulturgemeinschaft.

Vor allem bedurfte es aber bei strukturell konservativen Wildbeuter:innen eines triftigen Grundes für eine solche Entwicklung! Gefahren von aussen durch Mensch oder Umwelt sind denkbar, ebenso innere Transformationen dort bereits lebender Gruppen. Irgendwann war es soweit, einen Plan für das Geistige Zentrum zu entwickeln, zuerst geistig-religiös, dann baulich. Ein Entwurf war zu entwickeln und dann zu diskutieren. Das höhere Wissen jener Zeit wurde gebündelt, um eine Stätte errichten zu können, die Staunen und die Anerkennung grosser Macht vermitteln konnte. Später mussten die (ganz) Grossen Männer beider Sphären die Macht haben, für den Bau des Monuments zuverlässig Arbeitskräfte zu bestellen und sie zu ernähren. Vor allem die heftige Lust auf Fleisch und Fett galt es zu befriedigen, die zudem in jener Zeit die gehaltvollste Nahrung darstellten. Es war wohl oft aus grossen Entfernungen in gehö-

rigen Mengen heran zu bringen, da bejagte Tiere in andere Gebiete ausweichen. Wie weit Wildgetreide bereits jahreszeitlich unabhängig zur Verfügung stand, überblicke ich nicht, wie damals tatsächlich konserviert wurde auch nicht; grosse Behältnisse können auch dazu gedient haben. Aber Vorratshaltung bekam für eine solche Gemeinschaft wohl generell eine grosse Bedeutung. Eine Lösung ist Trocknen, Fleisch wird beispielsweise zu „biltong“ verarbeitet, zu schmalen Streifen geschnitten, die dann mehrere Monate, in einzelnen Fällen zwei Jahre halten. Das sind nur einige Grundbedingungen für die Möglichkeit einer solchen Gemeinschaft, die sich lange Zeit weiter entwickelt hat (Schicht II).

Soweit zum Blick von der früheren Zeit her. Doch auch die Erforschung der viel jüngeren Städte Süd-Mesopotamiens gibt Hinweise auf diese Entwicklungen an prominenter Stelle. Im Katalog zur Uruk-Ausstellung 2013 in Berlin und Mannheim hat Butterlin die umstrittene These der *Urukisierung* erneuert: in der Ubaid-Periode im siebten Jahrtausend vor heute – fast 5.000 Jahre nach dem Göbekli Tepe! – seien „Kolonien“ eines proto-urbanisierten Summers auch in Nord-Mesopotamien begründet worden, um die werdende Grossstadt Uruk mit Rohstoffen zu versorgen. Und das unter anderem in der Nähe des Göbekli Tepe (beim früheren Abu Hureyra) am Euphrat: Habuba und Aruda. Dort wurden simple Tonschalen ausgegraben, die denen aus Uruk fast vollständig gleichen und als Essgeschirr von Bauarbeitern gewertet werden. Es gibt weitere Orte aus diesen Zusammenhängen in der Nähe des Geistigen Zentrums. So sei eine Globalisierung entstanden, die „*der Geburtsakt der urbanen Zivilisation war*“, die Urukisierung mit neuen städtischen Verdichtungen in ganz Mesopotamien. (Butterlin, 2013: 207)

Meiner Meinung nach begann diese Zivilisation als Kulturgemeinschaft jedoch bereits früher, am Göbekli Tepe. Auch Çatal Hüyük in Anatolien (8.000 bp) kommt für die These der Urukisierung als Handelspartnerin in einer solchen Vernetzung in den Blick. Die Kultur „Uruk“ habe sich lange vor der Blüte der Stadt Uruk vom Süd-Iran nordwestlich nach Ost-Anatolien hingezogen. Das führt zur Annahme, das Geistige Zentrum der Harran-Ebene könnte in diesem Prozess eine zumindest bedeutende Rolle gespielt haben, weil dieser Ort und die dazugehörige Siedlung schon zu ihrer Zeit ein „Verkehrsknotenpunkt“ gewesen sein wird – so oder so. Entweder als Beharrung auf das Alte, im Sinne eines ersten und zugleich schon letzten herausragenden Symbols der Wildbeuterei, oder zur Förderung der beginnenden neuen Kulturgemeinschaft, Förderung durch Beratung vielleicht, die auf neuem Denken gründet, nicht Tradition hochhält in jener historischen Situation des globalen Wandels. In seiner Nähe fand die Getreideproduktion und später die Viehzucht ihre Naturgrundlage im weiter östlich wachsenden Wildgetreide am Vulkan Karacadağ, aus dem das domesti-

zierte Korn entstand. Neu ist das Wissen aus Satellitendaten, es habe jedenfalls seit dem Beginn des Neolithikums (nachdem der Göbekli Tepe verschüttet worden war und Jericho seinen Turm bekommen hatte), ein Verkehrssystem in Nord-Mesopotamien gegeben. (Coward, 2010)

Allerdings, sahen wir, ist die empirische Grundlage für deutlich grössere Siedlungen vor dem Bau des Göbekli Tepe eher schwach, nur wenige dauerhaft besiedelte Orte wurden bislang ausgegraben. Doch insgesamt scheint dort eine weitergehende Entwicklung stattgefunden zu haben, als es bisher angenommen wurde. Sind die frühen Verkehrswege vielleicht noch älter? Dann wäre es kaum vorstellbar, dass das Geistige Zentrum der Harran-Ebene nicht an sie angeschlossen war. Denn Handel über Regionen Eurasiens wird schon für weit früher angenommen. Es gibt für die Zeit um 10.500 bp bereits ein dichtes Netzwerk der Herkunft von Materialien von Nord-Mesopotamien bis fast zum Golf von Akkaba und in den Iran. Nicht nur in der Levante, sondern auch von Westeuropa bis Sibirien gab es Austausch; unter anderem stehen die Frauen-Figuren als Belege dafür, aber auch Schnecken und Muscheln für Schmuckstücke wurden weit entfernt ihrer Ursprungsorte gefunden. (Roaf)

Wie sollte Jericho wohlhabend geworden sein, um seine steinernen Grossbauten zu realisieren, wenn nicht seine Güter aus dem Toten Meer, Salz und Bitumen, abtransportiert worden wären? Auch Kupfer wurde ungefähr vor 11.000 Jahren in Hallan Cemi/ Nord-Mesopotamien gefunden. Steine für Werkzeuge konnten getauscht werden, womöglich sogar in vorgefertigter Form; am Göbekli Tepe fanden sich viele Feuersteinabschläge und Pfeilspitzen (aber vielleicht nur oberflächlich). Am Vulkan Karacadağ etwa 100 Kilometer östlich gab es womöglich ebenso Obsidian wie an anderen vulkanischen Standorten der Gross-Region bis nach Anatolien hinein. In Nevalı Çori sind 700 kleine Tonfiguren ausgegraben worden; davon 30 Tierdarstellungen, sonst zur Hälfte nackte Frauen und Männer mit Schurz. Da scheint ein grosser Bedarf bestanden zu haben – Souvenirs für Pilger:innen?

Diese letzten Hinweise zielen wieder auf die Entwicklungskräfte, die die Sozial-differenzierte Gemeinschaft entstehen liessen. Und das mit noch einmal deutlich erweiterter Kompetenz gegenüber den Erfordernissen, die Jüngere Wildbeuter:innen sich aneignen mussten. Wie immer die Funktion des Göbekli Tepe gewesen sein mag, dort war ein Zentrum für eine grosse Region entstanden, das allein schon verkehrstechnisch an die weite Welt angebunden sein musste, stelle ich mir vor. Ob es ein Totemtempel war, oder ein Orakel der Steinzeit? Solche Funktionen können durchaus zusammen mit weiteren gedacht werden, wie mit der Initiation oder schlicht mit Festen. Vielleicht war es auch ein geheimnisvoller Ort, dem nicht alle nahekomen durften. Jedenfalls war es keine Burg, die Anlagen liessen sich kaum gut verteidigen. Es gab kein Wasser dort oben an den Himmelsstützen, kein Wildgetreide in unmittelbarer Nähe.

Etwas anderes hatte den Bau dort veranlasst, offenbar die Höhe des Hügels. Menschen kamen also wohl mit friedlichen Absichten, und das vermutlich in grosser Zahl und von weit her. Vielleicht gab es eine Sicherheits-Garantie zu diesem Zweck, um die Region dorthin durchqueren zu können; eine solche Genehmigung ist beispielsweise von den rezenten /Khoisan bekannt; bei den Griechen war Delphi ein solcher Ort. Ein Geistiges Zentrum, an dem Rat gesucht wurde angesichts der völligen Veränderung dieser Welt am Ende der Eiszeit, musste, wie andere denkbare Nutzungen, im Einklang mit den Göttinnen stehen, mit ihnen verbunden durch Rituale, in denen sie ansprechbar waren.

Der eigentliche Prozess von komplexen Wildbeuterinnen zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft wird zumindest einige Jahrzehnte, womöglich Jahrhunderte gedauert haben, Dann noch einmal eine lange Zeit, bis diese Leute sich solche Bauten überhaupt erstmal haben vorstellen können. Damit ist noch nicht verbunden, sie auch konkret planen zu können (noch heute haben viele Menschen Probleme damit, sich Bauzeichnungen ins Reale vorzustellen). Arbeitsteilung wird nicht erst ersonnen und/ oder befohlen, um solche Anlage zu bauen. Sondern sie musste lange schon Bestandteil des Lebens sein, entstanden aus früh entwickelten sozialen Rollen. So wie auch reale Gebäudeformen geistig weiter entwickelt worden sein werden, bevor die Form der steinernen Kreisbauten in eine grössere Dimension umgesetzt wurde; Beispiele gibt es mit den bekannten älteren Siedlungen genug. Wir sahen bereits vor 15.000 Jahren solche Vorlagen in Gönnersdorf und auch in der Levante. Runde Pfostenhäuser mit senkrechten Wänden und Mittelstützen, die im Geistigen Zentrum eher das grosse Dach der Welt, den Himmel trugen. Denn der Himmel war vermutlich näher gekommen mit seinen neuen Regenwolken.

Die Eiszeit

Ein wichtiger, wenn nicht der wahrscheinlichste Kandidat für die Auslösung elementaren sozialen Wandels *relativ* (!) kurz vor der Zeit des Baus des Göbekli Tepe ist das Ende der Eiszeit. Das ist zugleich nominell der Übergang des Plais-tozäns ins Holozän, der tatsächlich mit um 11.600 bp angegeben wird. (\pm 60 Jahre, sehr genau: Wikipedia.de) Also zeitgleich zum Entstehen des Göbekli Tepe um 11.500 bp. Das Tauen, damit die spürbare Veränderung des Klimas, begann deutlich früher. Kann das eine jene Menschen in Nord-Mesopotamien derartig aufwühlende Erscheinung gewesen sein, um ein Geistiges Zentrum als Orakel für solche Fragen zu errichten? Ja, lässt sich sagen, das scheint auch in Nord-Mesopotamien über ein zwei Generationen spürbar gewesen zu sein.

Vor 14.700 Jahren leitete ein scharfer Anstieg der Lufttemperaturen über Grönland und der Meeresoberflächentemperaturen des Nordatlantiks binnen

etwa 50 Jahren das Ende der Eiszeit ein.¹ (Jöris u. a., 2010: 93) Dann gab es einen weiteren Sprung auf ein warmzeitliches Klima, als mutmasslich das zuerst im Landesinnere zurückgehaltene Schmelzwasser des Eisschildes in Nordamerika oder der Antarktis den Weg ins Meer fand. (Schmelzwasserpuls 1A; Wikipedia.de) Mitteleuropa geriet verstärkt unter Einfluss atlantischer Strömungen und eine Luftmassenzufuhr aus den Subtropen. Es gibt Hinweise, diese Entwicklung auch auf den Nahen Osten relativ auszudehnen, da die Wassertemperaturen im Mittelmeer und Schwarzen Meer im Sommer noch heute (!) typischerweise deutlich wärmer sind als der Atlantik westlich von Frankreich und England/ Irland. Im Winter trifft das abgemildert auf das Meer vor Palästina zu, nicht aber für das nördliche Mittelmeer im griechischen Raum und schon gar nicht für das Schwarze Meer. Die Aussagen Uerpmanns (2007) unterstützen diese Tendenz.

Vor 12.000 Jahren sei es rasch wärmer geworden, sagen auch Mayer/Aksoy. (1986) Roaf spricht für die Levante von einem Anstieg der Temperatur zwischen 14.000 und 10.000 bp um fast zehn Grad Celsius. (1998) Auch Bartl sieht eine positive Klimaentwicklung vor 17.000 bis 11.500 Jahren. (2004) Und Benz berichtet von einer nochmaligen spürbaren Erwärmung in nur 20 Jahren gerade ab vor 11.620 Jahren, also innerhalb einer Generation (Eiskernbohrungen in Grönland und der Antarktis). Um vor 11.000 Jahren begann nach dem Ende der grossen Eiszeit noch eine kleine Zwischeneiszeit über etwa 500 Jahre. Die habe langsam begonnen, in über 100 Jahren, und sei kaum gleich als erneute Verschlechterung des Wetters spürbar gewesen. (2010^b)

Wie äusserte sich das alles am Euphrat in nur kurzer Entfernung von den nördlichen schneebedeckten Bergen? Zum Teil stieg der Meeresspiegel um einen Meter in zehn Jahren; ob aber auch am Euphrat in Nord-Mesopotamien davon Gravierendes zu bemerken war? War das so weit weg vom Meer für ein zwei Generationen durch Erzählungen der Älteren und Übermittlungen der Ahnen spürbar? Als ein die Weltvorstellung veränderndes Ereignis scheint das Ende der Eiszeit jedenfalls zum Zeitpunkt im Vorfeld des Baus am Göbekli Tepe denkbar, ja, es scheint kein anderes zu geben, wird von innerer Differenzierung abgesehen, etwa durch eine rasche Erhöhung der Bevölkerungszahl nach dem Besiedeln der fruchtbaren Harran-Ebene, oder einer Zuwanderung dort, oder was immer. Es gab kaum nur eine Entwicklung.

¹ Moseler hat Feuerstätten des Magdalénien untersucht und fand in der älteren Zeit einen sehr sparsamen Holzverbrauch durch die Nutzung (von experimentell nachgebauten) Heiz- oder Kochhöfen, bis dann ab vor 14.500 Jahren es in Mitteleuropa auch ‚klassische‘ offene Lagerfeuer gab. Die Korrelation mit Klimadaten zeigt nun, dass der Wandel der Feuerstellenarchitektur und Brennstoffnutzung von den Umweltverhältnissen abhing: in dieser feucht-wärmeren Phase nahm der Baumbestand zu und die Holzversorgung verbesserte sich, wie es in einem Bericht heisst. (Archäologie online, 7.11.14)

Bekannte Pflanzen und damit die Tiere verschwanden durch den Klimawandel oder zogen sich nach Norden zurück, neue unbekannte wanderten ein beziehungsweise breiteten sich aus. Wildgetreide konnte sich gegenüber der Kräuter-Tundra stärker behaupten, ebenso Wald, der in Nord-Mesopotamien aber die Gräser nicht so schnell und stark unterdrückte wie weiter im Süden. (Uerpmann, 2007) Das konnten die Erzählungen der Alten wohl rüberbringen. Die Klimaveränderung verlangt nach schützender Führung und wird entsprechend von den Vorleuten genutzt, ihre Positionen zu stärken. Wurde die neue Umwelt gleich als angenehm empfunden? Es gab mehr Regen, was Unsicherheit brachte, auch Schutz durch Gebäude wichtiger werden liess. Die Geistwesen mussten angerufen werden, wozu ein angemessener Raum benötigt wurde...

Soziale Triebkräfte in der Steinzeit

Die generelle grosse Triebkraft der Weltgeschichte ist die wachsende Kognition. Das wurde hier intensiv deutlich zu machen versucht. Nun geht es darum, im Einzelnen nach Prozessen der sozialen Entwicklung zu fragen. Wie kam es zur Entstehung von Älteren Wildbeuter:innen hin zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft? Und das innerhalb einer „Produktionsweise“, der Wildbeuterei? Welche Triebkräfte überwand einigermassen permanent die Neuerungsfeindschaft, mal hier, mal dort? Wenn auch über fast endlose Zeiträume, so dass ein genereller Wandel aktuell kaum wahrnehmbar gewesen ist? Ich bespreche nun Prozesse, die sich alle in besonderer Weise bis zum Beginn des Baus am Göbekli Tepe kumulierend auswirken konnten und damit die Möglichkeiten zu dessen Konzeption und Errichtung.

Sie beruhen alle auf 1. *Macht* und deren Konzentration, die als erstes erläutert wird. Dann geht es 2. um das *Geschlechterverhältnis*, in dem die Frauen von Anfang an unterlegen waren, worin schon damals ein beständiger Kampf (bis heute) gesehen werden kann, sonst müsste „dieses Problem“ in der Weltgeschichte nicht ständig thematisiert werden¹. Dann folgen 3. Hinweise zum sozialen Wandel durch *Institutionalisierung*; jedenfalls bilden sich bereits bestimmte soziale Rollen aus, wie Heiler:innen. Zu diesen Triebkräften gehören 4. die Entwicklung hin zu einer definierten *Religion*, die immer von Menschen getragen wird, die wiederum analogen Prozessen ausgesetzt sind und in ihnen agieren, weil sie beispielsweise als Heiler:innen unter Konkurrenz stehen. Ab wann mag das gedacht worden sein, dass es gute und schlechte unter ihnen gab, dass es also auch mit den Einzelnen zu tun hat, mit deren Beziehung zu den Geistwesen?

¹ Eine Art „Endkampf“ scheint sich im Moment anzudeuten, wenn auch in allen nicht-protestantischen Milieus dieser Welt ein zum Teil ungeheuer gewalttätiger Aufstand der Männer gegen die emanzipierten Frauen zeigt.

Wir kommen also zu der Frage, welche Kräfte gesellschaftliche Dynamik erzeugen, wenn dafür nicht sinnvoll von „der Produktion“ zu reden ist, weil die Wildbeuterei sich im Jung-Paläolithikum zu gering veränderte, um als das besondere *Movens* jener Zeit zu gelten. Da benötigen wir feinere Unterscheidungen, die ich nicht so sehr auf Technik hin diskutieren will, sondern als soziale Prozesse. Die Produktion wäre – in vordergründiger Weise – vor allem an den Waffen und anderen Artefakten, wie der Nähnadel, zu besprechen; das wurde bereits in der Übersicht der Epochen des Jung-Paläolithikums angedeutet. Etwa entsteht im Magdalénien durch die Erfindung der Speerschleuder eine *Überflussgemeinschaft*, meint Bosinski (Hamburger Kultur), bald darauf gibt es wohl Pfeil und Bogen.¹ Bei den folgend angesprochenen Triebkräften soll versucht werden, recht plastisch, auch etwas spekulativ, darzustellen, wie sich jene Leben diesbezüglich abgespielt haben können.

Prozesse der Macht

Wir sahen in den obigen Abschnitten bereits in verschiedenen Nuancen auf das Phänomen: Macht als ein ganz grundlegendes Element sozialen Wandels. Wir reden hier von alltäglicher Macht als soziales Phänomen. Durch sie entsteht beständige Veränderung auch in solchen Gruppen, die ausdrücklich bleiben wollen wie sie sind, so wie ihre Ahnen. Wenn sie denn so weit schon denken konnten, denn dazu gehört eine Vorstellung institutionalisierter Verwandtschaft und einiges mehr. Ich spreche folgend von einer Zeit, in der solche Fähigkeit vorhanden ist.

Wenn sich bei einer Person einer steinzeitlichen Gemeinschaft über die alltäglichen kleinen Machtprozesse ein gewisses Ansehen eingestellt hat, etwa als guter Jäger, werden deren Begehrlichkeiten wahrscheinlich grösser und langsam auch (prä-) reflektiert. Es wird versucht, dieses Ansehen und damit Macht auszubauen, vor allem durch Männer, unterstützt durch die zugehörigen Frauen, gegebenenfalls auch einer „Hauptfrau“ gegenüber den anderen. Im öffentlichen Bereich geht es fast immer um Männer, die nur ein „Grosser“ des Stammes werden können. Sie sitzen diesbezüglich als Vorleute an den Schaltstellen, als tapfere Jäger oder Grosse Krieger, auch als Heiler und später Priester. Ein relativ typischer und nachvollziehbarer, halbwegs reflektierter Einsatz von Ansehen und Macht ist bereits die Lebenssicherung von Eltern, die ihre „natürliche“

¹ Die Speerschleuder könnte älter sein, sagt Stodiek. (2009) Die Schöninger Neandertaler;innen-Speere wurden als Nachbauten von Sportlern gut 70 Meter weit geworfen. Das darf nicht verallgemeinert werden, eine hinreichende Treffgenauigkeit war so nicht zu erzielen, auch die Speerschleuder wird heute (in Wettbewerben) ähnlich weit geworfen, die hinreichende Treffgenauigkeit liegt bei höchstens der Hälfte. Beide erfordern umfängliche Bewegungen zu ihrem Abwurf. Das wird vom Jagdwild wahrgenommen. Zwischen Abwurf und Auftreffen darf daher für das instinktiv abspringende Tier nicht Zeit sein, dem Geschoss zu entkommen. Das gilt selbst bei Bogen und Pfeil, da die Sehne beim Schuss ein Geräusch macht. (Junkmanns, 2009)

Macht über die Kinder nutzen, um sie zu verpflichten, sie hinreichend im Alter zu versorgen; besonders die Vergabe von Töchtern für gute Schwiegersöhne spielt eine wichtige Rolle.

Dadurch entsteht in Kulturen, bei denen meist Gabe und Gegengabe eine grosse Bedeutung haben, ein hoher moralischer Druck zur Unterstützung der Schwiegereltern. Das funktioniert nicht nur individuell, sondern wird oft durch Stammesregeln verbindlich gemacht, mit einer rituellen Bedrohung bei einer Weigerung. Etwa bei einer Heirat ausserhalb der gebotenen Teilungen der Gruppe, oder gar einer inzestuösen Verbindung, da die Verbindung zweier ohnehin schon versorgungspflichtiger Kinder für die Eltern keinen zusätzlichen Nutzen bringt. Bereits bei Wildbeuter:innen – das setzt bei diesen Überlegungen aber eine gewisse Entwicklung schon voraus – wird über die Verheiratung von Töchtern möglichst die Arbeitskraft der Schwiegersöhne in Anspruch genommen. Sie sollen dauerhaft vor allem Fleisch liefern. Auf diese Weise bekommen die sonst meist als weniger wichtig genommenen Töchter einen gewissen „Wert“, ohne dass bei „Hochzeiten“ andere Gründe, wie der Sicherheitspakt mit anderen Familien, aus dem Blick geraten. So entsteht ein Interesse, vor allem Töchter, so sie am Leben gelassen werden,¹ möglichst früh zu versprechen, um ein Bündnis zu schmieden, und damit die sich gleich in ihr Schicksal ergeben. Es gibt weitere Gründe, auch gefühlsmässige.

Es ist leicht zu sehen, begehrte Töchter wie starke Söhne zu haben, kann wiederum die Macht der Eltern stützen; doch die Töchter sind – mehr als die Söhne – vor allem wegen einer hohen Stellung ihrer Eltern begehrt. Söhne haben typischerweise vor allem als Jäger eine eigene Möglichkeit, Ansehen zu gewinnen. Ein anderer Weg in diese Richtung ist für Männer die Polygynie, da mehrere Frauen unter günstigen Bedingungen, wenn eine Person mehr Lebensmittel erarbeitet als sie selbst verbraucht, mehr Überschuss erbringen als für die Familie selbst nötig ist. Zuerst muss aber die Möglichkeit geschaffen sein, mehrere Frauen zu unterhalten, wozu wieder ein guter Jäger eher in der Lage ist als andere. Mehrere Frauen zu haben zeigt also selbst schon reale Macht, und der Kreisel zur Gewinnung von weiteren Frauen beginnt, wenn auch nur für einige wenige. Frauen sind hier nur ein Beispiel.

Ein solcher Prozess zu hohem Ansehen/ Macht könnte also damit beginnen, dass ein guter Jäger/ Krieger eine *Gefolgschaft* um sich sammelt, deren Mitglieder sich ihm gern zur Jagd oder zum Kriegszug anschliessen, weil er sich bewährt hat, mehr Beute heimbringt als andere. So wird er zu einem „Grossen Mann“ in der Gemeinschaft. (in Anlehnung an Godelier, 1987; doch differenziere ich diesen Begriff nicht weiter) Ebenso ist die ausdrückliche Bemühung um Ansehen möglich, vor allem auch über die Umverteilung; das Potlatch der

¹ Noch heute gibt es Gesellschaften mit auffällig geringer Rate an Mädchengeburten.

Nord-West-Indianer ist wahrscheinlich der bekannteste Name dafür, wo in Berichten bereits mehrere Grosse Männer durch das Geben von Festen um das höchste Ansehen wetteiferten. (Josephy, 1998) Solche Feste gab es ebenso in anderen Weltteilen, etwa bei den rezenten Nuristanern in Afghanistan. (Jones, 1974) Wir werden das gleich bei den Trobriander:innen kennenlernen.

Auch Gilgamesch hatte die Königspflicht auf sich genommen, gleich zweimal jährlich ein (Neujahrs-) Fest auszurichten. Die gesammelten Güter, manches wird vielleicht auch von Gefolgsleuten als Gegengabe in den Fundus des Grossen eingebracht, werden dann bei einem Umverteilungsfest auch an jene verteilt, die nicht so erfolgreich sind, die Pech hatten oder krank waren (solange das nicht als mystisch gegeben verstanden wurde, wodurch sie ausgeschlossen würden). Bei wachsenden Gruppen wird das ziemlich aufwendig. Ein Grosser kann Jüngeren die Mittel für die Hochzeit vorstrecken, er bekommt Gefolgschaft und Gegengaben zurück. So kommt eins zum anderen: ein kleiner Besitz vergrössert die Gefolgschaft, ermöglicht eine weitere Ehefrau, die wieder den Besitz vergrössern hilft, und das Ansehen des Mannes! Dieser Prozess funktioniert natürlich auch ohne Polygynie. Ich will auf die Diskussion verschiedener Verwandtschaftsmodelle und -linien, die hier auch eine Rolle spielen können, verzichten, da es nur um das Prinzipielle gehen soll; die konkreten Formen sind für die frühe Zeit nicht erschliessbar.

Wir sehen, in Gemeinschaften komplexer Wildbeuterei gibt es vor allem für Männer bereits Möglichkeiten zur Machtakкумуляtion über die besondere Fähigkeit als Jäger hinaus. Das Veränderungspotential für die Gemeinschaft fällt vorerst auch nicht auf. In die gleiche Richtung wirkt das Glück, alte, von den Geistwesen also gestützte Eltern, besonders Väter, zu haben, und solche mit hohem Ansehen aus anderen Gründen. Diese Form der Macht muss nicht einmal reflektiert sein, sie wirkt im Stillen dennoch, wie bei den Heiler:innen, die immer Macht gewinnen, auch ohne sie anzustreben (falls es das gibt, behaupten lässt sich viel; vor allem gegenüber Anthropolog:innen). Weitergehende Macht wird in jenen frühen Lebensformen vor allem durch Gaben-Tausch erworben, das ist eine Form des Tauschens freiwilliger – aber oft auch institutionalisierter – Gaben mit dem Ziel der Gebenden, für ihr grosszügiges Geben Ansehen zu gewinnen und dennoch (!) den „Gegenwert“ zurück zu erhalten, wenn nicht mehr.

Das scheint auf den ersten Blick ein Nullsummenspiel zu sein, aber einigen gelingt – durch eine strukturell günstige Ausgangsposition, wie ein guter Jäger zu sein – mehr Grosszügigkeit, und dazu auch oder dennoch, durch Gegengaben in der Summe etwas mehr zu erhalten als zu geben, weil es einer Gruppe von Gebenden wichtig wird, sich dem erfolgreichen Mann anzudienen, woraus sich langsam eine herausragende Stellung im Stamm bildet, vielleicht über Generationen. Geschenk und (erwartbares) Gegengeschenk sind offenbar die typische

„Währung“ früher Zeiten – es geht nicht um Kauf und Verkauf, nicht um präzise Äquivalente. Auf den Standpunkt kommt es an. Auch Sesshaftigkeit und Vorratshaltung bekommen in solchen Entwicklungen eine grosse Bedeutung. Bei den gar „armen“ Vorleuten der Yanomamo, wie wir von Herzog-Schröder hörten, werden die wohl dennoch oder gerade deshalb ein besonders grosses Ansehen erfahren haben, weil sie besonders viel gaben, bis hin durch eigenen Verzicht auf irgendwelchen „Reichtum“. Solche Prozesse werden bei der Entstehung jener sozial-differenzierten Gemeinschaft am Göbekli Tepe mitgespielt haben.

Ein komplexes Modell sozialer Interaktion mittels Gabe und Gegengabe fand Malinowski bei den *Trobriander*;innen. (1979) Vordergründig scheint dieses Gartenbau-Volk als Vorlage für die sozial-differenzierte Gemeinschaft schon sehr weit entwickelt. Aber mir geht es ja um die Kognition und die sozialen Strukturen, die am Göbekli Tepe wahrscheinlich in anderer Form, doch kaum geringer entwickelt waren, wie die dortigen Bauten zeigen; dazu später. Und ob nicht bereits auch dort Gartenbau bekannt war, wissen wir nicht, es fanden sich immerhin undatierte Reibschalen. Auf den Trobriand-Inseln geben die verheirateten Männer in einer komplexen sozialen Umverteilung die Hälfte ihrer Ernte (Yams-Knollen) an ihre in den Dörfern ihrer Männer lebenden Schwestern, für deren Kinder sie die Vormünder sind, genaugenommen auch die der Schwestern. Mit dieser Gabe zeigt der matrilineare Stamm, dass diese Frau weiterhin zum Clan ihrer Mutter gehört, obwohl sie patrilokal im Dorf des Mannes wohnt. Der gegebene Nahrungsanteil ist das Erzeugnis ihres Anteils am Ertrag des Bodens des mütterlichen Clans, mit dem sie identisch bleibt. Der Ehemann bei den Trobriand-Leuten spielt als biologischer Vater seiner Kinder – die biologische Zeugung sei unbekannt, sagt Malinowski – diesbezüglich keine Rolle, sondern soll ihnen Freund sein, während er mit seinen Brüdern die Kinder seiner Schwestern erzieht. Die Schwäger erziehen „seine“ Kinder.

Die Nahrungsverteilung geht reihum als ungefähres Nullsummenspiel aus; durchschnittlich gibt jeder an Schwäger, den Männern der Schwestern, und bekommt von anderen Schwägern, den Brüdern der Ehefrau, entsprechend zurück; besondere Situationen, wie verschiedene Zahl der Geschwister, bleiben in meiner Skizze aussen vor. Allerdings bekommen Männer mit mehreren Frauen nun auch mehrere solcher Gaben. Auf den Trobriand-Inseln gilt das vor allem für die Häuptlinge, da die von den Gruppen/ Sippen des Dorfes Frauen erhalten, um ihm verwandtschaftlich nah zu sein. (Young, 1974) Dort gab es bereits einen (Insel-) Ober-Häuptling, der auch von den anderen Dörfern Frauen bekam, um Einfluss bei ihm zu gewinnen. Dadurch werden diese Häuptlinge zu grossen Verteilungsfesten fähig und bleiben in der Lage, machtvolleres Oberhaupt zu sein; bis die Kolonialverwaltung die Polygynie verbot – wie Malinowski

beklagt –, die Häuptlinge ihre Macht verloren und die traditionellen Sitten sich auflösten.

Eine andere Form Grosser Männer beschreibt Godelier bei den *Baruya*, die er von dem eben genannten Typus, die er Big men nennt, unterscheidet. (1987) Dort häufen sie nicht Reichtum an, sondern haben Ansehen aus anderen Zusammenhängen und Ursachen gewonnen. Die Grossen der *Baruya* kumulieren nicht primär Macht in politischem Sinn, die dort als Ansehen im geistigen Verständnis einigermaßen statisch bleibt. Einige wenige Männer/ Familien der *Baruya* bewahren vererbte hochheilige kleine Päckchen, die anderswo vielleicht als Totems oder Talismanne bezeichnet würden. Diese Grossen Männer sind jene, die den Jungen in der Initiation per Magie ihre zukünftige Rolle im Dorf/ Stamm vorhersagen. So werden nach den Kenntnissen über diese Jungen spätere Grosse als Krieger, Schamanen oder Kasuarjäger prognostiziert; Kasuare sind strausenähnliche Laufvögel. Da die Kinder dann davon wissen, bemühen sie sich, die Rolle auszufüllen.

Das hiess aber früher etwa für einen der Grossen Krieger, die eher weniger Land bebauten als normale Familien, sich im Krieg mit der Steinkeule den Feinden entgegenzustellen und ihnen möglichst den Schädel einzuschlagen; wenige Gehilfen sicherten ihn ab und versuchten dann, die Leiche des Gegners oder wenigstens die abgeschnittene Hand mitzunehmen. War mehr Zeit, wurden die – starken – Arme abgehackt, wovon der Grosse Krieger ass, die Hand wurde im Dorf ausgestellt. Entsprechend mussten sich die Grossen Schamanen als klug und heilkundig für magische Krankheiten erweisen, und die Grossen Kasuarjäger mussten mehr dieser Tiere erwürgen oder mit der Keule erschlagen als andere; töten durch Wunden war nicht erlaubt. Diese Jagd stand allen offen, wie die Karriere als Krieger auch. Übrigens waren die Kasuare „wilde Frauen“ – sie hiessen nach Alter: Mädchen, Frau oder Alte Frau –, deren Erlegung und Verspeisung, nur durch Männer, als Ritus männlicher Überlegenheit über die Frauen/ Weiblichkeit galt. Eine weitere herausgehobene Figur mit aber weniger Ansehen war die des Salzmachers, der seine Kunst einfach anderen Männern (!) erklären konnte, also nicht besonderer Magie oder Initiation unterstand. (Godelier, 1987) Dazu später mehr.

Gelingen Umverteilungsfeste, ich spreche jetzt wieder allgemein von Wildbeuter:innen, kann für den Initiator eines „Fonds“ Ansehen, Autorität und Macht nun schon auf „politischer“ Ebene entstehen. Unter anderem können von der Gefolgschaft nicht nur Nahrungsmittel, sondern andere wichtige Gegenstände in den „Fonds“ gegeben werden, der dem Grossen allgemein zur Verfügung steht, etwa gute Waffen, vielleicht einfach nur Zierwerk fürs Haus. Oder die Gunst, dazu gehören zu dürfen, wird durch hochwertigen Hausbau erbracht

– auf eine weitere denkbare Entstehung von arbeitsteiligem „Handwerk“ neben der Werkzeug- und Waffenproduktion will ich verweisen. Manchem Gefolgsmann muss manchmal auch „Arbeit“ gegeben werden, weil er vielleicht verletzt wurde und nicht mehr (gut) Jagen kann. Wichtig ist bald, eine Möglichkeit zur Lagerung der zu verteilenden Güter zu schaffen. Besondere Bedeutung bekommen solche Verfahren dann, wenn sie helfen, Phasen schwieriger Nahrungsbeschaffung zu überbrücken, weil diese Vorleute des Stammes vorgesorgt haben beziehungsweise vorsorgen konnten.

Die Gefolgschaft erhöht nicht nur die Summe der Güter, sondern ermöglicht immer stärker auch direkte Machtausübung, weil eine starke Gruppe sich bildete, die beispielsweise besondere Arbeiten für die Gemeinschaft übernehmen kann, oder eben nicht (noch Achill steigt mit seiner Gefolgschaft aus der höheren Ebene der Gefolgschaft des Oberhäuptlings Agamemnon aus, als er eine geraubte Frau an diesen zurückgeben muss). Das System kann aber auch umschlagen von freiwilligen Geschenken an den „Fonds“ eines Grossen hin zu erzwungenen Abgaben an einen Häuptling. In der Folge hätten sich wahrscheinlich durch solch verstärktes alltägliches Machtstreben über das zur individuellen Sicherung des eigenen Lebens Selbstverständliche hinaus, soziale Unterschiede verstärkt, wenn auch lange noch ohne Herrschaft. Frauen werden hinsichtlich solcher Entscheidungen für die ganze Gemeinschaft gegenüber den Männern weitgehend machtlos. (Harris, 1991)

Bei Vorratshaltung ist bezüglich der Kulturgemeinschaft um den Göbekli Tepe an Nevalı Çori zu denken – dort fanden sich neben der kleinen Kultanlage mit T-Pfeilern (Schicht II) steinerne Häuser, die an Vorratslager denken lassen, aber 1.000 Jahre jünger als die älteren Monumente sind. An gebrannte Tontöpfe muss nicht schon gedacht werden, sie werden später erst erfunden, Gefässe liessen sich aus Stein herstellen. Diese Gebäude hatten auf Streifenfundamenten aus Steinen liegende unterlüftete Platten-Fussböden. Was primär zu lagern war, sind wohl Fleisch, Felle, Knochen, Getreide und – Bier aus Wildgetreide! (Dietrich u. a., 2012)

Bereits im Natufien fanden sich Lagermöglichkeiten, seien es Gruben im Fels oder mit Lehm oder auch Bitumen ausgekleidete Körbe in Abu Hureyra, oder in der Hayonim-Höhle im Nordwesten Palästinas wahrscheinlich Getreidegruben im Fels, oder lehmverputzte Gruben in (Ain) Mallaha nördlich des Toten Meeres. (Bartl, 2004) Aus der vorkeramischen Zeit (PPNA) sind Vorratslager ebenso in der nördlich davon liegenden Euphratregion, in Mureybet und Jerf el Ahmar südlich und in Cayönü und Hallan Çemi nordöstlich des Göbekli Tepe bekannt, wobei letzterer Fundort ausserhalb des von Schmidt analytisch bestimmten Radius von 200 Kilometern liegt. Bosinski vermutet für die Hamburger Kultur (Magdalénien) deutlich vor dem Göbekli Tepe Kenntnis von Konservie-

ungsverfahren, die eine Vorratshaltung ermöglichten, erläutert sie aber nicht. (1989)

Ist dann langsam eine grössere institutionalisierte Stammesgemeinschaft entstanden, ergeben sich mehrere soziale Positionen, die allerdings noch weitgehend auf Gleichheit beruhen können; die der Männer/ Familienoberhäupter untereinander mehr als die der Frauen zu Männern. Doch immer ist diese Gleichheit der Positionen durch individuelle Fähigkeiten und Kräfte differenziert; eine wirkliche Gleichheit konnte kaum entstehen, sie bedarf der bewussten Einstellung. Denkbar ist auch ein Verbund wie die (Clan- oder) Gentilgemeinschaft (aus mehreren Gentes/ Untergruppen), die Morgan (1877) primär bei den Irokesen schildert; wenn von den einzelnen Gruppen männliche Abgesandte für höhere Gremien gewählt werden, gelten die offensichtlich als für den Job qualifiziert (nicht unbedingt: haben sich ! qualifiziert). Sie besitzen also Autorität, so oder so. Beruht sie darauf, alte, von den Geistwesen gestützte Eltern zu haben, mit denen die Sippe identisch ist, entsteht vielleicht schon sehr früh ein Trend zur Vererbung von Macht. Für die damalige Zeit der Proto-Neolithisierung (ab etwa vor 20.000 Jahren) kommen drei Bereiche besonders in den Blick, in denen Autorität erworben wurde: 1. Nahrungsbeschaffung, 2. Krieg und 3. Welterklärung/ Heilkunst, also bereits die Teilung in körperliche und geistige Arbeit.

Ohne hier psychologisch auf die Frage der Folgschaft einzugehen, nutze ich einen Hinweis zu Sumer, um die Gruppenstruktur weiter zu hinterfragen, die Vorleute und Gefolge verbindet. Wir hatten bereits gesehen, wie in der Ontogenese auch die Autoritätshörigkeit ausgebildet wird, wenn im Prozess der eigenen Erfahrung den Kindern über die Bezugsperson zugleich von aussen eine grosse Macht gezeigt wird, der das hilflose Kind völlig ausgeliefert ist (Eltern als „Göttinnen“). Über die Familie hinaus werden andere Autoritätsstrukturen wichtig, in Arbeitsprozessen, bei Jagd/ Ernte beispielsweise. Schmökel sieht in der Tempelwirtschaft, die die sumerischen Stadtstaaten prägte und Produktion und Verteilung organisierte, einen „religiösen Staatssozialismus“; (1956) der lässt sich strukturell gut als Weiterentwicklung des Systems der Grossen Männer und dann eines Häuptlingstums vorstellen, vielleicht getragen von höheren Heilerinnen/ Priesterinnen. Ob bereits die möglichen Vorratshäuser von Nevali Çori auf ein solches System verweisen?

Auch bei rezenten Urvölkern sind die Häuptlinge – wie immer sie dazu geworden sein mögen – sozusagen heilige Figuren, von numinoser Kraft erhoben, das sehen wir auch bei Lévy-Bruhl. Das Organische des Gruppenlebens war im relativ homogenen Stamm – gegenüber dem Stadtstaat mit seiner Differenzierung und schon Alternativen, zum Beispiel Bauer oder Hirte, womöglich Schreiber werden zu können – noch wesentlich naturwüchsiger als dort. Dieser erneute Blick nach Sumer als mögliche Perspektive mag die sozial differenzier-

ten Verhältnisse am Ende des Jung-Paläolithikums einzugrenzen helfen, eine Richtung anzeigen. Wenn alles nicht ganz anders war.

Geschlechterverhältnis

Wenn beim frühesten bislang bekannten grösseren Monument, dem Göbekli Tepe, offensichtlich zwei ausdrücklich als Männer bezeichnete heilige Figuren im Mittelpunkt des Rituals stehen, die ich – in Anlehnung an die übliche Besprechung des Altertums – Götter nenne, wird nicht nur die Darstellung einer sozialen Differenz der Geschlechter aus Sicht der herrschenden Männer nötig gewesen sein. Sondern auch die soziale Triebkraft aus diesem latenten Konflikt ist damit erkennbar. Hier ist – scheint mir – die Religion als primäres Projekt einer betonten Unterdrückung der Frauen erstmals in der Geschichte ablesbar; wenn sie sich nicht vielleicht eines Tages tatsächlich bereits in der Höhlenmalerei entschlüsseln lässt, wie es ja früh angenommen wurde. Darin ist Triebkraft zu sehen, weil die Verhältnisse immer wieder als instabil verstanden wurden – von den Männern, die die Gemeinschaft deshalb patriarchal gestalten wollen. Nicht zufällig ist dies „das“ Thema der Weltgeschichte (wie uns gerade die MeToo-Kampagne als Spitze eines Eisbergs in den ach so zivilisierten Ländern zeigt). Später, wenn die Frage der Männermacht ausdrücklich, institutionell hinreichend geklärt war, gab es offenbar Freiräume für weibliche Gottheiten, wie Inanna in Sumer, stelle ich mir vor. In früherer Zeit mag aber auch eine Mutterverehrung eine Rolle gespielt haben, wie zu den Figurinen besprochen.

Von einer solchen Vorrangstellung der Männer ginge ich selbst dann aus, wenn die beiden Hauptfiguren des Monuments einen Stammesbund repräsentieren, zwei Grosse also. Bei einer Verbindung zweier „urkommunistischer“ Stämme mit Frauengleichheit wäre dies sicher irgendwie ablesbar. Und zwei Stämme unterstellt, bei denen die Frauen in einer weltgeschichtlichen Ausnahmesituation, wie bei den Irokesinnen im Inneren von Langhäusern, relativ viel Einfluss hätten, müsste immer noch von einer patriarchalen Gemeinschaft ausgegangen werden. Die Hauptfiguren sind nun einmal Männer, die im Konfliktfall das Sagen hatten. Das wird in den Untereinheiten/ Familien so gewesen sein, die von Männern nach aussen vertreten wurden, und selbstverständlich wären Männer die Vorleute, Grossen oder bereits Häuptlinge und/ oder Priester der nun definierten Religion gewesen.

Das klingt ein bisschen danach, der Wunsch sei die Mutter meiner Gedanken, doch habe ich diese Annahme patriarchaler Vormacht durchgängig gefunden, um zu dem eben genannten Schluss eines permanenten, meist „stillen“ Konflikts der Geschlechter kommen zu müssen. Einmal Geschichte aus dem Fokus des Geschlechterkonflikts zu schreiben, böte ganz neue Sichten an; immer immer wieder bauen die Jungs ihre Gemeinschaften um, damit die

Frauen unter Kontrolle gehalten werden können, und sei es durch Krieg, die Heldenproduktion... (mit Kriegshäuptlingen etwa).

Der Kern einer gewissen Macht im Inneren liegt, wie ich es oben ansprach, im Frauenlager. Es ist Lebensbasis bereits für relativ mobile Gruppen. Beim Wachsen zu dauerhaften grösseren Siedlungen wird der Einfluss der Frauen für den alltäglichen inneren Frieden der Kommune noch grösser. Sie pflegen die Nachbarschaft, schlichten Streit der Kinder und unter sich, bevor bei grösserem Konflikt die Ehre der Männer und damit die der Familie durch die Männer verteidigt wird (Blutrache). Frühe Auseinandersetzungen um die Machtposition der Frau gegenüber dem Mann konnten in einer Zeit geschehen, in der die Frauen relativ viel Nahrung beibrachten, etwa in dem sie besondere neue Pflanzen dafür erschlossen, wie Eicheln oder Yams, die entgiftet werden müssen, um geniessbar zu sein, und daraus Ansprüche ableiteten. Oder Männer waren oft auswärts, zum Krieg vielleicht, um sich vor der Küchenarbeit zu drücken, und die Frauen bekamen „natürliche“ Macht, weil sie nun noch mehr als sonst die Lager unter sich hatten (etwa bei den Irokesinnen). Auf die Kraft der Mythen zugunsten der Männer verwies ich schon.

Frauen leben – wo immer über sie diesbezüglich überhaupt etwas gewusst wird – unter der Macht der Männer, auch bereits bei einfachen Wildbeuterinnen. Stark männerzentrierte Gemeinschaften finden wir bis heute und die extremen Konflikte im heutigen Nahen Osten weisen besonders darauf hin: *„Das Thema des sexuellen Missbrauchs war schon ein Schlüsselthema in Stammeskonflikten“* – schreibt Miral al-Tahawy in Spiegel.de (15. 2. 16) zu den sexuellen Übergriffen im *„arabischen Frühling“* – *„bei denen Frauen vergewaltigt und lebendig begraben wurden. Der Körper der arabischen Frau ist in der von Männern dominierten Gesellschaft allen Arten von Unterdrückung unterworfen: Er ist anfällig für Vergewaltigung, Beschneidung, für Entehrung, Entblössung. Diese Unterdrückung wurde mit dem Anstieg konservativer religiöser Gruppen und dem Einfluss auf den religiösen Diskurs noch verstärkt“*. Das gilt mehr oder weniger generell in traditionellen Gemeinschaften. Die organisierte Gewalt gegen Frauen in den Kriegen des Nahen Ostens speziell durch Massenerschlagung und Sklavinnen-Markt, zeigt das Geschlechterverhältnis noch einmal deutlich als eine wesentliche Bewegungskraft der Geschichte. Oder denken wir daran, wie in Indien die neuen Mittelschichts-Frauen keine Lust mehr auf Vergewaltigung haben und ebenso einen realen Geschlechterkampf gegen sich auslösten. Die grosse *Differenz der Kulturen* besteht im Geschlechterverhältnis. Die wundervolle weltweite MeToo-Debatte betont dies, sage ich noch einmal.

Dabei ist allein die biologische Unterscheidung für die Unterdrückung der Frauen als Erklärung nicht zu akzeptieren, selbst wenn wir eine entsprechende Dominanz bereits bei Tieren sehen. Es geht schon damals um soziale Differenzen, um die Konstruktion von: Geschlecht. Also ist nach alternativen Gründen

zu fragen. Männer haben generell mehr Kraft, lernen eine grössere Aggressivität. Zu erinnern ist auch an den Boden, der im traditionellen Denken mit jenen identisch ist, die ihn gewinnen und verteidigen: Männer. Und eine gewisse Ehrfurcht vor Müttern bedeutet nicht gleich eine Muttergöttin, die selbst, wo es sie gegeben haben mag, nicht gleich Macht über Männer ausdrückt; noch heute wird die „Ehre“ ihrer Frauen zu schützen als Grund für „Aufsicht“ über die „eigenen“ Frauen in patriarchalen Gruppen betont. Das fällt in die Kategorie: Besitz (wie früher das Vieh). Und Verhüllung und Schutz sind ja gegenüber den eigenen Männern nötig, nicht nur (wenigen) Fremden. Das ist ein permanenter Selbstbezug auf Aggressivität und schwer kontrollierbare Affekte. Das gilt weltweit generell, und bis heute.

Die Erscheinungsweisen der Geschlechterverhältnisse sind weit gestreut. Von der Unterdrückung und der hysterischen Abgrenzung von den Frauen bei den Baruya bis zu einer angenäherten Gleichheit bei den Irokesinnen zu einer bestimmten Zeit (!) reicht wohl die Bandbreite. (Sanday, 1981) Von den Frauen auf Trobriand hörten wir bereits. Hier nun noch ein kurzer systematischer Hinweis, wie Frauenunterdrückung funktionieren kann; die *Baruya* haben eine besonders strenge Form der „Männerherrschaft“ entwickelt, sagt Godelier. (1987: 31) Die Basis der Macht über die Frauen der Baruya sei: 1. Frauen sind vom Bodenbesitz ausgeschlossen, haben 2. kein Werkzeug zur Rodung des Waldes, 3. keine Waffen für Jagd und Krieg, 4. ist ihnen die Salzherstellung, ein Handelsgut, nicht erlaubt, ebenso wenig 5. Besitz und Nutzung der „heiligen Gegenstände“, und 6. haben sie wenig Einfluss bei der Verwandtschaftsbildung. (1987: 53f) Werkzeug, wie selbst der Grabstock – ergänze ich aus seiner Studie –, wird ihnen von Männern geschenkt (Väter, Brüder, Gatten). Godelier betont zugleich einen „Zustand von Konkurrenz und Kampf zwischen den Geschlechtern“. Es ginge den Frauen (eher versteckt) durchaus um Autonomie, (86f) aber nicht um eine generelle Infragestellung der Männerherrschaft. (69) Wie denn auch? Zumal in der Steinzeit.

Die Hinweise bei rezenten Wildbeuterinnen und einfachen Gartenbauvölkern auf eine gewisse Gleichberechtigung der Frauen sind zahlreich für den inneren Bereich, aber nur dort; das Aussen ist immer Männersache (Boden, Verteidigung, Eroberung, Rache). Die Khoisan, Hadza und Kung gelten, wie die Mbuti und andere, bis in unsere Zeit (!) als sehr einfache egalitäre wildbeuterische Gruppen. Doch die Männer dort setzen ihre Vorstellungen gegenüber Frauen gegebenenfalls heftig durch. (Dux, 1997; Müller, 1989)

Wir haben es also mit einer Vielzahl an Elementen zu tun, die schon ab der frühesten Zeit der hier besprochenen Gemeinschaften das Geschlechterverhältnis als zähen Kampf um tendenziell den Ausgleich der Kräfte nachvollziehbar machen, ohne dass Frauen eine Systemveränderung auch nur kennen. Deren

– auch wissenschaftliche – Beschreibung diente bislang allzuoft dem Unterdrücken dieser permanenten Auseinandersetzung. Deshalb sind die Leistungen der Frauen in Richtung Sesshaftwerdung bis hin zu einer zumindest „häuslichen“ Kulturentwicklung weitgehend verschüttet geblieben. Und doch zeigt sich für jene, die den Geschlechtergegensatz zur Kenntnis nehmen, bereits in der frühen Geschichte, dass er für ihren Verlauf substantiell ist; aus dieser Sicht ist die menschliche Geschichte neu zu analysieren. Wir brauchen eine Geschichtsschreibung auf Basis des Geschlechterverhältnisses von Anfang an.

Bei einer – abgesehen von der Mutterschaft – ursprünglich recht ähnlichen, aber nicht gleichberechtigten Lebensweise von Frauen und Männern, nämlich vom Wege zu Sammeln und Kleinvieh zu jagen, haben sich die Verhältnisse ausdifferenziert. Es geht nicht darum, was Frauen können, sondern darum, was ihnen noch zugestanden wird. Die Kenntnisse der Frauen wurden – wie bei den Baruya – durch männliche Gewalt und Riten immer mehr enteignet. Selbst um einen Grabstock wird gerungen, wer den herstellen, ihn vielleicht benennen darf. In manchen Völkern wurde sogar die Lebensentscheidung für die Neugeborenen von den Männern an sich gerissen, solange Frauen nicht unmittelbar nach der Geburt mit einer „Totgeburt“ ihre Rechte wahrten. Der Fortschritt in der Welt beginnt ganz wesentlich bei den Frauen. Sie stehen für Leben, für positive Bewegung, und werden behindert durch Religion und Neuerungsfeindschaft der Ahnen. Am Ende bleibt ihnen die Aufsicht über die männliche Moral, und sie hüten sogar den Zwang zur Beschneidung und Wissen über magische Rituale.

Institutionalisierung

Die Kompetenz scheint sich zusammen mit der wachsenden geistigen Kapazität seit der Gattung Homo bis hin zum Systemwechsel bei Homo sapiens relativ kontinuierlich entwickelt zu haben, soweit Skelettfunde es zeigen können. Schimpansen waren in ihrem Hordenleben mit einem zu vermutenden frühen Gruppenleben der noch einzeln sammelnden Früh-Menschen strukturell wahrscheinlich nicht sehr verschieden. Es gibt für biologisch ähnlich gebaute Säuger bei ähnlicher Lebensweise nicht so sehr viele Alternativen. Speere gab es bereits vor 400.000 Jahren, das sagt auch nicht viel, Affen (und ähnlich schon Vögel) nutzen Zweige zum Termiten-Angeln. Noch auf den Spuren des frühen Homo sapiens finden wir lange lange Zeit einen scheinbaren Stillstand im Sozialen, der keine gravierenden Entwicklungen der Steinartefakte aufweist, das gilt um so mehr, wenn die Interpretation primär vom „Jäger“ ausgeht und die Leistungen der Frauen weitergehend ausgeblendet wurden; länger als es die Fundsituation nötig machte.

Vor der Besiedlung Eurasiens sind die gefundenen Veränderungen in Afrika noch gering. (Garcea, 2010) Dennoch gab es einen Stillstand offenbar nicht,

sondern eine bald exponentielle Veränderung bei Homo sapiens, die dann um vor 60.000 Jahren und später in den sehr verschiedenen Situationen zu Beginn und am Ende des Jung-Paläolithikums deutlicher wird. Angetrieben primär von der wachsenden Kognition. Vom El Castillo und der Grotte Chauvet über Kostenki und Gönnersdorf zum Göbekli Tepe und nach Jericho, um nur wenige Stationen noch einmal zu nennen.

Autonome Mitglieder einer Gruppe vereinen sich, heisst es meist, doch ganz früh sind sie hinein geboren und deshalb emotional abhängiger als andere, die etwa in Nachbargruppen hinein „heirateten“. Die Gewohnheit prägt einfache Gemeinschaften! Alle sorgen für sich selbst, Frauen dazu für ihre kleineren Kinder. Alle verrichten notwendig ähnliche Tätigkeiten, auch beim Ausschlachten von Aas und dem Jagen von Kleintieren. Später gibt es gelegentlich gemeinsame Jagden auf grössere Tiere mit allen Mitgliedern, ausser vielleicht den erst gerade zuvor mit (schreienden) Kleinkindern belasteten Frauen, die aber oft noch mit Treiben können, bevor der organisierte männliche Jagdzug über grössere Distanzen und Zeiten entwickelt wurde.¹ Erwachsene sind untereinander weitgehend gleichgestellt, manche sind besonders stark, andere ausdauernd, einige klüger als andere, andere nur älter und deshalb von grösserer Erfahrung und Selbstsicherheit, jedoch geringerer Kraft. Soziale Beziehungen entwickeln sich, zwischenmenschlich wie hinsichtlich von Vereinbarungen zur Teilung der Lebensmittel, die irgendwann nicht mehr individuell nur angeeignet und verzehrt werden. Ältere und Kranke können dann aus einem Gesamtfundus selbstverständlicher mitversorgt werden; die emotionalen Abhängigkeiten von den Eltern bildet sich mit wachsender Kognition zur Institution: Familiengruppe aus, zur Regel, die Alten müssten mitversorgt werden, was kaum von Anfang an schon Standard war, schon gar nicht bei ständig mobilen Gruppen.

Arbeitsteilungen entwickeln sich in dieser Weise bereits früh im Kleinen über soziale Rollen, irgendwann entsteht die institutionell fixierte verwandtschaftliche Organisation, woraus sich bei fest gefügten Stämmen eine Stärkung gegenüber noch unstrukturierten Gruppen ergibt, die diesen Prozess nicht kennen. *„Denn die Gewöhnung an ein höheres Mass von Langsicht und an eine stärkere Zurückhaltung der momentanen Affekte ... gibt unter Umständen den Angehörigen der einen Gruppe eine bedeutende Überlegenheit über die einer anderen“*, schreibt bereits Elias für eine ganz andere Zeit. Solche Entwicklung sei allerdings zweischneidig.² (1936-2: 387) Kulturelle Weiterentwicklung kann

¹ Manche Jägerin geht auch noch im modernen Strassenkleid mit Pfeil und Bogen auf die Pirsch, das Kleinkind in einem Netz auf dem Rücken, wie etwa bei den Agta auf den Philippinen noch vor wenigen Jahren. (Foto: Kästner, 1998)

² Elias sieht als Freudianer in der Psychogenese wesentlich die Triebe, die vom Überich zivilisiert werden. In diesem Sinne scheint es sinnvoller, vom Prozess der Institutionalisierung als dem der Zivilisation zu sprechen, da bei Elias nicht nur ein anderes Menschenbild deutlich wird, sondern er auch eine ganz andere Zeit behandelt. Institutionalisierung soll mehr vom

auch schwächen, wenn etwa Argumente schlicht durch die Gewaltaktionen gering entwickelter Gruppen ohne moralische Bedenken niedergemacht werden.

Macht, als alltägliches zur Geltung bringen der individuellen Ansprüche, zeigt langsam übergreifende soziale Wirkung, besondere Tätigkeiten bringen der Gruppe Nutzen und entsprechend Ansehen für diese Akteur:innen. Für Männer bald mehr als für Frauen, die aber ihre Söhne durchaus in diesem Sinn erziehen, denn kraftvoller Schutz durch sie ist damals wichtiger als eine feministische Gesinnung. Tausende von Jahren erwerben Menschen nur langsam weitergehende Kompetenzen im Rahmen gleichbleibender traditionaler Logik in fast unveränderlicher Umwelt; mehr wird nicht gebraucht, um das Leben zu fristen. Dann entstehen die ersten herausgehobenen historischen Quellen, nicht minder überraschend und bedeutend wie später der Göbekli Tepe: Schnitzereien und Höhlenmalereien werden neben der alltäglichen „Arbeit“ der Menschen als und für neue Formen der Kommunikation entwickelt.

Bei sehr frühen Menschengruppen muss es eine Zeit gegeben haben, die nur gering und noch unreflektiert „naturwüchsig“ und höchstens (prä- oder) quasi-institutionell geprägt war. Durch bloss gefühlte verwandtschaftliche Bindungen Kind - Mutter. Später ergab sich immer ausgeprägter eine (fast) vollständige Institutionalisierung, wie wir sie aus vielen Berichten über rezente Urvölker nachvollziehen können, wo in kleinen Gemeinschaften nichts, aber auch gar nichts ohne rituelle Absicherung geschieht, sei es vor der Jagd, danach, beim Ausheben einer Hausgrube... Auf dem Wege hin zu komplexeren Gemeinschaftsformen konnte sich diese enge soziale Kontrolle wieder verringern, weil etwa in der Grosssiedlung oder dann in der sumerischen Stadt eine so komplette individuelle Kontrolle nicht mehr möglich war, beziehungsweise über verinnerlichte Kontrolle angestrebt wurde, wie unter dem Stichwort „Person“ schon erwähnt. Aber was war zuvor?

Wann entstanden erste Institutionen mit weitreichender Wirkung dieser Art? Eine Funktionsteilung wie: Männer das Äussere, Frauen das Innere, könnte von Anfang an aus dem Tierreich „mitgebracht“ worden sein; wir sehen es bereits bei Schimpansen. (Henke/ Rothe, 1999) Doch musste aus den instinktiv verbundenen Gruppen diese Normalität sich in erworbene Kompetenz transformieren. Dann wird vielleicht Frauen das Jagen verboten, um die Jagd als männliche Institution zu etablieren, oder ihnen wird die Werkzeugherstellung genommen und die Geräte ihnen nun von ihren Männern „geschenkt“. Auf diese Weise bleiben die Geräte mit den Männern identisch; eigentlich bewegen dann die

gesamtgesellschaftlichen *Prozess* denn von der Psyche her den sozialen Wandel erfassen. Die Psychologie bekommt selbst eine andere Stellung und ein anderes Objekt vorgesetzt. Scham, beispielsweise, ist für Elias eine Möglichkeit zur Verringerung der direkten Ängste vor unmittelbarer Gewalt, wenn die durch das staatliche Gewaltmonopol reduziert werde. Rationalisierung, Peinlichkeit und Scham werden von äusserer Bedrohung zu Zwängen, die der einzelne auf sich selbst ausübt. (1936-2) Gab es sicher auch.

Frauen nur das männliche Wirken. So entsteht ein Prozess der Institutionalisierung bis hin zur weitgehenden Starrheit einer Gemeinschaft (extrem im Kastenwesen). Ob solche Prozesse für das Jung-Paläolithikum jemals aufzeigbar werden, ist natürlich zu bezweifeln, sie sollten aber dennoch permanent bedacht werden.

Wenn zu Beginn des Aurignaciens die Institutionalisierung des Verwandtschaftssystems noch nicht oder höchstens schwach ausgeprägt war, wird seine Entstehung im bewussten Sinn der Menschen zu einer bedeutende Kraft des sozialen Wandels im Jung-Paläolithikum geworden sein. Als nicht mehr nur von gewohnheitsmässiger Nähe besonders der Kinder und Eltern ausgegangen, sondern mit Positionen wie Mutter-Bruder und Kreuz-Cousine und darüber hinaus die Gruppe strukturiert wird. Aus der gefühlten kleinen Urfamilie – die Schimpansen bereits erkennen (Tomasello, 2006; Henke/ Rothe, 1999) – wird bei rezenten Urvölkern eine zum Teil äusserst komplizierte, aber auch schlagkräftige Organisation, wenn der wachsende Verband strukturiert wird. Differenziertes Denken und Lebensweisen entstehen zusammen.

Hochwahrscheinlich geschieht das innerhalb der Gruppen hierarchisch und zwischen ihnen beziehungsweise den männlichen Vorleuten zuerst egalitär, solange sie, vielleicht nach Totems, horizontal, parallel gegliedert sind: alle Gruppen sind dann im Sinne segmentärer Gemeinschaften (Durkheim) gleich strukturiert, bevor die Entwicklung zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft sich (erstmal an einem Ort) durchsetzt und dann eine vertikal geschichtete Struktur bildet. Wann immer es möglich war, wiederhole ich, ist von Sesshaftigkeit auszugehen. Schon das Lager von Homo erectus bei Bilzingsleben vor 350.000 Jahren verweist darauf. Und wo ein guter Siedlungsplatz gefunden war, musste und konnte vielleicht irgendwann anderen Gruppen der Zugang verwehrt werden. Oder die eroberten den Platz. Versammelten sich zu viele Menschen, wurde die besondere Lage wieder zerstört... Aus der Institutionalisierung der verwandtschaftlichen Organisation ergeben sich vielfältige denkbare weitere Transformationen steinzeitlicher Gemeinschaften, etwa in Richtung von Herrschaft mittels Häuptlingssystemen über den Weg der Grossen Männer.

Während das Geschlechterverhältnis schon in einfachsten Gemeinschaften von Bedeutung ist, vielleicht schon in den Höhlenbildern durch Paarbildungen abgebildeter Tiere und Vulvendarstellungen „bearbeitet“ wurde, sind wohl erst relativ spät formale Institutionisierungen grösseren Ausmasses für jene Leben nötig. Selz sieht noch für Sumer und Akkad, dass seinerzeit *„die Götterwelt erst im Laufe des 3. Jahrtausends [v. Chr.] in Genealogien und Familien organisiert wurde“*. (2010: 111) Da *„die gesellschaftlichen Ordnungen in die Götterwelt übertragen“* wurden, wäre die Sumerische Institutionalisierung der Verwandtschaft zum genannten Zeitpunkt dort zu einer neuen Form gelangt. (109) Recht

spät also. Das macht wieder einmal die Frage so interessant, wie weit diese Entwicklungen am Göbekli Tepe bereits gediehen sein mochten.

Für die jüngere Zeit haben wir deutliche Beispiele. Etwa bei der Verrechtlichung des athenischen Stadtstaates, wenn ein Preisträger der Tragödiendichtung das Gerichtswesen gegenüber den nach alten Vorstellungen Rache fordernden Erdgöttinnen als nun vorrangig betont und in diesem Sinne mit seinem Epos reale Politik macht, wie Aischylos (Die Eumeniden; die aufgeführten Tragödien wurden im Wettbewerb bestimmt). Bachofen hat in diesem Stück eine andere Entwicklung gesehen: die griechische Überwindung des „Mutterrechts“, weil beim Freispruch des Muttermörders Orest nun die Vaterschaft als wichtiger vor dem mütterlichen Gebären angesehen worden sei. (Wesel, 1980) Meinerts (o. Jg.) verweist auf beide Interpretationen; doch Athene stärkt mehr noch das *Gericht*: Aeropag; eine äusserst bedeutende Institutionalisierung.

In den wachsenden Siedlungen des Jung-Paläolithikums entstehen aus den institutionalisierten „Familien“ weitergehende festgefügte Formen der Sozialität, die lange durch Grosse Männer vertreten werden, bevor eine neue Ebene der Macht Häuptlingssysteme entstehen lässt. Am Göbekli Tepe stehen wir vor der Frage, was die zwei männlichen Symbole in der Mitte der Rundbauten bedeuten mögen. Verbanden sich zwei soziale Systeme, um in der Harran-Ebene eine grosse Macht zu begründen? Für Sumer wird so etwas angenommen, die sumerischen Völker der grossen Ebene hätten sich halbwegs friedlich mit den „wild- den“ Bergstämmen verbunden, die sie bedrängten. So sei „die Stadt“ – mit den umliegenden Bauernwirtschaften zu ihrer Versorgung – entstanden. Das Gilgamesch-Epos liest sich auch in diese Richtung. Kamen solche sich verbindende Kräfte auch am Göbekli Tepe zusammen, um eine Kultur neu zu schaffen, die im geistigen Zentrum ihren Ausdruck fand? Der Tempel von Uruk bietet zusammen mit dem himmelstützenden Zikkurat Inannas, der Liebes- und Kriegsgöttin, eine weitere Lesart, wie zwei grosse Mächte das Leben unter dem neuen Wolkendach sicherten. Hatten König und Priesterin von Sumer ein Vorbild, wie die Form des Pantheons es hier wie dort ebenfalls zeigt? Denn ähnliche Prozesse wie in der weltlichen Institutionalisierung geschehen über die parallele Entwicklung des Religiösen, um auf eine weitere bedeutende Triebkraft des sozialen Wandels noch hinzuweisen.

Religiosität

Zusammen mit einer allgemeinen Institutionalisierung entwickelte sich wahrscheinlich das Religiöse entsprechend, das ich von definierter Religion unterscheide. Religiosität erfährt natürlich auch eine Institutionalisierung; aber doch mit eigenem Charakter. Mit ihr werden die unhinterfragbaren göttlichen Gewissheiten mobilisiert. Zur Definition des Religiösen reichen für das behandelte Thema einige Hinweise aus, um mich verständlich zu machen, ohne in die

Religionssoziologie hinein zu geraten, und bevor weitergehend nach dem Heiligen, dem Numinosen, der Göttlichkeit gefragt wird.

Als Grundlage des Religiösen ist die generelle Mystifikation der Umwelt durch die Ontogenese zu bedenken, wenn Menschen alle Erscheinungen der Welt als Subjekte oder handelnde Kräfte ansehen, allerdings in abgestuften Formen, zuerst mehr gefühlt als ansatzweise bestimmt, dann differenzierter bis hin zu in Mythen/ Ideologien eingebundene Göttinnen. Sehen Menschen höhere Mächte in Form magischer Geistwesen, ist hier generell nur von *Religiosität* die Rede, die manchmal für die frühe Zeit (Prä-) Animismus genannt wird, wenn sie in frühen Formen mehr als vage Natureigenschaft empfunden worden sein mag, noch nicht als definierte oder *institutionalisierte Religion*. Beispielsweise als unwillkürliches Ducken bei Blitz und Donner, oder wenn der Wind raschelnd durch das Gesträuch braust. Erst sehr viel später wurde vielleicht ein Windgeist erkannt/ benannt, später die Göttin des Windes in einer Religion; noch Da Vinci zeichnet einen Gott des Windes. (Arasse, 2005: 438)

Nun entsteht allerdings ein definitorisches Problem. Wenn schon Kinder mystisch zu denken beginnen, besser: ihr Denken als ein bereits mystisches Denken des: „alles bewegt sich selbständig“ beginnt, dann bedarf es aus dieser Sicht einer Einschränkung zur Religiosität, die auch aus einer zweiten Sichtweise noch nötig wird, aus der des Alltagsdenkens, wenn mal gerade kein Geistwesen umherschwirrt und nur eine banale Situation besteht. Das wäre trotz des mystischen Grundverständnisses noch nicht religiös. Es bedarf wohl der Ergänzung, sich ausdrücklich jenen Geistwesen einer mystischen Weltvorstellung zuzuwenden, sei es im eigenen Denken oder dem des öffentlichen Denkens einer Kultur. Ob beziehungsweise ab wann Kinder in diesem Sinn ausdrücklich religiös denken und handeln, müssen wir für mein Thema nicht klären, scheint mir, das Problem mag hinreichend verstanden sein, zumal wir inhaltlich das Numinose gleich noch weiter erkunden. Aber wir sehen nicht nur auf ein Definitionsproblem, sondern generell auf das oben angesprochene Problem, mit modernen Begriffen alte Situationen zu erfassen.

Gäbe es eine religiöse Entwicklungslinie, dann hätte die wohl bis hin zu Gottvater Zeus sechs typische Stationen:

erstens unbenannte prä-mystische Formen; Typus: schlichte Wildbeuterinnen, bis zu: Älteren Wildbeuterinnen;

zweitens dann verdichtete mystische Naturreligion mit benannten Geistwesen, wahrscheinlich schon mit entsprechendem Personal: Heilerinnen, bis zu: Jüngeren Wildbeuterinnen;

drittens entstehen erste Göttinnen aus diesem Kreis der Geistwesen mit Priesterinnen in Sozial-differenzierten Gemeinschaften. Danach muss

viertens eine bäuerliche Religion bedacht werden, die bis ins frühe Süd-Mesopotamien reichen konnte. (Cauvin, 2000; Kritik: Watkins, ebd.) Es folgt

fünftens ein grösseres Pantheon in sozial geschichteten Städten Sumers und Ägyptens. Und noch im alten Griechenland finden wir

sechstens unter dem Obergott Zeus die mächtigen Olympier:innen, immer noch ergänzt durch eine Unzahl weiterer Geistwesen zu jedem nur denkbaren Zweck.¹

Ich führe die Reihe ganz bis Griechenland, weil sich eine interessante Entwicklung am Göbekli Tepe dann sehr deutlich zeigt, denn schon dort erkennen wir ein grosses Pantheon, das strukturell dem in Sumer und sogar noch dem des klassischen Griechenlands zu entsprechen scheint: etwa ein Dutzend kleiner Geistwesen überragt von zwei Obermackern. Oder sollten wir am älteren Göbekli Tepe (Schicht III) von drei gleichzeitig nebeneinander bestehenden Stätten mit an die 50 Gött:innen ausgehen, womöglich verschiedenen, die in unterschiedlichen Räumen verehrt wurden? Ich bleibe gedanklich beim kleinen Pantheon der Anlage D. Jedenfalls von der Situation in Süd-Mesopotamien scheinen sich die alten Griechen diesbezüglich nicht substantiell zu unterscheiden.

Zeus – übrigens ein ähnlich mieser Typ wie sein Schützling Achill – findet einen Vorläufer in Babylons Marduk mit dessen unter ihm stehenden Versammlung der Gött:innen, die nicht mehr eine von Gleichen ist, wie noch kurz zuvor. (Vieyra, 1977) Er könnte auch für den Turmbau von Babel stehen, der in der vielsprachigen Stadt errichtet wurde, in der er die ursprünglicheren (Erd-) Geister unterwirft, worum er von der durch Tiamat verängstigten Gött:innenversammlung gebeten wird. Wie Achill sagt er nur zu, sofern seine Bedingungen erfüllt werden. Das klappt, Marduk wird Alleinherrscher. Besteht das Pantheon des Göbekli Tepe durchgängig bis zum alten Griechenland? Schwer vorstellbar. Es sei daran erinnert, dass ich beim Göbekli Tepe von einem Geistigen Zentrum ausgehe, das durchaus profane Aufgaben versehen konnte, die aber kaum ohne religiöse Bezüge durchzuführen waren. Ohne Religiosität ging nichts damals.

Mystische Geistwesen zu erkennen, ist offenkundig Folge früher Ontogenese in der geistigen Aneignung der Welt. Später geht es um das reale Erfassen des Lebens und der Umwelt. Der über die Vorstellung von Geistwesen als Bestandteil des eigenen Lebens hinaus bewusst weiter entwickelte und reflektierte Glaube an Gött:innen im Rahmen der bestimmten Religion einer Gemeinschaft ist dann eher Zweck: wie zur Unterdrückung der Frauen oder allgemein zur Stützung von Autorität oder Herrschaft. Die jeweilige Form einer Religion

¹ Danach folgen noch der monotheistische Gott, die Menschwerdung Gottes und die Verinnerlichung Gottes (Luther, Calvin), bis das Denken dann langsam klarer wurde.

entwickelt sich mit Riten und Kulturen, doch das mystische Denken führt unabhängig zu stets ähnlich bleibenden Vorstellungen. Mystisch-magische Geistwesen erscheinen als naturwüchsige Kräfte, sie sind einfach da, wie alles in der Welt; zuerst ist das weniger noch als eine simple Naturreligion.

Sie zu beeinflussen ist vielleicht die Geburtsstunde der Heiler:innen, die sich mit diesen Kräften in Eins setzen, um beispielsweise Beisetzungen rituell zu begleiten, oder durch selbst-hypnotische Verfahren, wie sie aus schamanischen Riten Sibiriens viel später bekannt sind, ins Tierreich zu wechseln und dort für eine gute Jagd zu werben, oder zur Entfernung des Bösen aus dem Körper eines Menschen.¹ Doch Hypnose scheint nicht zwingend, auch Drogen sind nicht nötig (wenn wahrscheinlich auch früh bekannt, weil wohl alle Pflanzen geprüft wurden). Bald machen sie sich in ihrer Gemeinde durch *Erzählung*, durch das Wort wichtig, phantasieren vom Wind, Donner oder von Sonne und Himmel und warum die Menschen der geistig-religiösen Kraft gehorchen sollen, gefährliche göttliche Mächte, die sie – die Heiler:innen – beeinflussen könnten, und dass sie – die einfachen Menschen – die religiösen Symbole ehren und anbeten müssten; ich halte sie dabei selbst für „religiös“. Die Opferhandlung nicht zu vergessen, bei der durch die gemeinsame Speise mit den Gött:innen die Gläubigen sich eins mit ihnen fühlen (wie beim Regenmachen rezenter Maya). Ganz abgesehen davon, dass auch Heiler:innen essen müssen, eine Pfründe brauchen; Gabe und Gegengabe.

So entsteht ganz langsam die Institutionalisierung des Religiösen über den ihr zugewiesenen Sinn, hinter dem Interessen von Menschen stecken, die Macht ausüben, die wiederum zur „politischen“ Macht führen kann oder zumindest Einfluss auf sie haben wird. In solchem Kult oder Ritus wird auch die religiöse Kraftentwicklung jeweils erneuert, indem etwa die jährliche Befruchtung der Ur-Welt nachgespielt wird, wie durch die Heilige Hochzeit zwischen Inanna und Dumuzi. Entwickelt sich beispielsweise der Wind zu einer Kraft, die der komplexeren Erläuterung bedarf, dass er etwa Himmel und Erde aktiv trennt, damit dazwischen Leben entstehen kann und möglich bleibt, ist er – in Mesopotamien – zu einem von mehreren Gött:innen geworden, die die Welt erschufen; hier beginnen die Mythen (und später die Epen über die Helden/ Heroen), in denen wir nun tatsächlich eine geistig-religiöse Entwicklung erkennen können.

Und mit ihnen sind wahrscheinlich, zumal bei Anbetungsformen mittels Skulpturen und in Tempeln, die Gött:innen und Priester:innen zur Erklärung die-

¹ Gegenstände aus einem kranken Körper zu saugen, was als real vorgetäuscht wird, ist der erste Hinweis, dass diese Leute um die Symbolik ihres Tuns wissen, obwohl es auch für die Zauber:innen sicher in ihrer Lehre heilige Gegenstände waren, mit denen die Krankheit aus dem Körper gelockt werden konnte, die Geistwesen wurden selbst getäuscht. Sie werden auch belogen, wenn etwa ein Baum zum Abhacken verkauft wird, dessen Geist gegenüber aber ein Frevler während der Abwesenheit des Verkäufers behauptet wird. (Lévy-Bruhl)

ser bestimmten Religion entstanden und haben die Heiler:innen zusammen mit der älteren Lebensweise ver- oder an den Rand gedrängt, wie es einige Mythen, und in Griechenland noch die (religiös verstandenen) Tragödien zeigen: die Überwindung der Erdgött:innen durch die Olympier:innen als Hoch-Gött:innen vereint mit dem Big-Boss.

Gab es hinreichend lange vor dem Bau des Geistigen Zentrums in der Haran-Ebene schon so etwas wie eine aus der Welt von eher diffusen magischen Geistwesen ausdifferenzierte Gött:innengemeinschaft, an die viel später jene Mythen Sumers anbinden?¹ Entstanden die Anlagen auf der Basis von Vorstellungen, die eher noch weniger „Rationalität“ kennen als sich in den Mythen Sumers findet, so um 6.000 Jahre später? Mythen, die allerdings geglaubt und weitergegeben werden konnten, insofern auch eine gewisse zeitgemässe Rationalität im für uns irrationalen Märchen zeigen mussten; tendenziell rational im traditionellen Denken, wie noch in „Grimms Märchen“.

Dass eine Rationalität in unserem modernen Sinn im Inhalt der Mythen, in den grossen Glaubenssystemen von Ägypten, Mesopotamien bis hin nach Griechenland fehlt, lässt zudem erkennbar nicht den Schluss zu, es gäbe sie dort auch nicht im Alltag. Logik entwickelt sich „systemintern“ logisch, wenn auch in der Grundstruktur willkürlich, ob nun Berge oder der Leib der Göttin Nut den Himmel stützen oder gar sind. Der Einfluss des Religiösen wird alltäglich, beispielsweise auf die handwerkliche Arbeit, später vor allem auf die Bearbeitung des Metalls mit dem magischen, aber nun gezähmten Feuer. All dies entwickelt sich im Rahmen religiöser Handlungen. Die Geistwesen und Gött:innen überwalten alles; Pichot zitiert für Mesopotamien Rezepte für Metallverarbeitung, in denen die nötigen Gebete enthalten sind. (1995) Galt Vergleichbares schon für die frühen Bilder in den Höhlen, oder die Zubereitung der – womöglich haushaltsüblichen – Farben? Kaum.

Zu fragen ist auch nach der Verbindung des Totengedenkens mit der Religiosität und andersrum, nach dem Umgang mit den Ahnen. Pfälzner (2001) hat mit seinem ethno-archäologischen Ansatz bestimmte archäologische Funde im Rahmen „reflektierter Beobachtung“ rezenter Ethnien erklärt und dafür westafrikanische Ahnenkulte untersucht und mit jenen aus dem historischen Vorderasien verbunden. Die Opferplätze vor oder im Hause dort erkennt er etwa in Jericho wieder, wo Schädel gefunden wurden, die zum Teil übergipst und damit haltbar und anschaulich gemacht worden seien. Auch im Fund eines nicht präparierten Schädels sieht er eine Ahnenverehrung, die in einem Wohnraum stattgefunden habe. Im Hule-Tal in Palästina fanden sich (PPNB) zwei übermo-

¹ Etwas abgesondert wegen der geografischen Lage inmitten von Wüsten und dem Meer entwickelte sich Ägypten, wo frühe mythische Texte in Gräbern eingemeisselt überliefert sind: ab circa 4.500 bp. Überlieferte Texte in Sumer ab 4.150 bp; entstanden ist die Schrift in Sumer offenbar nur wenig früher.

dellierte Schädel in einem Wohnhaus in Verbindung mit der Herdstelle, die Pfälzner ebenfalls als Ahnenkult interpretiert. Für Ain Gazal in Jordanien, eine der grössten Siedlungen ihrer Zeit, wird von ihm – gegen die Interpretation des Ausgräbers Rolfeason, betont er – für einen häuslichen Ahnenkult plädiert. Es gäbe weitere, jüngere Beispiele für Ahnenkult (etwa Tall Chuera, Syrien). Ich verweise noch auf Çatal Hüyük. In Anatolien hatte Ausgräber Mellaart eine Vielzahl der Gebäude als Heiligtümer charakterisiert, die von Pfälzner jedoch ebenfalls als Wohnräume mit Hinweisen auf Ahnenkulte der Familien interpretiert werden, was der Anlage sehr viel plausibler zu entsprechen scheint. Es habe vielleicht nicht nur „Familien-Altäre“ gegeben, sondern sogar einen dynastischen Ahnenkult einer politischen Elite.

Am Göbekli Tepe mussten den Leuten vor allem die beiden herausgestellten Haupt-T-Pfeiler in ihrer religiösen Bedeutung erläutert werden, ob „einfache“ Leute nun Zugang in die Anlage hatten oder nicht. Sonst macht Religion wenig Sinn, und für nur eine Geheimgesellschaft erschaffen sieht sie nun nicht aus. Wen stellen die Figuren dar, warum diese beiden so gross und andere nicht? Wie ist der geistige Zusammenhang mit den weiteren Wesen im Mauerrund? Von einer vom Selbstbild der Priester_innen unterschiedenen Darstellung kann nicht ausgegangen werden, die glaubten was sie erzählten. Allerdings wissen wir nicht, ob diese Gött_innen-Versammlung zusammen erst mit dem Geistigen Zentrum im jenem Stamm installiert wurde oder womöglich bereits viel älter war? Stand irgendwo schon eine Holzkirche? So wie die bekannten griechischen Tempel (werktreue) marmorne Nachbildungen von Holzgebäuden sind? Doch es gibt – so weit ich sehe – keine noch früheren Hinweise in der Geschichte auf Gött_innen (bewiesen sind ihre Stellung und Funktion auch am Göbekli Tepe nicht).

Für jene Zeit der Proto-Neolithisierung magisch-religiöse Welten zu sehen und noch keine Religionen, scheint vor dem Göbekli Tepe Konsens in der Wissenschaft zu sein. Doch dort stehen wir plötzlich vor zwei männlichen Haupt-Göttern! Zwei rein weltliche Denkmäler für Grosse Männer in des Rundes Mitte kann ich mir jedenfalls nicht vorstellen. Wo mögen die hergekommen sein? Einerseits kaum als direkte Abbildung sozialer Verhältnisse, andererseits nicht ohne Bezug auf diese, ist zu vermuten, jedenfalls aus den Begrenzungen traditionellen Denkens heraus sind sie entstanden. Doch wenn das Wetter und damit die Natur sich änderte, dann stellte sich jenen Menschen die Frage nach dem Ganzen ihrer (kleinen) Welt, dann stellte sich die Frage nach der verantwortlichen Kraft. Da auch die eigene kleine Welt traditional als Subjekt verstanden war, sofern sie bereits gedacht werden konnte, führt diese Frage zum Ursprung, und das konnte nur „göttliche“ Kraft sein, die das Ergebnis – diese Welt – erschaffen hatte.

Die erkennbaren Fähigkeiten am Göbekli Tepe scheinen den mesopotamischen Stadtkulturen in gewisser Weise näher zu sein, „gefühl“ jedenfalls, als es die Jahrtausende währende Distanz auf den ersten Blick vermuten lässt, näher als die Distanz zu den einfachen Älteren Wildbeuter:innen, die noch ohne ausgeprägte soziale Struktur von mir gedacht werden. Es gibt allerdings keinen Hinweis, in Sumer könne „irgendetwas“ von dort oben, vom möglichen Berg Duku, übernommen worden sein, wenn auch die von Schmidt schon erwähnte Mythe mit der Erfindung von Landbau, Tierzucht und Weben ziemlich plausibel klingt (die andere im Osten sehen). Einen konkreten Ort zu bestimmen war auch nicht nötig, weil die Grundlagen mystischen Lebens sich überall gleichen, und die Götter an beiden Orten entsprechende Funktionen zu übernehmen hatten, so wie in Ägypten der gleiche Urhügel unter allen Tempeln aufragt.

Unger-Dreiling fasst die spätere Vorstellung zu einem Hochgott so zusammen: (1) keine bildliche Darstellung, weil er – emotional gesehen – der sichtbare Himmel sei, was sichtbar ist, brauche kein Abbild; (2) kein weibliches Gegenstück, da er per Definition männliche Fruchtbarkeit ist (abgeleitet von Wasser/ Zeugungsflüssigkeit). (3) Der Hochgott wacht über Sittlichkeit und kosmische Ordnung, die dem organischen (traditionalen) Weltbild zutiefst sittliche Verpflichtung sei; (4) er ist universell verbreitet, denn der sichtbare Himmel sei über allen Biotopen der Erde ein und derselbe. (1966) Auch im Namen: Inanna steckt etwas Himmel und ihr Zikkurat in Uruk stützt diesen ebenfalls. (Heinz, 2014) Dies weitergedacht frage ich mich, ob die gesichtslosen Köpfe der T-Pfeiler zugleich eine materiale Entsprechung des Himmels sind, in der sich Himmel und Kopf durchdringen, so wie in Ägypten die Göttin Nut ihren Leib als Himmel über die Welt spannt?

Über lange Zeit der Geschichte war die Religion wohl die einzige zu denkende Kraft in den Gemeinwesen, die über die Macht von Grossen Männern hinausging: denn sie entschied über das Denken selbst, über die Logik der Weltvorstellung jenseits aller kausaler Logiken. Im mesopotamischen Mythos sind die Menschen zur dienenden Arbeit für die Gött:innen von jenen überhaupt nur geschaffen worden; doch dann nerven sie durch Lärm (als Nebenfolge), stören die Ordnung, und sollen per Sintflut wieder ausgerottet werden, ein Gott – vermutlich sieht er eine Karriere als oberster Menschengott – petzt aber: Auftritt des sumerischen „Noahs“, der später Gilgamesch den Weg zum Kraut ewigen Lebens zeigt, dessen Nutzung der aber verpennt. Setzen solche Vorstellungen/ Geschichten, wie dieser Konflikt zwischen den Gött:innen, nicht Herrschaft von Menschen über Menschen oder zumindest starke soziale Machtpositionen und verschiedene, wenn nicht geschichtete Gött:innenfraktionen voraus? Weil Religionen nur zusammen mit real bestehenden sozialen Figuren entstehen können, wie verbrämt/ irrational auch immer? Existieren sie aber, dann sind sie göttlich, einzig und sehr real.

Wer hätte sich so etwas damals ausdenken können? Wenn an die bekannten sumerischen Ursprungs-Mythen und das Gilgamesch-Epos die Positionierung der Geschlechter als Massstab angelegt wird, lässt sie sich als Hinweis auf die Übernahme der Macht durch den Tempel der Stadt interpretieren, denn Gilgamesch verliert zuletzt den Kampf nach dem ersten Erfolg über Inannas Himmelsstier und bleibt sterblich: aus Leere/ Chaos, aus dem Ursprung entstanden die Erd- oder Ur-Göttinnen, auch mit Aufgabengebieten in der Natur, wie dem Wachstum der Pflanzen. Doch erst der Tempel, die Priesterschaft, bringt die Ordnung in die reale soziale Macht der Gemeinschaft Uruks. Es sind wohl wieder primär die Männer/ Priester, die hier legitimiert werden, während die Gemeinschaft „weiblich/ chaotisch“ verstanden ist, stelle ich mir vor. Doch die Übernahme der Macht wird, wie erwähnt, durch eine Göttin symbolisiert: Inanna als noch starke, aber letztlich männlich beherrschte Kraft. So ist es vielleicht gedacht gewesen, als das Epos in der überlieferten Form aufgeschrieben wurde. Legitimiert wird zugleich die Tempelwirtschaft in, weit gefasst, analoger Form zu einer Art Lehnsherrschaft und der göttlich bestimmten Ausbeutung mittels der Arbeitskraft („religiöser Staats-Sozialismus“). Gilgamesch oder: der Palast begehrt gegen eine zu starke religiöse Macht auf. Aber das ist alles viel später. Rückdenkend werden die männlichen (!) Götter am Göbekli Tepe in solcher Weise gut begründbar. Oder ein „Beschluss“, die matrilineare Stammesform in eine patrilineare umzuwandeln, wie ihn Morgan für möglich hält, wurde in Stein gemeißelt.

Wie sind solche Geistwesen/ Göttinnen beziehungsweise die damit verbundene Religiosität generell verstehbar? Hübner (1985) sieht in seiner Studie zum religiösen Empfinden der mythischen Zeit Griechenlands einen gewissen Bruch von den frühesten Mythen hin zur dann reflektierteren Mythologie der griechischen Klassik, die sich vielleicht wiederum als neue Weltvorstellung fassen lässt, ein Übergang, wie ich ihn mit dem Göbekli Tepe verbinde. Für die griechische mythische Zeit wird verständlich gemacht, was dort unter Göttlichkeit verstanden wurde: eine ständige und auch örtlich überall gleichmässig die Gemeinschaft, die Welt durchdringende Kraft oder eine (nicht-materielle) Substanz; offenbar wenig verschieden von Sumer und selbst jüngerer Zeiten, wie noch bei rezenten Urvölkern. Lévy-Bruhl fand bei ihnen allgegenwärtige „mystische Kräfte“; (1922) ein bisschen ähnlich vielleicht mit der Vorstellung des „Äthers“ im späteren europäischen Denken?

Einzelne Göttinnen konnten deshalb überall gleichzeitig auftreten, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten. Ähnlich versteht Wilson es für Ägypten. (1954) Auch hier gilt, was Assmann für das alte Ägypten sagt, die Anbetung der GöttIn im Ritual mache die PriesterIn selbst zur GöttIn, die deshalb in ihrem Sinne (als Identität) wirken könne; wir sahen das beim Frühlings-

fest in Sumer (aber auch beim Regenmachen der Maya-Nachfolger bei Dux, oder von Geertz als Common sense beschrieben). Dort werde das Wort, das der Priester im Kult spricht, zu einer besonderen Kraft, und „*im Augenblick der kultischen Handlung zur Götterrede*“. (2010: 30ff) Steinert meint, Götter in Mesopotamien seien nicht als übernatürlich verstanden worden: „*Götter, Geister und Dämonen ... manifestierten sich in Naturerscheinungen und -kräften oder werden in Naturmetaphern beschrieben*“. (2012: 257) Also: konkret.

Dieses schwer zu beschreibende Göttliche/ Numinose – meint Hübner – konnte sich (!) auch „verdichten“ zur Person, zum Tier (Zeus als Ledas Schwan etwa) oder was immer (Epiphanie). Sie blieben dennoch Bestand-Teil jener numinosen Kraft. Jedes Teil sei das Ganze, in jeder Ähre sei die Göttin Demeter, in jeder Scholle Gaia, in jeder Rüstung (wie im erbeuteten Kopf bei anderen Völkern) der Ruhm des früheren Trägers (weshalb in der Ilias immer die Rüstung des erschlagenen Gegners eingesammelt werden muss, wozu auf dem Schlachtfeld auch Musse ist); damit wird von Homer auch eine besondere frühe Individualität beschrieben.

Es erscheint also immer derselbe Gott, beziehungsweise diese religiöse Ur-Kraft, allerdings in verschiedenen Formen, so wie gerade auf sie gesehen wird, bei der Ähre Demeter, beim Blick auf die Scholle eben Gaia... Auch ein Name für etwas sei Teil des Ganzen, hören wir wieder. Aus diesem Immer-Alles-Überall ergab sich jenen Menschen auch die Vorstellung des Gemeinsamen in der sozialen Einheit: eine Sünde, ein göttlicher Fluch oder dergleichen beschädigte nicht nur einzelne direkt Betroffene, sondern die ganze Sippe und gegebenenfalls das Gemeinwesen, die wiederum durch etwas wie eine gemeinsame Ehre in diesem Göttlichen verbunden sind, und dann entündigt werden müssen (wie vielleicht Korinth nach dem Skandal um Medeas Kindsmord). Das sind Vorstellungen, die viel später noch bei den alten Germanen bestehen, (Grönbech, 1954) aus denen sich zum Beispiel auch die Blutrache zwischen den Sippen ableitet. Die besteht offenbar weitgehend universal, was wieder auf eine gemeinsame traditionale und mystische Logik, auf die geistigen Strukturen verweisen kann.

Die wechselnde Bedeutung einzelner Göttinnen ist in weiter entwickelten Mythen nicht selten, bis hin zu Zeus, der gleich eine ganze Gruppe auf dem Olymp anführt, nachdem die Erdgöttinnen (und die Frauen auf dem heiligen Gipfel) an Bedeutung verloren. Einige der älteren Geistwesen werden – bei Vermischungen der Völker, etwa als Ausbreitungss- und/ oder Kriegsfolge – auch miteinander verbunden (Synkretismus). Ob sie nun in Sumer An, Enlil, Ninhursag und Enki heissen (die Anunna-Göttinnen vom Berg Duku), in Babylon aus Enki dann Ea, aus Enlil dann Marduk wird, der das Urgeschöpf, das äussere bitere und weibliche (!) Urmeer Tiamat hinschlachtet, um daraus Himmel und Erde zu machen, das alles hat gemeinsame Wurzeln in der Struktur traditionellen

Denkens. Auch in Ägypten wird im Schöpfungsmythos mittels der Urzeugung zuerst mal Himmel und Erde getrennt; der entstehende Urhügel findet sich wiederum (identisch) unter jedem Tempel des Landes.¹ In Kalifornien wurde bei einem Stamm alljährlich in jedem Dorf ein Bussard getötet und dabei furchtbar geschunden, um ihn geistig zum Leben zurückkehren zu lassen; in allen Dörfern wurde er als ein und derselbe Vogel gedacht. (Lévy-Bruhl, 1926)

Die religiösen Riten am Göbekli Tepe haben sich, wenn wir den (ersten) Bau als relativ plötzliches und singuläres Ereignis begreifen, also noch ohne an weitere Anlagen zu denken, kaum von allein geändert, nicht schleichend an neue Verhältnisse angepasst. Für eine solche Anstrengung muss es wohl einen Grund im Sozialen gegeben haben, einen religiösen, mystischen Grund, beziehungsweise etwas so Verstandenes. Viele Entscheidungen waren nötig, um die Dramaturgie der Anlage zu bestimmen. Wie hätten sonst die Baumeister und Bildhauer die Symbolik konkret entwerfen können? Nein, das sollen wir uns schon sehr konkret vorstellen: „Sitzungen“ mussten stattgefunden haben, Treffen der Meinungsträger.

So wie sich die Wichtigen und Grossen oder Vorleute in rezenten Urvölkern zusammensetzen, wenn zum Beispiel eine neue Pflanze durch Reisende in die Gemeinde gebracht wird, die nun klassifiziert werden muss, etwa nach der Farbe, deren Bedeutung mystisch wie „medizinisch“ festzulegen, ins bestehende System für alle verbindlich einzugliedern ist. So wie permanent manches mehr zu entscheiden ist, wenn die einzelnen autonomen Familien zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, in der vielleicht Normen entstehen: wann ein Kind leben darf, wann eine „Blutgabe“ die Rache ersetzen kann, um mehr Menschen überleben zu lassen, was das veränderte Wetter bedeuten mag... Oder wie die sich schleichend entwickelnde soziale Differenzierung ihren institutionellen Ausdruck finden kann, ihre formelle und göttliche Legitimation zwischen dem aktuellen Erfordernis und den Ansprüchen der Ahnen.

Hier wird auch danach gefragt, welche Kräfte die Veränderung der Sozialität jener Gemeinschaften bewirken konnten. Zwei Blickrichtungen sollten dabei unterschieden werden. Die Religion selbst als geistiges Konstrukt kann *erstens* als von den Menschen gemacht kaum aus sich heraus eine solche Kraft entfalten. Sie entsteht in engem Zusammenspiel mit der sozialen und „politischen“ Entwicklung. Doch gibt es *zweitens* ab der Entstehung von Heiler:innen dann auch personalisierte soziale Kräfte, die an der Institution des Religiösen Interessen entwickeln, so wie im weltlichen Bereich über Ansehen und Macht neue Rollen und gesellschaftliche Positionen gebildet werden. Und es gibt konkrete

¹ Noch in der isländischen Edda des 13. Jahrhunderts kommt ein ganz ähnlicher Mythos vor. Die Trennung von Himmel und Erde ist eines der universalen Motive in den Mythen der Welt. (interim6)

Anforderungen und Aufgaben, die die Grossen beider Welten mittels religiöser Einschüchterung durchsetzen wollen.

Die Frauen, wie das Wetter oder das Jagdwild und die Nahrungspflanzen, müssen unter Kontrolle gebracht und gehalten werden. Dazu gibt es Konkurrenzen unter den Heiler:innen/ Priester:innen durch den mehr oder weniger sichtbaren Erfolg bei heiligen Handlungen oder bei medizinischen Riten. Mächtige Interessen entstehen zwischen den Familien der geistigen Grossen. Bis hin zu Machtkämpfen auch zwischen weltlichem und geistlichem Führungs-Personal. Und in diesem Sinne entstehen Wirkkräfte in den Gemeinschaften mit unter Umständen hohem Veränderungspotential im Feld des Religiösen. Wie dem nach dem Verlangen „kirchlicher“ Räume, deren Bau die Gemeinschaft weitgehend „umkrepeln“ konnte, und die dabei ihren Glauben bewies.

Die Institutionalisierung der sozialen Kräfte, etwa ein Häuptlingstum, könnte überhaupt in der Gemeinschaft vom Göbekli Tepe durch ein solches Bauvorhaben ihre sichtbare Fundamentierung bekommen haben, weil sich nun besondere Herrschaftsverhältnisse durchgesetzt hatten. Selbst wenn der Göbekli Tepe das Werk weltlicher Führung war, um ihre Fähigkeit angesichts gravierender Änderungen der Welt durch die Eiszeit mittels eines Geistigen Zentrums unter Beweis zu stellen, kann das – nach allem was wir wissen – nicht ohne starke Beteiligung der Priesterschaft geschehen sein, nicht ohne starken Ritus. Auch ein profanes Geistiges Zentrum im Zusammenhang mit einem Handelsplatz wäre ein heiliger Raum, der Ratschläge als göttliche Offenbarung anbot. Nein, es gibt hinsichtlich einer solchen Anstrengung keine Profanität in jener Zeit, eine Trennung vom Religiösen war im Denken lange noch nicht möglich. Und es gibt weitergehende Szenarien hinsichtlich des Göbekli Tepe als ich sie hier (hilfsweise mir) vorstelle, etwa eine strikt geschichtete Gesellschaft auf Sklav:innen-Arbeit basierend mit machtvoll ausgedrückter Herrschaft, womöglich irgendwelche Blutopfer inclusive (Hollywood lässt grüssen). Schliesslich ist nur ein kleiner Teil des Göbekli Tepe erkundet.

Soziale gesellschaftliche Differenzierung entsteht in einem komplexen Wirkgefüge insgesamt, zu dem hier wichtige Beispiele für soziale Triebkräfte im Kleinen angeführt wurden, anders noch als dann die grosse Änderung zur bäuerlichen Produktionsweise, wie sie bislang gesehen wird, hinter der ich aber urbane Triebkräfte vermute. Und ebenso können verschiedene Umwelten, natürliche wie soziale, Anlässe für sozialen Wandel bieten. Etwa mehr im Sinne des Baus eines Geistigen Zentrums zur Beratung, als Orakel, statt nur als „Tempel“, um den Folgen des Endes der Eiszeit etwas entgegen zu setzen, oder aber zur Absicherung des Lebens im allgemeinen. Ich meine jetzt, sage ich noch einmal, nicht eine Festung gegen Feinde, das ist jedenfalls der Göbekli Tepe kaum, sondern rede vom möglichen Waren-Tausch als Grundlage für Reichtum.

In Jericho könnte der Wohlstand durch Rohstoffe (Bitumen, Salz) fremde Interessen angelockt haben, von der Mauer wird aber gelegentlich nur als Hochwasserschutz gesprochen. Zwar ist der Handel mit Salz und Bitumen umstritten, doch dann ist ein gewisser Überschuss bei der Nahrung eine entscheidende Voraussetzung für solche Bauwerke. Auf Basis von zumindest temporärer Arbeitsteilung errichtet, wurden wohl einige Menschen von der unmittelbaren Nahrungssuche freigestellt. Es konnte am Göbekli Tepe nicht zugleich ein ganzer Stamm, oder alle Männer, beständig an Pfeilern und Mauern arbeiten. Nur kleinere Gruppen konnten Pfeiler aus dem Fels schlagen, weil nicht mehr Platz vorhanden war, vielleicht mit Zuarbeit (Meissel erneuern) von anderen, also Arbeitsteilung, so oder so. Und weitere Leute mussten Überschuss an Nahrung beibringen, als Reichtum, auf dem erst weitergehende Prozesse sozialen Wandels möglich wurden, direkt beim Jagen und Sammeln oder durch Handel oder Krieg.

Urbanität als Entwicklungslinie

Die besprochenen Triebkräfte früher Gemeinschaften von Wildbeuter:innen kumulieren in den wachsenden Siedlungen, in denen sie sich ebenso in besonderer Weise entwickelten. Zum besseren Verständnis soll dies – bevor ich auf die Monumente selbst zu sprechen komme – durch den Blick auf den grösseren historischen Zusammenhang verdeutlicht werden, in dem der Göbekli Tepe und dessen Erbauer:innen standen. Das scheint sinnvoll, da meine soziologische Analyse es zweifelhaft erscheinen lässt, in der Landwirtschaft das entscheidende Movens für den sozialen Wandel der dem Göbekli Tepe folgenden Entwicklungen zu sehen. Vielleicht ist eine andere Form des Übergangs als These zur Geschichtsschreibung fruchtbarer zu machen, die wachsende Sesshaftigkeit (komplexe Wildbeuter:innen) und vor allem deren kognitive Basis. Sie scheint mir besser verständlich zu sein, als eine kleinräumige Landwirtschaft für den „Beginn“ der Kultur anzusehen. Zumal entlang dieser Linie sowohl (1) die Grosssiedlung, (2) der Göbekli Tepe und der Beginn (3) der Landwirtschaft erklärbar scheinen.

Der Fokus bei der Entstehung des Göbekli Tepe wird primär auf einen inneren sozialen Wandel gerichtet, wenn der wohl auch durch das Ende der Eiszeit angeregt wurde. In der Folge kommen wir gedanklich relativ direkt über die weiteren Jahrtausende zu den Stadtgesellschaften Sumers, die die Landwirtschaft nun unter ihrem Einfluss betreiben. Diese Form der Ernährung – Stadt mit kontrolliertem Umland – ist dabei eine unverzichtbare Bedingung für die neue Kultur, nachdem der Platz zum willkürlichen Sammeln am Rand der grossen Siedlungen zu knapp wurde. Deshalb soll hier für das Ende meiner Untersuchungszeit auch geprüft werden, ob und wie die Zeit vom Göbekli Tepe bis nach Uruk, der berühmt gewordenen Hauptstadt Sumers, mit archäologischen

Funden zu überbrücken ist. Aus dieser Sicht wird der Göbekli Tepe zum besonderen epochalen Schnittpunkt zwischen den Zeiten und Welten.

Wir müssen dabei – anders als das bisher in meiner Studie geschehen ist – auch die weiteren Bauphasen an diesem Geistigen Zentrum der Harran-Ebene berücksichtigen, in denen in der jüngeren Grabungsschicht II noch etliche kleinere Rundbauten entstanden sind (ca. 200 T-Pfeiler wurden geortet). Und darüber hinaus für zumindest 1.000 Jahre ein weites Umland, das Schmidt in einem Radius von 200 Kilometern sieht, weil erst nach dieser Zeit Nevalı Çori entstand; eine Kulturgemeinschaft, die zumindest ein Jahrtausend noch vor oder im Übergang zur Landwirtschaft bestanden hat! Mit solchen Analysen wird die frühe Baustelle recht verständlich in die Quellen jener Zeit um 11.500 bp einge-reiht. Der Göbekli Tepe ist wohl gar nicht die solitäre Sensation, als die er uns vorkommt, weil wir die Gesamtheit nicht sehen können. Denn manches spricht dafür, es habe zumindest bald darauf ein umfassendes Verkehrsnetz in der Region weit über die Sozial-differenzierte Gemeinschaft hinaus gegeben. Selbst für die Zwischenzeit bis Uruk finden sich noch bedeutende Quellen; dazu gleich.

Diese pauschale These – sie müsste in weiteren Studien genauer analysiert werden – stützt noch einmal die Beurteilung der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe als bereits einer ersten Hochkultur. Die „urbane“ Lebensform als kulturelle Entwicklungslinie scheint bislang unterbewertet zu sein, sie zeigt sich seit der (1) grossen steinzeitlichen Siedlung ab vor 20.000 Jahren, dann des (2) Geistigen Zentrums in der Harran-Ebene mit den Handelswegen, Jericho nicht zu vergessen, bis hin zur (3) Urukisierung und zuletzt der (4) Grossstädte Mesopotamiens, in denen bereits bewußt ein Menschenbild geformt wurde, durch „Pädagogik“, wie wir sahen.

Natürlich kann die Sozial-differenzierte Gemeinschaft neuerungsfeindlich gewirkt haben, als letzte Bastion der Sammler:innen und Jäger. Im kleineren Zusammenhang mag es durchaus Kämpfe zwischen ihnen und den neuen Bauern gegeben haben, die den Boden der Ahnen nun aufreissen, aber das geschah kaum in der historischen Dimension (nicht als Kampf zweier „Reiche“ womöglich, wie Hollywood es inszenieren würde). Dieser Bau am Göbekli Tepe ist doch in hoher Weise selbst: *Modernisierung*. Klimawandel, Ernährungsbasis und Siedlungsentwicklung scheinen einen sehr komplexen Prozess hin zu wie ebenso aus einem neuen Denken heraus gebildet zu haben.

Was für den Göbekli Tepe nicht direkt fassbar ist, wird für uns aber im Zwei-Strom-Land des Altertums recht deutlich, weil dort die kognitiven Fähigkeiten und differenzierten städtischen Verhältnisse gegenüber den rezenten Urvölkern zweifelsfrei eine höhere Entwicklung der Kompetenz belegen. Allein der Zugriff auf die Landwirtschaft durch die Grossstädte betont diese Über-

legenheit, wie ebenso die städtische Umwelt mit zum Teil kolossalen Bauwerken: Mauer, Tempel/ Zikkurat und Palast.

Jericho, Çatal Hüyük, Urukisierung

Bei den folgenden Betrachtungen wird zuerst auf die Eingebundenheit des Göbekli Tepe in grössere Strukturen gesehen, und es gilt vor allem, nach empirischen Kenntnissen zu fragen. Das fällt schwerer bei der Frage, in welcher Form vor fast 12.000 Jahren bestimmte Rituale bestanden, ob es sich um einen nach innen gekehrten Totentempel handelte, oder um ein offensiv Geschichte machendes Zentrum, womöglich um einen zurückgezogenen religiösen Ort (ähnlich späterer Klöster). Leichter ist es bei der Betrachtung der Monumente. Sie können – wie unten die Analyse der Baustelle zeigt – relativ konkret mit Bauten rezenter Urvölker verglichen werden. Dieser Vergleich der Kognition spielt auch in den folgenden Abschnitten eine Rolle, in denen es um Siedlungsformen und Verkehrsstrukturen der Zeit zwischen dem Göbekli Tepe und Sumers erster Grossstadt geht: Uruk. Zuerst gebe ich kurze Hinweise zu Jericho und spreche über Çatal Hüyük.

Jericho ist von Bedeutung für die Betrachtung des Göbekli Tepe, weil dort vielleicht zeitgleich oder jedenfalls zeitnah eine neue Kraft entstand, mit der die Gemeinschaft vom Göbekli Tepe wahrscheinlich direkt bekannt war; die Distanz beträgt lediglich 600 Kilometer Luftlinie. Und in beiden Orten sind grosse Zahlen von Jägern und also Krieger anzunehmen. Konkrete Hinweise auf eine Verbindung mit dem Göbekli Tepe gibt es allerdings nicht. Jericho fällt vor allem durch die Menge der Steine auf, die für Mauer und Turm verbaut wurden. Der Ort entstand um 11.000 bp, 500 Jahre nach dem Baubeginn in der Harran-Ebene, soweit das so präzise verstanden werden kann; der Wohnort war älter als der Turm, der auf Standorten von Hütten errichtet wurde. Das Siedlungsgebiet von etwa drei Hektar wurde von einer eiförmig bis ovalen Mauer umschlossen, darin eingebunden der Turm. 10.000 Tonnen Steine wurden in Jericho von einem Heer (!) von Arbeitern verbaut; das mag Roaf (1998) nicht – wie ich – im Sinne von zugleich militärischem Heer gemeint haben, das generell mit einem solchen vom Göbekli Tepe aneinander geraten sein könnte. Rundbauten, etwas in den Boden eingetieft, bildeten die Wohn-Unterkünfte der frühen Zeit. Es könnten damals um 1.500 Personen dort gelebt haben. Bald wurde, noch in prä-keramischer Zeit, Getreide angebaut; doch die Zeitangaben für Jericho sind schwer einzuordnen, da nur von frühem Natufien oder vom Proto-Neolithikum gesprochen wird. Die Siedlung liegt direkt neben einer ergiebigen Quelle nördlich des Toten Meeres.

Eine derartig grosse Siedlungsfläche sollte sich heute von der Archäologie in der Nähe des Göbekli Tepe finden lassen, denke ich als Laie, wenn sie nicht

von Wasser der modernen Stauseen oder der Altstadt von Şanlıurfa überdeckt wurde. Jedenfalls mussten solche Siedlungen genügend Wasser in der Nähe haben, was in trockenen Gebieten ebenfalls die Grosssiedlung befördert haben mag, und ebenso Wildgetreide und anderes nahrhafte Sammelgut; vielleicht gab es bereits kleinere Gärten. Die reine Siedlungsfläche konnte von unbebauten Naturzonen oder platzartigen Räumen unterteilt sein, so dass Sippen sich zuerst ein wenig voneinander fern halten konnten.

Çatal Hüyük in Anatolien war von spezieller Bedeutung für die Diskussion um frühe Lebensweisen. Der Ort bestand erst um vor 8.000 Jahren. Ich erwähne ihn hier, weil er in die Zeit zwischen dem Göbekli Tepe und jenen Städten gehört, die gleich unter dem Titel der „Urukisierung“ angesprochen werden. Vor der Entdeckung des Monuments der Harran-Ebene galt er als die älteste „Stadt“ der Welt (Ausgräber Mellaart, 1967, sprach von: Town, einer mittleren Stadt). Diese Siedlung wurde nicht zuletzt durch den Fund einer angeblichen Grossen Muttergöttin berühmt, die über Jahre die archäologische Interpretation der historischen Sozialwelt im Sinne eines allgemeinen Matriarchats beeinflusste. Als würde eine Muttergöttin schon ein Matriarchat beweisen; beileibe nicht. (Röder u. a., 1996)

Tatsächlich war der Ort eine bäuerliche Wohnsiedlung mit hohem Jagdanteil an der Ernährung; die Gebäude aus Lehmziegeln stehen Wand an Wand (ohne mit Pueblos im Süd-Westen Nordamerikas im engeren Sinn etwas zu tun zu haben). Und es gab dort – wie schon erwähnt – viele Hausaltäre. *Çatal Hüyük* gehört also in den Gesamtzusammenhang, der hier im weiteren noch mit besprochen werden soll, um die Bedeutung des Göbekli Tepe für eine grosse Region über die Zeit zu erkennen. Dazu gehört auch ein Blick auf die geistige Verfasstheit, die ich anders sehe als Schmidt.

Ein Wand-Relief dort, das eine in Gebärhaltung sitzende Muttergöttin zeigen soll, (Mellaart) wird von Schmidt eher als ein Tier interpretiert, das die Wand hinaufläuft, also von oben gesehen wird, weil ähnliche Darstellungen sich (unstrittig) auch am Göbekli Tepe und in dessen Nähe in vollständigerer Form fanden; allerdings laufen sie dort hinunter. (2008: 96, 137) So oder so irgendwie „heilig“ offenbar. Doch die Bemalung des wichtigsten dieser Wandreliefs in *Çatal Hüyük*, das auf dem Bauch oder Rücken konzentrische Kreise zeigt, ist deutlich different zu einer Tierdarstellung; es fehlt hier ein Schwanz, so dass das Sitzen dieser Figur nicht ausgeschlossen scheint. Ob die Figur, als Frau verstanden, schwanger ist? Vierter Monat? Der Kopf ist zerstört, und dessen Rest sieht nicht nach einem flachen Tierkopf aus. Durch den weitgehenden Erhalt der Farbe sehen wir reaktiv gut die frühere Form des Reliefs.

Das Geschlecht ist nicht erkennbar. Brüste – wie sie Ausgräber Mellaart in „Rekonstruktionen“ weiterer solcher Darstellungen hinzuerfindet – hat das far-

big fotografierte Exemplar jedenfalls nicht.¹ Es fand sich unter Anderem eine weitere, recht berühmt gewordene (kleine) Skulptur in Çatal Hüyük, die eine fettleibige Frau auf einem Sitz mit seitlichen Leoparden zeigt; gegenüber den viel älteren (fetten) ähnlichen Frauen-Figurinen ist sie mit ausgeführten Armen und Beinen gearbeitet, der Kopf ist abgebrochen und rekonstruiert. Auch sie kann nicht als Beleg für ein Matriarchat gelten. Dazu wurde ein Stier reitender Mann gefunden, beide lassen sich als „Göttinnen“ interpretieren. Doch es ist ein Unterschied, ob eine solche Figur vor gut 30.000 oder erst 8.000 Jahren als „Göttin“ verstanden worden sein soll (vgl. Inanna).

Obwohl Skulpturen/ Figurinen und die Bauten über das Jung-Paläolithikum deutlich differieren, gibt es also dennoch Gemeinsamkeiten bezüglich mancher Darstellungen, so wie von den Mauern am Göbekli Tepe vielleicht zu den grossen Felssteinwänden Jerichos. Dennoch galt Çatal Hüyük lange als matriarchales Zentrum „der“ Muttergöttin, wie es selbst in Fachaufsätzen manchmal heisst; dazu habe ich meine ablehnende Auffassung dargestellt. Mir scheint es aber vernünftig zu sein, durch die Darstellungen erst einmal eine gewisse Bedeutung von Frauen in Çatal Hüyük für möglich zu halten, und sei es in der Form einer Unterdrückung, die durch Verehrung und dem Schutz vor den eigenen Männern ausgedrückt ist. Dieser Tepe ist, wie der Göbekli Tepe, nur zum kleineren Teil ergaben.

Auch wenn zwischen dem Baubeginn des Göbekli Tepe bis zu Çatal Hüyük 3.500 Jahre liegen und beide Orte wohl nichts direkt verbindet, was durch Quellen belegt wäre, ist im grossen Rahmen jener Zeit vielleicht einmal darauf zurück zu kommen und eine heutige Festlegung verfrüht. Billigen wir der Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe eine Dauer von (gesichert) 1.000 oder gar 2.000 Jahren zu, als dann die Anlagen verschüttet wurden, und halten wir sogar eine gewisse Fortsetzung solcher Kultur bis hin zu Sumer mit der Hauptstadt Uruk für bedenkenswert, kann auch die religiöse Form von Çatal Hüyük noch eine erklärende Rolle bekommen, weil der Göbekli Tepe früh in eine weitläufige Region eingebunden gewesen zu sein scheint und vielleicht ein Zentrum nicht nur der Kultur, sondern auch des Handels gewesen ist. Zeitlich noch 1.000 Jahre weiter entfernt vom Göbekli Tepe existierten jene Städte der Ubaid-Periode von vor etwa 7.000 Jahren, die in Nord-Mesopotamien liegen.

Von der *Urukisierung* des Nahen Ostens im Entstehen der Grossstadt Uruk hat an herausragender Stelle die Ausstellung „Uruk - 5.000 Jahre Mega-

¹ Er hat bei Zeichnungen und Figuren schlicht gefälscht: Voigt (2000) beschreibt das durch Vergleich von deutlich gezeichneten Busen wo die (unpublizierten) Fotografien flache Körper zeigen (bei Mellaart, 1967: 115, 135). Auch Schmidt (2008) macht (mit Todd) darauf aufmerksam. Mellaart gilt mittlerweile in weiteren Fragen als Fälscher; scinexx.de, 14.3.2018

city“ gesprochen und die These der *Proto-Urbanisierung* Gross-Mesopotamiens neu hervorgehoben, die etwa 5.000 Jahre nach dem Göbekli Tepe datiert ist. Ergänzend dazu bekommt eine weitere Untersuchung Bedeutung, sie spricht für die Region um den Göbekli Tepe davon, ein *Handelsnetz* sei dort bereits seit um 10.500 bp an Funden nachweisbar. (Coward, 2010) Zu dieser Zeit entstand Nevalı Çori, der Ort mit T-Pfeilern und möglichen Lagerhäusern, und es gab – als eine andere Siedlungsform – bereits Jericho. In der Ubaid-Periode im siebten Jahrtausend vor heute seien „Kolonien“ eines proto-urbanisierten Summers unter anderem auch in Nord-Mesopotamien begründet worden, um die werdende Grossstadt Uruk mit Rohstoffen zu versorgen. (Butterlin, 2013; Algaze, 2005) Die jüngste Ausgrabung einer 9.000 Jahre alten „*Metropole*“ bei Jerusalem mit um 3.000 Bewohner:innen unterstützt diese Vorstellungen. Sie wies auch bereits Baustrukturen auf, die wohl eine deutliche soziale Differenzierung sehr wahrscheinlich machen. Funde zeugen von Handelsbeziehungen bis nach Anatolien! (Scinexx, 16.7.19)

Gilgamesch und Enkidu stehen vielleicht für diese Zwischenzeit, die ja Zedern aus dem Norden, vom Libanon holten. Solche Gründungen entstanden unter anderem in der Nähe des Göbekli Tepe: *Habuba* und *Aruda* (beim früheren Abu Hureyra am Euphrat). In diesen Städten, deren nachgebauten Modelle in Fotos des Kataloges enge Quartiere mit eckigen Hofhäusern zeigen, wurden einfache Keramikgefässe ausgegraben, die denen aus Uruk fast vollständig gleichen und wohl beim Essen durch die Arbeiter:innen Verwendung fanden. Es sei eine Globalisierung entstanden, die „*der Geburtsakt der urbanen Zivilisation war*“, die Urukisierung mit neuen städtischen Verdichtungen in ganz Mesopotamien. (Butterlin)

Doch dieser Geburtsakt lag wohl schon weiter zurück! Ich sehe ihn am Göbekli Tepe. Später kommt Çatal Hüyük in Anatolien (8.000 bp) als Handelspartnerin in einer solchen Vernetzung in den Blick; jedenfalls wurde Obsidian in Blöcken aus Anatolien nach Mesopotamien gebracht. (Roaf) Die Kultur „Uruk“ habe sich lange vor der Blüte der Stadt Uruk vom Süd-Iran nordwestlich nach Ost-Anatolien hingezogen. In diesem Zusammenhang steht auch die alte Stadt Tell Brak, die 200 km Süd-Ost-Ost von Şanlıurfa liegt und neuerdings als „älteste Stadt“ im Neolithikum gilt; bei der Analyse aus Satellitendaten fand sich dort ebenfalls ein ausgeprägtes Verkehrssystem. (Scinexx.de, 15.3.16)

Dieses Wissen führt zur Vorstellung, das Geistige Zentrum am Göbekli Tepe könne im ganz frühen Prozess hin zu diesen Entwicklungen eine Rolle gespielt haben, als ein das Religiöse ergänzender Handelsmittelpunkt etwa. In viel jüngerer Zeit hat es jedenfalls einen Handelsweg vom Roten Meer nach Anatolien gegeben. (Burenhult, 2004) Und es gab eine Kreuzung zweier Handelswege südlich von Şanlıurfa/ Edessa bei der Siedlung Harran. Einer führte

von Damaskus nach Norden, der andere vom Iran zum Mittelmeer. Ich lasse das so stehen und komme zur Baustelle in der Harran-Ebene.

Logik und gebaute Umwelt

Ich fasse noch einmal den historischen Hauptprozess zusammen und illustriere ihn. Was am Beispiel des Göbekli Tepe sich vor dessen Bau gut nachvollziehen lässt, die Wetteränderung als Begründung für einen deutlichen sozialen Wandel, kann offenbar 10.000 Jahre zuvor ähnlich, wenn auch in geringerem Ausmass, vorgestellt werden. Um etwa vor 21.500 Jahren erfuhr Eurasien eine Kältespitze der Eiszeit, die grösste Vereisung folgte etwa 2.000 Jahre später. Und es entstanden seit ungefähr dieser Zeit festere Gebäude in grösserer Zahl, weshalb in der Archäologie manchmal von „komplexen Jägern und Sammlern“ gesprochen wird. Das waren Behausungen, die zu ihrer Errichtung mehr Aufwand als Zelte forderten, eine weitergehende Kenntnis verlangten und nach der Fertigstellung noch intensiver dazu einluden, sie ständig zu nutzen (eine wunderschöne traditionale Beschreibung subjektiv handelnder Bauten). Einen Standort für sie auszusuchen war zudem eine perspektivische Aufgabe des Denkens: wo gibt es ständig Wasser, reichlich pflanzliche und tierische Nahrung? Dazu war Schutz vor Wetter und Feinden zu bedenken. Eine ganz andere Leistung als sich irgendwo Windschutz oder einfache Zelte aufzustellen.

Planungsprozesse kommen ins Spiel. Und Gebäude konnten Begehrlichkeiten bei anderen Gruppen wecken. Auch deshalb ist nachvollziehbar, dass solche Siedlungen wohl eine Tendenz zur grösseren, wehrhafteren Gruppe bewirkten, die dann wiederum eigene aggressive Verhaltensweisen schufen. Es kamen vielleicht auch fremde Gruppen in friedlicher Absicht, um sich ebenfalls an diesem günstigen Ort niederzulassen. Bis der Standort unbrauchbar, weil übernutzt wurde. Und das, wie es so schön heisst: lernt doch. Mit dieser Annahme eines vielfältigen sozialen Prozesses hin zur generellen Sesshaftigkeit ist vielleicht die Frage zu beantworten, was denn den entscheidenden Umschwung zum modernen Menschen bewirkte, der nach der erläuterten simplen kognitiven Phase der Älteren Wildbeuter;innen stattfand, die allerdings die erste Schnitzerei, Höhlenmalerei und Musik schufen; ich habe sie hilfweise als Typus der „Prä-Logik“ im Sinne Piagets pointiert (sowie als den Früheren Sapiens bei Tomasello). Nach der Entstehung des Homo sapiens in – gegenüber den Früh-Menschen – neuer kognitiver Qualität ist die Sesshaftigkeit als ein entscheidender grösserer Umbruch des Sozialverhaltens anzusehen, hin zu Jüngeren Wildbeuter;innen mit der sich entwickelnden („vollständigen“) prä-operationalen Logik Sechs- bis Siebenjähriger, die bis hin zu rezenten Urvölkern des 19. und selbst in modernen Gesellschaften noch des 20. Jahrhunderts partiell erhalten blieb.

In den kleineren gefundenen Artefakten scheint eine nur langsame Veränderung sichtbar zu werden, sagt auch die Archäologie. Sie verweisen primär auf

einfache technische Verbesserungen der hergestellten Werkzeuge. Doch dann entsteht mit den vermehrt festen Gebäuden vor gut 20.000 Jahren etwas Neues. Eine soziale Transformation ist das entscheidende Anzeichen für eine bereits erkennbar selbstgemachte Umwelt, die grössere Siedlung mit ihrem engeren Umfeld. Nun auf relativ kleinem Raum lebende Menschengruppen stehen vor allem für Lernprozess und sozialen Wandel. Einige Quellen, wie die Gräber in Sunghir oder in Italien, oder unterschiedlich grosse Vorratsgruben in Osteuropa komplettieren diesen Eindruck, der aber in grossem Umfang erst für die sozial-differenziertere Gemeinschaft am Göbekli Tepe durch den Bau eines Monuments deutlich wird. Der Prozess der Institutionalisierung – kann deshalb angenommen werden – war vor gut 20.000 Jahren bereits weit entwickelt, ebenso waren wohl die Grundlagen der Sprech-Sprache erworben. Beispielsweise mussten Organisationen der Stämme oder Clans entstanden sein, um verschiedene Gruppen über Dialoge mit einer gewissen allgemeinen Verbindlichkeit in einer Siedlung zusammenführen und organisiert einsetzen zu können; zum Bauen wie zum Krieg.

Dabei lag der Göbekli Tepe insofern in einer Region mit etlichen Spuren einer Besiedlung, als nicht klar ist, ob die gleich zu nennenden Orte jeweils einzelne Siedlungen in der Zeit gewesen sind, oder ob nicht von einer dauerhaft dicht bewohnten Region mit einer Reihe von Grosssiedlungen auszugehen ist; die Rede ist allerdings zumindest von Jahrhunderten, über die sich die Funde erstreckten, von denen die noch unbekannte Siedlung der Leute vom Göbekli Tepe vielleicht umgeben war.

In der Zeit des Kebaran seien von 18.000 bis 11.000 bp die *festen Siedlungen immer häufiger* geworden. (Roaf, 1997; Nunn, 2006) Ich nenne Ortsnamen aus zwei Quellen ergänzend zu den oben benannten Orten als Illustration (und zum Nachschlagen):

Um 15.000 bp entstand *Ain Gev I* (römische Ziffern bezeichnen Grabungsebenen) am Ostufer des Sees Genezareth. Ein Fundament für wahrscheinlich eine Hütte wurde gefunden, Steinplatten, Steinmörser, Sichelklingen.

Von 13.000 bis 11.300 (Natufien) könne von überwiegend vegetarischer Ernährung ausgegangen werden. *Höhlen* und *Abris* wurden bewohnt, ebenso runde *Hütten* mit Mittel- und Seitenpfosten, der Boden ein Meter eingetieft.

In *Ain Mallaha* waren etwa 50 Hütten mit innen liegenden Öfen im Durchmesser bis dreieinhalb Meter ganzjährig von etwa 200 - 300 Menschen bewohnt.

Ähnlich in *Savi Cheni* um 12.000 bp mit runden Hütten; Mahlsteine wurde gefunden.

Andere Orte waren *Al Wad*, *Nahal Oren*, *Abi Hureya*, *Beidha*, *Quermez Dere*.

Jericho besass um 11.000 bp Hütten von fünf Meter Durchmesser, eingetieft, Wände mit Ziegeln, für circa 1.500 Menschen.

In *Mureybet* fanden sich runde Hütten mit *rechteckiger* Unterteilung. Weitere gefundene Orte sind *Nemrik*, *Mlefa 'at*, *Aswat*.¹

Auch in der Kognition selbst liegt Entwicklungspotential, wenn etwa aus einzelnen Kenntnissen eine neue Idee zusammengesetzt wird. Wer gewohnt ist, mit einer steinernen Ahle Löcher in Leder zu machen, um dann eine Sehne hindurchzufummeln, wird irgendwann die Nähnadel erfinden. Wer einen Holzspeer benutzt und auch mit Steinwerkzeugen Tiere zerlegt, verbindet irgendwann beide Verfahren und schafft später die schärfere und breitere Steinspitze am Speer, die grössere Wunden reissst. In solchen Prozessen wird Geisteskraft herausgefordert, nicht nur, um unmittelbar die Nahrungssicherung zu organisieren, sondern die neue Situation wurde geistig immer intensiver ins phylogenetische Wissen einsortiert; Sternstunden für Heiler:innen und weltliche Eliten.

Wir sehen im langen Prozess der Geschichte des Jung-Paläolithikums also zumindest zweimal eine generell ähnliche Entwicklung hin zu wachsenden Siedlungen und kognitiver Erweiterung: vor gut 20.000 Jahren und nach dem Ende der Eiszeit ab vor 14.000 bp. Das waren zugleich Entwicklungen zur Zentralisierung des Wohnens. Die nächste grosse Epoche, die Entwicklung der Landwirtschaft, wirkte dann wohl eher dezentalisierend. Doch danach kommt es, nun auf Basis der Landwirtschaft, zu den riesigen Siedlungen der Stadtstaaten Mesopotamiens! Die Sesshaftigkeit, die Tendenz zur verdichteten Siedlung, zur Stadt, scheint die grosse Bewegung in der Geschichte zu sein, die immer wieder Kognition und Kultur besonders deutlich in Richtung der Reflexion des eigenen Seins führt; langsam losgelöst von der Natur (-haftigkeit) entstehen soziale Umwelten und *Sozialstrukturen*. Das ist eine gravierende Differenz zu jenem Selbst-Verständnis, nur ein winziger Teil der Natur zu sein, wie Pflanzen, Tiere oder das Wetter, und den (prä-) animistischen Geistwesen ausgeliefert. Das Numinose wird zum Element der *Gestaltung* des Sozialen, wie unbewusst auch immer. Der Göbekli Tepe ist dafür ein herausragendes Zeichen; nicht zuletzt die dortige Kunst steht für Mythen und Erzählungen, für Reflexion und „Erziehung“ der Bewohner:innen.

Mehr noch als Werkzeuge oder andere kleine Artefakte, scheint also die grössere Siedlung als ein entscheidendes Kennzeichen für eine Erweiterung des Geistes auf. Es sind bestimmte soziale Konfigurationen (Elias), die – unter Berücksichtigung der Umwelt – jeweils eine neue Möglichkeit entstehen lassen

¹ Diese Entwicklung setzt sich dort im Neolithikum fort; ich verweise hier nur auf Schyle/Uerpman (1996) und Gebel. (2002ff)

können, um weitergehende Handlungsmuster auszubilden, wenn beispielsweise eine Gruppe nicht Abstand zur anderen halten, sondern neben den an einem günstigen Ort Lebenden bleiben will.¹ Mit der zuerst nicht gesehenen Folge, dadurch die Standortvorteile wieder zu verringern. So entstehen unbeabsichtigte Nebenfolgen sozialen Handelns, die erhebliche Auswirkungen haben und den Gesamtprozess der Geschichte beeinflussen können, ohne dass dies der historischen Forschung immer gleich offen vor Augen liegt. Doch in einem solchen Geschehen findet etwas ganz anderes statt als im biologisch gedachten Ablauf von (Aus-) Differenzierung, Selektion und Anpassung/ Stabilisierung einer neuen Art/ Spezies, mit denen Darwins Naturentwicklung heute kurz skizziert wird.

Auch wenn vielleicht Kriege der Gruppen immer wieder die Zukunft entscheiden, hat das nichts mit dem „Kampf ums Dasein“ zu tun, den Darwin weniger als Analyse, sondern als plastische Darstellung zur Parole machte. Des- sen Vorstellung basiert darauf, dass Lebewesen, wie Bäume, wesentlich mehr Nachkommen/ Samen erzeugen als tatsächlich überleben können. Deshalb werden nur wenige in der Lage sein sich neben der „Elterngeneration“ anzusiedeln. Und solche mit günstigen Änderungen im Erbgut können sich an andere nahe Standorte anpassen oder – als neue Art/ Spezies – vielleicht die „Eltern“ verdrängen. Da „kämpft“ nichts, da passiert etwas, zufällig und ohne Sinn, den die Natur nicht vorhält, den nur Menschen zur Orientierung ihrer Praxis reflektierend formulieren.

Nicht auf dem flachen Land, sondern in der städtischen Siedlung kommen die besonderen geistigen Kräfte zur Förderung der Kognition zusammen (auch mal isoliert an Tempeln oder Palästen, Klöstern oder Höfen). Und das schon in der Steinzeit, sagt uns das geistige Zentrum der Harran-Ebene und andere Orte! Bald werden die weiterführenden Systeme allerdings nicht immer neu entstehen, sondern tradiert oder „eingeführt“, wie die Landwirtschaft in Europa lange nach deren erster Entwicklung in Nahost. Die Dinge werden komplizierter. Zur Siedlungsverdichtung im Werden der Sozial-differenzierten Gemeinschaft ist ergänzend noch die Fähigkeit des vollständigen grammatikalischen Sprechens mit nur noch möglichen, aber nicht mehr nötigen parallelen Gesten in den vermuteten Entwicklungsprozess einzubeziehen. Dann stehen wir angesichts des Geistigen Zentrums am Göbekli Tepe mit einer zuvor stattgefundenen Verdichtung des Lebens vor einer wahrlich monumentalen kognitiven Zäsur. Die hat es ja, wie die Bauten zeigen, ganz offenkundig gegeben. Doch wie sah sie im Detail aus? Gab es jenen Übergang der Kognition vom Typus der „Prä-Bewuss-

¹ Malinowski fand auf Trobriand Siedlungen mit mehreren Dörfern in Steinwurf-Entfernungen. (1979: 235) Binford schildert aus Indien für 1961, wie sich innerhalb eines Lagers vier Birhor-Gruppen deutlich voneinander distanziert Hütten bauten, über 100 Meter trennten sie. (1984: 147)

ten“ her, der mit den Älteren Wildbeuter;innen hier skizziert wurde, um zu den Jüngeren Wildbeuter;innen und dann der Sozial-differenzierten Gemeinschaft zu führen? Oder gab es doch weitergehende genetische Veränderungen lange nach der „fertigen“ Schädelausbildung, dann aber wohl vor (!) dem Bau des Geistigen Zentrums?

Nun steht der Göbekli Tepe am Beginn der Reihe qualitativ neuer kulturell-zivilisatorischer Lebensformen, danach folgen: Süd-Mesopotamien, Ägypten, Griechenland, Rom. Um nur bis zur Antike bedeutende Stätten zu nennen; solche ausserhalb des östlichen Mittelmeerraums dabei auslassend. Und alle haben jeweils andere Ursachen! Immer aber haben Prozesse der Macht – später direkte „politische“ Macht – einen wesentlichen Anteil. Bei dieser Betrachtung geht es nicht nur um die äussere Form des gebauten Monuments, zu der ich gleich komme, und bei der wir für die Eliten wohl von deutlichen Anfängen eines konkret-operativen Denkens (im Sinne Piagets) reden können, sondern um die Frage, was dieses Monument am Göbekli Tepe geistig repräsentiert. Als Kern des ideologischen Konzepts hatte ich über die Symbolik zweier ausdifferenzierter „Hochgötter“ spekuliert, die aus dem Kreis zugleich degradierter animistischer Figuren entwachsen sind, ein Pantheon, wie es noch in Mesopotamien und in Griechenland und Rom zumindest in äusserlich ähnlicher Form bestanden hat.

Doch wichtiger sind die „Geschichten“, die erzählt werden mussten, damit die Menschen diese Gestaltung der Gesamt-Symbolik verstanden. Werden sie in den – nun *künstlerisch*, also bewusst ausgeführten – Symbolen der Reliefs erzählt? Zuvor musste eine solche Ideologie im Widerstreit alternativer Meinungen entwickelt worden sein. Ob die steinernen „Köpfe“ der T-Pfeiler als zugleich Menschenköpfe unbearbeitet blieben, um den Schnittbereich mit dem unstrukturierten Himmel zu zeigen, ist natürlich wenig begründet dahingesagt. Ob überhaupt der Himmel eine Rolle spielte? Sicher ist dies nicht. Sonne, Mond und Sterne, zeige ich gleich, spielten wohl noch keine gestaltende Rolle beim Bauen.

Die Klärung solcher Probleme ist hier nicht im Detail möglich. Aber die Fragestellung soll durch diese Hinweise noch einmal plastischer werden, ob die – für uns bislang unleserliche – Symbolik in ihrer allgemeinen kognitiven Substanz, dem Schwierigkeitsgrad des für ihr Entschlüsseln nötigen Denkens, dennoch erkundbar ist? Oder: ob – auf Basis der Stadien Piagets ausgedrückt – für die Elite am Göbekli Tepe etwas über ein partielles (!) Erreichen einer sogar formal-operationalen Logik herauszufinden ist? Eher nicht, aber es sei die Richtung der nötigen Überlegungen damit angedeutet, Handlungen und Fähigkeiten kognitiv einzuordnen. Einfache Behauptungen über Bewusstheit helfen nicht weiter, aber der Vergleich aller bekannter Bilder und sonstiger Darstellungen

dieser Art im Detail ist nötig. (erste Übersichten: Benz/ Bauer, 2013; Terhorst, 2012)

Aus einer anderen Sicht ist zu fragen, ob mit den Erzählungen, die den Göbekli Tepe damals erläuterten, das kognitive Niveau der Mythen des frühen Mesopotamiens erreicht wurde? Ist in diesem Zusammenhang überhaupt ein geringeres kognitive Niveau als das vollständig prä-operationale, oder der Beginn eines konkret-operationalen Denkens vorstellbar? Und wenn ja, in welcher Weise? Welche Erzählform wäre denkbar? Auch das ist wieder einmal eine interdisziplinäre Aufgabe, auf die ich nur hinweisen kann. Begnügen wir uns deshalb vorläufig mit Deutungsversuchen der Bautechnik und -logistik.

D. Insel im Urmeer – der Göbekli Tepe

Archäologisch gibt es mittlerweile einige Kenntnis über den Göbekli Tepe.¹ (Schmidt, 2008ff) Ich bezeichne die Kreisanlagen mit einem relativ allgemeinem Begriff als ein *Geistiges Zentrum*; ob es eine Kultanlage, vielleicht ein Heiligtum oder ein spezieller Totentempel war, wie Schmidt es sieht, ist archäologisch weitergehend zu prüfen. Es war offenbar eingebunden in Verkehrswege grösseren Umfangs, so dass vielleicht nicht nur der Rat eines Orakels dort zu holen war, sondern auch „Waren“ umgeschlagen wurden, was über den individuell-persönlichen Tausch hinausging.

Die Entwicklung zur seßhaften Landwirtschaft, vorerst ohne Pflug, wurde bislang als Neolithische Revolution bezeichnet, die sich erst vor 10.000 Jahren als struktureller langsamer Prozeß durchgesetzt habe. Der Ausgräber des Göbekli Tepe, Schmidt, hält eine konkrete Revolution um dieses Heiligtum herum für möglich: *„Nicht die neuen, von der Natur aufgezwungenen Überlebensstrategien, sondern die durch religiöse Verhaltensweisen hervorgerufenen gesellschaftlichen Zwänge führten offenbar zur Entwicklung neuer Subsistenzstrategien. Mag das Ende der Tempel des Göbekli Tepes als revolutionäres Geschehen oder als Effekt klugen Kalküls bestehender Eliten zu denken sein – es war wahrhaft eine ‚neolithische Revolution‘, und zwar mit einem bedeutend dramatischeren Verlauf, als es Gordon Childe im Sinn hatte. Der ‚Jäger‘ hatte an Bedeutung verloren, und als seine Bedeutung schwand, schwand auch die Bedeutung seiner religiösen Riten und Zwänge, und mit ihnen verschwanden auch seine Kultanlagen. [!] Als die wirtschaftlichen Grundlagen sich damals wandelten, sank auch der weltanschauliche Überbau in den Staub, so wie wir es an den gewaltigen und einstige Macht demonstrierenden Kultanlagen des Göbekli Tepe sehr schön beobachten können“.* (2008: 256) Das ist gegenüber meiner Beurteilung eine andere Vorstellung, da ich den Göbekli Tepe eher in einem „Modernisierungsprozess“ aktiv entstehen sehe, den Wildbeuter:innen

¹ Neues in: tepetelegrams.wordpress.com/ und: www.dainst.org

durch innere *Veränderungen* ihrer kognitiven Organisierung über die „Urbani-sierung“ mehr oder weniger bewusst anstiegen, indem sie ihre kleinräumigen Lebensweisen sukzessive änderten. Wann sollte diese Revolution denn auch stattgefunden haben? Am Anfang oder Ende der über ein Jahrtausend existierenden Sozial-differenzierten Gemeinschaft? Es wurde das erste Monument, welches es auch gewesen sein mag, B, C oder D, doch eher am Beginn der *verdichteten* (!) Kulturgemeinschaft errichtet und durch Nevalı Çori das Ende markiert, bislang.

Die äusserliche Beschreibung des Bauwerks ist nicht übermässig komplex, auch deshalb nicht, weil hier nur auf die bislang älteste Grabungsschicht III Bezug genommen wird.¹ Dort wurden im wesentlichen vier Bauanlagen gefunden, drei sind von einem Typus, eine kleinere, die Anlage A, hat einen etwas anderen Charakter: ihr Grundriss ist rechteckig! Ein kleiner Raum, an den eine Apsis anschliesst – davon soll folgend nicht die Rede sein.

Die anderen drei Anlagen sind angenähert kreisförmige Mauerkomplexe. Die beiden grossen mittleren Stelen oder Pfeiler der Anlage D, die ich speziell betrachte, stehen etwa 9° linksrum aus der genauen Ost-West-Richtung verdreht. Diese Abweichung differiert bei den Anlagen C, B, A immer weitergehend, die jeweils etwas mehr nach links verdreht stehen; bei Anlage A ist sie bereits 35°; die Reihenfolge des Baus der Anlagen ist allerdings noch unbekannt. Eine genaue Messung nach Sonne oder Sternen scheint daraus nicht herauslesbar, wie es bei viel jüngeren Steinkreisen angenommen wird (Stonehenge). Etwa ein Dutzend um drei Meter hohe Stelen, die von Schmidt (2008) so genannten T-Pfeiler, bilden mit der Ausfächung durch hohe Mauern die ungefähren Kreisformen der einzelnen Anlagen.

Hohe Mauerringe aus Felssteinen schliessen die Anlagen nach aussen ab, obwohl vielleicht die Stützen dieser Mauern zuerst allein errichtet wurden; einige Reliefs auf ihnen sind von den Mauern überdeckt. Eine Anlage (C) hat zusätzliche äussere Mauerringe und einen längeren schmalen, von Mauern eng begrenzten Eingang durch diese Ringe hindurch (bei den Griechen: Bromos). Mein fotografiertes Modell deutet Anlage D an, um sich die Perspektive ein wenig vorstellen zu können, wenn sich Menschen näherten und eintraten. Ihr eiförmiger Grundriss ist – nach der Karte bei Schmidt (2008) – aussen ungefähr zwölf mal 16 Meter gross.² Von ihr spreche ich normalerweise. Besonders kennzeichnend sind die beiden, bis fünfeinhalb Meter hohen, freistehenden

¹ In der jüngeren Schicht II wurde aber das rechteckige Löwengebäude ausgegraben, das einen Nebenraum zu zeigen scheint; (Schmidt, 2008) welche Funktionen mögen die Verdickungen in den Mauern links und rechts neben dem Zugang in Anlage D und die weiteren Mauerringe der Anlage C gehabt haben?

² Bei Becker u. a. (2012, zu denen auch Ausgräber Schmidt gehört) ist von 20 Meter Innendurchmesser in Ost-West-Richtung der Anlage D die Rede. Die Pläne im Zehn-Meter-Raster zeigen eine geringere Distanz; genauere Masse waren nicht zu bekommen.

T-Pfeiler im Innenraum und die bildhauerische Kunst auch an den Stützpfählern der Mauern, die den Gesamt-Sinn der Anlage als sehr komplex erscheinen lassen. Die Pfeilerkanten sind tatsächlich relativ rund geformt, nicht so scharf geschnitten wie in meinem Modell. Denken wir uns eine normale Rundhütte jener Zeit als Vorbild, dann tragen Mittelpfosten eine Dachkonstruktion. Doch diese zentralen grossen T-Pfeiler trugen kein profanes Dach, scheint mir, eher sollten sie den Himmel stützen!

Die äusseren Pfeiler ragen um drei Meter über den abgemeisselten Felsboden der Anlagen hinauf, einer am Eingangsfeld – von aussen rechts – vielleicht dreieinhalb Meter. Die umfassende Mauer wird früher etwas weniger hoch als die Pfeiler gewesen sein, reichte aber wohl – anders als in meinem Modell – zum Teil nach oben in die Pfeilerköpfe hinein. Besonders wichtig für die Beurteilung der Anlagen sind die Formen der Pfeiler: die kleineren bestehen aus Kalksteinplatten, die vielleicht bei 40 Zentimeter Dicke um einen knappen Meter breite Schäfte haben; darüber ist ein ähnlich hoher Kopf angedeutet, der hinten wie vorn als Hinterkopf und Gesichtspartie übersteht, weshalb von T-Pfeilern die Rede ist.¹ Die umschreibenden Rechtecke weisen über Grund etwa ein Verhältnis Eins zu Zwei auf, entnehme ich den Fotografien.

Zumindest in einem Fall (Anlage C) wurde ein bildhauerisch aus dem Stein des T-Pfeilers fast vollständig ausgearbeitetes Raubtier als Hochrelief gefunden. Der lange Schwanz verweist vielleicht auf eine nach unten laufende Löwin mit gefletschten Zähnen. An anderen Stellen scheinen solche Arbeiten abgeschlagen zu sein. Das könnte mit der späteren Verfüllung der ganzen Anlage zu tun haben, die nach einer unbekannten Nutzungszeit diesen Teil der Anlage knapp 2.000 Jahre nach der Errichtung „beerdigte“, vielleicht mit feindlicher Absicht, vielleicht um mehr Platz für weitere Anlagen des wachsenden Stammes zu schaffen, vielleicht „irgendwie“ rituell. Zu diesem Ende soll hier nicht mehr gesagt werden, als dass sich im Geröll zur Verfüllung auch wenige menschliche Knochen finden, vielleicht solche aus aufgelassenen Gräbern; unberührte Gräber oder Schädelbestattungen fanden sich bislang nicht. In jüngerer Zeit wurden – zum Teil auf dieser Verfüllung – neue Anlagen mit deutlich kleineren T-Pfeilern errichtet, wie sie auch an anderen Orten noch tausend Jahre später verbaut wurden, wie in Nevalı Çori.

Deutlich grösser sind die inneren beiden T-Pfeiler (5,6 m). Vor allem um sie geht es beim Göbekli Tepe. Der Baukörper entsprang einem Plan, der vielleicht in einem Baumodell aus Ton oder Stein fixiert wurde (selbst heute gibt es noch Leute, die mit einem Bauplan oder Modell wenig anfangen können). Die primäre Vorgabe war offenbar, im Zentrum zwei Stelen aufzustellen, die Namen

¹ Sie nehmen seitlich gesehen den Grundriss erster sumerischer Tempelhöfe (und dann den der christliche Kirche, die mit der Absis noch einen monotheistischen „Kopf“ bekam) vorweg; siehe Tempel D im Uruk der alt-sumerischen Zeit von 4.900 bp. (in Schmökel, 1956)

trugen. Deshalb und wegen der betonten Form sind sie wahrscheinlich als definierte Götter zu verstehen, mit einer (unentzifferten) „Visitenkarte“ auf der Brust. Die Pfeiler sind eindeutig als „menschlich“ markiert, sie haben zum Teil als (simples) Flachrelief angedeutete Arme und Hände, die sie vor dem (schmalen) Bauch halten.

Es scheinen also nicht die kleineren Pfeiler im Rund Leitgedanke der Planung gewesen zu sein; wären sie eine erste Baustufe gewesen, wäre der Boden wohl durchgängig glatt gemeisselt und nicht zwei flache Sockel im Fels als Basis für die grossen Stelen belassen worden, in die sie eingespannt sind (beides 15 cm hoch). Dargestellt sind zwei neue Hauptgötter und im Rund der Mauern nun vergöttlichte Geistwesen einer älteren Naturreligion – das stelle ich mir vorsichtig vor, weil in Sumer und Griechenland Ähnliches gesehen werden kann. Die grossen Pfeiler der Anlage D tragen Köpfe von etwa zweieinhalb Meter Länge im Grundriss und zeigen darüber hinaus Gürtel und einen angedeuteten Fellschurz; beide sind dadurch als männlich gekennzeichnet, sagt Schmidt. (JB, 2009) Die T-Pfeiler der Anlage tragen meist Flachreliefs, die manchmal von den anschliessenden Mauern überdeckt sind. Verweist das auf Planungsfehler oder auf grundlegende Baustufen? Standen die Pfeiler zuerst allein? Vielleicht kamen die Mauern erst später hinzu, meint auch Schmidt. (Terra-X, 2012) Öffentliche Bauten sind ja immer so eine Sache. Fünfeinhalb Meter ragen die beiden Haupt-Pfeiler über Grund und stehen in etwa fünf Meter Abstand zueinander, im Grundriss nicht ganz parallel, sondern leicht in einem Winkel zum Eingang hin geöffnet, damit sie in ihrer Bedeutung genügend wirken und den Eintretenden nicht zu schmal erscheinen; vielleicht sind es einfach Ungenauigkeiten.¹ Der Eingang war wohl ein Stein, der eine Art Luke bildete, durch die hineingestiegen wurde (ich deute das in einem Foto an).

Die flachen Felssockel nehmen sich wie *Inseln im Urmeer* aus, weil Enten an den Kanten dieser Insel-Sockel als Hochreliefs die „Ufer“ verzieren. (Foto: Schmidt, 2011) Ein solches Urmeer, von dem die scheibenförmige Erde umgeben ist, sahen mesopotamische Mythen (die Urinsel Tilmun); insgesamt ist das mesopotamische Weltmodell kugelförmig, (Pichot, 1995) wohl um das Himmelsgewölbe einzubeziehen. In Ägypten trägt die eine Urinsel alle Tempel des Landes, noch die Griechen und frühen Christen sahen die Erdscheibe ähnlich vom Urmeer umgeben. Zur Unterstützung einer solchen Interpretation sagt Jung (allgemein, nicht zum Göbekli Tepe): die (Stock-) Ente sei insofern „mensch-

¹ Auch beim griechischen Tempel ergeben leichte Massabweichungen bei den Ecksäulen der Perspektive einen ästhetischen Gewinn. Auf der athenischen Akropolis stehen alle Gebäude so, dass sie vom Eingang aus schon ihre Dimension, Länge und Breite, zeigen; das sei „demokratisch“, kann oberflächlich gesagt werden. Ganz anders als die ägyptischen Tempel, die Gäste durch die Widderalleen zentral auf die beeindruckenden Pylone zuzugehen zwingen, der Raum mit dem Heiligtum wird dann immer kleiner und niedriger, um den Menschen zu drücken.

lich“ als sie auf zwei Beinen in ähnlicher Schrittfolge laufe und der breite Schnabelansatz freundlich wirke.¹ Mensch und Ente geben Laute ab, singen also, und beide putzen sich heraus und leben typischerweise monogam, mit Küken zeigen sie ein „Familienleben“. Darüber hinaus verfügten Enten aber auch noch über die Fähigkeiten zu schwimmen und zu fliegen, in für Menschen unerreichbare Regionen vorzustossen. Die Ente könne als *„eine zwischen Erde, Wasser und Himmel vermittelnde Instanz oder als Symbol der Ganzheitlichkeit der Natur“* fungieren, so dass *„man in ihr ein Wesen sieht, das privilegierten Zugang zur Welt des Übernatürlichen hat und dem eine Vermittlungsfunktion zwischen dieser und der Welt des Natürlichen zukommt“*. (2005: 334) Die Ente als Gottesbote.

Die beiden grossen T-Pfeiler sind in die scheibenförmigen Sockel eingespannt, wie die anderen Pfeiler vielleicht auch in den Boden hinein reichen; eine Art Sitzbank, die innen umläuft, verdeckt den Blick. Auf der Brust weist der vom Eingang aus rechts stehende grosse Pfeiler als „Visitenkarte“ ein Bukranium, einen Stier- oder Kuhkopf, als Flachrelief auf, der andere zeigt drei Zeichen kompakt untereinander: H-Zeichen, Kreis und darunter noch ein nach oben offener Halbkreis.² Stellen die Hauptpfeiler Mond und Sonne, oder Erde und Himmel dar? Das Horn (Halbmond) steht in manchen alten Kulturen für Mondgottheiten. (Altamira, 1995) Morenz/ Schmidt diskutieren die „Relief-Icons“ auf diesen Pfeilern als „Namenstäfelchen“ hinsichtlich Mond und Mondsichel; (2009) siehe zur Diskussion der Symbolik und zu weiteren Kunst-Funden, Becker u. a. (2012)

Wie der Bauch einer Schwangeren sieht dieser Bau (D) auf dem (flachen) Berg im Grundriss aus; die Zulu in Südafrika sehen in der (ungefähren) Kreisform ihrer Gehöfte den Mutterleib. (Sibisi, 1974) Die Dogon-Dörfer sind ein Symbol des Menschen, das Oval kann dazu Grundlage sein, als Abbild des aufbrechenden Welteis. (Hallpike, 1990) Vor allem von innen der Monumente konnte ein solcher Eindruck entstehen: denn nicht der weite Blick über die Ebene, über das „eigene“ Land, kennzeichnet ihn! Es geht bei dieser Architektur um die Abgeschlossenheit von Allem, um die Leere, aus der vielleicht der Ursprung der Gemeinschaft rituell jeweils neu entstehen soll, um sie mit den

1 Sie sieht ein bisschen aus wie der Strauss, der bei Buschleuten, den Nharo, als Sinnbild für Frauen gilt, was auch an den Fettsteiss ihrer Frauen erinnert (und an Enten).

2 Knapp fünfzig Kilometer südlich von Urfa/ Edessa liegt Harran, das der Ebene den Namen gab, auf der auch der Göbekli Tepe liegt. Dort kreuzten sich der Karawanenweg von Mosul und Ninive nach Aleppo und zum Mittelmeer mit einem von Damaskus über Palmyra, Urfa nach Norden. In Harran wurde (um 3.850 bp) der Mondgott Sin verehrt, dessen Zeichen Kreis und Halbkreis waren. Die Quellenlage über die Sabier ist dürftig. (Segal, 1963) Spontan kam mir diese Kombination, H, Kreis und Halbmond, als Frauenkörper vor: Busen, Bauch, Vulva, doch die Verwendung des H-Zeichens an anderen Stellen auch um neunzig Grad gedreht stört diesen hübschen Gedanken.

Gött|nnen immer wieder in Einklang zu bringen, zum Beispiel wenn der Frühling kommt (weil mit Eis und Schnee die fruchtbare Lebensflüssigkeit auftaut).

Nur der Himmel war aus diesem Mauerrund auf dem, die Harran-Ebene überragenden bauchigen Berg/ Hügel heraus sichtbar, der Himmel, in den die beiden Hauptgötter weisen, die vielleicht Himmel und Erde trennen. Auch das könnte zur Vorstellung eines Urmeeres „passen“, aus dem der Göbekli Tepe insgesamt herauschaut. Eine sehr frühe Mythe Sumers ist die vom kosmischen oder Himmels-Baum, auch als Pfahl, Mast, Band verstehbar.¹ (Vieyra, 1977) Dort könnte der Hochgott diese Rolle übernommen haben; der trage oft den Namen „Himmel“, sagt Unger-Dreiling: *An* in Sumer, *Num* bei den Samojeden, *Tengeri* bei den Turkvölkern, *Waka* bei den Galla, *Yero* bei den Kuschiten, *Tien* bei den Chinesen. (1966) Oder der König werde zum Mittler von Erde, Himmel und Licht! Der „Berg“ des Göbekli Tepe könnte selbst als Stütze verstanden worden sein, bevor der Bau dann als „Stützenkopf“ entstand, oder als „Krone“. Wie die T-Stücke der Pfeiler für die Pfeiler auch?

Von aussen, von unten aus der Ebene her, erschien der Göbekli Tepe als ein ungeheuerliches Symbol der Kraft und der Macht über die Welt, die vielleicht niemals zuvor etwas ähnliches sah, und deren Mittelpunkt dieser Bau für seine Schöpfer|nnen bezeichnete; alle einfachen Völker sehen sich in dieser Weise im Mittelpunkt und von Feinden und niederen menschlichen Lebewesen umstellt. (Müller, 1983) Es gibt eine weitere Entdeckung, die Denken und Glauben am Göbekli Tepe beleuchtet. Bei den Grabungen fanden sich am Bau bereits „abstrakte“ Zeichen, die Schmidt als mnemotechnische Symbole, als bildhafte Gedächtnisstützen oder (bereits) neolithische Hieroglyphen versteht.² Neben den Zeichen auf den Pfeilern wurden dazu auch kleine Steine mit Ritzzeichen entdeckt, die es auch an jüngeren Fundorten gibt, wie in Nevalı Çori, Çanönü oder Mureybet. (Schmidt, 2008, 2005) Diese Zeichen waren zusammen mit den weit überwiegenden Darstellungen von Tieren in jener Zeit wohl Wiedererkennbares für die Menschen. Eine Vorform der Schrift? Die vielleicht verschiedene Gruppen des Stammes bezeichnete? Das bestärkt den Eindruck, es kommt am Göbekli Tepe eine ausgeprägt vielfältige kulturelle Welt zum Vorschein, weit mehr als sich mit Wildbeuter|nnen als Typus sonst verbindet.

1 Das ist keine ungewöhnliche Vorstellung, die rezenten Kankanaey auf den Philippinen kennen eine Sintflut, und ein Pfahl hält die Erde fest. (Tauchmann, 1983) Zur Sintflut oben, Fussnote.

2 Wird die mehrere tausend Jahre lange Entwicklung der ersten Texte von Uruk bis zum von den Griechen von den Phöniziern übernommenen Buchstabenalphabet bedacht, kann ein Rückdenken zu ersten Anfängen nochmals tausende von Jahren zuvor nicht mehr als abwegig erscheinen, wobei kaum von direkter Kontinuität ausgehbar ist. Auch in den bemalten Höhlen gab es lange zuvor schon – unerkannte – Zeichen. Warum sollte ein solches Prinzip nicht schon sehr alte Wurzeln haben? Es gab ja auch sehr früh schon Handel im Norden von Spanien bis Sibirien. (Burenhult)

Kunst

Als Besonderheit des Monuments sind die T-Formen zu bewerten. Die sind in einer ganz neuen Form konzipiert, ohne Anklänge an Vorbilder; selbst spätere Kunst-Formen ähneln ihnen nicht. Wenn auch die menschlichen Arme, eine Stola, Gürtel und bei den grossen Mittelpfeilern der Lendenschurz als Kennzeichen, es seien damit männliche Wesen gemeint, eher etwas banal aussehen (prä-symbolisch), so sind die Köpfe und Körper doch hochgradig stilisiert. Mit welcher Bedeutung sind sie versehen? Augen, Ohren, Mund und Nase wären ebenfalls leicht andeutbar gewesen. Doch die Darstellungen der rezenten Urvölker sagen uns eher, es waren für jene Menschen konkrete, reale Figuren. Waren die T-Pfeiler aus religiösen Gründen so weit von realistischer Darstellung entfernt, weil sie Götter waren, sie nicht nur darstellten, und sie nicht noch bildhafter abgebildet werden durften, weil ein Gott und sein Bild – unreflektiert! – identisch sind? Für den Göbekli Tepe scheint solche Ansicht kognitiv selbstverständlich möglich, im Gegensatz zu Arbeiten früherer Gruppen. Einige T-Pfeiler sind mit weiteren Flachreliefs gestaltet, die vielleicht nichts mit deren eigener „Körperlichkeit“ zu tun haben, sondern die Pfeiler-Flächen lediglich als Bildraum nutzen, deren Inhalte wiederum zu diesem Pantheon gehören können. Ich sprach bereits davon, diese Formlosigkeit des „Gesichts“ könne mit dem Himmel, mit den neuen Wolken verbunden worden sein. Auch die Darstellung eines Phallus ist möglich; das sieht auch Morenz so. (2014)

Die meisten Tierdarstellungen am Göbekli Tepe wirken „unangenehm“, wie etwa Skorpione oder Schlangen, oder warnen vielleicht vor etwas, vor falschem Verhalten am heiligen Ort? Einige kommen den Betrachter:innen von den Pfeilern herab angsteinflössend entgegen. Schlangen, von denen wir bereits einiges hörten, und danach Füchse sind am häufigsten dargestellt. Schlange und Skorpion sind bei Kramer Symbole böser Mächte beim babylonischen Neujahrsfest. (1979) Das muss dem Aspekt der Fruchtbarkeit bei der sich häuten könnenden Schlange keinen Abbruch tun.

Beauvoir sieht sie auch als Grosse Mutter, die aus dem Boden „*kriechend und als Schlange . hervorkommt*“; dieser Gedanke – scheint mir – könnte auch Boden und Vulva identisch setzen und die männliche Angst mit erklären. Die Grosse Mutter ist auch Taube (und Ente?) und „Königin des Himmels“. Und wo die Muttergöttin „*tötet, bringt sie auch wieder neues Leben hervor*“. (1949: 96) Leben und Tod als Identität. Unger-Dreiling erkennt bei bestimmten Megalith-Denkmalern, also viel jüngeren Steinkreisen (wie Stonehenge), in Schlangen eine ungeteilte Lebenskraft (Rückenmark, Lebensflüssigkeit) in den Menhir eingemeisselt; bei den Griechen fliesse aus dem Schädel über das Rückenmark der Same zum Penis. Sie erkennt bei Megalithikern jedoch keinen Begriff einer „Seele“, wie der von ihr erwähnte Wölfe, der in den schalenartigen Eintiefungen in einigen dieser Steine Ruhesitze sähe, an dem die „Seelen“ sich auf die

Pfähle beziehungsweise Phalli setzen könnten (auch von Phallus-Jagd analog zu Kopfjagd sei für Äthiopien die Rede). Ich erwähne das, weil zumindest auf einem Kopf von T-Pfeilern des Göbekli Tepe sich zwei Reihen gleichmässiger kleiner „Schalen“ ausgearbeitet finden. Und in Nevalı Çori fand sich ein als Skulptur gefertigter Steinkopf (Gesicht abgeschlagen), auf dessen Nacken eine Schlange gearbeitet ist; als Zeichen für Lebenskraft?

Der hohe Stein solcher megalithischen Anlagen, sagt Unger-Dreiling, sei vielleicht als Weltenbaum entstanden (Weltesche Yggdrasil in der nordischen Mythologie), oder als Grabstein. (1966; mit Schuchardt) Eine Stab- oder Speerdarstellung der Höhle Lascaux mit einem Vogel an der Spitze wird – im Motiv mit Wisent und dem gefallenem Mann im „Schacht“ der Höhle – von ihr ebenfalls als männliches Zeichen gedeutet. Nicht „Seelen“, die Menhire selbst seien die Verkörperung der Lebenssubstanz, dies beweise ihre Salbung mit Öl und Fett, die mit dem Samen identifiziert würden, als Sitz der Stärke, die wiederum weltweit von der Keuschheit, als Bewahrung der Lebenssubstanz, abhängen. Gerade auch die Keuschheit, die bei rezenten Urvölkern immer wieder eine Rolle spielt, etwa zur Reinigung vor (Regen-) Ritualen, stellt die sinnfrohe Vulvendarstellung erneut in Frage. Die Enga in Neuguinea hielten Kopulation noch im 20. Jahrhundert für schädlich und machten es nur der Kinder wegen. (Sanday, 1981)

Es gibt am Göbekli Tepe auch „Tiernmenschen“, Heiler:innen vielleicht, oder – den angenommenen Göttern entsprechend – schon Priester:innen. Letzteres wird mit den Flachreliefs eines „tanzenden Kranichs“ an einem T-Pfeiler des Göbekli Tepe gemeint sein, der „menschliche Kniegelenke“ zeigt, wie Schmidt annimmt; tatsächlich scheint eine Grosstrappe möglich, von der er auch spricht.¹ (2008) In den Höhlen Chauvet und Les Trois Frères sehen wir ebenfalls Bilder von (tanzenden?) Mischwesen, die aber auch schlicht – und konkret! – Masken während des Anschleichens beim Jagen darstellen können; bei Vögeln scheint das eher unwahrscheinlich. Die Furcht, die gefährliche Tiere bei den Menschen der Wildnis erzeugten, wurde dort vielleicht im Sinne von Wächterfiguren genutzt. Im Schutt der Ausgrabung fanden sich unter anderem auch steinerne Menschenköpfe (Becker u. a., 2012) und eine Darstellung von Tiernmenschen; das sind Dämonen (Mensch mit Tierkopf) oder Monster (Tier mit Menschenkopf).

Eine (nicht erkennbar) früher verbaute hohe Stele zeigt vielleicht einen (zerstörten) Löwenkopf mit menschlichen Armen. (JB, 2010) Sie erinnert an den älteren kleinen „Löwenmenschen“ der Schwäbischen Alb. Fuchs und Schlange

¹ Die Grosstrappe kommt nach Ansicht aus dem Forschungsinstitut Senckenberg für jene Zeit in Frage; (Email 4.8.17; herzlichen Dank!) das bezeichnete Foto zeigt: menschliche Kniegelenke müssen am Relief nicht gemeint sein. [http://www.bild.bundesarchiv.de/cross-search/search/_1527407933/?search\[view\]=detail&search\[focus\]=2](http://www.bild.bundesarchiv.de/cross-search/search/_1527407933/?search[view]=detail&search[focus]=2)

sind sehr schematisch ausgeführt. Andere Tierskulpturen sind am Göbekli Tepe dagegegen ziemlich realistisch gearbeitet, wie das erwähnte Raubtier mit gefletschten Zähnen; im Christentum gibt es diese skurilen Höllenwesen noch an gotischen Kathedralen; schon kleine Kinder träumen heute manchmal von ähnlichen Wesen mit grossen Zähnen; die „lächelnden Zähne“ von Mama oder anderen Leuten mögen Eindruck machen.

Wir sehen also, auch mit den künstlerischen Darstellungen ihrer mystischen Vorstellung lagen die Leute vom Göbekli Tepe offenbar im Rahmen der bekannten Ausdrucksformen, primär mit Tierdarstellungen, aber auch wenigen von Menschen, die jedoch deutlich einfacher ausfielen. In Höhlenmalereien, wie auch den simplen, 8.000 Jahre alten „Hochzeitsskizzen“¹ im Latmosgebirge, östlich von Milet, die Peschlow-Bindokat beschreibt,¹ finden sich Menschen meist als Strichfiguren. (2003; Zick, 2008) Das gilt ebenso in Çatal Hüyük, oder in bildnerischen Darstellungen in der Sahara oder Australien, sie sind nicht als flächige Portraits in jener Mal-Technik gearbeitet, wie sie schon in manchen, zum Teil detaillierten, weit älteren Tierbildern aufscheinen; etwa in Chauvet und Altamira. In Namibia gibt es aber Felsbilder von Tier und Mensch der Zeit vor 20.000 Jahren mit ungefähr der Qualität dieser europäischen Höhlenbilder. (Burenhult, 2004: 267f) Wird die sehr einfache Form der gezeichneten Menschen in den Höhlen später in den T-Pfeilern des Göbekli Tepe fortgeführt? Eher nicht, sie scheinen doch zu verschieden. Oben diskutierte ich das Darstellungsproblem vor allem anhand der Augendarstellung.

Am Göbekli Tepe sind bislang nur zwei Männerdarstellungen als Flachreliefs entdeckt worden (und eine Ritzzeichnung einer Frau in Schicht II). Eine zeigt einen schlicht gearbeiteten kopflosen ithyphallischen Mann an einem T-Pfeiler, den Schmidt vorerst als gewaltsam getötet versteht. (2008) Unger-Dreiling verweist auf eine altägyptische Quelle, nach denen Kopflose die Verdammten gewesen seien, wie es dort geschrieben stünde, die Verknüpfung des Hauptes mit dem Nacken gewährleiste den Zustrom der Lebenskraft. (1966; Sargtext 80) Ich erwähnte den steinernen Kopf mit der Schlange im Nacken von Nevalı Çori bereits; ähnlich Steinert für Sumer. (2012)

Gehen wir generell von einer Beziehung der religiösen Vorstellungen mit der ökonomisch geprägten Lebensweise aus, ohne in simplen Abbild-Theorien (der Sowjetideologie) zu denken, wäre eine Differenzierung entlang der sich erweiternden gemeinschaftlichen Formen auch für das Religiöse vage anzunehmen. Wann entstehen höhere Götter? Beispielsweise: „*Wenn das Ganze der Welt thematisch gemacht und auf seinen Grund zurückgefragt wird*“, sagt Dux. (1990: 208) Wenn die alte Welterklärung ins Wanken gerät. Denn auch die Welt hat im Verständnis der traditionellen Logik einen subjektiv handelnden

¹ Sie hält einfache Striche an den Köpfen von Fels-Bildern für die mögliche Wiederaufnahme der Kopfform der T-Pfeiler vom Göbekli Tepe. (Terra-X, 2012)

Ursprung, der diese Welt schuf. So oder so steht offenbar der Göbekli Tepe für eine soziale Epoche der Menschen, die einer Hoch-Kultur, die bisher in der Geschichtsschreibung nicht gesehen wurde. Erst tausende Jahre später wird in Sumer in gänzlich anderer Umwelt ein weiterer qualitativer Schritt des Bauens (und der Landwirtschaft) getan, wenn es auch – schon wieder eine frühe Übergangsform! – sehr alte Häuser mit dicken Lehmwänden bereits im Proto-Neolithikum gibt; in Qermes Dere, Irak.¹ (Roaf, 1998: 28)

Mit den grossen Standbildern am Göbekli Tepe lösen – so lässt es sich vorstellen – neue Göttinnen alte Geistwesen der Natur ab oder ergänzen sie erstmal, ein Vorgang, den wir in Mythen und noch in der griechischen Religionskunde wiedererkennen. Zumindest in dieser Frage wäre dann bereits der frühe Zustand Sumers erreicht worden, sagen uns die ersten schriftlichen Mythen, die ja bereits deutlich von Göttinnen handeln; Inanna ist kein flüchtiges Geistwesen wie Wind oder Donner, ihr Tempel steht in Uruk auf einem riesigen Zikkurat dem Königspalast gegenüber. Wie auch immer deren Mythen inhaltlich gestaltet worden waren, es muss eine Begründung für die T-Pfeiler am Göbekli Tepe in Erzählform gegeben haben, betone ich noch einmal, um sie mit Sinn zu versehen und als nun definierte „Religion“ durchzusetzen.

Und wenn ausdrücklich Männer als Haupt-Götter aufgerichtet werden, kommt der Verdacht auf, es ginge auch gegen die Frauen. Wenn dieser Prozess nicht schon früher geschah und mit dem Göbekli Tepe nur einen besonders mächtigen Ausdruck erhielt. Die Geschlechterfrage ist immer wichtig für Männer, bis heute, wenn nicht gerade heute, wo es richtig ernst wird.² Mit einem solchen Blickpunkt passen auch Götter-Bilder und männliche Initiation gut zusammen, wie auch der Phallus als Symbol des Männlichen gegen das Weibliche. Eine noch andere Deutung ergibt sich durch den Boden, das Land. Wohl zweifelsfrei ist der Göbekli Tepe die Macht-Demonstration des „Bodenbesitzes“ an jenem Ort; wenn auch sesshaft nicht schon im Sinne der Landwirtschaft. Aber die gut sichtbare Festlegung einer Region für den eigenen Stamm! Solches Verständnis zu einer „eigenen“ Region finden wir – wie erwähnt – bereits bei sehr einfachen rezenten Wildbeuter:innen (Inuit; Buschleute). Niemand baut ja einen solchen Klotz in die Landschaft, um dann anderswo täglich von der Hand in den Mund zu leben und unter Büschen zu schlafen.

1 Solche Lehmbauten wiederzufinden ist für die Archäologie besonders schwierig, weil der Übergang von Lehmmauern zum gleichartigen Boden, der sie verschüttete, sehr schwer zu erkennen ist (besonders Kinder sind dazu in der Lage, die vor vielen Jahren bei Ausgrabungen eingesetzt wurden).

2 Der Wissenschaftsminister Grossbritanniens fordert eben, weisse Jungs als schützenswerte Minderheit anzuerkennen, um ihnen den Zugang zur Universität durch einen Bonus zu erleichtern. (Spiegel.de 3.1.13) Selbst die frommen Juden müssen an der Klagemauer talibanmässig Frauen steinigen, die auch mal beten wollen – was für ein Elend für die Irren dieser Welt. (Spiegel.de, 10.5.13)

Und deshalb könnte hier symbolisch verkündet worden sein, was Dux (1997: 237) skizziert, dass die Inbesitznahme und der Schutz des Nahrung spendenden Bodens generell Sache der Männer ist, sich daraus für die Männer des Stammes eine Machtposition ergibt, nach aussen gegenüber Fremden, aber auch nach innen gegen die Frauen. Das ergibt sich aus der traditionellen Logik, weil Männer den Boden durch ihre Waffen quasi als Heimstatt erst „erzeugen“. Diese, der Ontogenese entstammende Identität von Boden/ Macht/ Männern war für das Geschlechterverhältnis womöglich viel wichtiger als später die Festigung patriarchaler Agrarstrukturen.

Aus dieser Logik heraus könnte im Göbekli Tepe das Prinzip der Trennung von weiblicher und überhöhter männlicher Sphäre symbolisch formuliert sein. Die Sozialbeziehungen der Welt folgen diesem Unten-Oben-Schema. (Müller, 1989) Am Feuer sitzen Männer rechts, Frauen links, oder Männer vorn und hinten die Frauen zusammen mit Kindern und Vieh... Und das galt in Deutschland auch noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, selbst noch im intellektuellen Salon, wenn sich die Männer zu weltwichtigen Gesprächen ins Raucherzimmer zurückzogen. Bis in den deutschen Faschismus spielt der Geschlechterkonflikt eine bedeutende und vielfältige Rolle.¹

Was die Baustelle erzählt

Die zu lösende technische Bauaufgabe am Göbekli Tepe war nicht so „sensationell“ wie dann das Betrachten und Empfinden durch jene, die das Bauen nicht erlebten. Viel aufregender ist der Beschluss, diese Aufgabe ideologisch, planerisch anzugehen *und* zu vollenden. Sie bestand technisch vor allem darin, die reduziert menschlich gestalteten Göttinnenfiguren, die Pfeiler mit den T-Köpfen, herzustellen, zu transportieren und aufzurichten. Blicken wir dabei weiter nur auf einen solchen Rundbau der untersten Grabungsschicht III, auf die Anlage D. Schmidt zeigt einen unfertig gebliebenen flach liegenden Pfeiler, der wohl um die 50 Tonnen gewogen hätte, spricht aber sonst von Gewichtsen um die zehn Tonnen für die Standbilder, die nach Fertigstellung bis zu fünfeinhalb

¹ Nach dem Ersten Weltkrieg verringerte die Medizin die Säuglingssterblichkeit, die Industrie auch agrarische Arbeitsplätze. Überzählige Bauernsöhne ohne „Boden“ wurden zum „Volk ohne Raum“. Und dann mussten diese ins Proletariat absteigenden armen Kerle auch noch mit ansehen, wie immer mehr „ihrer“ Frauen in der Fabrik ihnen nahekamen und (!) viele sogar als Tippen in die Büroetagen „aufstiegen“. (s. a.: Hesse, o.Jg.: 182) Was konnte schlimmer sein? Da kam der „Mutterorden“ gerade recht. Heute sehen Sie mit einem solchen Blick besonders deutlich auf die islamischen Länder der arabischen Revolutionen oder Indien, wo die jungen gebildeten „bürgerlichen“ Frauen sich nicht mehr vergewaltigen lassen mögen; nun sogar auch in Südafrika; 2014! Heute gilt er natürlich „den“ Männern (und manchen Frauen) als überwinden; man lese Kommentare in als intellektuell geltenden grossen Online-Gazetten, wann immer der Gedanke des Femininen erwähnt wird; eine Seuche bekloppter Macker, die es auch früher gab, die sich endlich „trauen“, im Anonymen. Das ist durchaus ein Schritt in Demokratie, deren Folge wir durch Bildung einhegen müssen (prozessuale Logik).

Meter aus dem Boden ragten. Es gibt auch einen Platz, an dem unfertige Pfeiler wie auf der Nase oder dem Hinterkopf liegend aus dem Stein geschlagen werden sollten. (2008: 103) Davon gehe ich aus.

Die entscheidende Aufgabe war eine langwierige und monotone, doch einfache Arbeit, das Meisseln im Fels. Den Bau zu errichten dauerte schon deshalb einige Zeit, weil an den Pfeilern nur wenige Leute gleichzeitig arbeiten konnten. Bei diesem Vorgehen, gleichlange Pfeiler aus einer Grube zu meisseln, ergab sich auch das „Messen“ aus der Praxis, dazu waren – ohne dass bereits Zahlwörter bekannt sein mussten, wovon ich aber ausgehe – Körpermasse ausreichend, etwa Daumenbreite (Zoll), Fuss, Elle; es sind dort wohl konkrete Daumen, Füße, Unterarme gewesen – oder was immer.¹ Zuerst wurde begonnen, schmale Schächte zwischen drei oder vier Platten auszumeisseln; sie werden mit Feuerstein-Meisseln nach unten getrieben worden sein, die mit Hölzern verlängert wurden. Eine der Langseiten eines normalen zwei Meter tiefen Schachts musste breiter ausgemeisselt werden, weil dort Leute auf den Boden der Grube hinunter mussten, um von der Seite den ersten Pfeiler unten frei zu schlagen. Er war dazu abzustützen, bevor das restliche Ende vom Grund gelöst werden konnte. Um einen 30 Tonnen schweren Rohling für einen grossen Pfeiler der Anlage D herauszuhebeln (6,0 x 3,0 x 0,6 m je 2,7 t/m³), könnte der Rohling nach seiner Lösung vom Fels ein kleines Stück auf die Seite geneigt worden sein, bis er an der Felswand der Grube anlag. Dann wurden wohl kleine Steine darunter gestopft, um ihn als nächstes auf der unteren Schmalseite über diese Steine zur anderen Seite zu kippen, wobei er auf der Unterfüllung ein kleines Stück nach oben gehebelt wurde, und so fort. So „schwamm“ er durch die Verfüllung der Grube Stück für Stück nach oben, bis er auf die Seite gelegt werden konnte. Das wäre eine Möglichkeit, eine andere wäre komplexer mit einem Hebel aus einem Baumstamm vorstellbar, gedanklich vielleicht sogar mit dreibeinigen Hebebäumen, wie vielleicht bei Feuerstellen, dies aber praktisch kaum bei grossen Gewicht.

Die Pfeiler mussten 100 bis 500 Meter über das Baugelände transportiert werden. (Schmidt, 2003) Auf den Trobriand-Inseln wurden beim Ziehen des Baumstammes für den Bau eines grossen Segel-Kanus Lianen und Holzrollen von der Dorfgemeinschaft benutzt. (Malinowski, 1979) Wegen eines möglichen Tabus gegenüber Frauenberührung ist durchaus denkbar, dass nur Männer die Pfeiler bewegen durften, weil schon die Rohlinge „Götter“ waren. Thor Heyerdahl (*1914 - 2002), auf den auch Schmidt verweist, hat auf der Osterinsel die Aufstellung der dort noch grösseren Skulpturen untersucht und die nötigen

¹ Der erste bekannte Massstab ist die Nippur-Elle, gut 4.000 Jahre alt, mit etwa 52 Zentimetern. (Wikipedia.de) Zoll-Masse wurden auf dem Festlandeuropa bis zur Französischen Revolution benutzt, als das Urmeter als Dezimalsystem weitgehend zur Norm wurde; ähnlich das Kilogramm als Gewichtsmass.

Handlungen auch fotografisch belegt: 180 Personen zogen eine grosse Skulptur an einen anderen Ort.¹ Von diesem „Modell“ gehe ich aus, obwohl für eine Gemeinschaft, die ein solches Monument errichtet, ohnehin eher deutlich mehr Menschen erwartbar sind, um das Projekt insgesamt zu tragen.

Eine erste Bearbeitung wurde vielleicht gleich nach dem Raushebeln vorgenommen, um den Transport zur Bildhauerwerkstatt zu erleichtern. Dann sind gut zehn Tonnen beim Transport auch für die grossen Pfeiler realistisch. Danach wurden die Pfeiler wohl mit Seilen (und vielleicht Holzschlitten oder -rollen?) an ihren späteren Platz gezogen und auf ihr Endmass zugerichtet, dabei die Flach- und Hochreliefs ausgefertigt, für die vorher eine Ausbuchtung am noch rohen Stein geplant werden musste, zuletzt wurde die Oberfläche geschliffen. Möglich ist für die Erstellung der grossen Pfeiler der Anlage D auch ein anderer Weg: als die felsige Bodenfläche des Monuments plan gemeisselt wurde, blieben zuerst vielleicht zwei Kuben (wie Tische) stehen, so wie der erwähnte unfertige Fünfzig-Tonnen-Pfeiler flach liegend angelegt war, dann wurde von den Seiten her die breite Unterseite rundum weggeschlagen. So war kein langer Transport nötig. Aber es musste gerade dort eine Stelle mit geeignetem Fels vorhanden sein. Der Pfeiler konnte, wie auf der Osterinsel, mittels Hebeln angehoben, dann mit darunter geworfenen Steinen Stück für Stück aufgerichtet und zuletzt mit Seilen in die Senkrechte gezogen werden, oder dies geschah mittels Gerüsten, wie sie schon in der späteren Höhlenmalerei Verwendung fanden, wofür Ruspoli Anzeichen zu sehen meint. (1998)

Durch die Übernahme der Zahl von 180 Männern als Modell für die schwersten Arbeiten ergibt sich eine Stammgrösse von etwa 750 Personen. Um 180 von ihnen zum Ziehen gleichzeitig dort zu versammeln, musste etwa um das Vierfache an Menschen als deren Familien zusammen kommen. Das scheint machbar, wenn die gezeigte Tabelle zum „Hypothetischen Stamm mit 100 Personen“ vorausgesetzt wird; statt 25 Männern wären es nach dieser Tabelle 30 Männer pro Hundert Personen, wenn von einer Beteiligung der 15 bis 29 Jahre alten Männer ausgegangen wird. Für die Bevölkerung einer grösseren Siedlung war das also kein extremes Problem.

¹ Das geschah, indem eine zwölf Tonnen schwere Figur (ohne Rollen) in einem Rhythmus immer leichter an einen anderen Platz gezogen wurde. Das Aufrichten einer gestürzten Figur zurück auf ihre Plattform – die Figuren der Osterinsel stehen selbständig ohne eingespannt zu sein – wurde von zwölf Inselbewohnern vollbracht, indem sie Hebel ansetzten und jeweils kleinere Felsbrocken unter den oberen Teil der Figur schoben, so dass eine Rampe entstand, bis die Figur etwa mit einer Schräglage von 45 Grad lag und mit Seilen aufgerichtet werden konnte. Das Herausmeisseln einer Skulptur aus dem Fels (in anderer Weise als am Göbekli Tepe) wurde ebenfalls über einige Tage hinweg getestet, es ergab sich: für die Herstellung einer vier bis sechs Meter hohen Figur würden sechs Männer wohl etwa ein Jahr brauchen; für mehr Leute war auch kaum Platz. (Heyerdahl, 1963)

Stammgrösse

Hypothetischer Stamm mit 100 Personen bei Wildbeuter:innen; zitiert in Helbling (1987)
Altersgruppen: *Personen (in fett: „Arbeitskräfte“)*

0 - 4: 22 | 5 - 9: 18 | 10-14: 14 | **15-19: 12** | **20-24: 10** | **25-29: 8**
30-34: 6 | 35-39: 4 | 40-44: 2 | 45-49: 2 | 50-54: 2 | 55---: 2

Bei rezenten Völkern von Wildbeuter:innen werden Grössen der Stämme um 500 bis 800 Personen gefunden; Gruppen hatten 20 bis 70 Mitglieder. Ein Stamm von 500 Personen benötigte in günstiger Umgebung etwa 10.000 Quadratkilometer Land. (Burenhult, 2004: 93) Bei einem Radius von 70 Kilometern ergibt sich bereits eine Fläche von 15.400 Quadratkilometern, die nach dieser Schätzung für 750 Personen ausreichend wäre. Aber gedacht für kleinere und noch mobile Gruppen, nicht schon solchen, die in grösseren Siedlungen lebten, die wohl deutlich weniger Platz benötigten und auch nur nutzen konnten, weil sie wesentlich von diesem Zentrum aus ihre Nahrung sammelten. Und das wahrscheinlich bereits organisiert, in welcher Form auch immer.

Allerdings ist die vermutete Siedlung unter der Altstadt von Şanlıurfa zu weit entfernt, um dort zu leben und täglich zur Arbeit zu gehen. Aber selbst wenn während der Bauzeit um die Baustelle herum sammelnde und jagende Gruppen oder Gentes von durchschnittlich 50 Personen unterstellt werden, was für modellhaft gedachte einfache Wildbeuter:innen eher zu viel ist, wären 15 Gruppen zu koordinieren gewesen; auch 25 Gruppen je 30 Menschen scheinen unproblematisch, da ein grosses fruchtbares Gebiet zur Verfügung stand, aus dem sie sich hätten ernähren können. Ohne schon die Gesamtfläche der späteren von Schmidt angenommenen Kulturgemeinschaft mit dem Radius von 200 Kilometer anzunehmen. Auch ein Bautrupp von 500 Personen, wovon Schmidt spricht, (nach Zick, 2008) scheint möglich.

Dauerhaft wurden auf der Baustelle so viele Leute eher nicht gebraucht, weil zu einem guten Teil spezialisierte Steinmetze arbeiten mussten, die den Zeitablauf bestimmten. Die Stemmwerkzeuge waren dazu immer wieder neu herzurichten. Ob das schon in „Serie“ arbeitsteilig geschah? Wir müssen auch bedenken, dass es vielleicht noch nicht möglich gewesen ist, einen in unserem Sinne verstehbaren Acht-Stunden-Tag lang zu arbeiten. Vielleicht wurden – wenn die Arbeit freiwillig geschah und nicht durch Fronarbeit – grössere Pausen eingelegt. An welchen Objekten mögen die Steinmetze ihr „Handwerk“ gelernt haben? Bei kleineren Arbeiten zuvor? Im noch unausgegrabenen Teil des Hügels? Schmidt fand nur ein „Bildhaueratelier“. (2008) Es ist vorstellbar, dass besonders grosse Arbeitseinsätze anlässlich gemeinsamer Feste oder Rituale durchgeführt wurden. War schon die Tag- und Nachtgleiche bei Winter- oder Sommer-Sonnenwende bekannt, um Feste daran zu orientieren? Wurde in

Monden gezählt? Hinweise auf Himmelsbeobachtung gibt es bislang nicht, wie an der ungleichen Drehung zur Ost-West-Achse wohl zu sehen ist.¹

Wie wurde der Bau im einzelnen organisiert, oder wie an der Baustelle die Nahrung bereitgestellt? In welcher Jahreszeit geschah das, musste das Wildgetreide gerade reif sein, um in der Umgebung für kurze Zeit so viele Menschen zu ernähren? Oder gab es überall erreichbare Stellen, an denen jeweils übers Jahr geerntet werden konnte? War der Transport grosser Getreidemengen bereits Übung? Wie könnte das geschehen sein? Gibt es mehrere Ernten pro Jahr nur bei Kulturpflanzen, aber nicht bei Wildgetreide? Es fanden sich an der Baustelle etliche Reibschalen zum Kornmahlen; also waren Frauen beteiligt. Wie wurde das Fleisch herangebracht und aufbewahrt, wie das Getreide und das Wasser? Das Bier nicht zu vergessen. Es bleibt auch offen, ob jeweils nur die benötigten Arbeitskräfte mit einem Versorgungstross vor Ort lebten, oder deren Familien, um die Arbeiter zu verpflegen; Funde dazu gibt es bisher nicht.

Ob es schon eine zentrale „Küche“ gab? Schmidt spricht für die Zeit des Baus von reichlich Wildgetreide und Gazellen als Nahrungsbasis; Tiere entfernen sich aber bei Bejagung. Er meint, ein dauerhaftes Wohnen sei an der Baustelle nicht möglich gewesen. Und am Ende der Nutzung des Göbekli Tepe, also zumindest 1.000 Jahre später, stünde das planvoll ausgesäte und genetzte kultivierte Getreide.² (2003; s. o.: Revolution) Er hält sogar für möglich, aus der Nutzung der grossen Flächen von Wildgetreide habe sich die Landwirtschaft aus einer Art Landschaftsmanagement ergeben, wenn nicht sogar die Versorgung der Bauleute den Landbau habe entstehen lassen. (2008: 254) Gebel bezweifelt das. (2002: 4, 10) Für die einfacheren Arbeiten des Sammelns von Steinen und des Errichtens der Mauern und dergleichen war dann eine grosse Zahl an Menschen einsetzbar, zumal wenn – wie Schmidt (2008) annimmt – zuvor an langen Mauern Erfahrung gewonnen wurde, um Tierfallen und Schutz-

1 Die Karte des Göbekli Tepe, die Zick (2008) publizierte, eine neuere Ausgabe der von Schmidt (2008), lässt vermuten, die Anlage D habe 13 kleinere Pfeiler im äusseren Rund gehabt; so viele sind auch in Anlage C verbaut, wenn dort auch nicht nur im Rund, sondern auch in den äusseren Doppel-Mauern; hinzu kommen jeweils zwei grosse Mittelpfeiler. 13 Pfeiler könnten auf das Mondjahr verweisen; Graebner sieht Hinweise darauf, ältere Stern-Tierkreise hätten 13 Bilder gehabt. (1924) Hinzu kommen die T-Pfeiler als vielleicht Sonne und Mond, die oft hohe Göttinnen waren. Schmidt geht bei Anlage D von nur einem fehlenden T-Pfeiler im Rund aus, also von insgesamt zwölf. (Documenta Praehistorica XXXVII, 2010) Unger-Dreiling verweist auf den griechischen Zirkus als Rund, an dem es „zwölf Wahrzeichen (Pfosten?)“ für die Monate gegeben habe, womit die vier Jahreszeiten symbolisiert wurden. (1966) Marco Polo (13. JH) spricht bei den Tataren von 13 Monaten. (Rübesamen, H. E., 2000, Marco Polo, von Venedig nach China, Augsburg)

2 Im Schutt des „beerdigten“ Göbekli Tepe wurden folgende Tierknochen in grösseren Mengen gefunden: Halbesel, Auerochse (Ur), Persische Kropfgazelle, Wildschafe, Asiatische Muflons, Rothirsch, Wildschwein, Rotfuchs, Hase; nach Fleischgewicht über 50% vom Ur. Driesch/ Peters, die die Knochen analysiert haben, sehen eine Vorratshaltung für nötig an; gab es Opferfeste? (1998)

wände vor Wildgetreideflächen zu errichten.¹ Solche Arbeiten sind gut vorstellbar, wie wir an vielfältigen Kulturen sehen, die per Hand ganze Bergwelten mit kleinen Mauern oder Wällen zu Terrassenlandschaften für den Reisanbau umgestalteten. Doch die Erfahrungen mit dem Siedlungsbau mögen ausgereicht haben.

Kulturgemeinschaft

Bisher sprach ich nur von einem Rundbau der ältesten Grabungsschicht auf dem Göbekli Tepe. Doch insgesamt sind dort per elektromagnetischer Kartierung um die 150 weitere T-Pfeiler geortet worden, die aber wohl aus jüngeren Schichten stammen und kleiner sind, nur anderthalb bis zwei Meter hoch. Damit wird das mögliche umfangreiche Gesamtprojekt der kommenden 1.000 Jahre angedeutet. Schmidt spricht von einem Einzugsgebiet dieser Kultur von 200 Kilometer Radius um den Bau, das aber wohl erst im Laufe der Zeit sich entwickelte. Diese Grösse ergibt sich aus der Lage weiterer bekannter Orte ungefähr jener Zeit, denen als Kulturgemeinschaft Interesse an diesem Bau zuzuordnen möglich sei (um Berlin gemessen reicht die Strecke bis Rügen und ergibt eine Fläche von gut 125.000 Quadratkilometern). Es gibt Standorte, aber noch keine Ausgrabungen dort, wo aus dem Boden herausstehende T-Pfeiler ein surrealistisches Gemälde aufscheinen lassen, schreibt er, weil der Boden absackte oder erodierte.

Vielleicht entsprechen die jüngeren Anlagen der Grösse des Kultraums in *Nevalı Çori*. Mancher unbekannte Platz mag noch dieser Kultur angehört haben, dazu die vermutete steinzeitliche Ur-Siedlung unter der Altstadt von Şanlıurfa. Einige unbekannte weitere Orte spekulativ einmal mitbedacht, wird in den bis 2.000 Jahren der möglichen Existenz dieser Kulturgemeinschaft eine „Städte-landschaft“ erahnbar. Bis sie zerstört wurde; am Göbekli Tepe durch Verschütten der Anlagen. Da sind die Vorstellungen Bütterlins, 5.000 Jahre später habe es eine Urukisierung bis in diese Gegend hinauf gegeben, nicht mehr so besonders spekulativ. Eine viel frühere und komplexere soziale Entwicklung, als bisher gedacht, kann mit einer solchen Kulturgemeinschaft vorgestellt werden. Bis diese Hoch-Kultur womöglich von dezentral lebenden „Bauern“ oder anderen

¹ Es seien vielleicht – sozusagen als Vorläufer der grossen Steinmauern – in der Harran-Ebene bereits kleinere Steinmauern angelegt worden, um Tiere zu lenken, sei es von fruchtbaren Tälern voller Urgetreide weg oder in eines als Falle hinein; Schmidt (2008) denkt auch an Gruppenjagd mit grossen Fanganlagen aus Steinmauern, wie sie etwa 200 Kilometer vom Göbekli Tepe flussabwärts am Euphrat, 50 Kilometer südlich von Abu Hureyra und in grosser Zahl in Jordanien gebaut worden sind. (Spektrum, 1989; dort ein Luftbild einer Anlage von 1930 nahe Damaskus) Andere halten solche Bauwerke für Pferche halb domestizierter Tiere. (Bartl, 2004) Das eine schliesst das andere nicht aus. Dass es in der Region der Kulturgemeinschaft keine Belege für solche Mauern gibt, kann mit der viel jüngeren Landwirtschaft erklärt werden, bei der grössere Steine von den Feldern in Steinlager am Feldrand verbracht werden, um pflügen zu können.

Völkern zerstört wurde...; wer weiss. Die bekannten Orte müssen ja nicht gleichzeitig, und dies schon gar nicht über den ganzen Zeitraum existiert haben. Aber sie gehörten offensichtlich in eben jene Kulturgemeinschaft als Hochkultur zumindest zwischen der Planung des Göbekli Tepe und der Nutzung des Ortes Nevalı Çori, von dem nicht recht klar ist, was sein Zweck war.

Nevalı Çori¹ besteht aus einer kleineren, fast quadratischen Kultanlage und aus mehreren Gebäuden. Ob es sich dabei um Wohn- und/ oder Lagerhäuser handelte ist unklar. Sie hatten unterlüftete Böden aus Steinplatten, die auf Streifenfundamenten lagen. Vielleicht diente dies zu Kühlung der Räume, womöglich wurde Wasser des Flusses, an dem der Ort lag, hindurchgeführt. Diese Grabungsstätte ist mittlerweile im Atatürk-Stausee versunken. Viele Tonfiguren wurden dort entdeckt. Weitere Orte dieser Kulturgemeinschaft mit T-Pfeilern sind *Sefer Tepe*, nahe Viranşehir zwischen Şanlıurfa und Mardin, sowie *Kecili* und *Karahan*, *Körtig Tepe* und *Çayönü*. Diese Orte liegen in der Nähe des Vulkans Karacadağ, wo Schmidt die potentielle Heimat unserer Kulturgetreide erkennt. (2008) T-Pfeiler gleichen Typs fanden sich in *Gürcütepe*, an denen aber derzeit keine Grabungen durchgeführt werden, ein weiterer Ort, *Hamzan Tepe*, liegt heute in Şanlıurfa. In dieser Stadt wurde bei Bauarbeiten (irgendwo) auch die schon erwähnte bislang älteste bekannte, halbwegs realistisch gestaltete männliche Skulptur ausgebuddelt, zwei Meter hoch! (Schmidt, 2008) Der Fundort *Çayönü*, etwa 180 Kilometer nordnordöstlich erbrachte einen ähnlichen kleinen Bau wie in Nevalı Çori. In der Grabung wurden in der Schicht der älteren prä-keramischen Zeit (PPNA) Rundhütten gefunden, in der jüngeren (PPNB) dann rechteckige Häuser wie in Nevalı Çori. Aurenche (2007) hält diese Anlagen für Stätten analog zu Männer- oder Ahnenhäusern in (weit jüngeren) rezenten Kulturen Ozeaniens (auch bei den Baruya) oder den, Frauen verbotenen, Kivas der Pueblo-Indianer; auch von Orten für Initiationsriten ist die Rede.

Mehrere Prozesse am und auf dem Göbekli Tepe verlangen aus der Sache selbst heraus einen Vorlauf, haben wir gesehen: beim Entwurf des heiligen Hauses, in der Bildhauerei, dem Pfeiler- und Mauerbau. Ob nun Mauern für Tierfallen und als Schutz des Wildgetreides zuvor schon errichtet wurden, wie Schmidt annimmt, oder nicht. Es gab schwierigere Aufgaben, vor allem die soziale Entwicklung der engeren Planungs- und Bauphasen. Eine Organisierung im Sinne einer Gentilgemeinschaft musste entwickelt worden sein; dazu gleich mehr. Das Selbstverständnis, nun nicht nur einem sozialen Zusammenhang mit mehr oder

¹ Dort fanden sich ebenfalls Sondergebäude, von denen eines in Raummitte zwei stelenartig aufgerichtete Steinplatten aufwies, das andere enthielt grosse Ansammlungen von Menschenknochen und Schädeln. In einem dritten war ein Terrazzoestrich verbaut, kleine in Mörtel gegossene Steine, die abgeschliffen werden. Dazu gut 20 (Lager-) Gebäude? (Schmidt, 2008; Hauptmann, 2007)

weniger verwandten Nachbargruppen anzugehören, mit denen es meist Friede, immer wieder aber auch Krieg oder Aggressionen gab, ändert sich deutlich. Da waren Bündnisse zu schmieden, mal so mal anders. Und der Göbekli Tepe steht wohl ziemlich am Anfang der *bekannten* Geschichte dieser Kultur.

Mit der Herausbildung einer Organisierung des Stammes und später vielleicht Stammesbundes entstehen im Gegenzug Verpflichtungen gegenüber dem Stammesrat, der seine wesentliche Kraft und Legitimation von Geistwesens und Göttinnen bezog, nicht von jenen, die sie in den Rat entsandten. Ein anderer Blick auf das Ganze wird nötig. Die Vorleute, die die Gruppen im Rat vertreten, bringen andere Ansichten und Interessen zurück, die dann mit zu reflektieren sind; es gibt jetzt phylogenetisch, was individuell mit Theorie of Mind bezeichnet wird, unterschiedliches Denken über dieselben Phänomene wird erkannt, Konsens ist zu erzielen. Das gilt auch für den Beschluss zum Bau eines Geistigen Zentrums. Ist er einmal beschlossen, gibt es Verpflichtungen. Doch die konnten kaum erzwungen werden, wenn sich eine Sippe das anders überlegte.

Es gibt allerdings den informellen Zwang mit der Ehre, oder dass das „Einschlafen“ (wie bei den Mbuti) bei der Bewältigung des Lebens gegen die neuen Göttinnen gerichtet ist, gegen den Zusammenhalt des Ganzen. Viel wahrscheinlicher als ein völlig egalitärer Konsens als Basis des Stammes ist die Herausbildung hierarchischer Strukturen, die doch im „sozialen Organismus“ angelegt sind über Geschlecht, Alter, Körper- und Geisteskraft... Sei es mittels eines Prozesses hin zu Vorleuten mit grossem Ansehen, oder wie dort auch immer. Auch ein Grosser, analog zu einem Kriegshäuptling, also für besondere Aufgaben, kommt in Frage. Und Zwangsarbeit! Es wird noch einmal deutlich, welche gewaltige Veränderung seit der Übergangsphase von den Jüngeren Wildbeuterinnen her nötig gewesen ist, um überhaupt an einen Bau zu denken, zu dem der Göbekli Tepe wurde. Schwer vorstellbar, dass es danach lange Unterbrechungen gegeben haben könnte, bis dann eine völlig neue Anstrengung unternommen wurde, mit zwar kleineren, aber sonst identischen Kunstformen, den T-Pfeilern, eine neue Gemeinschaft aufzubauen.

Für das Gebiet von den Pyrenäen bis Südfrankreich wird am Ende der Eiszeit eine Bevölkerung von nur bis 3.000 Menschen angenommen, die dann aber schnell anwuchs. (Burenhult, 2004: 93) Eine solche Vorgabe macht es nötig, auch für Nord-Mesopotamien mit möglichst niedrigen Zahlen zu argumentieren. Diese Bevölkerungsdichte „passt“ auch ungefähr zur Mindestzahl der Kultur- und Baugemeinschaft mit einer Stammesgrösse von um die 750 Menschen, die jener Zahl der Arbeitskräfte entspricht, die (zufällig) Heyerdahl vorgab. Tatsächlich sind wohl nach diesem „Modell“ eher mindestens 1.000 Personen für den Stamm beim Bau des ersten Monuments anzunehmen, denn nicht alle werden jeweils zum Pfeilerrücken zur Stelle gewesen sein; mindestens 5.000 scheint mir angemessener. Und die Harran-Ebene war gross genug für mehr.

Und stimmen die Datierungen von Göbekli Tepe und Nevalı Çori, dann reden wir über ein Jahrtausend.

Sofern wir dabei bleiben, es sei gelungen, mehrfach 180 erwachsene Männer für die kollektive Bewältigung der Pfeileraufstellung zusammen zu bringen, dann heisst das auch, dort kamen nicht nur Jäger, sondern auch mindestens 180 Krieger zusammen, wenn auch nur für jeweils kurze Zeit. Doch in den Siedlungen fehlten sie ohnehin oft, weil sie zur Jagd oder zu Handels- und Kriegszügen unterwegs waren, die Siedlungen mussten ohne sie über längere Zeiten funktionieren können, geschützt und unterstützt nur von wenigen, wohl älteren Jägern, getragen von den Frauen. Und wahrscheinlich waren es noch weit mehr Menschen, die diese Hoch-Kultur bildeten!

Warum sollte eine Hauptmacht dieser Krieger unter solchen günstigen Bedingungen künftig nicht grössere bewaffnete Züge unternehmen? Nun nicht mehr auf Basis von Emotionen, wie bei der Kopfjagd, sondern nach Kalkül, geplant wie die Baustelle (oder die Überfälle auf die Nachbarn bei den Yanomamo). In jener Zeit vor fast 12.000 Jahren eine organisierte Truppe von wenigstens 180 Kriegern aufbieten zu können, die strategisch Kriegszüge und Verteidigungspläne durchdenken konnte, lässt andersherum plausibel werden, dass auf dem Göbekli Tepe nicht eine Burg, sondern ein Geistiges Zentrum errichtet wurde, dessen Verteidigungsfähigkeit eher in Frage steht, das sich also Menschen öffnen sollte, wahrscheinlich für solche aus einer grossen Region. Dieser Stamm musste sich in jener Zeit jedenfalls kaum vor Menschen fürchten. Ob das jedoch auch für die Nachbarn gegolten hat? Spätestens mit dem Bauwerk musste allen dort klar werden, welch gewaltiges weltliches Potential der Macht sich neben der religiösen entwickelt hatte. Von daher ist die Kraftentwicklung, die von diesem Bau ausging, vielleicht jenseits aller Verbindung zur Domestizierung von Pflanzen zu bedenken. War dort ein Kriegervolk entstanden, eine Armee der Steinzeit, mit guten Waffen? Die historischen Momente, wo eine solche Möglichkeit nicht auch genutzt worden wäre, sind vermutlich selten.

Handelswege konnten gesichert werden, um noch mehr Reichtum zu akkumulieren als beim Beginn des Baus vorhanden sein musste. Der Gedanke lässt sich aber auch zur Landwirtschaft hin fortsetzen: die Krieger fordern Tribut, was die Produktion ansteigen lässt. Ist das nicht wahrscheinlicher als dass diese Krieger nun Bauern wurden? Ein solches Ansinnen fanden Krieger damals vermutlich ehrverletzend. Wie sollte das gegenüber den Ahnen gerechtfertigt werden? Und es ist zu Beginn des Neolithikums dort ja keine generelle Mangelsituation erkennbar, die Zwänge in Richtung Landwirtschaft ausgeübt hätte. Nur am Rande grösserer Siedlungen konnte es zu eng werden. Aber vielleicht gab es nicht genügend ergiebige Wasserstellen für Siedlungen in der Nähe jenseits des grossen Flusses, des Euphrats. Naturausnutzung ist damals die wesentliche

Möglichkeit, sich in grossem Umfang zu bereichern. Und zur Erfüllung von Tributpflichten wäre organisierte Landwirtschaft ein guter Weg...

Anders als von den Mbuti, die ihren Nachbarn tributpflichtig waren, wäre nicht Fleisch abzuliefern, sondern Getreide, Gemüse und der Salat. Doch das führt nun wirklich sehr weit. Vielleicht waren in jener Zeit die Menschen ja doch alle sehr friedlich eingestellt – in jener paradiesischen Gegend. Vielleicht. Zur Zeit des Alten Testaments mit den darin bejubelten Völkermorden ja eher nicht! Allerdings: das Volk vom Göbekli Tepe hatte in seiner denkbaren Form als Kriegsmacht keinen Bestand, jedenfalls wurde das markante Geistige Zentrum selbst aufgegeben oder von Fremden zerstört. Was kam danach? Das Ende könnte damit zu tun haben, dass die Landwirtschaft, wenn sie einen bestimmten Stand erreicht, in der konkreten Fläche ihre Basis hat und dörfliche Strukturen wegen der Nähe zu Feldern nützlicher sind als solche grösseren Siedlungen, bevor viel später Städte wiederum sich die bäuerliche Produktion unterwerfen konnten (und mussten), um zu existieren. Das Monument in der Harran-Ebene hatte ausgedient, weil nun – vorübergehend – kleinere Einheiten das Wesentliche der neuen Produktionsweise wurden. Diese frühe Kulturgemeinschaft verlor sich in der Weite der Geschichte. Und die Entwicklung der Kultur fiel zurück. Erst viel später entstand eine neue mächtige Zivilisation in den Städten Sumers. Oder es war alles anders!

Der Göbekli Tepe als Friedenssymbol?

Wenn es auch weiterer Untersuchungen bedarf, beziehungsweise die Untersuchungen eigentlich jetzt erst richtig beginnen müssten, ist doch plausibel geworden, wie sich eine Entwicklung von noch recht einfachen (Jüngeren) Wildbeuter:innen hin zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft plausibel abgespielt haben könnte, über fast 2.000 Jahre hinweg. Was noch fehlt, ist, die Ausbildung einer entsprechenden Gemeinschaft zu hinterfragen, mit welchen Mitteln ein solcher Stamm von immer noch Wildbeuter:innen sich organisieren und wie ein solcher „Reichtum“ entstehen konnte, um die beim Bau „Beschäftigten“ zu ernähren. Und wie in der Grossregion sich ursprünglich kleinere Stämme in einem Friedensbündnis verbinden konnten, sofern nicht jenes Volk am Göbekli Tepe als Kriegsmacht andere tributpflichtig machte.¹ Zu diesem Zweck sehen wir jetzt noch einmal auf rezente Urvölker, um „etwas“ zu finden, was einer Sozial-differenzierten Gemeinschaft am Ende des Jung-Paläolithikums strukturell kognitiv entsprechen könnte.

Dazu komme ich zuerst auf die *Baruya* zu sprechen, die Godelier in Neuguinea untersuchte. Danach zu den *Trobriand-Inseln*, wo Malinowski forschte.

¹ Dietl erkennt aus dem Survey von Freilandfundplätzen in der levantinischen Steppenzone Syriens und Jordaniens zum Epi-Paläolithikum hin eine Regionalisierung der vorher grösseren Streifgebiete bei Homo sapiens und zuvor bei Erectus oder Neanderthalensis. (2009: 112)

Beide Völker zeigen, obwohl sie bereits Gartenbau und Schweinehaltung betrieben, nichts an Kompetenz oder kognitiver Entwicklung, die über das zum Bau eines Monuments wie dem am Göbekli Tepe oder in Jericho nötige hinausgehen würde. Die Baruya bauen sich grosse hölzerne Männerhäuser, und auf den Trobriand-Inseln sind die Lagerhäuser für die Yam-Knollen hoch emotional aufgeladen, die den Dorfplatz eingrenzen, der normalerweise den Männern vorbehalten ist. Wo Baruya mit Salzmachen und den Heiligen Totempäckchen ganz besondere Elemente aufweisen, mögen Lagerhäuser, Kanubau und die Navigation auf See Kennzeichen entsprechender Kompetenz auf Trobriand sein. In der Weltvorstellung unterscheiden sie sich kaum grundsätzlich von vielen anderen traditionellen Völkern mit einer ähnlichen Kognition.

Im Folgenden wird notwendigerweise einiges über reale Vorgänge berichtet, weshalb ich noch einmal erinnere, sich nicht zu sehr am Realen zu orientieren, sondern gedanklich weiter zu blicken, auf die kognitiven Kompetenzen. Es geht eben nicht um Übertragung von Lebensweisen, wenn sich auch manches sprachlich so anhören mag, sondern um den Versuch, sich mittels der Strukturen des Denkens und der Logik jener Völker in die mögliche Parallelität oder Analogie zur Sozial-differenzierten Gemeinschaft des Göbekli Tepe hineinzuversetzen.

Zuerst bespreche ich also in diesem Abschnitt ein Modell der Herstellung eines Produkts und des Handels damit, wie es die Baruya entwickelt haben: Salz aus Pflanzen. Verstanden im Sinne eines direkten „Warentauschs“, Salz gegen Federn oder Mäntel aus Rinde, also noch ohne eine Form von Aquävalent-Tausch, bei dem die Preise über Muscheln, Kaurischnecken oder dergleichen vermittelt werden: später über Geld. In ähnlicher Weise sieht Gebel im Neolithikum für die südliche Levante am Jordan um *Ba'ja* und *Basta* eine Form der Ökonomie mit Steinringen entstehen, die dort möglicherweise als Zahlungsmittel gefertigt wurden. (2010) Danach komme ich auf ein Modell des Gaben-Tausches und auf ein Befriedungs-Modell für eine grosse Region zu sprechen, das bei den Trobriander:innen entstand – dort wurden Schmuckstücke hergestellt, um einen rituellen Tausch zu begründen – und wie es vielleicht in der Harran-Ebene sinngemäss existiert haben konnte.

Oben hielt ich es für denkbar, es könne am Göbekli Tepe durch Handel von Feuerstein oder Obsidian, vielleicht sogar Werkzeug/ Waffen daraus, wie durch Salz und Bitumen in Jericho, zu sozialen Unterschieden zwischen Gruppen und in ihnen gekommen sein, sei es über den Prozess der Grossen Männer oder wie auch immer. Es musste ja in der Zeit der Jüngeren (komplexen) Wildbeuterei ein Grundstock für eine Weiterentwicklung der Kognition und für den Bau des Geistigen Zentrums gelegt worden sein. Auch ein gewisser „Reichtum“, und wenn er sich nur in freier Zeit ausdrückte, ist zu unterstellen, sonst kommt so ein Bau nicht in den Kopf der Leute. Wie ist eine solche Ökonomie vorstellbar?

Beispiele: Baruya, Trobriand

Mit der Rekonstruktion des *Salzhandels der Baruya* skizziert Godelier (1973; 1987) eine Form des Handels, wie er auch viel früher und anderswo denkbar scheint. Dieses Volk lebte vor der Entdeckung 1951 in „steinzeitlichen“ Lebensformen, zum Teil in Frieden mit den Nachbarn, zum Teil auch nicht, mit einigen ist es durch *Friedensverträge* verbunden. Die Baruya konnten mit Brandrodung vor allem Süßkartoffeln anbauen und eben auch Salzpflanzen (die Salzgeschmack, aber kein Salz ergeben). Zusätzlich werden durch die Frauen Schweine gehalten, während der Landbau von beiden unter männlicher Regie ausgeführt wird. Sie bilden damals einen „häuptlinglosen Stamm“ aus patrilinearen Clans mit besonderer Bedeutung angesehener Vorleute, die sich primär auf Ansehen als Traditionswächter und nicht auf ökonomische Macht stützten, wie ich es oben zeigte. Die Salzherstellung und der Handel sind nicht so hoch angesehen wie die Traditionsbewahrung („heilige Päckchen“), zeigen aber generell den Prozess zur möglichen Entwicklung bis hin zu „politischer“ Macht ganz gut, ohne dass eine solche Entwicklung dort schon die Traditionswächter in den Hintergrund gedrängt hatte. Doch es geht hier nur um ein Beispiel für frühe Handelsformen, deren Strukturen sich als ziemlich vielschichtig zeigen.

Das Pflanzen-Salz wird aus verbrannten Pflanzen gewonnen (die Salzgeschmack, aber kein Salz/ Natrium ergeben, sondern: gering giftiges Kalium, aus der Asche der Hiobsträne). Es ist kaum notwendig, eigens zu erwähnen, dass den Salzmachern während dieses Prozesses der Geschlechtsverkehr verboten war. Die Asche bleibt einige Zeit liegen, wird dann bearbeitet und zu Paketen verschnürt, ein komplexer Prozess, der hier nicht von Interesse ist, aber ein Vorgang, wie er den Menschen vor 12.000 Jahren analog vor dem Bau des Monuments in der Harran-Ebene zugetraut werden kann.¹ Die Salzbarren werden primär produziert, um Bast-Umhänge, Steine für Äxte (später: Metall) oder auch bunte Vogelfedern und einiges mehr einzutauschen, Dinge, die nicht im eigenen Gebiet hergestellt oder gefunden werden können. Die Umhänge entstehen aus Rinde (ficus) in einem zeitaufwendigen Prozess unten in den Tälern, bei dem weiche Pflanzenteile aus der festen Bastschicht herausgeklopft werden. Auf der hochliegenden Ebene, die die Baruya bewohnen, gedeihen solche Bäume nicht.

So entstehen viele Kontakte über die eigenen Grenzen hinaus, wie immer die festgelegt waren. Zielgerichtete Handelswege müssen entwickelt, gepflegt und gesichert werden, da Autarkie für diese gewählte Lebensweise nicht möglich ist. Nicht Arbeitszeit sei das Maß für den Handelspreis – die Baruya finden, sie gewannen bei ihm (gegenüber den auch dadurch abfällig gesehenen

¹ Schon Neandertaler;innen konnten beispielsweise Birkenpech als Kleber herstellen, wozu mehr nötig ist als etwas auszukochen, um es dickflüssiger zu machen; Rinde muss unter Luftabschluss verschwelen. Ich erinnere an den Prozess, Eicheln zu Nahrung zu machen.

Nachbarn) –, sondern eine bestimmte Wertschätzung (?) der entsprechenden Dinge, die eingetauscht werden. Formell beruhen solche Geschäfte dennoch auf Gegenseitigkeit, auch wenn andere vielleicht notgedrungen oder gar gezwungen diese Gegenwerte liefern. Das gilt nebenbei bemerkt auch für andere Handelsgüter in rezenten Urgemeinschaften, auf die Godelier beispielhaft verweist, wenn Perlenschnüre, Delphinzähne, Mühlsteine oder die vielzitierten Kaurimuscheln über zum Teil grosse Entfernungen und selbst mittels Seereisen ausgetauscht werden, worauf ich gleich bei den Trobriand-Inseln zurück komme.

Eine ähnliche Form des Handels wie bei den Baruya schildert Kurella (1993) bei den *Muisca* in Kolumbien und ihren – zum Teil feindlichen – Nachbarn in vorspanischer (!) Zeit (aus den frühen Protokollen der Eroberer). Baumwoll-Decken, Salz und Gold sind neben anderen Gütern besonders wichtig und werden auf Märkten getauscht, aber auch den Kaziken/ Häuptlingen als Tribut gegeben, der ebenso durch Arbeiten, wie Hausbau (frühes „Handwerk“), erbracht werden konnte; in einigen dieser Stämme gab es Verteilungsfeste für die Bevölkerung; dazu gleich mehr.

Wie sollte im Jung-Paläolithikum *Jericho* (ab um 11.000 bp) wohlhabend geworden sein, um seine steinernen Grossbauten zu realisieren, wenn nicht seine Güter aus dem Toten Meer, Salz und Bitumen, (Roaf, 1998) abtransportiert worden wären? Kupferlager sind ungefähr vor 11.000 Jahren in Hallan Cemi/ Nord-Mesopotamien als bekannt belegt, und das Metall ist wohl auch gehandelt worden. (Hinweis Michael Rosenberg, in: Mailing List Neo-Lithic, 2015) Das gilt ähnlich für Obsidian von Vulkanen Anatoliens, der in Blöcken vertrieben wurde. (Roaf, 1998) Ebenso sind komplexe Handels- oder Tauschwege zwischen der Region Gönnersdorf und den Höhlen der Schwäbischen Alb aus dem Magdalénien nachgewiesen. (Moreau, 2009^b) Nehmen wir die frühen „Venus-Figurinen“ dazu, gibt es also schon seit fast dem Beginn dieser grossen Epoche wachsende Hinweise auf Vernetzung der Völker über zum Teil weite Strecken, Materialien, wie Schneckenhäusern, Muscheln, Bernstein, Silex, Obsidian und andere Dinge wurden getauscht; zuerst zwischen der Region von den Pyrenäen bis Sibirien, bald aber auch im Nahen Osten. Zugleich wissen wir vom Problem des „Fremden“ und der „Kriegslust“, das unter Kontrolle gebracht werden muss, um Handel treiben zu können, in welcher Form auch immer, nur friedlich muss er definitorisch sein, wodurch er auch eine kognitiv zu erwerbende „Zivilisationstechnik“ ist, die immer Handelspartner:innen zusammenführt.

Ein solcher Austausch, der gezielt entwickelt wird, ist denkbar für die Region um den Göbekli Tepe; in welcher Form es ihn dort tatsächlich gab, ist offen. Für Jericho sind Meersalz und Bitumen als Handelsgüter plausibel, um

eine materielle Basis für die Grossbauten zu schaffen. Funde dazu gibt es nicht, ausser dem erwähnten Verkehrs- oder Handelsnetz aus etwa jener Zeit, wie es Coward bespricht. (2010) An dieses Verkehrsnetz konnte dann – in viel jüngerer Zeit! – die erwähnte Urukisierung anschliessen. Über Handelswege sprach ich bereits.

Wie entstand auf den *Trobriand-Inseln* ein *Friedenssystem*? Wie konnte jene Sozial-differenzierte Gemeinschaft sich als Kulturgemeinschaft zusammenfinden, die das Geistige Zentrum am Göbekli Tepe baute? Eine solche Möglichkeit könnte Malinowski ab 1915 (!) auf diesen Inseln, etwas nördlich der Ostspitze Neuguineas, analog beschrieben haben. (1979) Von Gaben-Tausch als sozialem Prinzip soll nun noch einmal die Rede sein. Ich fasse mit dem Begriff zusammen, was sich als Tausch-System bei diesem Volk entwickelt hatte, bei dem typischerweise, oder im ideellen Sinne, kein materieller Gewinn gemacht werden soll!

Von Zeit zu Zeit wird das *Kula* durchgeführt, in dem zwei „Waren“, besondere Muschel-Halsketten gegen besondere Muschel-Armbänder aus einer anderen Muschelart, getauscht werden. Beziehungsweise eben nicht als Tauschgüter, sondern als gegenseitige *Gaben*. Und das zwischen festgelegten Handelspartnerschaften, individuell wie zwischen Stämmen, nicht mit beliebigen Dritten. Neben der regionalen Form umfasst dieser auf den ersten Blick als Null-Summen-Handel erscheinende Tausch darüber hinaus ein viel grösseres Inselgebiet. Dazu sind jeweils bestimmte Männer „Handelspartner“, die nah oder auch sehr fern auf anderen Inseln in anderen Stämmen leben. Männer mit hohem Ansehen haben sehr viele Partner, andere nur wenige. Diese Partnerschaft wird sogar vererbt. Die Armbänder und Halsketten kreisen nun durch das Gebiet, Ketten im Uhrzeigersinn, Armbänder gegenläufig.

Auf den Trobriand-Inseln werden Ketten aus geschliffenen Muschelscheiben aufwendig gefertigt. Es sind im wesentlichen immer gleichartige Stücke, die mal mehr oder weniger (sozialen, ästhetischen) Wert haben, so dass tatsächlich auch „Werte“ ausgetauscht werden, wenn auch nicht am gleichen Termin, eine herausragende Kette etwa gegen mehrere kleinere Armbänder oder andersrum. Der Wert besteht dann darin, die erworbenen Stücke zu Hause im Stamm zu präsentieren, wodurch der temporäre Besitzer (und sein Anhang) Ansehen gewinnt. Um sie nach einiger Zeit weiter rotieren zu lassen, indem sie als (grosszügige) Gaben anderen überreicht werden, die sie wiederum holen kommen. Die jeweilige Werterstattung findet also erst später bei einem weiteren Termin statt und ist wieder eine Gabe. Dennoch wissen die Partner um diese

„Werte“ und sind zufrieden oder nicht; sie müssen bei der Rückkehr ja etwas „vorzeigen können“.¹

Der Aufwand ist in jedem Fall immens, unter anderem müssen auf den Inseln grosse Segel-Kanus gebaut oder erneuert und herausgeputzt werden, um zum Teil lange Seereisen zu unternehmen. Bei der einen Reise – beispielsweise der Trobriander im Verbund mit Männern anderer Inseln nach der südlich liegenden Insel Dobu – werden den Besuchern, den Gästen (!), Ketten als Gaben überreicht, die sie sich (durchaus fordernd) *abholen* (und rechtsrum heim bringen). Erst Monate später kommen die Männer aus Dobu nach den Trobriand-Inseln und erhalten dort die Gegen-Gaben, also Armreifen, mit denen sie wieder (linksrum) zurück fahren. Die Gaben werden also nicht direkt nebeneinander gelegt und dann über die Werte verhandelt. Sondern die jeweiligen Geber müssen sich dem Anspruch nach grosszügig zeigen. Nur nebenbei wird wohl zugleich auch andere Handelsware ausgetauscht, nun aber richtig mit Feilschen, um Güter zu tauschen, die es zuhause nicht gibt.

Das Kula könnte eine rituelle Befriedung sein, unter deren Schutz Handel getrieben werden konnte, ohne um die eigenen Köpfe fürchten zu müssen, sozusagen unter einer weissen Flagge; vielleicht erzwungen durch die australische Kolonialverwaltung, die Kopffagd und Krieg unterband. So wie es bei den Baruya Friedensverträge gibt. Malinowski bespricht diesen Aspekt nicht. Es geht um Ansehen und Frieden. Der Aufwand ist gross: die Trobriand-Inseln hielten 650 Armreifen – die sie von anderen als Gaben erhalten oder selbst produziert haben mussten – für 500 Leute aus Dobu bereit. Eine Reise von Dobu zu den Trobriand-Inseln begann im Oktober 1917 mit Bau und Reparatur der Kanus und dauerte bis Ende April 1918; allein die Reise über See und zu verschiedenen Inseln dauerte je knapp drei Wochen. Während der vorher vereinbarten Anfahrtszeit gab es auch etliche Aktivitäten bei Gastgeber*innen auf Inseln entlang der Strecke. Auf den Trobriand-Inseln trafen sich über 2.000 Menschen. Früher waren deutlich mehr als die ungefähr 80 Kanus aus Dobu unterwegs; die Sitte verlor sich schon langsam in der Moderne, als Malinowski sie kennenlernte.

¹ Mauss bespricht in einer Übersicht über solche Gaben-Systeme vor allem auch den ökonomischen Aspekt. Tatsächlich müssen, wenn jedesmal Grosszügigkeit gezeigt werden muss, die Gaben zahlreicher oder wertvoller werden; hier entstehen ökonomische Zwänge, die nicht endlos weiterwirken können. Ob das nun bewusst ist oder nicht. Herstellung, Reisen und die Bewirtung der Gäste sind reale ökonomische Belastungen. Bei den – an reichhaltiger Küste lebenden – Nord-West-Indianern ist beim Potlatch von 30 bis 100 Prozent Wertsteigerung von Fest zu Fest die Rede, die faktisch wie Zinsen im Kreditwesen seien. (1968) Da musste dann bald ein erheblicher Teil des Wirtschaftens in das dortige Potlatch gehen. Davon, wie/ ob, wie lange das möglich gewesen sein kann, soll hier, für eine ganz andere Zeit und Betrachtungsweise, abgesehen werden.

Bevor der Gaben-Tausch als Friedenssystem entstanden war, konnten womöglich Flotten von weit mehr Kanus losgezogen sein, um andere Inseln zu überfallen, Menschen zu schlachten und zu verfüttern?² Ein Hinweis darauf ist, dass bei der Ankunft der Flotte aus Trobriand und den Nachbarinseln auf Dobu dort symbolisch feindliche Handlungen zur *Verteidigung* durchgeführt wurden. Und das Geben der Ketten steht wohl für das Freikaufen vor Vernichtung (in Europa hiess das in der Neuzeit: Brandschatzung, von: Schatz übergeben, um das Abbrennen der bezwungenen Stadt abzuwenden). Kriege scheinen nicht allzulang vorher noch üblich gewesen zu sein, denn Malinowski traf noch den letzten *Kriegszauberer* auf Trobriand, der ihm zeigte, wie die Schilde der Krieger für den Kampf verzaubert wurden. *„Die Grundeinstellung eines Eingeborenen zu anderen, fremden Gruppen ist Feindseligkeit und Misstrauen. Die Tatsache, daß für einen Eingeborenen jeder Fremde ein Feind ist, stellt ein ethnographisches Merkmal dar, das aus allen Teilen der Welt berichtet wird. Der Trobriander bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, und jenseits eines eigenen, engen sozialen Horizontes trennt eine Mauer von Argwohn, Unverständnis und Feindschaft ihn selbst von seinen nahen Nachbarn. Das Kula durchbricht sie an bestimmten geographischen Stellen und mittels besonderer überlieferter Transaktionen. Aber wie alles Ausserordentliche und Ungewöhnliche muss diese Aufhebung des Tabus, das auf Fremden liegt, durch Magie gerechtfertigt und überbrückt werden“*. (1979: 381) Wir sehen in diesem Verfahren also mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Prozess der Befriedung einer Region, indem das Streben nach Ansehen von der Kopffjagd auf den Schmucktausch umgelenkt wurde. Warum sollte mit einem solchen Prinzip – in welcher Form auch immer – nicht am Göbekli Tepe ein grösserer sozialer Zusammenhang geschaffen worden sein?

Dieses Verfahren des Nullsummen-Handels gibt es in anderer Weise auch innerhalb der Stämme auf Trobriand. Die leben ähnlich wie die Baruya überwiegend von Gartenbau und halten Schweine, sind allerdings – wie schon gesagt – primär matrilinear bei patrilokalem Wohnsitz der Frauen nach der Heirat organisiert. Einige Dörfer treiben Fischfang, andere leben im Inland und tauschen Gartenfrüchte gegen Fisch ein. Es gibt auch Handwerker-Dörfer sehr geringen Ansehens, deren Holzteller und andere Waren aber gern eingetauscht werden; die Handwerker sind wohl neueren Datums, weil die traditionellen Beschäftigungen nicht mehr ausüben können, stelle ich mir vor, sie sind notgedrungen Neuerer.

2 Auch der Herausgeber des Bandes, Kramer, hält das Kula für den Ersatz der Kopffjagd, Malinowski selbst es nur für zeremoniellen Tausch um seiner selbst willen, als einfaches Verlangen nach (temporärem) Besitz und als grosse intertribale Verbindung von alter Herkunft. (1979)

Wir finden noch zwei Ebenen, die dem grossen äusseren Kula ähneln und eine Zwangskommunikation schaffen, die durch Gaben-Tausch organisiert ist. Zum *einen* die *grosszügigen Gaben von Yams* der Männer an die Haushalte ihrer Schwestern und zusätzlich besonders an den Häuptling, was ihnen Ansehen durch die Gabe einbringt. Und zugleich den Häuptling durch den Besitz grosser Mengen an Gaben zur überragenden (Friedens-) Macht werden lässt, weil er sie wieder als Gaben auf rituellen Festlichkeiten verteilen kann. Zum *anderen* ist schon eine *gute Ernte im eigenen Dorf* Quelle von Ansehen. Die Güte der Gartenarbeit wird von wohlwollenden Geistwesen gefördert und durch den Zwang zur Gabe zugleich sozial kontrolliert, schlampiges Gärtnern kann nicht durch eigenen Verzicht auf Nahrung ausgeglichen werden; die institutionalisierten Empfänger:innen würden Druck machen, wenn nicht ordentlich für den erwartbaren Ernteertrag gearbeitet würde – Geistwesen würden mobilisiert... Zusätzlich entstehen und festigen sich in diesem Prozess Vorleute über Ansehen, aus dem zugleich mehr Macht entsteht. Alles geschieht, wie beim Kula, unter ständiger Magie, deren Zaubersprüche unentwegt gesprochen werden; kein Schritt ist auch dabei ohne Magie zu machen, betont Malinowski.

Der Häuptling gibt aus seinen Vorräten, die er durch mehrere Ehefrauen erhält, noch einiges dazu, alles wird dann in Portionen öffentlich beim Fest ausgelegt und von ihm verteilt, zum Teil nach individueller Verbundenheit, vielleicht wegen einer gemeinsamen Kanu-Tour. Aber alle bekommen etwas als Gegen-Gabe zurück, so dass hier ein Ausgleich zwischen guten und schlechten Positionen geschaffen werden kann, niemand fällt aus dem sozialen Zusammenhang heraus, niemand kann durch besonderen Ehrgeiz allein „gross“ werden, indem er permanent mehr erntet als andere oder womöglich knauserig beim Geben ist. Nach dem Fest gehen die Leute mit ihrem Anteil nach Hause – wieder nominell ein Nullsummenspiel, aber nicht real.

Die Ernten werden in den Yams-Häusern präsentiert, die den männerdominierten Dorfplatz eingrenzen, die Knollen bilden auch wesentlich die Abgaben an die Vorleute bei deren Festen. Primär geht es nicht um Yams, sondern um Ansehen. Ansehen erworben mit Nahrungsmitteln. Die bis um zwei Meter langen Knollen, deren Verzehr nur nach einer Reinigung von blausäurehaltigen Säften möglich ist (ein bisschen wie Eicheln von Bitterstoffen befreit werden müssen), sind hinter Latten in den Yams-Häusern vom Dorfplatz aus sichtbar. Manchmal werden sie allerdings mit Blättern verdeckt, damit nicht deutlich wird, dass womöglich Leute niedrigeren Ansehens bessere Knollen haben als die Vorleute. Wer mehr erntete als der Häuptling – schreibt Malinowski – lebte allerdings gefährlich, denn der Grosse konnte Zauberer für dessen magische Tötung bezahlen. Ansehen wird also durch die Gabe erworben (nicht durch Teilen), auch wenn sie im ganzen und grossen auf Gegenseitigkeit beruht. Grosszügigkeit sei Reichtum. Nahrung ist auch hier – wie wir es im Amazonasgebiet

sahen – reichlich vorhanden, viel verdirbt sogar. Die Männer haben reichlich Zeit, weil sie nicht Tag für Tag mit der Nahrungssicherung beschäftigt sein müssen; siehe die langen Reisen, die die Frauen durch „Ordnung“, moralisches Verhalten und die Mehrarbeit als Ersatz der Tätigkeit der fehlenden Männer zu unterstützen haben, als ihren Teil im „sozialen Organismus“ Familie/ Sippe.

Angesichts der Hinweise Malinowskis auf frühere Kriege und die Vernichtung von Dörfern, ohne dass es zu vielen Todesfällen dabei gekommen sei, wie angesichts der früheren Sitte der Kopfjagd in jener Gegend, interpretiere ich auch den inneren Gaben-Tausch und die Verteilungsfeste als soziales Prozedere der Friedenssicherung und des Zusammenhalts, die durch die Herausbildung Grosser Männer eine soziale Form erhalten und institutional sich verfestigen können. Generell sind alle Hinweise Malinowskis auf Gebräuche und Riten mit jenen Hinweisen Lévy-Bruhls in Übereinstimmung, von denen wir oben einiges hörten, etwa der Konservatismus oder manches über Geistwesen beziehungsweise Magie.

Heute gibt es bei Spannungen zwischen Dörfern auf Trobriand keinen Krieg mehr, den die Kolonialverwaltung verboten hat, sondern stattdessen wird bei einer Kränkung der Ehre nach genauen Regeln eine möglichst grosse Menge Nahrung (Yam) als Herausforderung in das Dorf gebracht, aus dem die Beleidigung kam. Diese Menge muss aus den eigenen Ernten am nächsten Tag in exakt der gleichen Menge und Güte, es wird sogar die einzelne Knolle mit Knoten-Schnüren registriert, beim gekränkten Dorf vorgelegt werden, um den Streit beizulegen. Sonst heisst es: ihr habt ja nicht genug zu essen, die Maximal-Kränkung dort. Dennoch gibt es dabei oft noch Massenschlägereien, bei denen es aber *selten* zu Toten komme, schreibt Malinowski. (1981) Alles geschieht, wie beim Kula, unter ständiger Magie, deren Zaubersprüche unentwegt gesprochen werden. Alles ist religiös. Trobriand bietet also ein besonders vielfältiges und weit ausdifferenziertes strukturelles „Modell“ einer grossen traditionellen rezenten Gemeinschaft.

In einem weiteren Band der Studie Malinowskis wird deutlich, wie auch Verwandtschaft und Heirat diesem Gaben-Tausch verpflichtet sind; alles scheint ausgeklügelt der Vermeidung von Aggressionen unter kleinen Gruppen/ Sippen zu dienen. (1979^b) Und so ist es beim Bräute-Tausch der patrifokalen Baruya zur Heirat, wozu normalerweise die Sippen die Frauen tauschen; das kann nicht als Frauenkauf interpretiert werden, denn nach der ersten Gabe einer Frau ist diese Beziehung nicht zuende, sondern es geht auch hier um eine Erwiderung, um das Geben einer anderen Frau für einen der Brüder der empfangenen Braut. Wieder wird die „Bedeutung“ der Frauen erkennbar, denn genauso liesse sich von Männertausch reden, doch verhandelt wird in patrilinearen und patrilokalen Gruppen über Frauen (in matrilinearen wohl auch?). Denn immer sind die Töchter faktisch Verhandlungsmasse der Väter (für die ! sie sonst weitgehend nutz-

los sind). In diesem Sinne ist der Gaben-Tausch die ständige intensive Verbindung der Sippen über die Schwäger. (Godelier, 1987)

Die Vorstellung der Verpflichtung zur Gegenseitigkeit des Gebens wird zur generellen Möglichkeit einer Friedenssicherung. Darin steckt offenbar eine grundlegende nachbarschaftliche Verhaltensweise sozialer Absicherung in einfachen Gemeinschaften. Ob sie überwiegend aggressiv waren und dann mittels des Tauschs die Gewalt beschränkten, oder ob eher der bewaffnete Konflikt die Ausnahme, den missglückten Tausch mit den (immer) niederen Nachbarn darstellt, kann für den Einzelfall nicht beantwortet werden. Zumal es damals reichlich andere Gründe für Krieg in jener Zeit gegeben hat: Ehrverletzung und Rache, Ehrge Gewinn durch Erobern mächtiger, mit Macht verbundener Zeichen, und seien es Hände und Arme. Und natürlich gab es den Konflikt um Ressourcen, wenn Gruppen aufeinander stiessen; so wie die zuvor anderswo vertriebenen Baruya sich ihren aktuellen Wohnplatz wiederum erobert hatten.

Zurück in die Steinzeit und zum Göbekli Tepe. Ob dort schon so ausgeklügelte Systeme des Gebens oder entsprechende Verfahren des Verbindens von Gruppen entwickelt waren, ist natürlich offen. Doch auch einfachere Verfahren dieses Prinzips sind vorstellbar. Stellen wir uns Malinowskis Darstellung der sozialen „Verfassung“ auf den Trobriand-Inseln zu einem sehr frühen Zeitpunkt vor, als es im Entstehen war, dann können wir dieses Prinzip gedanklich auf Nord-Mesopotamien ganz gut übertragen: verschiedene kleine Stämme leben dort auf der Harran-Ebene und vielleicht darum herum. Rachezüge beim Sterben eines Häuptlings oder eines feindlichen Zaubers, Blutrache nach der Tötung eines Mannes im Kampf, als sie vielleicht bei der Jagd aufeinander stiessen, gezielte Attacken zum Stressabbau und viele andere Fälle kennzeichnen einen ständigen Krieg aller gegen alle. Trophäen des Gegners zum Ausstellen sind universell, ob Köpfe oder – etwa schon bei den Skyten (3.000 bp) bekannte – Skalpe...

Doch irgendwann kommt es zu Friedensregelungen, wir sehen sie bei den Baruya. Es gibt Verträge mit einigen Nachbarn, aber nicht mit allen. Das ist ein ähnlicher Weg wie bei den Mbuti und Bantu. Eine Gruppe ist vielleicht besonders stark und kann andere unterwerfen. Ein kluger Ältester vernichtet die Besiegten nicht, sondern schafft Abhängigkeiten, verlangt Tribut, der später vielleicht als Gabe vergolten wird, wenn beide Gruppen „mit einander können“ (in Sumer scheint es diese Vermischung von Stadt- und zuwandernder Landbevölkerung gegeben zu haben). Oder sie haben vielleicht einen Dritten gemeinsam abgewehrt; wer weiss.

Dauerhafter Tribut ist erst möglich, wenn Menschen mehr produzieren als sie selbst verbrauchen können. Für sehr einfache Wildbeuter:innen wäre das schwierig, die können kaum täglich einen Teil ihres Sammelguts abliefern. Bei

tüchtigen Jägern und hinreichend Jagdwild sieht es schon etwas anders aus, so wie bei den Yanomamo die Eltern der Braut ein wenig mit versorgt wurden; dazu gleich. Aber diejenigen, die Tribut fordern oder vermehrt Gaben entgegennehmen, müssen diese auch lagern können, also Vorratshaltung kennen. Da liegen ja nicht die einen immer nur auf dem Diwan und lassen sich von Untergebenen die frische Traube reichen. Besser vorstellbar sind Tributsysteme bei landwirtschaftlicher Produktion.

Es entwickelt sich ein Häuptling, dessen Ansehen in der klugen Führung von Vasallendörfern entsteht, die er weise zusammenhält, in welcher Form auch immer. Durch rituelle Kommunikation, wie durch Ringtausch von begehrten Dingen, durch Verteilungsfeste und ähnlichem, entsteht ein fester gemeinsamer Stamm. So könnte aus kleineren Gruppen eine Gentilgemeinschaft entstanden sein, die sich auf den Trobriand-Inseln auch findet, Verbundene Gruppen mit eigenen Totems (meist Tieren, wie die erwähnten Arraras), die exogam heiraten können. Und ist eine solche soziale Einheit erstmal von den Geistwesen abgesegnet, wird sie heilig. Die Macht des Grossen gilt dabei als „natürlich“, von den Göttern als Verdienst geschenkt. So kann ein Gaben-Tausch-Kula erstmal als „Männerspielzeug“ erscheinen, für Männer mit zu viel Zeit, weil sie die wesentliche Arbeit von Frauen machen lassen. Zuerst bleibt die neue Gemeinschaft am Göbekli Tepe vielleicht matrilinear...

Da Nahrung dort leicht zu beschaffen ist, konnte womöglich das Geben als (neue) Tugend sich ein wenig analog zum Kanubau auf den Trobriand-Inseln entwickeln. So wie dort zur Vorbereitung des Kula von einer sozialen Gemeinschaft ein Kanu gebaut wird, sei es durch einen Clan oder ein Dorf, könnte auf der Harran-Ebene im neuen Stamm oder gar schon Stammesbund die Sitte entstanden sein, immer mal wieder ein paar grosse Steine aufzustellen. Ganz ohne Ende der Eiszeit, vielleicht. Als institutionalisiertes Friedenszeichen eines wachsenden Gemeinwesens der Steinzeit. Unger-Dreiling meint, die Stiftung eines (weit jüngeren) Megalithkreises als Lebenskreis ewiger Wiederkehr könne dem Stifter im Jenseits helfen (in späterer Zeit: Ablasshandel). Ist das ein Modell für die vielen Anlagen schon am Göbekli Tepe? Wer im Bund mitmachen will oder muss, stiftet einen (später kleineren) Bau dem bestehenden Ensemble hinzu? Vielleicht gibt es auch Abgaben, aus denen Grosse Männer die Kultstätten erbauen lassen. Das wäre ein bisschen weniger Gleichheit.

Das Kanu auf Trobriand wird von Fachleuten gebaut, die durch entsprechende Gaben bezahlt/ ernährt werden. Es wird ein grosser Baum gefällt, von den Zweigen befreit, dann mit Lianen von allen Dorfbewohnern aus dem Wald an den Strand gezogen und erst dort weiter bearbeitet. Ganz ähnlich entstanden vielleicht die grossen T-Pfeiler des Göbekli Tepe. Sammel- und Jagdgut wird in den Siedlungen präsentiert, wie wir es schon bei einfachen Wildbeuter:innen sehen, bei denen grössere Tiere der Jagdbeute an alle verteilt werden, also

gezeigt werden müssen. Ein Teil des Gutes in der steinzeitlichen Siedlung wird ebenso ausgleichend verteilt, auch an die Steinmetze für ihre Arbeit, einen T-Pfeiler für das äussere Rund als Besonderheit zu schaffen. Der Rest geht als Gabe an die Grossen des Stammes und wird wiederum rückverteilt, wobei andere Arbeitskräfte, wie die Familien der Werkzeugmacher oder der Versorger, auch ihren Anteil erhalten.

In dieser Spekulation werden die Sippen der sozial differenzierten Wildbeuter:innen zum Geber der Steinpfeiler, vermittelt vom Grossen Mann oder Häuptling und/ oder dem Ober-Priester. Alle gewinnen Ansehen dabei, wie die Fachleute durch ihre Arbeit auch. Und die Magie garantiert trotz gravierender Neuerungen den Zusammenhang mit den konservativen Geistwesen – und den neuen Göttern in der Mitte, nicht ohne dabei die eigenen Interessen der Priesterschaft zu berücksichtigen. Ein ziemlich aufwendiges System der sozialen Integration entsteht – sichtbar, machtvoll, göttlich. Bei den Baruya in Neuguinea wird zur Initiation der Knaben ein grosses Zeremonienhaus errichtet, dessen Bauteile, wie Pfosten, Wände und realem Dach (!), zusammen den symbolischen Körper des Stammes symbolisieren; die Pfosten haben einzeln Bedeutung, die grosse Mittelstütze heisst: Grossvater. (Godelier, 1987) Als Ahne, göttlich. Kann das analog am Göbekli Tepe gelten?

Gehen wir im Geiste noch einmal vor die mögliche Herausbildung von Vorleuten zurück. Im Inneren eines solchen Stammes noch nicht weit differenzierter, aber komplexer Jüngerer Wildbeuter:innen sind dann jenseits der Geistwesen und deren Ansprüchen mehrere Wege zur Ausdifferenzierung durch Macht erkennbar, sahen wir: unter anderem durch Geschlecht, Kraft, Geschicklichkeit Klugheit, Alter und eben – Ansehen. Hinter dem Ansehen versteckt sich vielleicht: Gewalt! Immer schon regelt das Alter die Vorrangstellung. Die Ältesten (Grossväter) bestimmen nicht über Krieg und Frieden, jeder kann losziehen, sie regulieren aber doch solche Pläne mehr oder weniger durch Beratung; schliesslich sind Gegenattacken zu bedenken. Zumindest, wenn diese Alten beispielsweise zuvor Ansehen aus der Jagd gewonnen haben; ein richtiger Tollpatsch kann vermutlich älter werden als alle anderen, ohne je wirklich respektiert zu werden.

Ansehen wird zum Antrieb kultureller Entwicklung in einfachen Gemeinschaften von Wildbeuter:innen, denn mit dem Ansehen kommt – mehr Macht und eine gewisse Lebenssicherung und Genuss durch gute Fleischstücke, vielleicht. Immer natürlich im Rahmen des von den Geistwesen Erlaubten und insofern streng konservativ, neuerungsfeindlich, unter der Kontrolle der geistigen Macht in dieser Gemeinschaft. Doch die Nebenfolgen des Strebens nach Ansehen schaffen fast unbemerkt neue Qualitäten. Wir reden ja über Jahrtausende. Aber es geht nicht bloss um reine Zweckeinrichtungen! Sondern um einen Prozess der Institutionalisierung. Die soziale Integration hat weitergehende Funk-

tionen. Und das gilt für die Beschäftigung mit anderen Produkten, die die Leute sichtbar für Andere herstellen.

Malinowski wendet sich beispielsweise gegen das Vorurteil, die „Wilden“ seien – zumal bei Überfluss – faul oder dergleichen. Die Leute auf den Trobriand-Inseln horteten ihre Yams nicht nur gut sichtbar in aufwendig verzierten Lagerhäusern, weil es sich um Nahrung handele, sondern *„weil sie gerne ihren Lebensmittelbesitz zur Schau stellen“*. (1979: 209) Das gelte auch für andere Produkte: *„Sie arbeiten nicht unter dem Druck der Notwendigkeit oder um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern geleitet von Talent und Phantasie, mit einem hoch entwickelten Sinn und grosser Freude an ihrer Kunst, die sie oft als Ergebnis magischer Inspiration begreifen. Dies gilt besonders für jene unter ihnen, die Gegenstände von hohem Wert herstellen; sie alle sind gute Handwerker und lieben ihre Arbeit“*. Dort sind die wichtigen Gebäude aufwendig gebaut und verziert. Und das Ergebnis ist: Ansehen, ob gewollt oder nicht, und das steht nun schon für soziale Mobilität, für Aufstieg und Hierarchisierung! Denkt jemand dabei an die Höhlenmalereien, wenn während des Lernens von Sprache schöne Ergebnisse zu Ansehen führen, vielleicht erst nach entsprechenden Übungen die wichtigeren Wände zu nutzen erlaubt werden? Ein gut Teil der Bilder wurde ja erst zur Zeit der Jüngeren Wildbeuter:innen erstellt.

Mit Hilfe eines solchen Prozesses, Ansehen zu gewinnen, liessen sich jedenfalls analytisch zwei gegensätzliche Phänomene verbinden, zum einen der strukturelle Stillstand im Sinne der Ahnen und zum anderen der dennoch real vorkommende soziale Wandel. Zum Bau des Geistigen Zentrums führte allerdings ein Wille zum Wandel oder der Ausdruck eines solchen; mit oder ohne Eiszeit als besonderem Antrieb. Was auch immer am Göbekli Tepe geschah, das Prinzip im Denken einer solchen Friedenssymbolik ist in vielen Formen vorstellbar. Über sie wird aus kleineren verwandtschaftlich verbundenen Sippen eine grössere soziale Einheit ohne permanente Kriege dieser Gruppen untereinander. Manchmal zwingen Bündnisse gegen einen gemeinsamen Feind in solche Richtung, Friedensverträge müssen ausgehandelt werden. Und nach einer Verbindung zu einer neuen Einheit müssen neben der eher beiläufig entstehenden sozialen Integration nach aussen primär rituelle Identitäten für die neue Gemeinschaft geschaffen werden. Durch einen – monumentalen – Bau? Wir hörten zu den Verteilungsfesten der Northwest-Indianer bereits von Konkurrenzen mehrerer Grosser Männer; bei Eitelkeit geht es richtig rund, wenn die auch zugleich der sozialen Sicherheit des einmal erreichten Standes dient.

Könnten also solche (Tribut-) Gaben die Vielzahl der Pfeiler der jüngeren Ebene II erklären? Dieser Zusammenhalt des Stammes kann selbstverständlich schon lange vor und unabhängig von den Bauplänen entstanden sein, ohne Bezug auf das Ende der Eiszeit auch. Aber ich sehe keine zu weitgehende Spekulation, keine über andere in der Archäologie hinausgehende, um in Gedanken

einen Stammesbund vor gut 12.000 Jahren entstehen zu lassen. Mit einer solchen Sozialität ist dann auch das Bauen mit den nötigen Verpflichtungen leicht nachvollziehbar, wie wir sahen. Wie konnte ein grösserer Stamm oder gar ein Stammesbund sich entwickelt haben?

Institutionalisierung der Verwandtschaft

Es ist schwer vorstellbar, wie autonome wildbeuterische Gruppen, die nur durch einen gemeinsamen Dialekt verbunden sind, und die sich vielleicht ein- oder zweimal jährlich zur Jagd und ein anschliessendes Fest zusammen finden, (Albrecht, 2009) einen solchen Aufwand wie am Göbekli Tepe betrieben haben könnten. Nur für relativ diffuse geistige Mächte der Natur und an sie angepasste Magie? Ein Tempel des Donners oder des Windes? Einer für den Traum, der sogar als Geist (in der Ilias) seine Aufgaben versieht? Eher nicht, oder? Bedeutendere geistige Kräfte mussten ihn wohl gefordert haben – entwickelt und vermittelt vielleicht durch Heiler:innen, die auch ein persönliches Interesse damit verbanden und sich dabei zu Priester:innen aufwerteten. Jericho scheint eine andere Bestimmung gehabt zu haben, doch für den dortigen Stamm oder schon Stammesbund ist von einer ähnlichen Institutionalisierung auszugehen, die sich aus der immer stärker reflektierten Verwandtschaft entwickelt haben wird. Sollte eine solche Organisation erst direkt zum Bau des Göbekli Tepe entstanden sein? Zweckerichtet womöglich? Kaum. Dazu bedurfte es einer langen Zeit, die mit den komplexen Jüngeren Wildbeuter:innen seit Jahrtausenden begonnen haben wird.

Mir scheint das Modell einer Gentilgemeinschaft, wie Morgan (1877) es vor allem an den Irokesen des 19. Jahrhunderts beschrieb, ein sinnvoller Anknüpfungspunkt zu sein, um diese Prozesse zu analysieren (ohne ihm insgesamt zu folgen). Der verstand diese Form einer Gemeinschaft als „globale Stufe“ sozialer Evolution, in der sie sich langsam aus einfachen Gruppen entwickelte. Allerdings ist eine sehr lange Geschichte eher unwahrscheinlich, sondern diese Lebensform wird sich im Zuge der neuen Kommunikation ausgebildet haben. Das Geistige Zentrum konnte erst im Verlauf dieses Prozesses entstehen, wie die Stammesform sich aus der Vorstellung weiter entwickeln konnte, grosse Aufgaben lösen zu müssen. Ein Stamm wäre zuerst egalitär vorstellbar, egalitär für Männer als Familienoberhäupter, doch auch eine noch einfache Form scheint für die Errichtung der Monumente am Göbekli Tepe und Jericho unwahrscheinlich, die wohl von grösseren sozialen Einheiten mit Grossen Männern erst errichtet wurden. Es wird zuerst sozial differenzierte Stämme gegeben haben, die sich dann vielleicht zum Stammesbund verbanden und/ oder zu einer grösseren Gemeinschaft verschmolzen. So kam eins zum anderen.

Die bisher für diese Arbeit genutzten Materialien weisen in die Richtung einer frühen Entstehung sozialer Rollen, dann auf frühe Arten von Arbeitstei-

lungen und zuletzt auf institutionalisierte Hierarchisierung, in welchen Formen und wie weitgehend auch immer. Die erweiterte, bewusste Kognition der Eliten hatte den Typus „Prä-Bewusste“ zum vollständig prä-operativen oder traditionellen Denken überschritten, habe ich spekuliert. Sie blieb lange innerhalb des Rahmens einer traditionellen Logik, wie wir sie in den sumerischen Grossstädten noch finden, und basierte nun auf einer ausgebildeten Sprech-Sprache mit der Fähigkeit des Geschichten-Erzählens; religiöse Geschichten. Für den Bau eines solchen Monuments am Göbekli Tepe oder in Jericho, wenn er freiwillig geschah, ist jedenfalls nicht nur eine grosse, sondern auch eine verbundene Bevölkerung erwartbar, eine Kulturgemeinschaft mit sozialer Organisation, die wohl auch in relativer Nähe zueinander leben musste und bald in einer oder nur wenigen grossen Siedlungen. Mit einer Organisation analog zu der der Mbuti, Kung oder Hadza – wie ich sie oben ansprach, und die für die Steinzeit lange als typisch galt – scheint eine solche Leistung kaum denkbar.

Dann bauen Neuerungsfeinde urplötzlich solche für jene Zeit gigantischen Bauwerke? Auch das wohl eher nicht. Nein, zuvor musste die Fähigkeit zu einer grossen Leistung nicht nur geistig, sondern auch organisatorisch vorbereitet geworden sein. Über wohl hunderte von Jahren entstand dieser besondere soziale Wandel, ein Übergang in eine neue Lebensweise, die ich (relativ) als „Hoch-Kultur“ mit bereits „urbaner“ Fundierung verstehe. Wenn denn eine soziale Transformation im Sinne eines sich selbst verändernden Prozesses Ursache dafür war, wovon ich primär ausgehe. Woher sollten andererseits Fremde schon mit solchen Kenntnissen gekommen sein, die ja einen ähnlichen Prozess hinter sich haben müssten?¹ Das fehlende Wasser auf dem Berg lässt dabei *einerseits* zweifeln, es hätten zumindest einige Familien der Priester:innen dort gelebt; es gibt aber *andererseits* viele Stellen in der Welt, wo Frauen und Mädchen täglich stundenlang Wasser holen gehen, weil dessen Fundplätze nicht gut zu bewohnen sind; die Nähe offener Gewässer ist zumindest heute oft ungesund.

Empirische Hinweise auf die soziale Situation am Göbekli Tepe gibt es bislang nicht, was ja auch bereits eine Aussage ist. Die Bauten wurden kaum nur für hin und wieder stattfindende Stammestreffen und Feste, Vereinbarungen von Hochzeiten, Tauschhandel und dergleichen errichtet. Auch ein nur materieller Nutzen fürs Alltagsleben – etwa als „Wochenmarkt“ – darf wohl für diesen Ort ausgeschlossen werden. Obwohl eine solche Funktion eines Ortes des Handels oder Austausches ergänzend eine Rolle gespielt haben kann. Sondern ein solches Monument hatte eine wichtige kulturelle und rituelle Funktion zum

¹ Mir geht es – wie gesagt – um die inneren Prozesse eines Stammes, soziale Differenzierung ist auch durch Eroberer zu begründen, die vielleicht eine kriegerisch überlegene Minderheit sind und sich mit den Unterworfenen arrangieren, dabei aber als „Oberschicht“ sich in einem Überschichtungsprozess etablieren; dann wird die Geschichte gefälscht, die Eroberer später als vom Himmel von den Göt:innen gesandt behauptet... (Müller, 2005)

Zusammenhalt vieler Menschen. Es schuf eine Identität des ihn errichtenden Stammes, verband die unteren Schichten mit den Grossen Männern, und führte wohl auch Nachbarn zusammen, vielleicht über grosse Distanzen, wenn der Ruf einer guten Beratung angesichts des Klimawandels weit reichte. Und das alles im Rahmen einer neuen Religion mit zwei Ober-Göttern.

Als Grundlage der Organisation gab es wahrscheinlich wachsende Familienverbände, die durch ihre Grösse und vielleicht durch besondere Fähigkeiten Macht entwickelt hatten. Nicht selten monopolisierten Familien früher bestimmte „Berufe“, wie vielleicht zuerst die Heiler:innen. Es muss irgendeine grössere Form sozialer Organisation gegeben haben; von nur einer kleinen Gruppe, oder durch ein hin und wieder mal Steine aufhäufen beim Vorbeiziehen der Gruppen waren die Aufgaben am Göbekli Tepe und in Jericho eben kaum zu leisten. Und die „Bildhauer“ arbeiten nur halbtags, nach dem Jagen? Kaum! Abgesehen von ganz anderen Tagesabläufen und „Arbeitszeiten“ als heute.

Die Bauten von Jericho – Umfassungsmauer des Ortes und Turm – scheinen eine andere Struktur gehabt zu haben, vor allem die Mauer eine „weltliche“ Funktion als Schutz, sei es – wie spekuliert wird – gegen Hochwasser, oder eben gegen Feinde, um den gewonnenen „Reichtum“ zu schützen. Das Bauen dort erscheint stärker als blosser quantitative Bewegung riesiger Mengen von Felssteinen denn als qualitative, inhaltliche Aussage, wie sie am Göbekli Tepe durch die Reliefs und die Anordnung von „Figuren“ ausgedrückt wird. Doch hier geht es nun primär um eine andere Fragestellung, die nach der Entstehung handlungsfähiger Bündnisse mit einer gewissen Verbindlichkeit ihres zugesagten Tuns, wie es für einen solchen Bau über eine längere Zeit zwingend ist. In dem aber kaum die Ursache für die Organisation gelegen haben wird. Eine gewisse Organisation von Familienverbänden, eines Stammes oder Volkes – ich verzichte hier ausdrücklich auf präzise Definitionen – musste also wohl bestanden haben, um überhaupt eine solche Aufgabe erst einmal denken zu können, was dann wiederum organisatorische Folgen hatte. Allzumal gilt das für die Vielzahl der kleineren Bauten in Schicht II, die hier generell nicht mehr behandelt werden.

Die frühen Grosssiedlungen, von denen wir hörten, werden bald nicht nur jeweils einen einzigen Familienverband zur Grundlage gehabt haben, sondern verbanden sich durch die Prozesse der Macht und/ oder durch Heiraten weitergehend, wie ich es mit einer Gentilgemeinschaft nun darlege, als eine umfassende Institutionalisierung über Verwandtschaften. Es konnten vielleicht auch schon unterschiedliche Gentilgemeinschaften sich zusammenfinden. Doch es werden kaum sehr verschieden denkende und glaubende Menschen in solchen Siedlungen zusammen gelebt haben; zu schnell wäre Streit permanent geworden. Auf eine gemeinsame Integrationsfigur oder ein Pantheon bezogen, menschlich oder göttlich verstanden, sind solche Zusammenschlüsse besser vor-

stellbar. Und mehrere Geistwesen/ Göttinnen verweisen dahinterstehend erst einmal auf einen „Rat“ der wichtigen Männer aus den Familienverbänden, nicht unbedingt schon auf einen (womöglich absoluten) Herrscher/ Häuptling; Institutionalisierung muss noch nicht als formale Herrschaft mit Befehl und Gehorsam verbunden gedacht werden.

Auf eine gewisse Verbindlichkeit des nachbarschaftlichen Verhaltens kommt es bei solcher Organisation ebenso an wie auf die Friedenssicherung. Die Menschen damals sahen einen solchen Zusammenschluss kaum als menschliche Organisation, die sie in langen Zeiträumen geschaffen hatten, sondern eher als „Organismus“, der (irgendwie) gewachsen und von oben – den Ahnen oder eben schon mächtigen Göttern – geschaffen und gelenkt wurde, in den sie hineingeboren waren. Wir sehen das im jüngeren Sumer, wo die Menschen den „Gottesstaat“, den Staat der Göttinnen als eigentlicher Einheit, so etwas wie „nachspielten“.

Für jene frühe Zeit vor 12.000 Jahren und noch ein gutes Stück zurück die Existenz einer solchen, zumindest rudimentär entwickelten sozialen Organisation zu unterstellen, wie sie Morgan als Gentilgemeinschaft beschreibt, scheint bereits für jene frühe Zeit am Ende des Jung-Paläolithikums vorstellbar; er nimmt übrigens die Entstehung der Gentes, die er als Lebensform bei den alten Griechen fand, erst zur Zeit der Erfindung der Töpferei an. Gehen wir von Prozessen innerhalb eines bestehenden Stammes aus, könnten die Gentes schlicht durch Wachstum der Bevölkerung und dem beginnenden Leben in grösseren Siedlungen mit wiederum eigenen Folgen sinnvoll geworden sein. Zu Beginn – lange bevor an ein Geistiges Zentrum gedacht wurde – war die Gruppierung möglicherweise in zwei Hälften klassifiziert worden; die einfache Teilung in zwei Gentes einer Einheit sozialer Ordnung scheint bei rezenten Urvölkern häufig zu sein. Wird also eine erste Gruppe zu gross, entsteht durch Teilung eine weitere, die nun beide als Gentes verstehbar sind. Sie kommunizieren und können eine exogame Heirat vereinbaren, die die Gruppen auch zukünftig verwandtschaftlich verbindet, sofern sie regional nebeneinander genug Nahrung finden können – was offenbar auf der Harran-Ebene der Fall war.

Dabei entstehen aber auch unterschiedliche Interessen und Vorstellungen, die zusammen zu halten durch einen Stammesrat sinnvoll und möglich scheint, zumal wenn die Zahl der Gentes steigt. Der Rat kann auch gemeinsame Ziele entwickeln und umsetzen, etwa die Sicherheit oder auch eine Expansion betreffend; ich habe bei der Besprechung der allgemeinen Institutionalisierung dazu schon einiges gesagt. Zuerst ist es vielleicht ein Rat der Gleichen, noch sind womöglich auch (alte) Frauen Mitglied im unteren Rat einer einzelnen Gens, kaum aber im Stammesrat, wo Männer zusammenkommen, die jeweils das Aussehen ihrer Sippen repräsentieren. Nach weiteren Teilungen werden die Gentes unübersichtlich, bei grossen Stämmen mit nun einer Reihe von Gentes wird

vielleicht eine ergänzende Unterteilung in zwei höhere Gruppierungen vorgenommen, die bei Morgan (mit den Griechen) Phratrien heissen, eventuell wieder mit exogamer „Heiratsordnung“, hinter der sich komplexe Verhältnisse verbergen. Zu jeder Phratie gehört dann ungefähr die Hälfte der Gentes, deren Zahl sich ändern kann. Ihre Summe bildet den Stamm, der sich gegebenenfalls mit anderen zu einem Bund vereinigt.

In alle Räte dieser Organisation werden (bei den Irokes:innen) von den einzelnen Gentes ihre – auf Lebenszeit bestimmten, aber dennoch abwählbaren – Vorleute geschickt, die jedoch von der höheren Ebene des Rats, in den sie entsandt werden, anerkannt und von ihm ins Amt eingesetzt wurden. Es entstehen gegenseitig abhängige Strukturen, in denen einzelne Personen nur schwer alleinige Führungsansprüche entwickeln können. So könnte es gewesen sein, wenn auch wahrscheinlich weit weniger formell als es sich in einer solchen Beschreibung anhört, sondern als naturwüchsig entstanden, ohne schon Begriffe für alles zu kennen (weshalb auch unsere Begriffe auf schwachen Fundamenten stehen).

Eine Gentilgemeinschaft wäre also eine soziale Struktur, in der es in den Gentes eher durch „natürliche“ Autorität bestimmte Führung als gewählte Vorleute gab, die die Kontakte zu den anderen Gruppen des Stammes in Räten übernehmen; vielleicht sind sie zuerst Heiler:innen, weil Kenntnisse in der Heilkunst und über die Geistwesen eine gute frühe Möglichkeit für Ansehensgewinn sind, da sie in gewisser Weise „intellektueller“ und „kommunikativer“ sein müssen als gute Jäger. Und die Erzählkunst, das gute Argumentieren, wird oft in den Berichten über rezente Urvölker als hohes Ansehen schaffend beschrieben; sie sind mit Namengeben identisch, also mit dem „Wort“. Von einzelnen dörflichen Zauber:innen ist dabei häufig (sinngemäss) die Rede, aber wie koordinieren die sich in Sachen der Geistwesen und vielleicht schon Konstruktionen eines Pantheons von Gött:innen auf der Hochebene am Göbekli Tepe; beim Jahrestreffen der Arbeitsgruppe Mystifikation? Und warum entsteht ein Pantheon? Weil es die Struktur der Summe von Familienverbänden repräsentiert (nicht simpel abbildet). So wie im frühen Sumer die Menschen eben die Gött:innen-Welt nachspielen, oder die griechischen Olympier:innen unter Zeus generell der Struktur der Heeresleitung vor Troja entsprechen.

Aus der Vielfalt von Geistwesen in allen Dingen scheint ein kleineres Pantheon erstmal leicht konstruierbar zu sein. Ein solches Gremium weniger Figuren muss darüber hinausweisend offenbar bereits einen Konzentrationsprozess hinter sich haben beziehungsweise die Ausbildung hierarchischer Positionen in den Familien und der Gemeinschaft oder bereits Gemeinschaften. Die Mythen der einzelnen Sippen mussten verbunden werden, um ein neues Ganzes zur Integration aller anzubieten. Eine Konzentration der Macht in einer sinkenden Zahl einflussreicher Familien ist vorstellbar. So entstehen der Mann von Sunghir

oder die Rote Königin. Dem folgend wandelt sich auch der Club der Geistwesen, einige werden bedeutender, weil die sich ändernde Lebenslage es sinnvoll macht. Da bei der Planung und Errichtung der Bauten schon der frühen Siedlungen von bald relativ weitgehender Arbeitsteilung auszugehen ist, legen auch diese Thesen und Kenntnisse nahe, bereits eine gewisse soziale Schichtung anzunehmen. Wir haben Räte/ Oberhäupter und/ oder Heiler:innen oder schon Priester:innen, die ich mit Gött:innen verbinde. Die beiden Hauptgötter am Göbekli Tepe weisen in diese Richtung. Es kommen Baumeister hinzu, die die Anlage planen und umsetzen, und die den Geistwesen nahe sein müssen, damit der Kram nicht umfällt. Dazu entstehen aus einzelnen „Handwerken“ unter anderem Steinmetze und vielleicht Werkzeugmacher und die sie Versorgen... Frauen, wenn die auch die Erfahrung mit dem Hüttenbau wohl früher einmal entwickelten, kann ich mir nicht vorstellen – ausser natürlich fürs Essen machen, das sagen uns wohl die gefundenen Reibschalen. Wer sollte sonst das Wasser hinaufbringen – und das Bier?

Hier sehen wir hochwahrscheinlich Grosse Männer wirken, die Männer *kommandieren* können, auf welcher genaueren Basis auch immer, weil die eine Folgschaft sind. Für den Entwurf des Göbekli Tepe wurden vielleicht Modelle gebaut; in Nevalı Çori fanden sich entsprechende kleine T-Pfeiler und in Çayönü wurde ein Hausmodell aus Ton geborgen. (Schmidt, 2008) Weitere Tonmodelle von Häusern sind anderswo gefunden worden, wenn auch aus viel jüngerer Zeit. (Nunn, 2006) Die planenden Baumeister könnten zugleich Bildhauer gewesen sein, wie es in der Gotik bei den grossen Kathedralen vorkam; Künstler galten noch bis ins Mittelalter als Genies (Heilige), die Göttliches schaffen konnten und – vor allem – *durften*! War der Göbekli Tepe als Ort auf dem höchsten Punkt der Harran-Ebene schon viel früher ein (heiliges) Zentrum periodischer Treffen? Hübner spricht für die Griechen von numinosen Orten, wie etwa heiligen Hainen. (1985)

Eine Führungsfigur der Gens hat zuerst vielleicht noch keine Vorrechte, sie ist koordinierendes Organ. Selbst wenn es zuerst vorkam, Frauen zu wählen, wird wahrscheinlich von den (Frauen und/ oder) Männern für Aufgaben besonderer Art, die Bedeutung für die äussere Situation der Gentes haben, ein Mann bestimmt werden, der die Gruppe schützen kann, schliessen wir aus sehr viel jüngerer Zeit, aber funktional sehr plausibel (ohne dass Funktionalität immer die Vormacht gewinnt; womöglich ist das in der Geschichte eher selten der Fall). Bei matrilinearer Struktur kann nicht einmal der biologisch eigene Sohn eines Mannes zum erblichen Nachfolger in der Gens werden, sondern nur ein Bruder oder Neffe, einer der identisch mit dem Vorgänger ist, falls es zu einer Erblichkeit der Position kommt.

Eine Gentilverfassung kann also erst einmal ein persönlicher Zusammenschluss noch weitgehend gleichberechtigter kleinerer Familien unter deren

Oberhaupt sein, ein Grossvater etwa, bevor sich über die in diesem Prozess mit entstandenen Grossen langsam weitergehende soziale Differenzierungen entwickeln. Eine solche Verfassung ergibt sich funktional aus dem Gruppenleben, so dass leicht vorstellbar ist, sie sei bereits lange vorm Entstehen der Agrargemeinschaft verbreitete Praxis gewesen. Grosse Regionen konnten auf diese Weise ohne permanenten Kriegszustand Aller gegen Alle besetzt werden. Gemeinsame Aufgaben, wie die Grossjagd auf Gazellen mit steinernen Fanganlagen oder die Errichtung von Schutzmauern vor Beständen des Wildgetreides, scheinen so lösbar – wenn es sie denn schon gab. Wahrscheinlicher entstanden solche Fähigkeiten beim Siedlungsbau. Wir sehen mit dem Modell der Gentilgemeinschaft also auf eine vielfältige Möglichkeit sozialer Organisation, die in Nord-Mesopotamien des endenden Jung-Paläolithikums bereits gut vorstellbar ist. Sie kann weit mehr als die knapp 1.000 Menschen umfassen, die oben für den Bau als Minimum angenommen wurden.

Mit dem Beginn des Baus der Anlage am Göbekli Tepe begann endgültig eine neue Zeit. Und es gab einen Rahmen für die Weiterentwicklung jener Kulturgemeinschaft, die sich 1.000 Jahre später bis nach Nevalı Çori und jene anderen Orte ausbreitete, vielleicht dem von Schmidt genannten Radius von 200 Kilometern, an denen T-Pfeiler bekannt sind. Für die Errichtung des ersten Baus reichten noch wenige Gentes aus. Aber mit der langsamen Entwicklung – bis hin zur Institution eines Häuptlingtums und die der Priesterschaft – entstehen auch ganz neue, zuerst informelle Machtpositionen, selbst wenn noch nicht Herrschaft daraus sich bildet, als allein regierender Häuptling oder König mit Kommandofähigkeit etwa. Neben oder aufgrund der bereits geschilderten Prozesse des Gebens kann wachsendes persönliches Eigentum einiger Familienoberhäupter ein wichtiges Motiv zur Durchsetzung einer patriarchalen Organisation sein, die über eine Folgschaft hinausgeht. Ebenso drängt der Wunsch der direkten Vererbung auf die eigenen Söhne zur Verlängerung der eigenen Macht und zur Versorgung im Alter in solche Richtungen, um dauerhafte mächtige Familien zu gründen; so es dieses Wissen bereits in sozialem Sinn gab. Der Übergang von der matriarchalen zur patriarchalen Linie wäre dann übrigens, wie Morgan betont, einfach per Beschluss für die folgende Zeit bestimmbar gewesen; anlässlich der Einweihung des Göbekli Tepe? Hatten sich Männer als Heiler/ Priester einen absoluten Herrschaftsanspruch mit Hilfe der den Bau fordernden Göttinnen erobert, die aus eher vagen Geistwesen entstanden waren und nun in mächtigen männlichen T-Pfeilern real werden sollten?¹

¹ In der Sintflut-Geschichte Sumers, die im Gilgamesch-Epos wiedergegeben ist, wird der Bau des Schiffes dem Uta-napishti, des damaligen „Noahs“, der die Arche von den diesbezüglich belogenen und zum Ertrinken bestimmten Leuten bauen liess, präzise vorgegeben; es ist eher eine Bauanleitung für ein symbolisches Schiff, quadratisch und sieben Ebenen hoch: nach dem Anlegen am Berg Nimusch wird es zu einer Zikkurat! (Röllig, 2009) Deren Übertragung in die sumerischen Städte ist dann wieder unter dem Stichwort: Identität des Numinosen ver-

In dieser Weise konnte sich wahrscheinlich schon früh ein Stamm bilden, der über eine Grundorganisation verfügte, die durch die Arbeitsteilung über bloße komplexe Jüngere Wildbeuter:innen hinausgewachsen war. Differenzierte Sozialstrukturen hatten vielleicht die organische Ordnung nach Alten vor Jüngeren, Starken vor Schwachen, Klugen vor Dummen, Männern vor Frauen überlagert. Es gab für einige Männer freie Zeit für weltliche und geistliche Betätigung, die über das Alltägliche hinaus denken lernten. Sie verfolgten Pläne, mit denen der innere Friede und die Ebene um den Göbekli Tepe gegen Feinde zu sichern war. Immer mal wieder gibt es Krieg, mal von diesen mal von jenen begonnen, manchmal werden Gefangene mitgebracht, die adoptiert oder zeremoniell getötet werden. Schien es nötig, weil ein wichtiger Mensch gestorben war, ging es hinaus zu den fernerer Nachbarn, um dort zu töten, wie es die Rache gegen den tötenden Zauber verlangt. Und die Nachbarn antworteten wieder ebenso durch kleine Anschläge. Das ist jetzt sehr weit, wohl zu weit gedacht; aber wie sollen wir auf tragfähige Theorien kommen, wenn nicht zuerst einmal viele Möglichkeiten reflektiert werden?

Doch eine institutionalisierte Friedenssicherung, dazu die Entwicklung von Handelsbeziehungen und die Besuche Fremder beim Heiligen Rat im Geistigen Zentrum am Göbekli Tepe änderte diese Beziehungen. Die immer auch die Werte von Gemeinschaften verändernde Kommerzialisierung schuf dort Möglichkeiten einer friedlicheren Welt. Nicht zuletzt, weil der Göbekli Tepe das Symbol einer grossen – letztlich Göttern zugeschriebenen – Macht in der Region wurde, gegen die andere Stämme wehrlos waren. Erst in Jericho bildete sich dann eine konkurrierende Kraft...

Heiliger Männerbund als soziale Integration?

Was trieb jene Menschen zu einer Grosstat, ein so aufwendiges Geistiges Zentrum zu schaffen? Solch eine Arbeit wird kaum aus Jux und Dollerei begonnen. Eine mächtige Religion (oder Ethik) ist als Grund wahrscheinlicher. Klar, ein Befehl eines autokratischen Herrschers käme auch in Betracht, doch der würde ebenfalls die Götter zur Hilfe nehmen, kommt für jene Zeit jedoch noch nicht, oder weniger wahrscheinlich infrage. Zumal da hier besonders auf eine innere Entwicklung jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft gesehen wird, nicht auf Krieg, Eroberung und Sklaven- oder Fronarbeit. Deshalb soll mit einem ergänzenden Modell zu einer Integration sozialer Gemeinschaft nun versucht werden, aus „Ersatz-Quellen“ oder durch Analogien Schlüsse zu ziehen, wie sich die Strukturen jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft vom Göbekli Tepe entwickeln konnten, um den Menschen, jedenfalls den Eliten, einen sol-

stehbar. Im viel späteren Alten Testament (2.800 bis 2.200 bp entstanden) gibt es ähnlich genaue Hinweise: der charismatische Moses, der donnernde Gott Jahwe mit seinem präzisen Plan für den verlangten Tempelbau, die Stiftshütte. (2. Mose 25ff) Aber vor 12.000 Jahren?

chen Willen einzugeben, jener ersten Hochkultur ein heiliges Monument zu errichten. Wie konnte eine so tiefe Religiosität entstehen, dies als Gottesdienst zu unternehmen; ein bisschen wie es die häufigen religiösen Stätten in Çatal Hüyük zeigen könnten.

Mit den *Yanomamo* aus dem Amazonasgebiet skizziere ich eine Art Gemeinschaft als Männerbund, wie ich ihn mir am Göbekli Tepe auch gut vorstellen kann, um eine so komplexe und Ressourcen verbrauchende Bauarbeit über viele Jahre mittels einer religiös geprägten Ethik durchzuführen (vor allem, wenn die weiteren Bauphasen mit an 150 T-Pfeilern mitbedacht werden). Einer Arbeit Herzog-Schröders über eine Fraueninitiation bei den *Yanomamo* entnehme ich, die Männer dieser Gemeinschaft würden generell, und zum Teil immer wieder in ihrem Leben, eine Ausbildung als „Schamanen“ durchlaufen.¹ (2.000; bei ihr Yanomamĩ) Ich will sie – etwas grob – als „Männerbund“ bezeichnen, da diese intensive religiöse Ausbildung herausragend ist, wenn von deutlich anderen Formen, wie den Heiligen Männern im Hinduismus, abgesehen wird. Hier ist es doch mehr als eine nur individuelle Neigung. Das führt mich zur Frage, ob die viel ältere Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe, die einen so erheblichen Einsatz zum Bau riesiger Monumente leistete, nicht auch in hohem Mass von einer religiös bestimmten „Ethik“ geprägt war (wie der Soziologe Max Weber es für die „protestantische Ethik“ beim Entstehen des Kapitalismus sah).

Das innere Selbst erzeugt den Druck zum Bauen des geistigen Zentrums, es wird in die: Person implantiert, wie wir es in der angesprochenen „Pädagogik“ Sumers erkennen. Angesichts der radikalen Veränderung der Welt am Ende der Eiszeit scheint ein besonders intensiver Kontaktversuch zu göttlichen Kräften gut nachvollziehbar zu sein. Und das so weitgehend männlich geprägt, um ausdrücklich Männer-Götter ins Zentrum ihrer Religion zu stellen; wie bei einem (äusseren) „Krieg“, nun einen gegen die Naturgewalten und deren Geistwesen des Wetters. Es geht auch um den sich drastisch ändernden Boden unter einem anderen Himmel als zuvor, der nun abgestützt werden musste; das ist natürlich Männersache, deren Angst im Männerbund mit ausgedrückt ist. Bei den *Yanomamo* ist eine deutliche patriarchale Grundstruktur des Geschlechterverhältnisses zu erkennen.

Ich nehme die Beschreibung der Initiation der Mädchen der *Yanomamo* durch Herzog-Schröder zum Anlass, um nicht nur eine deutliche Vormacht der Männer aufzuzeigen, wo die Autorin gerade Frauen als einigermaßen egalitär zu ihnen darstellen will. Sondern es geht insbesondere auch darum, diese Männer als in einer lebenslangen Ausbildung als „Schamanen“ zu zeigen. Ich lese meine andere Bewertung aus der benutzten Studie heraus, ohne andere Quellen

¹ Ein ähnliches System der lebenslangen Initiation gab es bei den Lega am Kongo, allerdings waren die Frauen weitergehend eingebunden. (Kreide-Damani, 1992)

heranzuziehen; wie ich es oben an der Beschreibung des Lebens der Frauen durch Malinowski ähnlich schon machte. Auch der Ritus zur Initiation der Mädchen gehört in diesen Zusammenhang religiöser Handlungen, wie sie den Leuten vom Göbekli Tepe strukturell ebenfalls zuzutrauen ist.

Die Studie Herzog-Schröders zeigt den besonderen Wert, wenn Ethnologinnen in rezenten Gemeinschaften mit den Frauen enge Beziehungen knüpfen können. So kann deren Leben relativ intensiv erforscht werden. Nur ein kleiner Teil der Argumentation zum Menstruationsritual: *yipimou* der Yanomamo kann nun angesprochen werden. Dieses Volk am Orinoko gilt anderen Forscher:innen – wie oben skizziert – meist als besonders gewaltbereit, auch gegen Frauen. An dieser Stelle ist für meine Arbeit auch interessant, wie das Geschlechterverhältnis konstruiert und durchgesetzt wird. Dass diese Frauen im Dorf eine nennenswerte Macht haben, muss wohl – anders als die Autorin es sieht – eher verneint werden. Eine so starke Rolle, wie etwa die Irokesinnen, die aber einen Sonderfall in der Geschichte darstellen, ist nicht erkennbar; Malinowski sahen wir ähnlich argumentieren.

Die Macht der Männer über die Frauen kann ja nicht primär alltäglich durch Gewalt gekennzeichnet sein, selbst nicht in Völkern mit weitgehenderer Männergewalt. Sie bleibt für mich hinter dem Versuch deutlich sichtbar, eine relative Egalität der Geschlechter bei den Yanomamo zu zeigen. Die Frauen mischen sich in die allgemeinen Dinge des Alltags ein – heisst es, wie zu Trobriand –, womit jedoch über formelle Entscheidungen wieder nichts gesagt ist. Es heisst nicht etwa, wie es sogar bei den Baruya möglich war, dass sie zu einem geplanten Überfall auf die Nachbarn zumindest beraten, wenn auch nicht mitentscheiden durften. Die Frauen haben – wieder einmal – einen eigenen Bereich (Inneres), den sie weitgehend miteinander bestimmen, und in den die Männer wenig involviert sind. Im Konfliktfall könnte das anders sein.

Allerdings geht beispielsweise ein *Grossvater* mit in den Wald – zum Schutz (!) –, wenn eine Frauengruppe dort den letzten Akt des Ritus: *yipimou* der Erst-Menstruation an einer Initiandin vollzieht, ein Ritus, der aber in allen Ablauf-Phasen vollständig den Frauen zugehört, wie es heisst. An einigen weiteren Riten des Stammes seien sie beteiligt, an anderen wieder nicht. Zweifel sind erlaubt. Denn dann lese ich: „*Die strikteste Trennung der Geschlechter tritt im Bereich des Religiösen auf. Annähernd alle Yanomami-Männer unterziehen sich irgendwann in ihrem Leben einmal dem Initiationsritual, durch das sie zum Schamanen werden. Die Zeit der Initiation erstreckt sich über mehrere Monate oder auch Jahre, in denen sich der Novize wiederholt tagelang Unterweisungen unterziehen muß*“ (2000: 24) Das Religiöse ist aber in solchen Gemeinschaften oberstes Gesetz!

Es gibt bei den Yanomamo, wie bei vielen anderen Völkern, eine panische Angst vor dem Menstruationsblut: in Minuten muss beim ersten Eintrittsfall die

junge Frau hinter Baldachinen versteckt werden, sonst könnten vor allem Männer grossen Schaden nehmen. Dass zur Menstruation für die Mädchen ein Ritual existiert, kann im ersten Moment als genereller Vorteil für die Frauen verstanden werden. Doch ich habe Zweifel daran, zumal nach dem obigen Zitat, wo doch reichlich Gelegenheit fürs Vermitteln männlicher Zuständigkeiten in der permanenten Schamanenausbildung gegeben ist. Tatsächlich ist sie offenbar nur eine andere und sogar besonders intensive Form der männlichen Initiation: lebenslang.

Auch dass Mädchen oft früh und einem manchmal viel Älteren versprochen werden, und der mögliche Schwiegersohn lange schon vor der (biologisch begründeten) Initiation als Freigabe für die Heirat den Eltern Jagdgaben bringt, zeigt die Lage der Frau – wie noch der dort geschilderte Frauenraub bei Nachbarn in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts. Dies alles verweist vielleicht auf eine *relativ* eigenständige Rolle der Frauen, jedoch im Rahmen männlicher Aufsicht, wie vom Grossvater beim Menstruationsritual; ein wirklich notwendiger Schutz sähe anders aus. Nein, mit dem Gedanken an matriachale (Rest-) Strukturen hat diese Form kaum etwas zu tun. Die Männer erschaffen auch hier den Boden für die Gartenflächen, sie machen die Brandrodung, die Frauen zerhacken (danach! nachrangig) die gefällten Bäume. Vorratshaltung gibt es nicht, sie scheint auch nicht nötig zu sein, weil es eine reichhaltige Flora und Fauna gibt. Und freie Zeit für die Männer.

In solchen einfachen Gemeinschaften, in denen typischerweise nur der verheiratete Mann etwas unter den Männern (und damit auch unter den Frauen) gilt, wie Godelier es für die Baruya deutlich herausstellt, ist schlicht auch die Heirat eine Form der Initiation; in anderen rezenten Stämmen hörten wir von Vorbedingungen, etwa das Töten von Feinden zum Erlangen von Armbändern. Bei der schamanischen Ausbildung der Yanomamo-Männer wird diese Initiation dann intensiv weiter vertieft. Mir scheint das eher eine besonders gründliche Trennung der Geschlechter zu sein, wenn vielleicht auch in der Form nicht ganz so rigide wie bei den Baruya. Aber letztlich unterstellt ihre Initiation sie – lese ich aus der Studie Herzog-Schröders heraus – ganz klar unter die Ordnung der Männer. Der Schmuck der Initiandin, wenn sie als neugeboren in das Dorf zurückkehrt, hebt, bei den meist nur mit einer Schnur „bekleideten“ Yanomamo ihre Vulva hervor. Zuvor war ihr Geschlechtsverkehr verboten. Das Hymen wird einige Zeit früher bereits von einer alten Frau zerstört, um die Reifung des Mädchens zu fördern; Reifung für die Männer.

In der letzten Phase des Menstruationsrituals sammeln/ jagen die Frauen Krebse. Das ist besonders interessant. Es setzt die Initiandin mystisch in die Lage, eine Familie zu versorgen. Die Krebse stehen stellvertretend für jene Speise, die der Bräutigam ihren Eltern über Jahre schon brachte: besonders Gehirne von Vögeln und Kleintieren. Auch mit diesen Gaben soll vor der Initia-

tion die Reife des Mädchens beschleunigt werden. Denn: diese Hirne, wie später das (offensichtlich wieder einmal wegen seiner besonderen Struktur als dem Hirn identisch verstandene) Krebsfleisch, spielen die Rolle des Spermas! Ich erwähnte oben eine ähnliche Vorstellung der Dogon zu Haar, Uterus und Fisch, und dass bei den Baruya das Sperma-Trinken die Milch bei der Frau erzeugt. Herzog-Schröder: *„Die Frauen unternehmen, wenn sie Krebse erbeuten, quasi eine ‚Kopfjagd‘, wie im Gegenzug [?] auch die Bräutigame, wenn sie sich für die Entwicklung ihrer Braut einsetzen, indem sie ihr Tierköpfe bringen“*. (260) Tatsächlich erwidert doch die danach heiratsfähige Braut mit der rituellen Krebsjagd die symbolische frühe Gabe des Spermas/ Gehirns an die Eltern. Ist das nicht eher Anpassung an die männliche Vormacht? Dass einige (!) Bräutigame sich während des Menstruationsrituals ähnlich fastend verhalten wie ihre Bräute, mag ja deren Nähe zu ihrer baldigen Frau betonen, eine egalitäre Position der Frau im Stammesleben ist daraus kaum zu lesen.

Herzog-Schröder schreibt denn auch: *„Als Konsequenz dieser unterschiedlichen Ausdrucksformen können Forscher_innen mit Yanomamī-Männern lange Gespräche führen und von den eloquentesten unter ihnen elaborierte [!] Deutungen dieser Rituale erfahren. Dagegen können Frauen Verhaltensmaßregeln des yipimou zwar beschreiben, verweigerten sich jedoch einer Erklärung. Frauen zeigen im Symbolgebrauch ihre eigene Praxis: Sie verwenden ihren gesamten Körper als Inszenierungsobjekt für Bedeutung“*. (269) Sie wissen – vermute ich – schlicht nichts über Inhalt und Schaffung des Ritus yipimou durch die Männer beziehungsweise die initiierten Schamanen! Sondern sie kennen kaum mehr als den äusserlichen Ablauf. Dazu steckt in dieser Aussage gerade jene bekannte patriarchalische Deutung: Natur der Frau - Geist des (elaborierten) Mannes. Und diese eloquenten Männer sind kurz vor der Wende zum 21. Jahrhundert (!) bereits mit genossenschaftlichen Handelsgesellschaften der verschiedenen Stämme und den weissen Eroberern verbunden.

Auf der Suche nach einer Begründung für die Männer-Götter vom Göbekli Tepe scheint mir die mythische Form der Fraueninitiation der Yanomamo strukturell einen weiteren interessanten Hinweis auf die patriarchale Geistigkeit früher Völker zu enthalten. Die Männer erhöhen sich in besonders intensiver Weise und, insofern für Frauen nicht hinterfragbar, in einen geistig-religiösen Stand, der sie zugleich selbst in rituelle Strukturen einbindet, etwa in Zwänge besonderer Frömmigkeit, die wiederum durch bestimmte Handlungen lebenslang bewiesen werden muss. Und das Religiöse als Verknüpfung des Männerbundes ergibt vermutlich eine besonders tief greifende Form des Gehorsams gegenüber den Grossen Männern der Religion, wenn nicht bereits durch einen Oberpriester, der in der Mitte der Monumente zusammen mit einem weltlichen Oberhaupt aus solcher Sicht vermutet werden kann.

Stellen wir uns diese geistige Verbündung dann noch in eine beim Göbekli Tepe intensivere Integration in eine noch komplexere sozial-differenzierte Gemeinschaft vor, lassen sich die langwierigen Verpflichtungen an den Monumenten umso besser nachvollziehen. Die lebenslange Initiation bietet strukturell einen Rahmen für eine besondere Ethik in doppelter Hinsicht. Zum *einen* erhöht sie den Mann zum religiös fundierten Gebieter über die Frau. Zum *anderen* unterwirft sie den Mann des Männerbundes dem Gott. Und das Bauen der Monumente wird zum Gottesdienst. Mehr persönlicher Antrieb zum Besonderen scheint unter jenen Bedingungen kaum möglich. Mehr Integration in die „verschworene“ Gemeinschaft durch lebenslange Initiation ist ebenso wenig vorstellbar.

Hausbau als Mass der Kognition

Ein letzter Punkt zum Verständnis und zur Einordnung der Kognition der Eliten vom Göbekli Tepe bezieht sich auf den Fund selbst. Wieder gebe ich nur einige wenige Hinweise, in welche Richtung dazu weiterhin geforscht werden kann oder sollte. Da wir für die frühe Sozial-differenzierte Gemeinschaft selbst nur die Bauwerke der Grabungsschicht III kennen, ich bespreche weiter die Anlage D, stellt sich die Frage nach Vergleichen mit Gebäuden anderer traditionell denkender Völker. Die Entwicklung der Bauwerke über religiöse Konzeption, Planung und Errichtung dieser Anlagen liess sich über die langen Zeiten des Jung-Paläolithikums nach dem Ende der Eiszeit recht gut vorstellen. Und die verschiedenen Tätigkeiten zu ihrer direkten Errichtung gaben manche Hinweise auf die Kognition in jenem Volk. Aus den Analysen der Monumente hatte sich bereits gezeigt, wie gering die Differenz zur Kognition mancher rezenten Urvölker möglicherweise gewesen ist. Selbst in den sumerischen Städten der Zeit der Urukisierung, oder in Çatal Hüyük, und bis hin zur Grossstadt Uruk mit Tempel und Zikkurat scheinen die Baustrukturen nicht wesentlich über die kognitiven Fähigkeiten am Göbekli Tepe hinauszudeuten. Rechteckige Gebäude mit Mauern, Pfeilern und Balken sind dort die Bauelemente. Der Balken fehlt am Göbekli Tepe der Anlagen B, C, D, wenn weiter davon ausgegangen wird, es gäbe dort kein Dach, sondern der Himmel werde gestützt. Bei der Anlage A ist dies wohl offen, doch kann für Nevalı Çori von Balken für die gut 20 Häuser ausgegangen werden; als Fussbodenplatten über Streifenfundamenten sind sie in Stein belegt. Wird in der Höhle Lascaux tatsächlich von Gerüsten für die Malerei ausgegangen, sehen wir dann nach Gönnersdorf und andere Ortschaften, so finden sich dort lange zuvor Balken als Bauteile. Ein über einen Bach gestürzter Baum als „Brücke“ gibt Hinweis genug.

Mit den vier hier hauptsächlich für Analogien genutzten rezenten Urvölkern können wir auch hinsichtlich der Bauten Überlegungen anstellen. Gebäude sind, sofern sie real existieren, besser vergleichbar als soziales Leben. Die Yano-

mamo, hörten wir, wohnten in Urwäldern in festen Dörfern, die jedoch nur halbjährig genutzt und später neu errichtet wurden, weil sich zuviel Ungeziefer in den Pflanzendächern ansammelt. Die andere Zeit lebten diese Menschen im Wald direkt von Sammeln und Jagen. Sie leben also recht einfach, bauen aber als Dörfer relativ grosse gemeinschaftliche „Lang-Häuser“ in elliptisch geschlossener (Burg-) Form, betreiben allerdings keine Vorratshaltung. Auch bei den Irokes:innen ist von Lang-Häusern die Rede, linear gebaut aber. Sie bewirtschaften neben der Jagd Gärten. Die Baruya errichten grosse hölzerne, grasbedeckte Zeremonien- beziehungsweise Männer-Häuser, und auf den Trobriand-Inseln mögen neben den Wohnhütten Lagerhaus- und Kanubau wie die Navigation auf See Kennzeichen entsprechender Kompetenz sein.

Das aus diesen Bauten erkennbare kognitive Niveau scheinen die Leute vom Göbekli Tepe bereits 12.000 Jahre früher generell erreicht, wenn nicht überschritten zu haben, weil die Monumente vor der Errichtung bereits komplexe kognitive Strukturen verlangten. Allerdings ohne wohl schon in dieser ersten bekannten herausragenden Kultur der Menschheit die komplexen, ja komplizierten sozialen Lebensverhältnisse, wie auf Trobriand, auszubilden, die Malinowski (1981) im dritten Band, dem zu den Korallengärten und der Gartenmagie, einleitend noch einmal zusammenfassend beschreibt. Diese rezenten Urvölker waren wahrscheinlich in den fast 12.000 Jahren zeitlicher Differenz weitgehender institutionalisiert als jene am Ende des Jung-Paläolithikums es gewesen sein mögen. Besonders die Trobriander:innen werden als in hohem Masse durchorganisiert beschrieben: für das Soziale stehen die komplexen Verwandtschaftsformen, fürs Politische die Ober- und Unterhäuptlinge in den Dörfern, dazu dort die Garten-Magier und deren Riten, und sie hatten eine komplizierte Weise der Nahrungsproduktion und -verteilung entwickelt, die ebenfalls als Friedenssystem zu sehen ist, eines ins Innere; das Kula kommt hinzu.

Zwar ist die Kenntnis zum Bau grosser Gebäude, auch der zu rituellen Häusern, bei vielen rezenten Urvölkern vorhanden gewesen. Doch der Göbekli Tepe ist erstmalig in seiner Art errichtet worden: von der Gebäude-Struktur einfacher, von den Strukturen der Planung und Bauarbeiten als steinerne Gebäude komplexer als die der genannten rezenten Urvölker. Die errichteten ihre grossen und zum Teil aufwendig verzierten Gebäude wahrscheinlich auf „ewiger“ Tradition aufbauend; insofern relativ unreflektiert: es war Gesetz der Ahnen, sie ohne Änderung zu errichten. Am Göbekli Tepe sehen wir dagegen auf eine bedeutende Änderung aller bis dahin uns bekannten Lebensformen, wenn es auch kleinere Vorläuferbauten gegeben haben mag.

Dabei ist es im Moment schwer bestimmbar, wie weit und ob das traditionale, prä-operative Denken bei den Eliten der Sozial-differenzierten Gemeinschaft in *einzelnen* Bereichen hin zur konkret-operativen Kognition überschritten wurde; was vielleicht Konzeption und Planung zeigen können. Die T-Pfeiler

aus einer Grube herauszuschlagen, sie zu bearbeiten, aufzurichten und in einen Spalt der Sockel einzuspannen, muß später einmal sehr genau interdisziplinär hinsichtlich der Kognition analysiert werden. Dies alles führt mich wieder einmal dazu, die Sozial-differenzierte Gemeinschaft vom Göbekli Tepe als eine erste Hochkultur einzuschätzen.

6. Zusammenfassung

Die Feststellung, Homo sapiens habe nicht nur körperliche Vorformen ausgebildet, die bereits 300.000 Jahre alt sind, sondern vor allem die empirisch begründete Analyse, erst vor 35.000 Jahren sei dessen Schädel im Bereich des Hinterhauptes zur heutigen Form ausgewachsen, wurde gerade publiziert, nachdem der zweite Band meiner Studie fertig war (Anfänge des Denkens, 2017). Diese Zeitbestimmung darf nicht gleich gesetzt werden damit, dass noch vor wenigen Jahren das Aurignacien als vor ebenfalls 35.000 Jahren begonnen galt; jene Datierung war noch recht vage. Der Beginn des Jung-Paläolithikums vor 40.000 Jahren wird durch die Funde, besonders die frühen Skulpturen, Male-reien und die Flöten, gestützt. Deshalb wird hier weiter davon ausgegangen, noch in jener frühen Zeit dieser Epoche änderte sich Sapiens markant, und damit auch seine Fähigkeiten, vor allem auch die Kognition.

Dies würde ja noch deutlicher werden, wenn sich nicht nur die genannten Annahmen zum Werden der Figur des Homo sapiens bestätigen, sondern sich neurowissenschaftlich begründen lässt, mit der Schädelform habe sich auch das Gehirn zu diesem Zeitpunkt erst abschliessend zu einer neuen Qualität entwickelt, nachdem die hohe Stirn bereits früher die Wahrscheinlichkeit eines kognitiven Systemwechsels gegenüber Homo erectus durch eine erweiterte Ausbildung des Präfrontalen Kortex anzeigte. Nun könnte etwa das Gedächtnis verbessert und die späteren Sprachzentren ausgebildet oder doch neu genutzt worden sein. Was ich die neue Form der Kommunikation zu Beginn des Jung-Paläolithikums nannte, entstand ja zu diesem Zeitpunkt. Das Gehirn bei Sapiens bildete sicher mit der Form auch eine neue biologische *Kapazität* aus, um erweiterte *Kompetenzen* erlernen zu können. Gilt meine Annahme, erst zum Ende der Epoche sei eine nochmalige neue kognitive Qualität entstanden, als das Denken jener Menschen differenzierter geworden war; was ich mit dem Prozess vom „wirren“ zum „wilden“ Denken oberflächlich charakterisierte, dann änderte sich die Kapazität zumindest bis dahin noch. Grundlage dieser These ist die unterstellte späte Ausbildung der Sprech-Sprache aus Zeichen- und Gebärdensprachen. Sie entstand erst mit der Sesshaftigkeit in wachsenden Siedlungen.

Dazu gehört die Annahme, auch das Bewusstsein habe sich erst in der Hochkultur vom Göbekli Tepe weitgehend ausgebildet. (Damasio) Nicht nur Genetik und Biologie haben die erwähnte Unterstützung für meine Thesen erbracht, sondern die neuen Kenntnisse über das Gehirn zeigen die Grundlagen für jene Entwicklung auf. (Rössler; Roth/ Strüber) Zuvor war bereits das Wissen zur kognitiven nachgeburtlichen Ontogenese (Piaget) auf ein neues Niveau in Entwicklungspsychologie und Linguistik geführt worden. (Bischof-Köhler; Tomasello) Schliesslich konnte die neue soziologische Leittheorie von Dux zu ergänzenden Thesen erweitert werden, die den Beginn der Kultur vielleicht nun noch etwas detaillierter diskutierbar machen; Dux sieht das Menschsein als symbolisch-mediale Organisationsform und, auch wenn Sprache bei ihm früher angenommen wird, ebenfalls das Jung-Paläolithikum als den entscheidenden Zeitraum für die radikal neue Lebensform. Die vorgelegte Studie zeigt dazu eine gute Übereinstimmung mit den von der Archäologie und deren Hilsfächern vorgelegten Funden und Fakten. Zu deren Interpretation gibt es Differenzen.

Das beginnt bereits im Vorfeld des Jung-Paläolithikums. So muss keineswegs vor 60.000 Jahren so etwas wie eine „humane Explosion“ stattgefunden haben; der damals beginnende Auszug aus Afrika war keine geplante Expedition. Wahrscheinlich war zu diesem Zeitpunkt eine wachsende Bevölkerung mit relativ sinkenden Ernährungsmöglichkeiten konfrontiert, verursacht vielleicht durch eine Trockenheit. Meine eigene Analyse, in der ersten Phase des Jung-Paläolithikums habe es für Sapiens noch keine Funde gegeben, die eine den Neandertaler:innen weit überlegene Kompetenz und bereits eine Sprech-Sprache belegen, wird gestärkt. Erst zusammen ergeben Schnitzerei, Malerei und Musik jene neuen Möglichkeiten der Kommunikation, die Sapiens nur langsam in der Praxis über alle anderen menschlichen Formen erhebt, erst dabei konnte sich die neue Qualität seiner Kognition entwickeln.

Das geschieht bei den Älteren Wildbeuter:innen zuerst sehr langsam in jener Zeit des Prä-Bewusstseins, in der es noch primär die *Gewohnheit* ist, die das Aufwachsen der Menschen und ihre Sozialwelten prägen. Erst später führen Institutionen und soziales Handeln zu organisierten Gemeinschaften. Dieser Prozess ändert langsam für jedes Kind dessen Welt, die es kognitiv für sich konstruieren muss, was zuerst von der menschlichen Umwelt nur sehr wenig unterstützt wird, zumal noch ohne Sprech-Sprache, wenn auch von Säuglingen bereits Zeichen (heute) verstehbar sind. Manches spricht also dafür, anzunehmen, im frühen Jung-Paläolithikum habe sich die Kapazität des Gehirns bei Sapiens noch einmal ausgeweitet; ich nannte bereits den Präfrontalen Kortex und das Gedächtnis als mögliche Schwerpunkte, und die epigenetischen Prozesse mögen diese Ausweitung unterstützt haben, so dass die Kompetenz des Kindes eine bessere Basis fand, wenn sich beide gemeinsam noch änderten.

Bereits ab der Geburt könnten komplexere Prozesse zwischen beiden, Kapazität und Kompetenz, stattgefunden haben, die auch von der menschlichen Umwelt beeinflusst wurden.

Es kann im Säuglingsgehirn kaum einen beständigen festgefügteten Mechanismus für frühes ontogenetische Lernen geben, keine klare Teilung von (erst) Kapazität und (dann) Kompetenzerwerb. Dynamik und Plastizität des Gehirns scheinen dies auszuschliessen. Das Gehirn wächst noch Monate nach der Geburt intensiv während es zugleich dabei Erfahrungen einbaut, unbewusst bleibend, womit Umwelt direkt auf die Kapazität wirkt, so scheint es heute. Selbst eine traumatische Belastungsstörung bei Älteren, etwa im Kriegsgeschehen, scheint sich dauerhaft einzubrennen, über die Epigenetik vielleicht sogar unbestimmbar in die nächsten Generationen in ganz unterschiedlicher Weise wirkend; Fettleibigkeit etwa. So etwas kann, sahen wir, nicht allein die Kompetenz ändern. In der frühen Zeit noch des Hirnwachstums könnte sich die Kapazität durchaus in Wechselwirkung mit der Umwelt bilden und nicht immer schon das gleiche Instrumentarium zum Lernen im Sinne Piagets entstehen; so wie die heutige besondere positive Wirkung sorgender Bezugspersonen im frühkindlichen Denken neue Fähigkeiten fördert.

Weitgehend unberücksichtigt blieben in jenen Wissenschaften der Frühzeit, sowohl der Natur als des Sozialen, die Entwicklung des Gehirns und damit des Geistes; dies wird erst nach Ausbildung moderner Naturwissenschaft langsam möglich. Lange noch galten Gehirn und Nerven ab der Geburt als besonders stabil. Beginnend mit der Analyse des Präfrontalen Kortex, die in dieser Ausgabe meiner Studie durch weiteres Wissen der Neurowissenschaften erheblich ergänzt wurde, ist der Blick auf Geist und Bewusstsein in empirischer Weise selbst für die Steinzeit thesenhaft möglich. Für deren historische Entwicklung bestehen allerdings noch grosse Lücken. Deshalb wurde intensiv versucht, jene Prozesse überhaupt zu erfassen und diskutierbar zu machen. Es war zugleich ein soziologischer Blick auf diese Entwicklung nötig, die nicht mehr biologisch erklärbar ist, seit Sapiens als stabilisiert begriffen werden kann, sondern nur noch sozial, mit einer *Theorie sich selbst verändernder Prozesse*. Und ich betone die Frage, ob das Gehirn selbst sich überhaupt der Teilung in Natur- und/oder Gesellschaftswissenschaft unterwerfen lässt.

Es scheint bei einer Reihe von Expert:innen für jene Zeit Einigkeit darüber zu bestehen, dass während des Jung-Paläolithikums in Eurasien ein kontinuierlicher Anstieg der Sesshaftigkeit stattfand, weshalb dann manchmal von „komplexen Wildbeuter:innen“ die Rede ist. Der soziale Wandel in jener Epoche scheint mir allerdings von noch weit grösserer Bedeutung gewesen zu sein als in der Archäologie besprochen. Die sesshaften Wildbeuter:innen der von mir so genannten Sozial-differenzierten Gemeinschaft am Göbekli Tepe zeigen bereits eine für jene Zeit herausragende Kognition und Kompetenz. Das wird im ideo-

logischen System einer dualen Götterschaft ebenso sichtbar, wie in Planung und Bau der Monumente. Diese Vorstellung wird durch eine Reihe anderer Siedlungsfunde der grossen Region gestützt.

Am Göbekli Tepe ist der qualitative Beginn der Kultur zu erkennen, der als Keim für die folgenden Zivilisationen stehen kann, etwa in Sumer und Ägypten; jedoch ohne dabei von direkten Kontinuitäten von jener frühen Hochkultur auszugehen. Wie eine Brücke übers Neolithikum hinweg dorthin zu schlagen ist, bleibt derzeit offen, wenn auch die „Urukisierung“ vielleicht einen brauchbaren Hinweis auf die primär *urbane* Entwicklungslinie gibt. Die „Baukunst“ am Göbekli Tepe bietet immerhin im Zusammenhang mit bekannten Siedlungen jener Zeit die weitergehende Analyse der Kognition unter Bezugnahme auf die Strukturen einiger, weit ausgebildeter rezenter Urvölker. Die Produktion von Tauschwaren kann nachvollzogen werden, wie die Verkehrswege jener Region fast zeitgleich den Handel damit zu belegen scheinen. Und die grosse Zahl der beim Bau beschäftigten Menschen, ebenso auch in Jericho, erlauben die Möglichkeit, diese zugleich für koordinierte Kriegszüge einzusetzen, was die Stabilität jener Kultur über ein wenn nicht mehr als zwei Jahrtausende, von ersten Planungen bis Nevalı Çori und vielleicht bis zur Verschüttung der Anlage am Göbekli Tepe, mit erklären kann. Allein diese immense Zeit muss als Weiterentwicklung jener Sozial-differenzierten Gemeinschaft mit bedacht werden.

Für die Zeit des Jung-Paläolithikums gibt es mit der archäologischen Diskussion auch nur geringe Übereinstimmung hinsichtlich der Kognition oder gar deren deutlich dynamischer Entwicklung. Aber die neuen Erkenntnisse, dass bereits vor 300.000 Jahren Vorläufer-Funde zu Sapiens ergraben wurden und die späte Schädelausbildung sind natürlich zu aktuell, um bereits hinreichend diskutiert sein zu können. Zum *einen* fehlt das Thema der Kognition darin weitgehend, in der der Mensch zu oft einfach nur *der* Mensch ist, seit Homo erectus schon, zum *anderen* wurden generelle Differenzen bei der Annahme einer „Co-Evolution“ deutlich, die das Soziale methodisch weiter biologisch-evolutiv bearbeitet, der ich das soziale Lernen als primär gegenüber stelle, vor allem die *Lernfähigkeit*, die nicht zuletzt durch die differenzierter werdenden Strukturen synaptischer Verknüpfung im erweiterten Gehirn möglich wurde.

Mit der bereits vor dieser Darstellung angenommenen neuen Qualität der Kognition des Homo sapiens und der Berücksichtigung der Entwicklung primär seines Präfrontalen Kortex ist die biologisch-genetische Veränderung gegenüber Früh-Menschen nun umso plausibler nachvollziehbar. Gehen wir – Piaget folgend und ihn erweiternd – generell davon aus, Menschen des Jung-Paläolithikums hätten das prä-operative oder traditionale Stadium erst am Ende jener Zeit in der Sozial-differenzierten Gemeinschaft des Göbekli Tepe vollständig erreicht und vielleicht sogar partiell überschritten, dann bieten uns die Studien über die Berichte der rezenten Urvölker mit vergleichbarer Kognition einiges an

Material zur (sehr) kritischen Beurteilung der Struktur des Denkens und Glaubens jener Leute der späten Steinzeit.

Die Frage entstand, ob und vor allem wie innerhalb dieser prä-operativen Form der Kognition eine Differenzierung vom Beginn bis zum Ende des Jung-Paläolithikums darstellbar ist. Sie zu beantworten gelingt immer besser mit der Analyse der Entwicklung der humanen Kommunikation, der des Bewusstseins wie auch der der psychischen Prozesse von „wirr“ zu „wild“ bis hin zur heutigen Rationalität. Hinzu kommt die Epigenese mit weitgehenderen Möglichkeiten der Analyse. Ich sehe eine deutliche Parallelität von einer noch sehr einfachen Form aus Gesten und ersten erlernten Lauten/ Namen mit den frühen Funden. Dann entwickelte sich eine noch wenig ausgeprägte Sprech-Sprache mit der Ausweitung der Sesshaftigkeit, die in meiner Arbeit als wichtiger Parameter der Sozialität und Institutionalisierung angesehen wird. In wachsenden Siedlungen wurde die Fähigkeit zur Grammatik und Erzählung nötig. Sie muss am Göbekli Tepe unterstellt werden, da nur mit ihr jenen Menschen die religiösen Vorstellungen erläutert werden konnten, die mit der gestalteten Symbolik dieser Bauten, vor allem den beiden männlichen Hauptgöttern und den seltsamen Kopf-Formen der T-Pfeiler, ausgedrückt wurden.

Ohne Sprech-Sprache konnte ein solches religiöses System in seiner letzten Phase kaum formuliert werden. Sie war aber auch nicht viel früher nötig. Mit der den Bau am Göbekli Tepe vorbereitenden Zeit, mit dessen ideologischer Fundierung, wird eine bislang in der Wissenschaft nicht gesehene Entwicklung des Geistes und der Kognition erkennbar. Nach einer prä-bewussten Kompetenz im Aurignacien entstehen mit dichterem Siedlungsstrukturen vor allem auch neue Formen des Verhaltens. Eine weitgehende differenzierende und tendenziell hierarchisierende Sozialwelt wird für jene Zeit als hochwahrscheinlich noch erschliessbar. Auch die Bauplanung, dann die Logistik und Ausführung verweisen darauf. Demgegenüber ist die Höhlenmalerei am Beginn des Jung-Paläolithikums noch Menschen mit sehr einfacher Kognition und Logik ihrer Weltvorstellung zuzuordnen, soweit eine solche Sicht, auf ein eigenes Selbst und in einer Umwelt lebend, überhaupt schon bestand.

Meine Thesen – das sei noch einmal betont – basieren auf der Fragestellung: was war die Minimal-Entwicklung jener Menschen des Jung-Paläolithikums, was mussten sie mindestens gekonnt haben, um die Funde der Archäologie, zuerst weitgehend sehr einfache Stein- Elfenbein- und Knochen-Artefakte, nachvollziehbar zu machen? Wie komplex musste aus anderer Sicht die Umwelt – zu der auch die Menschen mit ihren Kulturen gehören – gewesen sein, um die jeweilige Kognition in Wechselwirkungen erwerben zu können. Es war wesentlich die gebaute Umwelt in Form von Siedlungen die Basis der entstehenden neuen Weltvorstellung. Die Bedeutung der Sesshaftigkeit für die soziale Entwicklung wird ja seit einiger Zeit auch generell anerkannt, aber nicht hinrei-

chend für die Ertüchtigung der Kognition berücksichtigt. Ein solcher qualitative Sprung des Geistes wie um 11.500 bp ist im folgenden Neolithikum nicht zu erkennen; ausser wiederum in den „Städten“ wie der Urukisierungsphase. Erst nach dieser frühen und wohl relativ zentral organisierten „hohen“ Lebensweise, wie es ein solches Zentrum wahrscheinlich macht, kam es zur tendenziell dezentral angelegten Landwirtschaft in der Fläche, die kulturell nichts wesentlich Neues entstehen lässt; Bauern müssen in der Nähe ihrer Felder leben.

Es scheint völlig unwahrscheinlich zu sein, eine so langwährende Kultur jener Region und Zeit, wie sie der Göbekli Tepe in seiner Gesamtheit und verbunden mit den bekannten Siedlungen, in denen T-Pfeiler bekannt sind, darstellt, habe keine Rolle im Prozess der beginnenden Neolithisierung gespielt. Ich kann mir auch nicht vorstellen, das Geistige Zentrum mit den vielen jüngeren (und kleineren) Anlagen, habe gegen eine bäuerliche Produktionsweise agiert. Was immer die ersten Bauten, wie die Anlage D, dort für einen Geist symbolisieren, von ihm wird ein wesentlicher Einfluss auf die Gesamtregion ausgegangen sein. Sie stehen für bewusste „Modernisierung“, für sozialen Wandel angesichts veränderter Umwelt, dem Ende der Eiszeit vermutlich. Sie stehen für eine Erneuerung der Ernährungsgrundlagen, also für eine erweiterte Lebensweise, eine, die sich zudem aus der sesshaften Lebensweise in wachsenden Siedlungen auch ergeben hat. Und die sich viel später, selbst im Norden Mesopotamiens durch die beginnende Entwicklung der sumerischen Stadtstaaten in der Urukisierung zumindest in diesem geistigen Sinn fortsetzt. Die Wiege der Zivilisation stand, wie Zick (2008) es formuliert, in der Levante und Anatolien.

Wie immer meine Thesen beurteilt werden mögen, die frühen Funde des Jung-Paläolithikums haben sich noch ohne ausgeprägte Sprech-Sprache ausbilden können, so sind doch die Malereien ebenso Beleg für eine noch simple Kultur, wie die weiteren Artefakte dort (und anderswo). Zwischen jener Form der Kommunikation, die offenbar bereits eine neue Qualität gegenüber früheren Menschenarten wie auch dem frühen Sapiens aufwies, und jener vom Göbekli Tepe, klaffen Welten. Was andere Fundgruppen der Archäologie zeigen, so ist auch bei den ergrabenen Siedlungen jener Richtungssinn erkennbar, der mal hier, im westlichen Eurasien, mal dort, im östlichen, zuletzt im Nahen Osten relativ kontinuierlich auf Lebensformen zuläuft, die noch im Rahmen sozialer Strukturen von rezenten Urvölkern des 20. Jahrhunderts gefunden wurden. Wäre der Göbekli Tepe im 19. Jahrhundert entdeckt und als nur wenig jünger datiert worden, wie die Grossbauten von Simbabwe oder die Figuren der Osterinsel, hätte niemand angenommen, dort habe eine ungewöhnliche Form ausser-europäischer Kultur existiert. Und schon gar nicht, es sei eine eher „steinzeitlich-primitive“ Gemeinschaft gewesen. Nein, abgesehen von den Hochkulturen Asiens und den zerstörten Reichen Mittel- und Südamerikas wäre in der damaligen Forschung von einem jüngst vergangenen Königtum gesprochen worden,

wie sie in Afrika bekannt waren, etwa Benin. Und eine solche Einschätzung gilt heute analog, jene steinzeitliche Hochkultur vom Göbekli Tepe erreichte Lebensformen, die in einigen rezenten Urvölkern, wie ich sie definiert habe, noch durchscheinen, von denen manche deutlich einfacher verfasst waren. Andersrum gedacht, lässt sich ein Bau, wie die Anlage D, in seiner Komplexität ebenso noch in Uruk vorstellen.

Das Jung-Paläolithikum, der Göbekli Tepe mit besonders Jericho und einigen weiteren Siedlungen, zeigt sich in einer relativ fortschreitenden Entwicklung, die über Nevalı Çori und Çatal Hüyük zu jenen der Urukisierung und dann nach Sumer oder auch Ägypten führte. Für die ersten Jahrtausende lässt sich gut eine prä-animistische Vorstellung bei jenen Menschen vorstellen, die am Ende des Aurignaciens, wenn die Höhlenbilder in Chauvet eine intensivere Form finden, zu benannten Geistwesen voranschritt. Noch einmal sei betont, dazu ist nicht einfach eine andere Figur für religiöse Urkräfte zu denken, die alles in der Welt regeln. Sondern die Logik ändert sich, die Vorstellung über das gesamte Gefüge der Umwelt findet langsam jenen Richtungssinn, der Kompetenz, Kognition, Bewusstsein immer weiter vom wirren zum wilden Denken führt, zum immer differenzierteren Denken mit komplexeren synaptischen Verknüpfungen, um die hier nur angedeutete sehr vage Wortwahl für jene Entwicklung am Ende des Tier-Mensch-Übergangs noch einmal zu erwähnen. Am Göbekli Tepe ist die alltägliche Religiosität bereits als definierte Gottesgemeinschaft Religion geworden, deren Pantheon der Form nach bis in die Antike besteht, immer männlich angeführt. Auch die Anfänge des Denkens haben in der traditionellen Logik der Hochkultur vom Göbekli Tepe einen ersten Abschluss gefunden.

Für einen winzigen Abschnitt der Geschichte wurden in dieser Studie Hinweise auf Fakten und empirisch begründete Theorien miteinander verknüpft, die den Beginn der Kultur in einer deutlichen Form erkennbar machen. Es geht um den Beginn jener neuen Kommunikation, die ich mit der Höhlenmalerei besonders herausstellte. Sie entstand wohl als historische Linie aus dem skulpturalen Nachempfinden von Natur, sozusagen eins zu eins, bevor die Projektion in die zweite Dimension entwickelt wurde. Mit der Musik, die die geschnitzten Flöten repräsentieren, wahrscheinlich eher schrill denn als Kammermusik, wird wohl zugleich der Zugriff auf intensiveres Erlernen von Lauten als Namen verbunden gewesen sein. Und mit diesen Fähigkeiten musste sich zugleich eine erweiterte Reflexion ausbilden, die jedoch noch wenig bewusst operierte; hier hilfsweise: prä-bewusst genannt. Den archäologischen Funden nach ist dies alles neu, während zugleich in einfacheren Artefakten eine schlichte Folge des Weiter so erkennbar wird, die noch keine grosse Differenz zu Früh-Menschen aufwies.

Musik, Zeichen- und schliesslich Gebärden-Sprache lassen sich als eng mit dem Zeichnen und Malen als Bestandteil der Alltagskommunikation verbunden vorstellen, die jedoch nur an besonders geschützten Stellen überliefert ist. Empi-

rische Belege lassen sich dafür nicht direkt aufzeigen, doch kommt nun die Entwicklung des Schädels als Faktum zur Theorie als starker Hinweis dazu. So wie die viel frühere, noch evolutive Veränderung der Gesichtspartie mit der hohen Stirn wiederum empirisch als eng mit dem Präfrontalen Kortex und dessen Einfluss auf die Kognition verstanden werden muss. So wie diese neuen Möglichkeiten lange zur sichtbaren Kompetenzerhöhung brauchten, ist das ebenso mit dem Hinterhaupt anzunehmen. Gehen wir, absteigend, von den Kenntnissen der neuen Kommunikation zurück, wird nachvollziehbar, nicht nur: dass Schnitzerei, Malerei und Musik von dieser Veränderung der Kapazität des Gehirns profitiert haben, sondern auch, dass sich in diesem Gesamtprozess die Kognition zu einer ganz neuen Qualität des Humanen entwickeln konnte, wenn auch noch einmal tausende Jahre später: zur *Sprech-Sprache*.

Ihr Aufkommen, das sei noch einmal betont, wurde in der vorliegenden Studie ja keineswegs nur aus einer Theorie zur Kommunikation abgeleitet. Sondern die theoretischen Möglichkeiten gewinnen eine stärkere empirische Begründung als zuvor. Zum Beginn des Jung-Paläolithikums haben wir also nicht nur mit dem Spannungsverhältnis von Kapazität und Kompetenz zu tun, sondern gleichzeitig noch mit der Biologie der menschlichen Kognition. Aus dieser Sicht ergibt sich, aufsteigend, nun eine sehr plausible Folge der kulturellen Entwicklung des Homo sapiens, die sich, über die anderen Artefakte mit bald höherer Qualität hinaus, wie Nähnadel oder Speerschleuder, vor allem in den wachsenden Siedlungen zeigt, zusammengefasst in jener *urbanen Entwicklungslinie*, die bis heute immer wieder Möglichkeiten für weitergehende Kulturen schafft. Und diese Thesen zu den Prozessen der Steinzeit, etwas verkürzt gesagt, basieren auf Empirie und können auf sozialwissenschaftlicher Grundlage empirisch vorangebracht werden.

Anhang

Zur passiven Entstehung von Leben

Die Berücksichtigung der Genetik und Hirn-Forschung führen auch zu erweiterten Überlegungen hinsichtlich der Evolution, die selbst in den Naturwissenschaften erstaunlich oft so formuliert wird, als gäbe es da jemanden, der sie organisiert, nicht simpel ein Gott, aber doch irgendwie handelnde Kräfte, oder zumindest „etwas“, das den Menschen, wie sein Denken, so wie er ist, in die Welt brachte. Da bekommt dann die biologische Zelle einen „Willen“, das Pantoffeltierchen eine Sozialität. Eine fehlende Prozess-Vorstellung führt zur mystischen Betrachtung: der humane Magen kann als „Wunder“ eines genialen Schöpfers erscheinen, doch wird durch den Blick auf seine Genese die Entwick-

lung in der Evolution gut nachvollziehbar, ohne Wunder, Zauber, Gott. Wer Evolution ernst nimmt, muss sie als passiven Prozess formulieren können, letztlich vom Urknall oder der Erdentstehung her, und zeigen, wie sich dabei aus einer Natur ohne Sinn (oder gar Moral) sozialer Geist entwickeln konnte. Dazu stelle ich hier ein paar Andeutungen zur Diskussion.

Am Beispiel von Gehirn und Genom dargestellt, erscheinen beide (wie ein Magen) auf den ersten Blick unendlich komplex und relativ schwer präzise beschreibbar. Deshalb hören wir ersatzweise vom: Willen der kreativen Zelle und dergleichen, nicht ohne dabei wieder irgendetwas Handelndes einzuführen. Auch wenn sich der Sinn solcher Formulierungen meist leicht erschliesst, sollte sich diese Passivität auch in der Sprachwahl zeigen. Wie konnten komplexe Strukturen und Prozesse im menschlichen Genom oder Gehirn ohne solche diffusen Kräfte entstehen? Durch Einfachheit und viel Zeit, scheint mir.

Fast eine Billion Nervenzellen gibt es im menschlichen Gehirn heute, (Rösler, 2011) drei Milliarden Paare von Basen bilden die Grundlage der Doppelhelix. (Ringo, 2006) Die Bedeutung des Restes der Zelle kommt neben der DNA für ihre Teilung nun hinzu (Epigenetik). Zur fast unendlich grossen Zahl dieser Bausteine sehen wir auf eine fast unendlich lange Zeit, in der – Stück für Stück – komplexe Systeme entstanden, offensichtlich wesentlich entsprechend der vorhandenen oder fehlenden Möglichkeiten der biologischen Kombinationen; weniger die „Vorteile“, sondern nur starke „Nachteile“ – je nach Umwelt – wirken sich intensiv in der Selektion aus, scheint mir. Selbst wenn zu bestimmten Epochen, etwa der berühmten Kambrischen Revolution mit ihrer enormen Artenbildung, besonders viele Möglichkeiten dazu bestanden haben.

Wir erkennen in beiden angesprochenen biologischen Systemen, Geist wie Genom, nur wenige verschiedene Grundbausteine, etwa verschiedene Zell-Typen, von Neuronen bis zu Knochenzellen, oder nur vier Basen als wesentliche Träger des DNA-Codes/-Archivs. Und es gibt dabei zugleich relativ wenige grundlegende „Schaltungen“! Neuronen in verschiedenen Formen sind aktiv, feuern, oder eben nicht, oder dies wird durch spezielle Verschaltungen gehemmt. Es sind nur relativ wenige „Verbindungsformen“ der Nervenbahnen, etwa Rückkopplungen, die Signale verstärken, hemmen oder auch vorausseilend bahnen, wenn etwas mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit anschliessend geschehen wird. Dem Satz: ‚er trinkt seinen Tee mit Zucker‘ folgt oft: ‚und Milch‘. Letzteres zu lesen geschieht beispielsweise schneller als wenn der Zusatz lautet: ‚und Senf‘.

Auch im Genom finden sich, gemessen an der immensen Komplexität, nur wenige verschiedene Steuer-Elemente und -Verfahren, die den Prozess bestimmen. Die wenigen eigentlichen Gene haben, ähnlich wie Neuronen, zwei Hauptzustände: An - Aus. Nicht alle Gene arbeiten zu jeder Zeit, und es gibt Prozesse, die von einer vernetzten Struktur von Genen und deren epigenetischen

Schaltungen abhängen, wie es wohl auch immer Kerne und Strukturen von Neuronen sind, nicht einzelne, die zusammen arbeiten. Wie die simplen Schaltungen im Gehirn lassen nur wenige chemische „Regeln“ das Verdoppeln der DNA und die Zellteilung prozessieren, so wie es je möglich ist. Und in beiden Komplexen gibt es ziemlich lange Wege der Informationsübertragung zwischen Neuronen oder Genen, etwa durch lange Nervenfasern oder die vorübergehende Schlaufenbildung in der Doppelhelix innerhalb des Chromatins im Zellkern.

Über die fast ewige Zeit der biologischen Evolution entwickelte sich in dieser relativen Schlichtheit des Systems die Gehirn-Kapazität vom Stammhirn her Stück für Stück und dehnte sich absolut und relativ aus, bis zuletzt der Präfrontale Kortex bei Homo sapiens den von mir angesprochenen kognitiven Systemwechsel erlaubte. So wie sich das Genom plausibel aus Einzellern entwickeln konnte. Bleiben wir dabei, Natur enthalte keinen Sinn, keinen Willen, keine Kreativität, die erst von Menschen „gemacht“ werden, dann müssen wir nicht nur sagen, es gibt weder egoistische noch kooperative Gene, sondern beim Genom wie dem Gehirn nach der Funktionsweise fragen und nach ihrer evolutionen Entstehung.

Aus der Vielfalt des Einfachen konnten die komplexen Organismen in der Zeit entstehen. Permanente und manchmal geballte Veränderungen, sei es durch Umweltstress, Micro- wie Macro-Mutationen, oder was immer, scheiterten wahrscheinlich meist, ein Organismus stirbt dann ab, doch hin und wieder klappte es, hier passte ein Atom, dort ein Molekül oder gar ein ganzer Organismus, wie ein Bakterium. Die Komplexität wuchs zufällig – über Millionen von Jahren. Beim Gehirn sind zwar die („grauen“) Neuronen bei der Geburt komplett, nicht aber die („weissen“) Glia-Zellen und Blutgefäße, und vorgeburtlich wachsen sehr viele Zellen, die bald wieder absterben, nachdem aus diesem Vorrat die nötige Struktur gewonnen ist. Auch viele Synapsen werden erst einmal mit ihren Leitungen angelegt, und nur die funktionell wirksamen bleiben im Gegensatz zu den anderen erhalten. (Roth/ Strüber, 2015) Bei der Zellteilung müssen beispielsweise die nötigen Stoffe im Chromatin allgegenwärtig sein, um den geöffneten Strang fließend kopieren zu können.

In tierischen Organismen kommen zwei grundlegende Systeme zusammen. Das erste kennen wir bereits von Pflanzen: dort gibt es kein Zentrum der Entscheidung, die Zellen müssen am bestimmten Ort Zustände finden, auf die ihre Chemie reagiert oder nicht. Vielleicht sind es die Druckverhältnisse oder die Temperatur innerhalb des Wachstumsprozesses, die den Zellkern auflösen, wenn die Zellteilung beginnt, und bestimmte Atome/ Moleküle müssen vorhanden sein, um in der wässrigen Lösung chemische Prozesse zur Replikation der DNA/ RNA möglich werden zu lassen. Pflanzliche Systeme reagieren auf Umweltreize, oder jedenfalls manche, etwa wenn sie angefressen werden.

Später entsteht im tierischen Fötus ein weitergehendes System, das vom Gehirn aus die Organe in ihrem Zustand erfassen und auch zu Reaktionen anregen kann. Aus solchen Bedingungen heraus entstehen bewusstlos Prozesse, die zu bestimmten Zellarten und zu deren Formen und Grössen führen. Um einen Apfel wachsen zu lassen, müssen vielleicht Spannungsverhältnisse in der Haut ihr Weiterwachsen stimulieren bevor sie aufreißt. Ist das bei der Bauchhaut einer Schwangeren anders, wird dort durch das Zentrum: Gehirn dieser Prozess geleitet? Wohl nicht direkt, sondern durch Verteilung bestimmter Stoffe im Blut. Auch dort regeln das wohl Druckverhältnisse, Botenstoffe und/ oder andere chemische und elektrische Möglichkeiten und schaffen Verhältnisse, um Andockungen von Atomen und Molekülen oder Molekülgruppen zu ermöglichen, einfach weil es möglich wird. Wie es bereits die durch ständige Bewegung aller ihrer Teile konstituierte Zelle zeigt, als sich selbstorganisierendes System. Wir sehen Prozesse, die sowohl aus dem Genom heraus wie durch das Gehirn unbewusst reguliert werden; alles sehr simpel ausgedrückt.

Introduction 2016 (English)

Beside the biological development of the modern humans their thinking and their logic come into being in a *separate* process.¹ A special innovation arises at the beginning of *Upper-Paleolithic* 40,000 years ago, when *Homo sapiens* reached western Eurasia: in those days a red painted spot on Monte Castillo in Spain already refers to the starting ability of cave painting. 3,000 years younger is the image of a half carcass of a cattle which was found on an overhanging rock in France, the Abri Castanet. Simultaneously carved figures and flutes with several tone holes were produced in the Swabian Alps, Germany. From 32,000 years ago the first simple images originate in the French cave Chauvet: a rhinoceros. Later therein were further elaborated paintings made. These early *reconstructions* of the environment show a new level of *communication*, but as other archeological findings show, it doesn't require a pronounced grammatical speech-language. Origin signs, gestures and only first words that were *learned* were enough to communicate. This is the starting point argument.

Till today this era, that was replaced after 30,000 years by the farming production way, count as the time of almost of the same "hunter and gatherer" [normally masculine terms are taken into consideration]. But even though we know about the start of the construction of larger settlements from about 20,000 years ago. And 1,500 years before the emergence of agriculture such *sedentary living foragers* built a huge stone monument, the *Göbekli Tepe* (near Şanlıurfa, Turkey). This does not arise unexpected, but in a comprehensible process of cognition.

¹ This translation belongs to the first edition.

In easy words and quite illustratively here the Upper-Paleolithic is interdisciplinary analysed from a *sociological* point of view and the subject shall be integrated in social sciences. It deals with the uninhibited attempt of a new perspective on the origins of the culture and of the social, here and there somehow speculative, but ultimately strictly *empirical*, following provable facts. In doing so the basics of the faculties, I based this study on, are explained to allow anyone to a first discussion that is understandable without any appropriate training. As a result, a significant *social change* is already visible in the early time of forager in Eurasia. The emphasis is on the process of the mind, the cognition, while thinking, logic and communication are not yet adequately considered.

It is only 300,000 years¹ ago that *Homo sapiens* starts to develop in Africa as a new species to which all human beings belong to today. From 50,000 years onward they had expanded their gathering and hunting grounds gradually to Eurasia. And the *early human*, *Homo erectus*, either *Neanderthalensis* or *pekinensis*, died out. Two opposing evaluations were characteristic of the cognition of our species 40,000 years ago in Western Europe:

On *one hand*, the capabilities to create *images*, *sculptures* and *music* offer new intellectual possibilities and new expressions that are to be interpreted as development of intellectual *reflection* too. With the speech-language the cognitive „instruments“ are completed soon. This way allows the permanent growth of competence in the following millennia up to *today*, as much as the environment requires it. In the relatively favorable climate of western Eurasia a culture was shaped, a culture whose practice goes far beyond only getting food. It was probably a denser population, and intensive contacts stimulate social skills.

On the *other hand* for the beginning of this new era a very simple mind was enough, we find it hard to imagine today, but at that time only other simple artifacts made out of stone, bone or ivory express that. We have to imagine those *adults* in their spiritual and logical development from animal to man lived still in an early stage of cognition, alternatively at the children state. I suggest the first phase of my investigation to clarify the social processes to see as (ideal-) type of „five-years“. (better now: pre-consciously) We talk about the very first creation of cognition and language!

In order to get into these thesis, here the central research question: what were those people able to do or *at least*, what was really in any case *necessary* to create the findings presented by archeology?

At the *beginning* of the period far less of what has usually been thought today! This goes with recognizing that early humans (*Homo erectus*...) had a

¹ In the original text it was 200.000 years ago, new findings say now: 300.000.

diminished cognition, as it is often, if not generally done; but without any proof. Though at the *end* of Upper-Paleolithic these foragers already knew significantly more than the following farming communities. This is demonstrated not only with the monuments from Göbekli Tepe, whose pillar shape may be read as a *phallic*, as a sign of male power, as deified Council of Great Men. I speak about this community as an exploitative „high culture“ of foragers. Together with the speech-language, the new *logical* form of thinking existed apparently till the stadium of the Sumerian large cities thousands of years later, when a more extensive stage of cognition was developed! These stages have just to be formulated consistently by Sciences.

There are several empirical findings, to which greater significance is attributed than today. Examples:

First, the archaeological excavations from about 20,000 years already show a relatively extensive settlement construction as a social type of early *sedentary life*, which is usually first seen in rural villages 10,000 years later. In archeology it is named the „*complex* hunter-gatherer“, but generally not seen as a central subject. But in this interpretation the enormous social movement force is little considered, which is expressed through the more reflective *social behavior* and the necessary enhanced thinking in larger communities of „families“ living together.

Second, in these larger settlements where sedentary people live at least seasonally we not only recognize the need of creating a speech-language. Rather, it slowly formed the constraints, to define the edge of settlements and to consensually define areas for different groups/ families for *gathering*; the vicinity of a fixed center becomes too small for obtaining food hourly or daily; as a model of thinking: the „slices of the pie“ of the surrounding land got steadily narrower. To keep peace in the region and to secure it institutionally a new organization of life is required. Probably later this is one of the causes of agriculture.

Third, graves of 24,000 years ago were already decorated with approximately very much pearls. In Sunghir in Russia one tomb that belonged to an important man was discovered and then another one of decorated children in the same place and a third one of a child in Italy. This shows initial indications of *social stratification*, because children could not acquire social status. This happened again recently in Spain, where a relatively complex equipped grave of a woman is found, who is called „Red Lady“, 18,700 years old.

Fourth, the new dating exams of a wooden male sculpture shows that it is 11,500 years old, older than originally thought, it is five-meter-high and it comes from the area around the southern Urals. It reveals that in north-east Eurasia a broad culture of forager already existed too; but this work

has not reached the unique shape of Göbekli Tepe, it remembers with its simple facial features the older „lion man“ of the Swabian Alps. And just a stone sculpture, two meters tall, that was found during construction work in Şanlıurfa, is believed to be created in the „city“ of the builders of Göbekli Tepe.

Fifth, it should be taken into account that 1,000 years after the start of construction of Göbekli Tepe this community of worship builds once more a new settlement: Nevalı Çori. Within reach and during this same period of time a settlement and later the mighty tower of Jericho are built too. In Eurasia there were more advanced cultures who have already been cross-linked. That period has been underestimated for long enough!

Thus the *transition* towards the Upper-Paleolithic shows a qualitative cognitive upheaval. And it becomes clear, people do not only always acquire more knowledge, but it is more important the historical change of the way of thinking. Acquiring the ability to make sculpture, music and painting, or (somewhat ironically) summarized: „*artistic*“ presentation is primarily an extension of the *logic* that is not recognized either in earlier human species or in Homo sapiens before arriving to Eurasia in their up resembling findings. The speech-language builds up on top of it. However all remains quite unconscious, naturalist developed new skill. As it is likewise in growing kids.

It is not just meant the everyday *logic*, searching for something that is lost or for the cause of a simple event, but it comes up that way of thinking which slowly develops into an understanding of the world; much later it is called: is the earth flat or round? In this particular sense the logic applies to the historically changeable basic categories of our thinking as we understand it: *time*, *space*, *matter* and especially *causality* (doing - effect). This qualitatively new but still rudimentary learning grows in the Upper-Paleolithic! There are only written sources from the ancient Mesopotamia and Egypt, and we know this mythical causal notions analogously from reports of forager and of simple horticultural people still at the beginning of the 20th century: *everything* in the world is *produced* by subjectively acting spirit and moved by ghosts – except the creators themselves. With our logic, this causality is incomprehensible.

But even these mystified ideas had to be learned once in the past time. Therefore it can be assumed that this acting fantasy creatures only had been *felt* in the early days of the mind as nameless forces with no alternative way, as we know it in children's development. From simple pre-animistic conceptions – it may be said, without coming back to old theories – the recognition process led to the defined religion at Göbekli Tepe. Their expressly *male* leaded stone God figures are directed apparently already against women. And this pantheon has similarities with Sumer and even with ancient Greece.

Especially the development of cognition needs to be analyzed, in order to understand the anthropogenesis. Today, after decryption of *postnatal* ontogenesis, we recognize the related process of ontogeny and phylogeny as an *empirical fact*, when the former is the *primary* motive force, and both litigate differently: as an early individual learning still in the biological context of logical stages and following this as social action in the historical process. The cognitive development proceeds as for *today's* children, simply said: point out > gestures > speech-language to reach the early development of the self in four to *five year* old children! This could not have been from the beginning. The relationship of ontogeny and phylogeny we see particularly clearly in the pre- and early history in the simple tools of simple people, as it is to be discussed below. But what the *individuals* of the respective elites do not understand or can not be produced as new tools that can not be the basis for ideas and for group/ community/ society actions, even if there are synergistic effects. Sociology starts from this point in considering the individual, without taking into account to psychology, even we will have to talk about psychology intensively.

The postnatal ontogenesis is predetermined by the brain structure. Only in a specific order/ stadium increasingly complex cognitive skills can be acquired in the first years of life. But after a few weeks of life the first reflexes are supplemented by *acquired* skills and instincts are replaced.¹ Soon the sociality defines primary individual life and history, already early everything is determined by the patriarchal *power* acting; even if that would be „biologically“ pre-embossed, it has now to be implemented into the sociality. Children *construct* their environment in an active acquisition process of thinking, whether in forager camps, in farming communities, in the cities of antiquity, or today.

Thinking and logic can be opened up much more for that early time by the social sciences on the empirically based knowledge of archeology and its auxiliary disciplines, grounded to a total of *natural science*, as it seems possible at first glance. My work is founded - that may be again emphasized - on the sociological *basic thesis*:

Just as every child of Homo sapiens *always* and *everywhere* in the ontogeny of his early years in *structurally* the same episode acquires a *cognitive basis* for a wider range of learning, so could the animal-human transition and then the beginning of the human phylogeny and the structures of groups, communities and societies develop only following this pattern, whose realities are ever based on the individual human mind. Only on this basis we can understand how *social change* and *reflexive meaning/ sense*, or a „free“ thinking as more than instincts, could have been brought to the

¹ I see the term: Disposition by Damasio, (2011) and in the new German text here, what is not translated.

world by the people, first it corresponds to a form of cognition, that is not today standards, but to a *traditional* logic that is decrypted below.

The cultural development of Homo sapiens, after its formation until 300,000 years ago in Africa, develops faster and faster from the Upper-Paleolithic and it is *no* longer to be explained biologically; for a process by Darwin's natural selection this time was too short. A species, as the biology tells us, stays largely unchanged within the typical genetic variability (skin color, eye shape, figure ...), otherwise we have a new species to define. So the intellectual capacity of *Sapiens* is always applied biologically, and on top of this it is built our historically competence and the special *ability to learn*, which we continue to develop till today. Nobody assumes that the enormous learning progress since the mid-19th century was genetic, caused by mutations, as in previous times the becoming of Homo sapiens from the first primates. Therefore, the social science today is able to analyze the development of humans more extensively than it is possible by the (1) biological theory of evolution, by the (2) outdated notion of social evolution of the 19th century or by the (3) simple learning theory of the 20th century.

With the help of the drawing and image analysis, we now recognize that, for example, the cave painting could have been made with still relatively low cognition. In the structural *scheme* of the lines it is like a „children's drawing“, which were, however, carried out by fine-motor experienced *adults*. Therefore, it is no longer to be spoken of an already significant and conscious „art“ and of the early painted caves as „sanctuaries“ that hardly could have been *thought* in that first time of Upper-Paleolithic. This is certainly the case if it should be formulated for better understanding with clear definitions in order to make a difference to the contemporary art and the (conscious) *symbolology*.

I suggest sociological *theses*, certainly. They should make the early period sociologically tangible and help to explain more than before. My interdisciplinary study is based – let's reiterate – on the *empirical* findings and knowledge of archeology and its auxiliary compartments. Also in the social sciences I build on approved theories and knowledge (Lévy-Bruhl; Frankfort et al; Piaget; Hallpike; Affentranger; Tomasello; Bischof-Köhler; Berger/ Luckmann; and especially Dux; out of those writings I won more than below as it can be shown in quotes). Three distinct phases are proven (ideal-) types of social change during the Upper-Paleolithic, long *before* the development of agriculture:

A *first* special type, not the overall development, came up in Western Europe creating the „artistic presentation“ by Homo sapiens, which is different from the previous time. Did this *Older foragers* already think of the *foundation* of the world? Did they need more than a sign language supple-

mented by learned words? Rather not. Nevertheless, such learned words could have been used in addition to the paintings as a sign.

A *second* type originates from more than 20,000 years ago, in this time large settlements were established: at least now the *Younger foragers* live *sedentary* as a type! In narrow villages a new social behavior needed to come up to hold peace under the emotional fast violent men and the cognition must have been further developed.

And a *third* special type is marked by the stone monuments in Near East, which only – always by foragers – through a *Social-differentiated Community* could be both *ideologically* conceived and technically *planned* and built. This community was in the making after the rapid heating phase on factual end of the *ice age* and the change of the natural basics of getting food. During the first time of the construction of Göbekli Tepe there was again a short cooling phase (Younger Dryas), which may have increased the confusion about the weather goddesses. These challenges forced to look for entirely new answers and to rethink and to speak more grammatically precisely in a narrative form! This could only be done further in the context of religiosity, as the now defined religion seems to be expressed in Göbekli Tepe. The analysis of social behavior in larger settlements of foragers shows that agriculture is not to be seen as the „real“ beginning of human *culture*. Forager created it.

The ability of „artistic“ *presentation* required long before a new biological basis for Homo sapiens. Our species perhaps was *stabilized* in the Darwinian sense after its genetic differentiation of Homo erectus about 150,000 years ago or even later as a new biological species, so far in line with the theory of evolution.¹ In opposition to early hominids further learning ability obviously came up with a *mutative* modification of the frontal lobes of the brain, especially on the *Prefrontal cortex* behind the high forehead, featuring only Homo sapiens; that is the place of social coordination. New skills of communication allowed to *paint* objects into the ground, on walls or in the air as supplement of expression; analogous to the process in toddlers who have already learned a lot, as pointing and gestures, before they begin to speak – in today full linguistic environment. Children are often asked about their drawings [in psychology tests]! The reproduction of real things as images is as *imitation* of an elementary capability of learning, as we do see later.

In case of meetings of different groups, still in unconsolidated understanding ways, as it is easy to imagine in the landscapes in western Europe, the gesture is already the first choice – as it is today in a holiday country. Among other things

¹ Since 2018 we know the stabilization was finished 35.000 years ago, as the back of the skull became round.

from here the pictorial representation could develop, then the gesture expressed intensity while slowly a more complex speech-language occurs. More was not needed for the simple life in Eurasia, if for instance with only two lines horn and back line of a newly spotted cattle or rhinoceros could be painted in the air, even silently while hunting. The carved flutes with several tone holes simultaneously reveal sound training for calling and singing.

The processes of cognition therefore were still in their *first* coming out. Between the groups and the communities there was hardly a regionally standardized way of life and little *formal* institutionalizations. They emerged mandatory only when living together closer in expanding settlements and between permanent neighborhoods when much more intense arrangements and rules were needed than before at meetings of small groups in the wild. But at the end of Upper-Paleolithic the people often lived in large settlements, they had their cognition, logic and speech-language trained enough to create in the Near East that first – still foraging – *high culture* with social differentiation and the first economic division of labor, for which wild cereals were already an important food as it was found in several mortarium at the Göbekli Tepe.

In view of climate change the long experience with stone housing projects made it possible for the Göbekli Tepe community to build the mighty monuments whose building concepts are round huts in a larger scale. Both in the centers of these buildings *male* gods were erected from stone blocks which were carved on all sides and were weighting about ten tons. Probably these central pillars and the ones in the circle they support no roof but perhaps they should support the now clouded sky and help to secure the drastically changing basic food (like myths of Sumer may suggest). Long before the nominal start of farming a *spiritual center* was raised there – may be an *oracle*, I imagine – to find and disseminate help for a large networked region in a council of 14 or 15 gods and goddesses which stands for each individual monument. Without widely differentiated speech-language that was not going to be possible.

Under the explicit male upper-gods and their priests regime, women were apparently already institutionally set back; this is the first sense of religions as already some early myths tell us, as we still see. Residences of the people from Göbekli Tepe have not been found, they may be hidden in the not excavated part of the tepe/ debris hill. However, similar settlements in spatial and temporal proximity are known. The required processes for building these monuments point out, in several ways, that they grow up in a socially well differentiated community. It became necessary to have a comprehensible formal *institutionalization*, as for instance previously, only felt ties were perceived in the maternal line, in order to construct a patriarchal kinship now. In larger settlements new manners between „family groups“ are needed and trained. So influences and

alliances become important, and that generally determines the men who are in charge of the „outside“.

With the unconscious processes of everyday power communities get differentiated and become institutionalized. Soon there are Great Men, tribal councils or perhaps chiefs with sole leadership of different social roles in which already appears division of labor. This community at Göbekli Tepe apparently is now distinguished into two upper-gods. Are secular and religious areas symbolized? Or joined two empires? Among other things, it comes in the pacification of larger social units about being able to *contain* libel and vendetta, which does not exist in the animal field, whose emotional foundations had to be converted or constructed socially, as well as the sense of worship or ritual, like children see it with their parents and take „the mother's milk“. Also psyche emotions and them following feelings of those people became more differentiated. [CC]

Ältere Exkurse

Die folgenden Exkurse stammen aus meiner Studie *Marx, Engels und die Teilung der Arbeit*, die Ausgangspunkt für die vorliegende war. Ich drucke sie unkommentiert und unverändert aus der Ausgabe ¹³2013 ab (in ¹⁴2017 ist nur noch der zu Darwin enthalten).

Exkurs: Darwin

Struggle for Existence versus Survival of the Fittest? Kleine Bemerkung zu Darwins Anteil am Sozialdarwinismus

In früheren Ausgaben dieses Textes nur von der „Entstehung der Arten...“ für das Darwinsche Werk auszugehen, um eine kurze Skizze zu einem Aspekt des Darwinismus zu schreiben, schien hinreichend; nicht nur weil die letzte von Darwin selbst bearbeitete Ausgabe von 1872 benutzt wurde.¹ Meine kurze Darstellung fragte mehr nach dem Grundverständnis der von ihm eingeführten *natürlichen Zuchtwahl* als „Mechanismus“ der Evolution und dessen Übernahme in rassistische Vorstellungen. Dem genannten Band hatte ich auch entnommen, es ginge Darwin nicht um die um die Weibchen kämpfenden „röhrenden Hirsche“. Doch die *geschlechtliche Zuchtwahl* ist in Darwins späterem Buch „Die Abstammung des Menschen“, das ich zuvor nur flüchtig in einer verkürzten Ausgabe (nur Teil 1) angesehen hatte, das zweite große Thema (in der Gesamt-Ausgabe; 1874). Nun scheint mir eine andere Darstellung und vor allem Bewertung nötig.

Darwin war – aus heutiger Sicht – in seiner biologischen Evolutionstheorie mit seinerzeit noch unverständenen Problemen konfrontiert: *erstens* kannte er noch nicht den Prozeß der planlosen natürlichen Mutationsänderungen, die ständig vorkommenden zufälligen geringen Änderungen der Genstruktur, die zu Abweichungen (Variation) bei Pflanzen und Tieren gegenüber den Elterngenerationen führt. Meist führen sie zum Tod oder werden bei weiteren Vererbungen zurückentwickelt. Darwin ahnte allerdings, es fehle in seiner Theorie noch eine Kraft der Veränderung. (°29, °656)² Und *zweitens* gab es für ihn keine scharfe Differenz bezüglich der geistigen Entwicklung zwischen Tieren und (älteren) Kindern, wie wir sie heute unter dem Stichwort der Ontogenese (Piaget, Dux, Tomassello) sehen, daß jeder Mensch in der frühen Lebensphase seine Sozialität ganz anders *konstruiert*, als Tiere ihre Instinkte und geringe Lernfähigkeit darüber hinaus erwerben. Die geistige Entwick-

¹ Darwins Veröffentlichung kam 1859 deshalb zustande, weil Alfred Russel Wallace, der in Südostasien an solchen Fragen forschte, Darwin einen entsprechenden Text mit der Bitte zusandte, ihn an den Geologen Lyell weiter zu leiten. Darin war das Prinzip der Evolution (natürliche Zuchtwahl) ebenfalls formuliert. Dann erst schrieb Darwin ein Manuskript, das zusammen mit dem von Wallace in der Linnean Society 1858 verlesen wurde.

² Ich benutzte zwei Ausgaben der „Entstehung der Arten...“. Seitenangaben werden etwa mit S. 67 für die Ausgabe Darmstadt 1988 bezeichnet und mit dem Grad-Zeichen °67 für die Ausgabe 2004 wie in der Literaturliste.

lung bei Menschen, wissen wir heute, hat sich – halbwegs gesunde Körper unterstellt – weitestgehend von der Biologie gelöst. (s. o.)

Darwins Hauptansatzpunkt ist, daß von jeder Generation eine Vielzahl an Nachkommen (Samen und dergleichen) produziert werde, von denen dann tatsächlich nur wenige zum Leben kämen, so daß über die *natürliche Zuchtwahl* analog zur künstlichen/ menschlichen Tier- und Pflanzenzucht eine Auslese bestimmter Varitäten/ Qualitäten entstünde. Sinnvoller ist es heute vermutlich, von Anpassung zu reden, weil es primär darum geht, ob genetische Mutanden (*Differenzierung*; in der Biologie *Variation*) sich als neue Generation an ein Biotop anpassen können, das für die bisherige genetische Ausstattung (Elterngeneration) kein Überleben bietet (= *Selektion*), und sich über Vererbung ausbreiten zu einer neuen Art (= *Stabilisierung*). Die natürliche Zuchtwahl, oft bei Darwin wie eine Person handelnd und bewertend, könne generell nur im Sinne nützlicher Eigenschaften wirken beziehungsweise vererben, wobei nicht notwendig jeweils „höhere“ Lebensformen sich durchsetzen, obwohl Darwin das zuerst annahm, ohne daß er aber teleologisch dachte – er ging (gegen Gottes Schöpfung) nicht von einem vorbestimmten Plan, sondern von Entwicklung aus früheren Arten mit einer Tendenz zum Höheren aus.

In Darwins Formulierungen – dies galt es in der ersten Interpretation zu berücksichtigen – gibt es eine Fülle an Ungenauigkeiten. Das räumt er in der benutzten Ausgabe der „Entstehung...“ als Reaktion auf erste Kritiken selbst ein. Dadurch konnte der Eindruck entstehen, es ginge nur um problematische sprachliche Ausdrücke, und diese könnten bei meiner Bewertung unberücksichtigt bleiben. Er gebrauche – sagt er zum Beispiel – „*der Bequemlichkeit halber den allgemeinen [!] Ausdruck Kampf um's Dasein... in einem weiten und methaphorischen Sinne*“. (S. 82f, °101) In der Besprechung von Kritiken heißt es wenige Seiten später: „*Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß buchstäblich genommen, natürliche Zuchtwahl ein falscher Ausdruck ist*“ – gegen das Argument, Natur könne nicht wählen – und fährt fort, „*wer hat aber je den Chemiker getadelt, wenn er von Wahlverwandtschaften der verschiedenen Elemente spricht? ... Man hat gesagt, ich spreche von der natürlichen Zuchtwahl wie von einer thätigen Macht oder Gottheit ... Jederman weiß, was damit gemeint und was unter solchen bildlichen Ausdrücken verstanden wird ... Ebenso schwer ist es, eine Personifizierung des Wortes Natur [!] zu vermeiden; und doch verstehe ich unter Natur bloß die vereinte Thätigkeit und Leistung der mancherlei Naturgesetze, und unter Gesetzen die nachgewiesene Aufeinanderfolge der Erscheinungen*“. (S. 99, °122) Das hinderte ihn nicht, kurz zuvor folgendes zu schreiben: „*Wenn wir über diesen Kampf um's Dasein nachdenken, so mögen wir uns mit dem festen Glauben trösten, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt [!] wird, daß der Tod im Allgemeinen schnell ist, und daß der Kräftige, der Gesunde und Glückliche [!] überlebt und sich vermehrt*“. (S. 97, °119) In einer Ankündigung der weiteren Buchkapitel zu Beginn der „Entstehung...“ beschreibt Darwin jenes zum Kampf ums Dasein so: „*Im nächsten Abschnitte soll der Kampf um's Dasein unter den organischen Wesen der ganzen Welt*“ – worin ja Menschen enthalten sind – „*abgehandelt werden, welches unvermeidlich aus dem*

*hohen geometrischen Verhältnisse ihrer Vermehrung hervorgeht. Es ist dies die Lehre von Malthus auf das ganze Thier- und Pflanzenreich angewendet“.*¹ (S. 24, °27) Zur Beschreibung der Auslese führt er gern die Mistel an, wenn auch, wie so oft widersprüchlich: Wird das vorn – S. 23, °26 – nicht als der Wille der Pflanze selbst angesehen, wird später – S. 82, °102 – die Konkurrenz von Sämlingen der Mistel untereinander auf einem Zweig eines Apfelbaums wieder als „Kampf“ skizziert.

Ohne zuerst Darwins Gesamt-Ausgabe „Die Abstammung der Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ (1874) ganz zu kennen, die als nicht so bedeutend für den Gedanken der Evolution gilt, war ich durch die genannten Gründe zu einer zu modernen Interpretation gekommen. Und Darwin war dabei zu weitgehend von einer im 19. Jahrhundert verbreiteten Einstellung „freigesprochen“ worden: dem später so genannten Sozialdarwinismus, oder auch schlicht: dem verbreiteten Rassismus der die Welt erobernden „Weißen“.²

In der „Abstammung...“ spricht Darwin zwar noch einmal deutlich über eine weitere unbekannte Kraft in der Evolution, sieht weitere „*Ursachen, welcher Art sie auch gewesen sein mögen*“, (worin wir heute die Mutation erkennen können) und, (!) es ginge *nicht* immer darum, daß Entwicklungen nützlich oder schädlich seien; (1874: 67)³ insofern betont er wieder einmal die Planlosigkeit evolutiver Prozesse. Vor allem trennt er aber Natur und Soziales wenig, Besprechungen von Mensch und Tier gehen oft nahtlos ineinander über. Wenn er in diesem späteren Band auch abschließend sagt, er sähe moralische Eigenschaften bei Menschen stärker durch „*Gewohnheit, durch die Kraft der Überlegung, Unterricht [!], Religion u. s. w. fortgeschritten, als durch natürliche Zuchtwahl*“ bestimmt, (:700) so ist das einmal mehr so ein selbstkritischer, aber sonst von ihm weitgehend unbeachteter Hinweis. Darwin behandelt eben *Biologie* in der Mitte des 19. Jahrhunderts und aus dieser Sicht auch (so gut wie) alles Menschliche. Eine eigenständige geistige Entwicklung, die nach anderen Parametern als natürlicher und geschlechtlicher Zuchtwahl prozessiert, sieht er bei Menschen generell nicht. Sozial heißt bei Darwin für Mensch und Tier nur: Zusammenleben in Gruppen.

Diesbezüglich deutlicher wird 1864 Wallace (der den evolutiven Prozeß zeitgleich mit Darwin formulierte; s. o.), der Mensch sei nach einer gewissen (Ur-) Ent-

1 Thomas R. Malthus schuf 1798 den Begriff „Kampf ums Dasein“. (1977) 1803 gibt er ein Buch unter dem gleichen Titel heraus, das wesentlich erweitert ist und von der ersten Auflage kaum noch etwas übrig läßt. Bereits 1853, also vor Darwins Veröffentlichung 1859, publizierte Arthur de Gobineau (Joseph Arthur, Comte de Les Pléiades) den ersten rassistischen „Basistext“, nachdem er als französischer Gesandter in Persien andere „Rassen“ den „Ariern“ als unterlegen empfand.

2 Nun bin ich natürlich selbst dafür verantwortlich, nicht hinreichend die Quellen angesehen zu haben – aber ein wenig verwundert, daß solche Passagen Darwins nicht intensiver besprochen sind, bin ich doch (siehe aber die Einführung von Christian Vogel in der 5. Ausgabe der „Abstammung...“ des Kröner-Verlages 2002). Marx und Engels haben das schnell erkannt, mit Malthus habe Darwin die bürgerliche Gesellschaft in die Natur übertragen (was aber nicht ginge).

3 Die „Abstammung...“ wird bei der Seitenzahl mit Doppelpunkt (:67) gekennzeichnet.

wicklung wegen des bei ihm entstandenen Intellekts und der sympathischen, andere unterstützenden, und moralischen Gefühle schon lange im „*sozialen Zustand*“ und nicht mehr (!) der natürlichen Zuchtwahl unterworfen. (1870: 375)¹ Darwin kritisiert in der „Abstammung...“ diese Stelle bei Wallace nur insofern, er verstehe nicht dessen Ablehnung der natürlichen Zuchtwahl bezüglich der Entwicklung des Gehirns bei „Wilden“ deutlich über die des Affen hinaus, erwähnt den Hinweis auf den *sozialen Zustand* aber nicht, mit dem Wallace das Soziale des Menschen vom Tier abgrenzt. Statt dessen antwortet er: „*Obgleich die intellektuellen Kräfte und sozialen Gewohnheiten von der äußersten Bedeutung für den Menschen sind, so dürfen wir doch die Beobachtung seines körperlichen Zustands ... nicht unterschätzen*“ (:54) Dabei spricht er nicht von der Urzeit, als die Gattung Homo sich auch biologisch noch aus dem Primaten entwickelte, sondern von seiner Zeit, vom Unterschied zwischen „Wilden“ und den zivilisierten Europäern. Und über diesen Ansatz, auch das Soziale der Menschen von der *Biologie*, vom körperlichen Zustand her zu besprechen, kommt er generell nicht hinaus. Wenn er zu diesem Thema kommt, dann oft in der – zuerst vom ihm zurückgewiesenen – Vorstellung, auch individuell erworbene Fähigkeiten, Gewohnheiten oder Erfahrungen würden vererbt (wie von Lamarck vertreten), was bei Gen-Mutationen nicht erfolgen kann, da individuelles Lernen nicht in die Keimbahn übertragen wird. Sondern die planlose/ zufällige Mutation ist Voraussetzung für evolutionäre Änderung über die Generationenfolge. [diese Auffassung gerät jetzt ins Wanken: s. o. Epigenetik]

Weil Darwin selbst nicht bis in jedes Detail hinein von seiner Theorie der natürlichen Zuchtwahl überzeugt war, versuchte er in der „Abstammung...“ die *geschlechtliche Zuchtwahl* als zusätzliches Erklärungsmodell intensiv zu bestimmen (allein die Besprechung bei Tieren nimmt in der „Abstammung...“ 400 von 700 Seiten ein; in der „Entstehung...“ gibt es dazu nur ein kurzes Kapitel). So kommt doch das Phänomen des „röhrenden Hirschen“ ins Spiel, also die Wahl der schönsten, besten, klügsten (meist) Männchen durch die Weibchen, die zu solchen wie den eben genannten Ausprägungen ebenso führen wie zu einem prächtigen Geweih, oder einem besonders schönen Federkleid und dergleichen (es gibt ein Kapitel zur Schönheitsvorstellung bei Tier und Mensch) Bei Menschen (wie bei Tieren analog) entsteht in dieser Vorstellung auch Sympathie (Moral/ Hilfsbereitschaft) durch Vererbung. Intelligente Handlungen werden als ererbte Gewohnheiten zu Instinkten. Das sind Ansichten, die heute in der biologischen Wissenschaft für die evolutionäre Entwicklung nicht mehr als zwingend angesehen werden, weil es bessere Erklärungen für entsprechende Phänomene gibt. (Vogel, 2002)

Durch die – gerade in der „Abstammung...“ – fehlende hinreichende Unterscheidung zwischen biologischen und sozialen Entwicklungen und durch Vermengung mit seinerzeit im Bürgertum gängigen Vorstellungen über den „Klassenkampf“, wie sie zum Beispiel von Malthus und Spencer vertreten wurden, entsteht dann bei Darwin jene Ideologie eines „Darwinismus“ im Sozialen, die ich bisher nur den anderen

¹ Alfred Russel Wallace, 1870, Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl, Hg., Adolf Bernhard Meyer, Erlangen (Besold)

beiden Genannten zuordnete. Aber auch Darwin hält eine Heiratsbeschränkung der Schwachen, die er den „Gesunden“ gegenüberstellt, für sinnvoll, spricht sich generell sehr deutlich gegen den Schutz von Schwachsinnigen, Krüppeln, Kranken, Armen aus, ebenso seien Impfungen „für die Rasse des Menschen in höchstem Grade schädlich“. (1874: 148f) Im gleichen Zusammenhang erwähnt er später, Züchter seien kaum so unwissend, die schlechtesten Tiere zur Nachzucht zuzulassen. (:699) Nur zögernd sieht Darwin dabei im „Instinkt der Sympathie“, den er ausführlich bespricht, beim – deshalb europäischen „guten“ – Menschen einen nützlichen Mechanismus, um diese „Schädlichkeit“ auszugleichen. Er ist also nur „eigentlich“ gegen Sozialsysteme, will sie wohl nicht aktiv abschaffen, betont das aber in der kurzen Zusammenfassung am Ende der „Abstammung...“ noch einmal. Tatsächlich scheint seine Meinung eher die zu sein: „*Wir müssen daher die ganz zweifellos schlechte Wirkung des Lebenbleibens und der Vermehrung der Schwachen ertragen*“. (:148) Dabei kennt er seit über 30 Jahren die Vorstellung Malthus‘ und unterstützt sie auch in dieser Weise, es sollten die an Körper und Geist Schwachen am Heiraten gehindert werden; auch das in der abschließenden Zusammenfassung noch einmal. (:699f) So wie er sich auch in diesem *biologischen* Werk dafür ausspricht, Kapital (!) zu erwerben, sei im Sinne der Auslese nötig; hier findet sich die bürgerliche Gesellschaft als seine Gedanken-Basis sehr deutlich, es müsse für alle Menschen „*offene Konkurrenz*“ bestehen. (:700)

Sehr problematisch hören sich auch Darwins Aussagen zu Frauen an, als Grundvorstellung gilt ihm: es müsse, entstanden durch die geschlechtliche Zuchtwahl, „*der mittlere Maßstab der geistigen Kraft beim Manne über dem der Frau stehen*“. (:638) Wir finden auch die für die Aufklärer des 18. Jahrhunderts typische Vorstellung, daß der Mann vernünftig ist, die Frau aber der Natur verhaftet bleibt (wie ebenso die „Wilden“). Für die Erhaltung der Familie arbeitet offenbar auch nur der Mann. (:640) Zugleich könnten aber wahrscheinlich die „*Wirkungen der frühen Erziehung von Knaben und Mädchen gleichmäßig auf beide Geschlechter überliefert*“ werden, heißt es dann wieder. (:639f) Darwin bleibt auch hier unklar, aber das Kapitel „Geistige Kräfte von Mann und Frau“ ist ziemlich eindeutig. Wenn er auch betont, alle Menschen stammten wahrscheinlich von einem affenähnlichen Urerzeuger (:173) ab, so sieht er doch immer wieder Unterschiede der Europäer zu „Wilden“ und „Barbaren“, die den menschlichen Urerzeugern noch näher seien. Darwin begründet sehr interessant den Ursprung der Menschen in Afrika; als noch frühere Urform vermutet er bereits ein fischähnliches Wesen. (:176)

Als Begründer des Sozialdarwinismus, der die Durchsetzung des Stärkeren zum sozialen Prinzip machen will, wird meist Spencer genannt.¹ Dessen Begriff des

¹ dtv-Lexikon, Bd. 17, München 1971. Spencer hat den Begriff „Survival of the Fittest“ offenbar erst 1864 in *Principles of Biology*, London, Edinburgh, eingeführt, wenn er auch auf frühere Texte verweist, wo er bereits sinngemäß davon gesprochen habe (auch in: *Grundlage der Philosophie*, Stuttgart 1875, nach der 4. Aufl.: er habe schon 1857 in einem Artikel der *Westminster Review* von ähnlichem gesprochen und hätte, wenn er Darwins Arbeit schon gekannt hätte, darauf Bezug genommen). Nach Brock/ Junge/ Krähnke, 2002: 83, stammt der Begriff von 1852 aus dem Aufsatz „Social Statics“. Erstmals erwähnt wird Darwin wohl in:

„Survival of the Fittest“, womöglich in der Übersetzung: Überleben der Stärksten – sofern der nicht ohnehin Darwin zugesprochen wird – gilt als die entscheidende sozialdarwinistische Parole.¹ Spencer beruft sich dabei (wie Darwin) auf eine Form des Kantschen Imperativs, jeder habe *die Freiheit zu tun, was er wolle, wenn er nicht die gleiche Freiheit eines anderen verletze*. (bei Darwin :120, :140) Diese „Goldene Regel“ soll für das liberale Bürgertum des 19. Jahrhunderts in England als Träger der Industrialisierung gelten, das ist die „offene Konkurrenz“. Freihandel, bürgerliche und ökonomische Freiheiten sind gemeint (nicht real die des nur formal/ juristisch als gleichberechtigt anerkannten Proletariats). Der Begriff „*Survival of the Fittest*“ wird von Spencer mit Darwins „Struggle for Life“ gleichgesetzt. Auch Darwin sah zwischen beiden Begriffen keine besondere Differenz. Spencer sieht allerdings die Durchsetzung einer Art gegenüber einer anderen als „indirekte“ Aktion (was ich bei Darwin zuerst auch so verstand), nicht als eine Niederringung der anderen, was „Kampf“ eher suggeriert. Das gilt bei Darwin nur bezüglich der natürlichen Zuchtwahl (und unter dem Gesichtspunkt seiner selbstkritischen Äußerungen). In der Übersetzung ist die Spencersche Variante „*survival - Überleben*“ gegenüber Darwins „*struggle - Kampf*“ die eher passivere Formulierung. Solche Vorstellungen sind offenbar in jener Zeit des frühen liberalen Bürgertums für die kapitalistische Entwicklung gebräuchlich (Darwin spricht vom „*allgemeinen Ausdruck*“; s. o.).

Auf Spencer hat sich Darwin mehrfach positiv bezogen. In der letzten von ihm bearbeiteten „Entstehung...“ heißt es: „*Doch ist der von Herbert Spencer oft gebrauchte Ausdruck, Überleben des Passendsten, zutreffender und zuweilen gleich bequem*“ – als der des „*Kampfes um's Dasein*“, dessen Prinzip die „*natürliche Zuchtwahl*“ sei. (S. 81, °100) Dem ist zuzustimmen – Spencers Formulierung trifft den Sachverhalt eher. (s. u.) Schon früher hatte Darwin noch deutlichere Worte gefunden, um die von ihm analysierten Naturprozesse mit sozialen Begriffen zu beschreiben. In einem der von mir zuerst benutzten Ausgabe der „Entstehung...“ vorangestellten (vorher unveröffentlichten) Text von 1839 – kurz zuvor las er Malthus – hinterfragt er ein Wort De Candolles, die Natur sei im Kriege begriffen. Dies klinge überraschend angesichts der so friedlichen Natur – „*Überlegung führt indess*“ – sagt Darwin dann – „*unvermeidlich zu dem Schlusse, daß es wahr ist*“, wenn auch „*nicht fortlaufend*“ (ununterbrochen).

Malthus' „Bevölkerungsgesetz“ erklärt Hunger und Krieg wesentlich aus einem schrankenlosen Fortpflanzungstrieb, der nur durch eine restriktive Bevölkerungs-politik (Ehe- und Fortpflanzungsbeschränkungen für die unteren Klassen) gebändigt werden² könne. Armengesetze seien schädlich. Er baut dabei auf zwei nicht weiter begründete oder abgeleitete Basisaussagen auf, daß 1. die Menschen (Lebewesen)

First Principles, 1862.

¹ vergleiche Wörterbuch der Soziologie, Bd. 3, Hg.: Endruweit/ Trommsdorf, Stuttgart 1989; apropos Übersetzung: in Darwins Erstausgabe von 1859 heißt es in der Überschrift des III. Kapitels „Struggle for Existence“; neben „Struggle for life“ wird dann auch „Struggle of Life“ formuliert. Das engl. Wort „fit“ wird nur begrenzt im heutigen Sinn benutzt, wo es mehr in Richtung „durchtrainiert“ interpretiert wird: fit/ tauglich hat sich im hier verwendeten Zusammenhang wohl eingebürgert.

sich in geometrischer Reihe fortpflanzen, alle 25 Jahre sich verdoppelten (25, 50, 100, 200...; exponential zu sagen wäre wohl richtiger), die Lebensmittel sich 2. aber nur in arithmetischer Reihe vermehren ließen (25, 50, 75, 100...).¹ Und das mag der wesentlichste Aspekt gewesen sein, den Darwin und andere darin sahen: zu viele Geburten beziehungsweise Samen und dergleichen können nicht ernährt werden, viele sterben also, und der Rest *entwickelt* sich als überlebensfähig.

Dabei fällt auf, daß Darwin die positiven Aussagen zu Malthus und Spencer gegenüber der ersten Auflage von 1859 verstärkt beziehungsweise erst einführt. Zu Malthus gibt es 1859 nur zwei Bemerkungen (die im Index nicht aufgeführt sind), nämlich, dessen Ansatz sei ebenso anwendbar, zu Spencer steht dort noch nichts. Malthus' Bevölkerungslehre – sagt Mayr,² der sich dabei auf Darwins „Notebooks“ stützt – sei jenem schon 1838 eine wichtige Anregung für die Formulierung der „Entstehung...“ gewesen. Mayr betont allerdings ausdrücklich, er könne eine Übereinstimmung mit Malthus im Darwinschen Begriff der „*natürlichen Zuchtwahl*“ nicht erkennen – bei der Definition des Begriffs mag das stimmen, aber nach dem Lesen der „Abstammung...“ wird deutlicher, daß Darwin bei Malthus viel mehr fand als nur die genannten Zahlenreihen und den Begriff des Kampfes ums Dasein. Malthus' Lehre sei – sagt er selbst –, *mit verzehnfachter Kraft anwendbar*“, (S. 11f, °27!) und *„in verstärkter Kraft auf das gesamte Thier- und Pflanzenreich übertragbar“*. (S. 83, °103)

Bereits Marx und Engels – die so etwas wie sozialdarwinistische Vorstellungen generell ablehnten, ohne schon diesen Begriff zu verwenden – amüsierten sich darüber, weil Malthus' Ansinnen sich nicht auf die Natur anwenden lasse. (Marx an Engels 1862) Sie hielten Darwins Hauptwerk von 1859 aber für die Entsprechung ihrer gesellschaftlichen materialistischen und historischen Vorstellungen in der Natur, mit der – schreibt Engels an Marx 1859 – dieser die Teleologie *„kaputt gemacht“* habe (da die Schöpfungsgeschichte widerlegt sei, es kein göttliches Ziel in der Entwicklung der Welt gäbe). Sie haben Malthus (auch als Ökonomen) mehrfach kritisiert, Engels schon 1844. Allerdings finden wir bei Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest“ (1848, also vor Darwins Veröffentlichung 1859) *Klassenkampf* als Triebkraft gesellschaftlicher Entwicklung. Das ist aber bezogen auf das Soziale formuliert – das Prinzip des Kampfes darf daher nicht mißverstanden werden. Engels schloß einen Hinweis auf die Konkurrenz verschiedener Kapitalisten 1880 so ab: *„... Der Unterliegende wird schonungslos beseitigt. Es ist der Darwinische Kampf ums Einzeldasein, aus der Natur mit potenziertem Wuchst übertragen in die Gesellschaft. Der Naturstandpunkt des Tiers erscheint als Gipfelpunkt der menschlichen Entwicklung“*.³ Das ist – wenn auch Ironie – natürlich auch ein wenig Sozialdarwinismus. Beide sprechen über andere Völker auch abfällig, beziehen sich

2 Marx sagt (mehrfach) von Malthus' Schrift, die sei, zum Teil seitenlang vollständig abgeschrieben, Plagiat (zum Beispiel: #23: 644). Malthus hat sich auch zur Ökonomie geäußert, weshalb er bei Marx und Engels mehrfach erwähnt wird; einige seiner Aussagen stellt Marx auch positiv heraus.

1 Lexikon zur Soziologie, Opladen 1988

2 Ernst Mayr, ...und Darwin hat doch recht, München 1995

dabei aber immer auf Soziales, das durch Industrialisierung verändert werden kann, sind nicht Rassisten, die sich bezüglich menschlicher Entwicklung auf Naturgesetze stützen, wie es in faschistischen Ideologien vorkommt.

Nur wenige Seiten nach Malthus' Behauptung einer geometrischen Reihe bei der Vervielfältigung des Lebens in der ersten Ausgabe benutzt der dann den Ausdruck „**Kampf um das Dasein**“, und zwar an einer Stelle, an der er den Kampf der – wegen Nahrungsmangels aus ihrem Stamm ausgeschlossenen – „*jungen Jäger*“ bei der Eroberung neuen Landes schildert. (1977: 31).¹ Den Kampf zwischen Stämmen der „Wilden“ spricht Darwin in der „Abstammung...“ auch immer wieder an. Kämpfte hier in seinen Gedanken eine neue Art um Raum? Es mag für ihn von einem gewissen Wert gewesen sein, im Konflikt mit der Kirche (und seiner frommen Frau) um die Enthronung Gottes als den Schöpfer der Welt sich auf einen eingeführten Begriff zu stützen, auf einen im liberalen Bürgertum nachvollziehbaren Prozeß. Dabei war Darwin von der monotheistischen Religion als höchster Form menschlichen Daseins überzeugt. Aber bei der behaupteten „Schädlichkeit“ sozialer Programme sehen wir doch, wieviel intensiver sozialdarwinistische Vorstellungen Darwin mit Malthus, Spencer und anderen teilte.

Darwin ging es dennoch generell um etwas völlig anderes, um etwas Neues, für das die Begriffe noch zu definieren waren, wenn auch vor ihm seit Ende des 18. Jahrhunderts schon mehrere Wissenschaftler die geologische und biologische Evolution als grundsätzliches Entwicklungsprinzip angesehen, nicht aber deren Mechanismus entschlüsselt (und nicht so deutlich den Menschen eingeschlossen) hatten. Darwin läßt seinen Großvater Erasmus Darwin, Goethe und Etienne Geoffroy St.-Hilaire für die Jahre 1794 - 95 gelten und zählt danach vor seiner eigenen Arbeit 1859 knapp 20 weitere auf. Generell ist die Evolution mit all ihren gesellschaftlichen Implikationen ein weit älterer Gedanke. Darwin erinnert an Aristoteles' Beschreibung der Arbeit Empedokles' und an dessen eigene Aussagen, die er kritisiert. (°11)²

Der Sozialdarwinismus ist nicht Darwin anzulasten,³ aber bereits seine zum Teil sehr unglücklichen Formulierungen und die allgemein vertretene „Überlegenheit“ der Europäer gegenüber anderen Völkern, die nicht als „anders“, sondern fast nur auf biologisch, geistig und moralisch niederen Stufen gesehen werden, sind und

3 Friedrich Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, (MEW 19: 216)

1 Die zweite Auflage (1803) verändert und ergänzt Malthus wesentlich; ob darin der Begriff „Kampf ums Dasein“ noch erhalten ist, weiß ich gar nicht. Es sind die problematischten Berichte über die „Wilden“ versammelt, die vorstellbar sind; auch die Irokesen kommen wieder vor, diesmal als Menschenfresser. Da auch Wallace von dem Begriff ausgeht, war er aber offenbar vor 1859, der Publikation der „Entstehung...“, noch weit bekannt; Darwin zitiert – wie Marx – später aus nachfolgenden Ausgaben Malthus'.

2 Bis heute ist die Vorstellung, es gäbe in der Natur eine teleologische Komponente, in biologischen Grundlagenwerken lebendig; Jörn Henrich, Teleologie in aktuellen Lehrbüchern der Botanik, in: Althoff/ Herzhoff/ Wöhrle, Hg., Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption, Trier

3 Bei dieser Einschätzung bleibe ich 2011 – zögernd, und setze doch hinzu: Darwin war so etwas wie ein Alltagsrassist des 19. JH.

wurden in rechten Ideologien ausbeutbar, in denen nicht eine soziale, sondern eine biologische Entwicklung der Menschen generell wie individuell zum Maßstab wird.¹ Engels belächelt, vor Darwin hätten alle nur von der sanften Natur gesprochen (die in Symbiosen bestand), danach nur noch vom „Kampf ums Dasein“. Und damit beschreibt er ganz gut den von Darwin bewirkten Paradigmenwechsel in der Biologie von der Naturgeschichte zur modernen Naturwissenschaft.²

Exkurs: Historisch-genetische Theorie

Mit dem neuen soziologischen Ansatz einer Historisch-genetischen Theorie, wie sie Dux vorstellt, wird das Basis-Überbau-Modell [von Marx/ Engels] weitergehend hinterfragt. Wir müssen dann sozusagen eine Ebene hinter Marx und Engels zurückgehen. Das komplexere Wissen über die Ontogenese jeden Menschen zeigt sich dabei als plausible Basis der gesellschaftlichen Analyse und der des Individuums als Grundlage der Gesellschaft. Damit sind die gesellschaftlichen Prozesse und

¹ vergleiche auch Hans-Ulrich Wehler, 1995, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 3. Bd., 1849 - 1914, Frankfurt.

² Der Sozialdarwinismus setzt tatsächlich bewußt auch an Darwins Schriften an, besonders an der „Abstammung...“. Die wurde mehrfach nur mit dem ersten Teil herausgegeben; und in der Ausgabe 1908 ! vom Kröner-Verlag (Leipzig) verweist der Übersetzer, das ist der Privatsekretär Häckels, Heinrich Schmidt, auf die „*führenden Männer der Rassen- und Gesellschaftsideologie in Deutschland*“: Alfred Ploetz und Wilhelm Schallmeyer, beide Schüler von Ernst Haeckel. Ploetz kam aus der sozialistischen Weltvorstellung und brachte es zum geehrten Nazi, der Hitler eine Ergebnissadresse schickte und von dem zum Professor gemacht wurde. Er schreibt (und erinnert damit an Positionen von Darwin und Malthus, und andere): „*Armen-Unterstützung darf nur minimal sein und nur an Leute verabfolgt werden, die keinen Einfluss mehr auf die Brutpflege haben. Solche und andere ‚humane Gefühlsduseleien‘ wie Pflege der Kranken, der Blinden, Taubstummen, überhaupt aller Schwachen, hindern oder verzögern nur die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl*“. (Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen... Berlin 1895; zitiert nach Wikipedia, 08/11) Schallmayer gilt zusammen mit Ploetz und anderen als Begründer der rassistischen Eugenik, die er mit sozialistischen Gedanken verbinden wollte. Er starb bereits 1909. Schon 1869 hatte ein Neffe Darwins, Francis Galton, publiziert, die Elite Englands sei intensiv miteinander verwandt: „Genie und Vererbung“. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an den 1. Internationalen Eugenik-Kongress in London 1912 voller Prominenz – Darwin war auch da, Leonard, Sohn von Charles war einer der Ehrenpräsidenten, wie auch Ploetz und Leopold Weismann, der den Mechanismus der Zuchtwahl im Keimplasma vermutete und damit der Lösung schon nahekam, die 1915 Thomas Hunt Morgan fand: der entdeckte in einem großen Käfig mit Fruchtfliegen (*Drosophila*) eine mit weißen Augen, obwohl nur rotäugige Eltern darin waren. Mit der Entdeckung der zufälligen Mutation war – schreibt Blom (2009: 388ff) – die Eugenik wissenschaftlich am Ende. Und die unwissenschaftliche „Rassenlehre“ begann erst richtig: 1983 wurde auf Basis eines entsprechenden Gesetzes in Oregon/ USA die letzte Zwangssterilisation vorgenommen. 2011 entschädigt North Carolina die Opfer dieses Staates. (Spiegel.de, 5.1.12) Die Tötung von neugeborenen behinderten Kindern wurde unter anderen von Haeckel befürwortet. Die eher linken Eugeniker schlossen aus dieser Vorstellung, Sex und Menschenzüchtung zu trennen („freie Liebe“; Auguste Forel); die rechten wollten den sexuellen Akt nicht dem Zufall überlassen (Ploetz), was bei den Nazis dann populär wurde. (Zeit.de, 18.8.2011)

der soziale Wandel besser verständlich als zuvor. Es ist auffallend, wie viele Problemstellungen mit der historisch-genetischen Theorie faktisch aufgegriffen und mit der Duxschen Methode der historischen (empirischen, nicht logisch-deduktiven) *Rekonstruktion* der ontogenetischen Entwicklung schlüssig beantwortet werden, die 1845 bereits von Marx und Engels gestellt wurden – aber eben nur gestellt, ohne eine Chance, sie beantworten zu können. Nun kann mit dieser Theorie nicht nur gesagt werden, *daß* sich das Soziale aus dem gesellschaftlichen Sein entwickelt, sondern auch *wie* das funktioniert, woraus auch die soziologische Analyse eine neue Möglichkeit gewinnt. Obwohl die Ontogenese als Selbstorganisation der Organisationskompetenz aller einzelnen Menschen und dann der Gesellschaft von Dux herausgestellt wird, geht er trotzdem nicht davon aus, Intellektuelle machten durch ihr Denken die Geschichte, sondern es sei bereits für das alte Griechenland aufzeigbar, wie in der Entwicklung zum Verfassungsstaat die Reflexion der tatsächlichen Gestaltung der Sozialstruktur gefolgt sei, die jedoch durch die Ontogenese wesentlich mitgeprägt wurde. (2008: 405) Mit anderen Worten: das gesellschaftliche Sein bleibt wichtig bei der Entwicklung des Bewußtseins.¹ Wir werden aber sehen, daß bewußtes Handeln diesen Prozeß markiert, nicht passives Lernen und nicht etwa Widerspiegelung, womit ein weiteres Beispiel einer Fragestellungen zu Marx und Engels bei Dux angesprochen ist; das im Kopf gebildete Konstrukt der Welt sei nicht Abbild. (301) Zur Widerspiegelung kommen wir noch ausführlich zurück. Oder, ein weiteres, wenn Dux in der Macht ein generalisiertes Kommunikationsmedium sieht, das in der Moderne wesentlich vom Geld abgelöst wurde. (447) Auch die Vorstellung, die menschlichen Verhältnisse entstünden zuerst unbewußt, gehört dazu. Selbst die Basis dieser Theorie, der Reale Konstruktivismus oder der Konstruktive Realismus, der auf dem genetischen (= entwickelten, nicht einem auf Genen beruhenden) Konstruktivismus Piagets aufbaut,

¹ Wo früher nur von Bewußtsein die Rede war, müssen wir heute unser ganzes Gehirn, so etwas wie unsere ganze Geistlichkeit betrachten, da die Gen-Forschung mittels des Hirn-Scannings nun behauptet, bestimmtes Wollen, wie einen Knopf A oder B zu drücken (nicht nur ein Reflex), entstünde im Gehirn, bevor der Mensch davon wüßte. Meine Hand reagiert bei bestimmten Schemata vielleicht vor meinem Bewußtsein, wie der Pawlowsche Hund Speichel schon beim Ertönen einer Klingel absondert, nicht erst beim Wahrnehmen von Futter – was selbst der aber erlernt hat! Wird meine Geistigkeit dadurch zum Analogon eines PC-Monitors, der nachträglich nur zeigt, was der Prozessor entschied? Was – oder wer? – ist der Prozessor meiner ganzen Geistigkeit, wie finde und wie messe ich ihn? Unser ganzes Hirn ist doch offenbar in der Ontogenese geistig „selbstgemacht“, nicht nur unser Bewußtsein, müssen wir heute gegen diese Gen-Forschung betonen. Mancher Reflex, wie der Schutz der Augen vor einem Schlag, bleibt uns erhalten, (lernen wir das? ist es Instinkt?) Manches wird ins Unterbewußtsein „abgeschoben“, ohne deshalb von „den Genen“ vorgegeben zu sein. Und manche spontan scheinende Reaktion halten wir doch noch zurück, bevor uns zum Beispiel ein „Wort rausrutscht“, ohne sie real auszuführen. Diese Hirn-Scannerei, unterstützt von einem Journalismus, dem es primär aufs Zeilenhonorar ankommt, hat das Problem, allzuleicht ins Religiöse abzudriften, nur die metaphysische Einzelheit zu sehen – wovon wir noch sprechen werden –, wenn nicht direkt jene wissenschaftliche Strömung zum Ausdruck kommen soll, den Menschen als biologisch bestimmt, nun als genfixiert zu betonen, dem Mündigkeit nur in Grenzen zugebilligt werden könne; das ist simpler Biologismus.

läßt sich aus den Texten von Marx und Engels hier und da herauslesen (besser nach Kenntnis der Duxschen Theorie als zuvor, wenn ich auch dem *Prozeß* anstelle der Dialektik bei ihnen von Anfang an große Bedeutung zusprach; nun habe ich – 9. Auflage – unten noch einiges mehr zur Prozeßlogik bei ihnen zusammengestellt).

Dux führt Piagets Ansatz etwas verändert in die Soziologie, und er sieht die Stadien der kindlichen Ontogenese analog (!) auch bei den Erwachsenen in der historischen Entwicklung von Gemeinschaften zu Gesellschaften, also in der Phylogenese, die eine Entwicklung des Denkens zeigt. Die Konstruktion der Welt im Kopf wird über die Erfahrungen durch komplexer werdende (Denk-) Operationen ausgebildet. Wichtig für uns ist die obere Grenze des prä-operationalen Stadiums: es ist vor allem durch einen strikten Egozentrismus gekennzeichnet, durch den alles Erlebte, auch Träume, real erscheinen, worin die Basis für den typischen Animismus besteht, alles als belebt zu verstehen. Dux ergänzt die (logisch-mathematischen) Operationen Piagets durch die *kategorialen Strukturen*. In Kategorien werden bei ihm elementare Gegebenheiten erfaßt, die in allen denkbaren Welten zu finden seien, allerdings historisch wandelbar (wie bei Marx und Engels): zum Beispiel Substanz, Raum, Grenze, Kausalität, Zeit.¹ (2008: 266ff) Und er führt ein zusätzliches Stadium ein: (376) die *proto-konkret-operationale* Kompetenz seiner nicht-europäischen Probanden bei von ihm durchgeführten Tests zur Vorstellung von Zeit. (zum Duxschen Zeitbegriff: 1989) Er betont damit die obere Grenze des prä-operationalen Stadiums. Diese Grenze ist deshalb für dieses Thema wichtig, weil rezente Urvölker darüber generell nicht hinauskommen. Dabei versteht Dux seine Theorie *erstens* – wie wir oben schon sahen – im besonderen Gegensatz zur Soziobiologie, weil die „*die konstruktiven Organisationsformen menschlichen Daseins ... dem genetischen Substrat einzulagern sucht*“. Der Mensch werde in dieser nativistischen Vorstellung substantiell von seinen Genen regiert, wie bei Chomsky. *Zweitens* stehe die historisch-genetische Theorie gegen die Theoretiker der Postmoderne, die radikalen Konstruktivist*innen, (Lyotard und andere) die Dux „*blinde Konstruktivist*innen*“ nennt, die das „*Verständnis der Welt nur aus dem Medium, vorzugsweise der Sprache, zu gewinnen suchen. Sie nehmen zumeist schon die Programmik, den Bildungsprozeß der Geistigkeit der menschlichen Daseinsformen aus einem Universum heraus zu entwickeln, das selbst keine Geistigkeit ... der menschlichen Lebensführung erkennen läßt, gar nicht war*“. (2008: 106) Diese Einsicht sei im postmodernen Denken durch dessen überholte traditionale Logik verstellt, die auf ein Absolutes (analog Gott/

1 Eine Kategorie ist oft eine Zusammenfassung von Merkmalen (Klasse), in der Philosophie Grundbegriff, Aussageform, Wesensart. (Lexikon zur Soziologie) Der Begriff wird vielschichtig benutzt. Sie galt früher in der Philosophie als ewig, immer gültig. Bei Aristoteles gibt es zehn Kategorien: Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Wo, Wann, Lage, Haben, Tun, Leiden. Nach Kant (Kategorientafel) sind Kategorien apriorisch und unmittelbar gegeben. Sie sind Werkzeuge des Urteilens und Wahrnehmens. Als solche dienen sie nur der Anwendung und haben keine Existenz. Sie bestehen nur im menschlichen Verstand und sind nicht an Erfahrung gebunden. Marx spricht einmal davon, Kategorien seien Daseinsformen, Existenzbestimmungen, sagt aber auch, sie machten die innere Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft aus, auf ihnen beruhten die fundamentalen Klassen: Kapital, Lohnarbeit, Grundeigentum. (#13: 637ff) Marx benutzt offenbar den Begriff in unterschiedlicher Weise.

Weltgeist) gründe, nicht auf Prozeßdenken. Es mangle an Verständnis für die historische Entwicklung der geistigen Konstruktion der Welt im Kopf der Menschen. Stattdessen werde an deren Stelle etwas Absolutes als schon immer da seiend verstanden, als nur vorausgesetzt. Das philosophische Absolute bezeichne auch immer Grenzbereiche: Nichtsein - Sein, Ewigkeit - Zeit oder Wille - Idee. (130)

Ich erläutere die historisch-genetische Theorie auch deshalb ausführlich, weil sie die Potenz einer weiteren „starken“ Theorie der Gesellschaftswissenschaft besitzt. Das sieht Dux auch selbst so, mit seiner Theorie sei ein wichtiger Schritt in der Sozialwissenschaft getan, die sich künftig an einer (systemisch-) prozessualen Logik orientieren müsse, anders als es beispielsweise noch Marx, aber auch Habermas¹ oder Luhmann täten, bei denen Subjekt oder Kommunikation nicht selbst im Entstehen erklärt, sondern eben nur gesetzt seien. Etwas *a priori* (vom früheren her; durch Vernunft deduziert, also vor aller Erfahrung) vorzugeben/ zu setzen oder es angeboren sein zu lassen, gehe davon aus, Geistigkeit sei zuvor bereits in der Welt. (140f) Dies eben ließe sich nicht zeigen. Unten soll noch gefragt werden, ob Marx einen solchen Vorwurf verdient. Natur wird hier ohne Sinn oder Geistigkeit verstanden, woraus sich Planlosigkeit ergibt, oder zufällige Entwicklungsrichtungen während des Prozesses. Dux sieht die historisch-genetische Theorie als Systemtheorie (des ganzen Universums im gemeinsamen Zeitkontinuum), die aber doch generell vom Handeln konkreter Menschen ausgeht. Allerdings läge in den Handlungen in der Gesellschaft nicht schon die Ordnung dieser Gesellschaft. Die bilde sich durch die Handlungen erst zu einem emergenten Neuen (so wie der menschliche Geist aus der Natur; 92). Handlungskompetenz beruhe auf sozialstrukturellen Entwicklungen, (375) die wesentlich für Veränderungen seien, und die bei Dux wahrscheinlich dafür stehen, was bei Marx und Engels die Produktion ist (oder das Sein), da die Sozialstrukturen (Macht und Herrschaft, Stände oder Klassen...) sich jeweils durch die Veränderung der Arbeit und der Arbeitsteilung ergeben. Bei generellen Änderungen der Gemeinschaftsstrukturen passen sich *zum einen* die Menschen, wenn nötig, durch komplexeres Denken daran an – sonst aber nicht!² Das *Historische* dieser Theorie bezieht sich analog zur Ontogenese auf die Phylogenese, die Stammesgeschichte der Menschen

1 Habermas (1976) hat selbst mit Piaget und Kohlberg thesenhaft argumentiert, um die soziale Evolution bei Marx und Engels zu rekonstruieren, ist aber eine andere Richtung als die historisch-genetische Theorie gegangen. Lawrence Kohlberg (1927 - 1987) hat im Anschluß an Piaget die Moralentwicklung bei Menschen in sechs Stadien eingeteilt, die später ebenfalls als universell – alle Menschen aller Zeiten und Regionen – als bestätigt galten.

2 Darin liegt die Frage, ob das auch weiterhin der Fall sein wird, oder ob mit der formal-operationalen Kompetenz Piagets der höchste Stand erreicht sei. Eher nicht, aber sich aus der Position einer niederen Logik eine höhere überhaupt vorzustellen, ist unmöglich. Kinder verweigern den Bezug auf eine von ihnen bereits überwundene Logik und nutzen konsequent den neusten Stand ihres Wissens. Heute wird darüber diskutiert, ob und wie die immer größere Geschwindigkeit in den Abläufen zum Beispiel in Filmen, Computerspielen usw., oder die Forderung nach Fähigkeiten des Multitasking, gleichzeitig mehreres zu tun, oder die Verdrängung des Buch-Lesens mit den langen Sätzen zu einem neuen Denken führen. Entsteht so eine neue soziale Spaltung der nach-modernen Gesellschaft?

von den Primaten her, die aus der Ontogenese aber ihre Struktur erhalte. Heißt *zum anderen*: die Menschen schaffen sich jeweils neu angepasste Verhältnisse, die ihrem aktuellen Denken und der Umwelt (Produktion) entsprechen, also der Logik (aus operationalen und kategorialen Strukturen; nicht der formalen Logik beim abstrakten Denken), die ihr Weltbild prägt, ob sie also die Erde für eine Scheibe halten oder eine Kugel beispielsweise. (2008: 116) Aber wie *beginnt* dieser Prozeß beim Kind bei der Geburt? „*Der Organismus hat einen sensorischen Zugang zur Außenwelt, anders ließe sich der Prozeß [des Erkennens] gar nicht in Gang setzen. Er bringt überdies elementare Reaktionsschemata mit, anders ließe sich keine Akkomodation [Anpassung] der Motorik erreichen. Ausgestattet mit diesem Vermögen, setzt er die Entwicklung einer Handlungskompetenz in Gang. Mit der Handlungskompetenz entwickelt er diejenigen Voraussetzungen, die notwendig sind, um den Bildungsprozeß der Sprache in den Erwerbsprozeß der Handlungskompetenz zu integrieren. Das gilt für die Entwicklung der Syntax [Satzbau], und es gilt für die Entwicklung des Lexikons*“ (290) Mit dem Spracherwerb begänne bei Kindern dann eine rasante Entwicklung in der *Interaktion* mit der *sorgenden Bezugsperson*, oder mit einem immer schon *kompetenteren Anderen*, (119) in der – fast immer sind dies Kind und Mutter – eine wechselseitige Förderung von Bewußtsein und sprachlicher Kognition des Kindes entstünde (besonders effektiv bei Gebildeten moderner Mittelschichten). Und es entstehe in dieser Operation im Hirn eines jeden Homo eine Konstruktion „seiner“ Welt. (101) Das gilt jedenfalls nach Ausbildung der Sprache, die einen unverzichtbaren Anteil am Bewußtsein habe. (*Denken* und *Sprache* entwickeln sich unterschiedlich; Hallpike,¹ 1990: 85, 87ff) Beim Tier (also der Natur) mit der Analyse zu beginnen sei nötig, um die *Entstehung* des Menschlichen aufzeigen zu können, das andernfalls nur weitgehend begründungslos gesetzt würde, als irgendwie schon immer vorhanden („der Mensch“ eben). Auch die Vorstellung einer kontinuierlichen Zeit, die das ganze Universum erfasse und einen Anfang habe, entstünde erst in der Moderne. In früheren Vorstellungen der Menschen, in denen alle Dinge als Geister begriffen (Animismus) oder doch als vom Absoluten/ Gott bestimmt verstanden werden, der durch sich selbst ist, (!; 131) gibt es keinen solchen Anfang oder Fixpunkt einer gemeinsamen Zeit. Gott ist Ursprung für alles in der Welt (der – wie in der Bibel – einfach da ist und die Welt entstehen läßt). Wie es auch in der bisherigen Wissenschaft mit der darin implementierten traditionellen Logik überwiegend noch gesehen würde, denn die Kritik der Wissenschaft sei Anfangs der Moderne nur *inhaltlich* geführt worden, nicht auch *strukturell*, nicht die Logik der Gedanken-Konstruktion hinterfragend. Dux entwickelt unter anderem in einer eigenen Studie (1990) auch die Veränderung der

1 Aus einem direkteren Blickwinkel als Dux, ohne eine eigenständige Theoriekonstruktion der Erklärung der Bedeutung der Ontogenese für die Gesellschaftstheorie, hat Hallpike mit Piaget von der Entwicklungspsychologie her „Die Grundlagen primitiven Denkens“ untersucht und sich dabei auch intensiv mit Ansichten Durkheims und Levi-Strauss auseinandergesetzt, der eine relativ einseitige Übertragung kulturellen Wissens durch die Gesellschaft auf die Menschen vertreten habe; Hallpike betont den weitergehenden Ansatz von Vico (1668 - 1744) und Marx. (1990: 76) Gesellschaft ist vor allem die Summe der gesellschaftlichen *Prozesse*.

Logik der Weltbilder historischer Gesellschaften aus den individuellen Logiken, die historisch mit und seit den frühen Sammler:innen- und Jägergemeinschaften sich bildeten und sich in den archaischen Gesellschaften Griechenlands und Roms (aber auch in anderen Teilen der Welt, wie Indien und China) weiterentwickelten. Nach einer besonderen Phase, den gegenüber früheren Gemeinschaftsformen komplexer werdenden Denkstrukturen des alten Griechenlands, besonders Athens, habe sich dann mit der europäischen Neuzeit, den Anfängen der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft, eine weitere Stufe des Weltbildes und des individuellen Denkens auf umfassenderer Logik latent entwickelt, der es heute durch Reflexion des Bestehenden zu ihrem Recht zu verhelfen gelte: „Mit den Griechen tritt die Entwicklung der Kognition in das formal-operationale Stadium“ (Piagets) ein, schreibt Dux, (2008: 227) das sich aber erst mit den Neuzeit voll entwickle. (230)

Die Entwicklung dieser Logiken beginnt also mit einer animistischen Vorstellung, in der alles, auch die unbelebten Sachen, als belebt (von Subjekten/ Geistern) verstanden wird. Objekte werden als Subjekte verstanden, alle (auch zufällige) Ereignisse als Handeln, woraus sich (traditionale) subjektivistische und Handlungslogik ergeben. Und das gelte bei traditionellen Völkern ebenso wie bei den Kindern dieser Völker wie auch den Kindern der heutigen Moderne! Hier wird also – worauf ich schon hinwies – von einer traditionellen Logik bei Menschen mit prä-operationaler Kompetenz gesprochen. Wie kommt es zur Entwicklung dieser Logiken? Säuglinge erleben zuerst, wenn alle Dinge, die sie zu erkennen lernen, die ihnen von der sorgenden Bezugsperson gereicht werden, daß die sich bewegen, also für sie Subjekte sind. (Dux, 1990: 94f) Die sich bewegende und Objekte und Nahrung reichende Bezugsperson – die sie zuerst ebenso als „Natur“ begreifen oder erfahren wie ihren eigenen Körper – können sie dahinter noch nicht erkennen oder gar verstehen (deshalb schimpfen sie als Kleinkind mit dem Gegenstand, an dem sie sich stoßen). Dabei ist es wichtig, nicht bloß auf die eigentliche Erfahrung zu sehen, ein Objekt bewege sich (durch die Bezugsperson), sondern auf das sich bildende *Schema* dieses ersten Denkens, *alles* (!) bewege sich *selbsttätig*. Später erweitern Kinder ihr Wissen zwar, aber in Urgemeinschaften bis hin zu den archaischen des alten Griechenlands bleiben, wie wir aus dessen Götterkonstruktionen (Homer, Hesiod) wissen, alle Dinge belebt, dort als Götter oder von Göttern bewegt. Und da auch die Eltern noch diese göttlichen Kräfte als real begreifen und konservieren, ist eine Weiterentwicklung kaum möglich. Es entsteht eine Balance des Lebens im jeweiligen Alltag, in der eine permanente soziale Entwicklung erstmal nicht sichtbar wird.¹ Denn den weitaus größten Teil ihrer Existenz lebten die Menschen als Samm-

¹ Bei Untersuchungen bei den Atayal in Formosa/ Taiwan fand Kohlberg (um 1966), daß deren Kinder (wie amerikanische auch, nur etwas langsamer) hinsichtlich von Träumen bei steigendem Alter immer deutlicher sahen, diese seien selbst erzeugt. Doch das Volk der Atayal glaubt ganz „offiziell“ an reale Träume. Tatsächlich gingen die Ansichten der älteren Kinder (ab 12 Jahren) wieder davon weg und die sagen dann, Träume seien real – so wie es Brauch war! (nach Turiel, in: Döbert/ Habermas/ Nunner-Winkler, 1980: 133) Wie konnten Menschen, die nie zuvor über Träume etwas anderes hörten, solche Fragen beantworten? Träume sind bei sehr vielen Urvölkern elementarer Alltag. (vergleiche für die alten Griechen, Hübner, 1985)

ler:innen und dann auch als Jäger, also beinahe in einem statischen Zustand (Gleichgewicht). Und dafür reicht eine solche miteinander verquickte Vorstellung der Geister-, Götter- und Menschenwelt aus. Von allein scheinen traditionale Menschen nicht nach höheren Erkenntnissen zu streben. Erst wenn die äußeren Bedingungen die alte Lebensweise nicht mehr zulassen, oder wenn sich frühe Macht-*Strukturen* bilden und vielleicht zu Sozialstrukturen auf Basis von Herrschaft verdichten, entstehen in der Reflexion der eigenen Lebenspraxis neue Vorstellungen, um die Probleme zu bewältigen (was die Kapazität des Gehirns des Homo sapiens generell erlaubt). Dann kommt es zu neuen Logiken (Weltbild), die Dinge werden nun nicht mehr selbst als belebt verstanden, aber unterstehen doch göttlichem Willen und Einfluß. Mit den alten Griechen, Platon und dann gänzlich mit dessen Schüler Aristoteles, entstehen neben den animistischen Götterstrukturen zusätzlich erste Ansätze von Wissenschaft, etwa Aristoteles' „Physik“, die nicht mehr ein fliegendes Projektil als von Göttern bewegt versteht, wie noch bei den ganz alten Griechen (bei denen Gött:innen Speere in ihr Ziel führen oder davon ablenken; Ilias, Odyssee). Von ihm wird um vor 2.350 Jahren versucht, die Kausalität, das Ursache - Wirkungsprinzip, aus der Praxis zu entwickeln (empirisch). Das sei der erste bekannte (zarte) Bruch hin zum modernen Denken, während Ansätze erster „Wissenschaft“ ab vor 5.000 Jahren in Mesopotamien und ebenso Ägypten eher Systematisierungen von Erfahrungen sind, ein wenig wie das Wilde Denken bei Lévi-Strauss, als schon wissenschaftliches Denken (Pichot, 1995).

Die Basis der Weltbilder und die ihnen vorangehenden individuellen Vorstellungen entstehen also bereits bei der Denkentwicklung des Kleinkindes durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis, wie es in engen Grenzen auch bei Tieren, besonders beim Schimpansen zu sehen ist. Und hier liegt – nebenbei gesagt – ein „Hebel“ für eine Ursache sozialen Wandels: die Erziehung, die immer gezielter eingesetzt wird (s. u. Marx beziehungsweise die Internationale zur Bildung; Engels zum guten deutschen Schulsystem, oder als historisches Beispiel die für Griechenland besondere Entwicklung des wehrhaften Spartas durch die Ausbildung der Jungen *und* Mädchen als Unterdrücker:innen der relativ starken Heloten). So können Gesellschaften zunehmend besser selbst bestimmen, wie komplex die Kinder einmal denken werden (was für unsere Zeit schon oft selbstverständlich ist, in der zu simples – prä-operationales – Denken als Abweichung „bildungsferner“ Gruppen gilt). Diese Möglichkeit wird aber von der Umwelt und „der Produktion“ begrenzt. Der von Dux im Gilgamesch-Text benannte Übergang zum Menschen, vom Biologischen zum Sozialen als emergente Ebene (neuer Qualität), kann also nur von einer modernen Prozeßlogik aus als qualitative Änderung erkannt werden (schon Marx und Engels sagen, die Geschichte könne nur aus der Sicht der bürgerlichen Gesellschaft verstanden werden).

Das Wissen über die Ontogenese führt bei Dux unter anderem zur Frage, ob sehr frühe historische und auch noch rezente traditionale Menschengruppen sich in ihrem Denkprozeß vom Denken der Moderne unterscheiden, obwohl alle – als Homo sapiens – „immer schon“ die gleiche *Kapazität* ihres Gehirns zur Entwicklung des Den-

kens aufweisen, nicht aber die gleiche *Kompetenz* entwickeln, wie er betont. (2008: 205) Wesentliches Sprachlernen ist am Ende des prä-operationalen Stadiums abgeschlossen. Früh schon hat der Ethnologe Lévy-Bruhl (1857 - 1939) mit dieser Intention vom nur „prä-logischen“ Denken traditionaler Völker gesprochen. (1959) Diese Arbeit sammelt diesbezügliche Berichte aus aller Welt, sie wurde vor allem wegen des „prä-logisch“ (nicht: prä-operational; 71) kritisiert (unter anderem von Lévi-Strauss und Piaget), weil damit die traditionellen Völker mit ihrem Denken diskreditiert würden.¹ Lévy-Bruhl hat diese Formulierung (!) später zurückgenommen. Hallpike schlägt stattdessen vor, von *unlogisch* oder *nicht-logisch* zu sprechen, von einer unvollständigen, nicht aber anderen Logik. „*Es wäre reiner Humbug, wenn man behaupten wollte, das primitive Denken sei in diesem Kontext*“ – der Gegenüberstellung zu moderner Wissenschaft – „*ebenso wirkungsvoll wie das formale hypothetisch-deduktive Denken*“.² (1990: 566f) Lévy-Bruhls Arbeit ist Analyse und zeigt nicht das Anliegen, rezente Urvölker generell zu diskreditieren. Er betont bereits, die Kinder traditionaler Gemeinschaften seien lernfähig wie Kinder aus Industriegesellschaften, wenn sie beschult werden. (9) Doch die Erwachsenen dort seien meist zu abstraktem Denken nicht fähig, (6) sie würden nur ihre alltäglichen Dinge und Verrichtungen kennen (wollen). (8) Seine Vorstellung von fehlender logischer Abstraktheit nimmt die Vorstellung Piagets vorweg, während Lévi-Strauss gegen diese Position damit argumentiert, traditionale Völker hätten ein großes Wissen und systematisierten ihre Welt in vorwissenschaftlicher Weise, wie „Bastler“ gegenüber Wissenschaftlern.³ Manche der bezüglich der Logiken wichtige Begriffe finden sich schon bei Lévy-Bruhl: Reflexion, (1959: 11) Kausalität, (18) Raum und Zeit. (75) Er sieht auch bereits: solche Völker kennen *keinen Zufall*, alles wird von einer geheimnisvollen Macht oder Träumen bestimmt. (26) Und es fällt auf, wie

1 Schon 1909 sprach (zuerst in Dänisch) Wilhelm Grönbech (1954) vom „*primitiven Denken*“ der Germanen (213) in den Mythen und Sagen der Zeit bis um 1000 bp und erläuterte dabei wichtige Begriffe, wie Ehre, Heil, Welt, Seele. Besonders die Ehre beziehungsweise deren Verletzung war Grund für endlose Gewalt und zeigt in jenen Kulturen ein für uns fremdes Verständnis der Welt, in der die Seele der Sippe das Bestimmende der (männlichen) Individuen ist. (279ff; ähnlich für die alten Griechen, Hübner, 1985) Interessant, daß bei den Germanen, bei denen die hohe Achtung der Frauen von Beobachtern betont wird, (Tacitus) die Geburt nur ein „natürlicher“ Akt war, nach der das Kind erst bei der Namensgebung durch den Vater in die Sippe aufgenommen (oder ausgesetzt) wurde. (293ff; vergleiche Sparta)

2 Hallpike betont das Handeln bei traditionellen Völkern als wichtigen Wissensbestandteil und stellt dem einen eingeschränkten Wert moderner Wissenschaft als nur ein Werkzeug, nicht als eine die nach-modernen Gesellschaften durchziehende Denkform hin; das mag mit seinem Hang zum „paranormalen Wahrscheinlichkeitsbegriff“ zu tun haben, unerklärliche Phänomene als real möglich zu begreifen.

3 Lévi-Strauss hat es abgelehnt, wie Piaget von ungleichen Stadien abstrakten oder wissenschaftlichen Denkens bei traditionellen und modernen Menschen zu reden, sondern von zwei strategischen Ebenen gesprochen. (1973: 27) Aber ob die vielfältige Kenntnis von Pflanzen und Tieren und deren Kategorisierung nicht auch mit einer traditionellen Logik möglich ist? Es fällt immer wieder auf, ein wie gutes Gedächtnis traditionale Menschen haben. Lévi-Strauss sagt aber auch, das traditionale Denken entspräche dem der Antike und des Mittelalters! (55) Damit nähert er sich Lévy-Bruhl wieder; eine unsinnige Kritik.

häufig in den von ihm zitierten Berichten von Gottesurteil und Gewalt gegen (oft „verzauberte“) Erwachsene und Kinder die Rede ist, sowie von Krieg, der zum Alltag jener Völker zu gehören schien. Piaget, der selbst lange davon ausging, alle Menschen erreichten das formal-operationale Denken, also das höchste der von ihm analysierten Stadien, bis er sich vom Gegenteil überzeugen ließ, hat dann Lévy-Bruhls Ansatz zwar kritisiert, ihn aber durch seine Forschungen zugleich implizit weitgehend gestützt. Mittlerweile bestätigen die viel besseren Kenntnisse über traditionale Gemeinschaften diese Vorstellung, es sei – in der Geschichte wie in besonderen Regionen der heutigen Dritten Welt, aber auch in nach-modernen Gesellschaften (!) – nicht überall zur Ausbildung einer operationalen Handlungskompetenz gekommen („bildungsferne Gruppen“). Das scheint auch leicht nachvollziehbar, bei der Entstehung steinzeitlich lebender Völker könne nur die jeweils schon in der Ontogenese ausgeprägte Geistigkeit den Alltag bestimmen, die sich eben selbst entwickelt hat, bei Wildbeuter:innen mit einem ausgeprägten Animismus weniger als in den Gesellschaften des Altertums (Griechenland, Rom), im Mittelalter mit dem nur einen Gott geringer als in der Moderne. Dabei *kann* doch nur die Moderne Maßstab sein, erwähne ich noch, weil manchmal als Gegenposition gesagt wird, mit dieser Bewertung werde traditionellen Völkern etwas Fremdes übergestülpt und ihre Situation nicht wirklich erfaßt. Rezenten Völker – das gilt es herauszustellen – werden bei Lévy-Bruhl und Dux ausdrücklich *nicht* als solche von „Kindern“ (!) verstanden, wie es in der Wissenschaft früherer Zeit geschah (vergleiche besonders die Diskussionen bei der Entdeckung der Indianer; s. u.: Modernisierungstheorie).¹ Beispielsweise haben Experimente mit etwa zehnjährigen, modern erzogenen Kindern gezeigt, daß die die Frage, warum sich ein Projektil nach dem Abwurf, dem Verlassen der dann ruhenden Hand, weiter bewege, in hohem Maß wie der bedeutende Philosoph Griechenlands, Aristoteles, beantworteten (mit Unterstützung der Luft, die ebenfalls von der Wurfhand bewegt werde; Wenzel, 2000: 106f, 181; s. u.). Das heißt natürlich keineswegs, diese modernen Kinder – oder Kinder zur Zeit der griechischen Klassik – könnten Aristoteles‘ Philosophie insgesamt verstehen oder gar schreiben. Moderne Kinder erreichen durch die *Schulbildung* meist das formal-operationale Stadium, dessen zarteste Anfänge mit Aristoteles erst beginnen. (Dux/ Wenzel, 1994: 340f) So ist es nachvollziehbar, daß bezüglich der Logik der Kausalität,² der Ursache - Wirkung beim Flug des Projektils, sich dieses Ergebnis der Tests ergab. Also: die Erwachsenen jener frühen Zeit unterschieden sich auch von ihren und von modern erzogenen Kindern durch

1 Gleichwohl kann nicht darüber hinweg gesehen werden, daß in Mythen, bei rezenten traditionellen Gemeinschaften und „europäischen“ modernen Kindern im prä-operationalen Stadium viele Ereignisse und Vorstellungen recht ähnlich gesehen werden. Da hilft kein Drumherumreden.

2 Bei Piaget wird – sagt Dux – der für ihn wichtige Begriff der Kausalität als Eigendynamik der Natur verstanden. Es gibt Operationen, die die Wirklichkeit assimilieren, sie also dem Bewußtsein konstruktiv angleichen, die auf die Wirklichkeit *angewandt* werden, und solche der Kausalität, die zwar auch Operationen zur Konstruktion sind, mit denen jedoch etwas der Merkmale der realen Objekte erfaßt werde (*attributione* Operationen). (2008: 213f)

mehr Erfahrung und Wissen. Doch die vormoderne Logik teilen traditionale und moderne Kinder mit traditionellen Erwachsenen in gewisser Weise. Deshalb sei – sagt Dux – die bekannte Formel für traditionale Völker: „equal but different“ (gleich und dennoch unterschieden) nicht falsch, aber eher ein Ausdruck von „Political correctness“,¹ als daß damit die Unterschiede der Kulturen verstehbar (!) seien, die es empirisch nun einmal gäbe, nämlich in Form „einer fortgeschritteneren Kompetenz der Operationalität und einem extensiveren Regelwissen mit größerem Abstraktionsgrad“ in Industriegesellschaften. (2008: 388) Wesentlich für die formal-operationale Kompetenz (ab dem 13. Jahr) sei der mehrjährige moderne *Schulbesuch*. (376) Die alltägliche Praxis eines Kindes von der Geburt an führe dazu, bestimmte Organisationsformen und Logiken des Denkens im Zusammenhang mit der Ontogenese auszubilden, insofern ergäbe das moderne Leben andere Ergebnisse als in anderen Epochen (wie ich es hier für Marx und Engels schon betonte). Phylogenetisch entwickelten sich aus den Mythen, die diese Vorstellungen jeweils abbilden, immer weitergehende logische Bilder bis hin zum wissenschaftlichen Weltbild der Moderne. In diesem Feld der eigenen Erfahrung des Kindes und des Bildungsangebots sorgender Bezugspersonen erkennen wir ein weiteres mal einen Bezug auf die Teilung der Arbeit: in traditionellen Gemeinschaften entstehen die (relativ) logischen Handlungen im Alltag, beim Hausbau oder der Jagd beispielsweise, und bei deren Eliten das zum Teil abstruse Weltbild, das Alltagserfahrung und Denken überformt und gegebenenfalls herrschaftlich bestimmt.

Nun haben wir mehrfach bei Dux ganz allgemein den Begriff der *traditionalen Logik* als frühes Denken gehört (Subjektivische, Handlungs-, Ursprungs-Logik). Das begann bei der Diskussion über die Ontogenese. Dux verwendet eine Vielzahl an unterschiedlichen Bezeichnungen für Logiken. Ausgangspunkt seiner Erklärung ist die vorneuzeitliche *Subjektlogik* (Schema des Denkens), alles in der Welt sei ein Subjekt. Das führt zum idealistischen Denken vom Vorrang des Geistigen (später als Hegels Weltgeist berühmt). Nur wenige Hinweise dazu: Die Logik, als Wissenschaft von der Struktur folgerichtigen Denkens, meint bei Dux in diesem Zusammenhang nicht bloß den direkten logischen Schluß, sozusagen im „Kleinen“ (wenn - dann), oder in der Algebra, sondern er spricht zuerst von der *Logik* der Organisation der Welt. Ihr jeweiliges Weltbild erwerben Kinder im Verständnis der materialen Strukturen ihrer Welt bei ihren frühen Erfahrungen, es wird *unreflektiert*, naturwüchsig aufgenommen. Aus diesen Teilen der erkannten Welt wird es geistig so konstruiert, wie es im Zusammenspiel für kleine Kinder (!) funktioniert. In späteren Jahren wird die Struktur der materialen Logik zur Basis der dann *reflektierten* Welterklärung. „*Materiale Logik will nach allem sagen: Im Aufbau der Welt [im Kopf des Kindes] entstehen Strukturen, die festlegen, wie das, was vorgefunden wird in der Welt, ver-*

¹ *Political correctness* ist zum Beispiel: dunkelhäutige Menschen nicht mehr als „Neger“ anzusprechen (obwohl in den USA sich Schwarze vermehrt wieder als Zeichen des Selbstbewußtseins als „Negros“ verstehen; Spiegel.de zur Volkszählung USA; 4/ 2010), oder andere Völker oder Gruppen (zum Beispiel durch Frauenwitze) herabzusetzen.

standen werden muß. Diese Strukturen nutzen wir, wenn wir uns die Welt reflexiv zugänglich zu machen suchen“. Mit der Logik vom Beginn der Neuzeit sei dann die naturwissenschaftliche Revolution möglich geworden. (2008: 116) Der folge die geisteswissenschaftliche Revolution nach. Die materiale Logik habe in früher Zeit und auch in der Ontogenese des Kindes eine *Struktur der Handlung* und sei zielgerichtet/ teleologisch, weil das Kind nach der Geburt die Welt – vermittelt durch die sorgende Bezugsperson – als sich bewegende und handelnde Natur erlebe. Deshalb spricht Dux von Subjektlogik und subjektivischer Welterklärung. „*Erklärungen für das, was in der Welt vorgefunden wird und geschieht, werden so gewonnen, als ob sie von einem handelnden Agens [Beweger = Subjekt] hervorgebracht respektive aus ihm herausgesetzt würden*“. Und das gelte in den frühen Gemeinschaften bis zu den einfachen agrarischen und archaischen Gesellschaften auch für die Erwachsenen. Das gelte universell, denn die Struktur der Handlung und der Interaktion sei – bei unterschiedlichem Wissen – allen Menschen gemeinsam. (117) Mit der Neuzeit/ Moderne werde dann zwar die Natur (durch die Naturgesetze) entzaubert, dennoch aber die traditionale Logik noch beibehalten.¹ (138) Es würden die *Inhalte* kritisiert und erneuert, nicht aber die Struktur des Denkens, die Logik, das Denkschema mit verändert hin zu einer strukturellen Logik.

In traditionaler Logik Denkenden – sagt Dux also – geschehe jedes Handeln nach fremdem Plan, der von einem Subjekt auszugehen scheine und zum Ziel führe. „*Die Handlung verläuft mit anderen Worten ebenso im Verständnis des Handelnden wie seiner Interpreten vom Handelnden weg zum Ziel. In dieser zweistelligen Relation wird Handlung aus dem Subjekt herausgesetzt verstanden*“, doch es sei wichtig wahrzunehmen, daß der Prozeß umgekehrt verlaufe. „*In einer zweistellig-rationalen Logik, in der Begründungen für Geschehnisse in der zuvor dargestellten Weise gewonnen werden, liegt die Erklärung im Anfang*“. Dieser Anfang sei „*ein absoluter Anfang und als solcher Ursprung*“. (teleologisch; 121) Das Ergebnis eines Prozesses wird in seinem Anfang/ Ursprung schon als festgelegt verstanden (was es in sehr einfachen Abläufen ja auch gibt: Ursache - Wirkung, Lichtschalter - Licht). Komplexe Prozesse als selbstverändernde zu verstehen, sagt schon, in ihnen sei das nicht so, weshalb eine Analyse vom Ergebnis/ Ziel her zum Anfang zurückfinden muß, um den Prozeß selbst aufzuzeigen, wie etwas geschah/ entstand. In der traditionellen Logik werde also das Problem von Ursprung und Ziel in der Analyse mißdeutet. Obwohl die Analyse beim Phänomen (Ergebnis) beginnt, werde in dieser Logik immer erst *direkt* im Ursprung/ Anfang die Lösung gesucht (und – mit Hilfe der Götter – gefunden). Aber in einem Ursprung liege eben *nicht* schon begründet, was

¹ Darstellungen menschlicher Geschichte beginnen dann urplötzlich mit einem fertigen Wesen (sich womöglich schon im formal-operationalen Stadium wie ihre Verfasser:innen befindend), um die tiefe Geistigkeit „der Menschen“ zu betonen, die bis zur klassischen spekulativen Philosophie kaum das konkret-operationale Stadium überschritt, wie Dux sagt. Damit wird gemeint, die Menschen würden in solchen Geschichten immer schon als (fast) moderne Menschen nicht empirisch analysiert, sondern nur gesetzt („der Mensch“), als hätten sie diese Eigenschaften bereits seit ihrem Ursprung, der dann göttlich ist, wie die Schöpfungsgeschichte der Bibel es zeigt.

aus ihm einmal entstehen wird, wenn das Geschehen als *Prozeß* verstanden werde, als Prozeß der biologischen oder sozialen Entwicklung, sofern die, wie oben gezeigt, als planlos verstanden wird. Kann an jeder Stelle des Prozesses etwas planlos passieren und Richtung und/ oder Struktur sich selbst verändern, dann kann nur das nachträgliche Nachvollziehen des Prozesses, dessen Rekonstruktion, wie es wirklich geschah, das Ergebnis/ Ziel erklären. Mit der historisch-genetischen Theorie – sagt Dux im Gilgamesch-Text (15) – denken wir „aus der Geschichte heraus vor die Geschichte zurück, um sie im Anschluß an eine evolutive Naturgeschichte allererst entstehen zu lassen“. Die traditionale (Handlungs-) Logik führe jedoch jede Erklärung auf den absoluten Ursprung zurück und verbinde sie mit dem Ziel als *zweistellige Relation*, so als hätte das Ziel selbst etwas mit seinem Erreichen zu tun. Dabei werde der Ursprung durch sich selbst begründet/ gesetzt/ behauptet (wie stets die Götter in den Ursprungs-Mythen sich selbst erst schaffen oder ihre Realität behaupten müssen; Bibel: ich bin Dein Gott – fertig).¹ Diese Logik ziehe sich wie eine Formel durch die Geschichte hindurch, zeigt Dux, und unterscheidet dann noch diese Ursprungslogik als Substanzlogik und als Identitätslogik und weitere mehr, worauf ich nicht eingehe. Wie in der Ontogenese wird in dieser traditionellen Logik auch in der Phylogenese der Ursprung aller Dinge und Ereignisse als im Subjektiven liegend verstanden, das des Handelns fähig ist: Animismus. Diese Hinweise mögen einen Eindruck der Duxschen Vorstellung vermitteln. Ich lasse das so stehen.

Schon beim ersten Formulieren dieses Buches wurde der starke Bezug auf das Prozeßhafte betont; nun erkenne ich bei Marx und Engels schon mehr Prozeß-Logik als Dux ihnen zubilligt: Das „Bewußtsein, an die Evolution anschließen zu müssen, ist in der soziologischen Theorie seit Marx virulent [ansteckend] geblieben“. (254) Es sei „unter dem Hammer der Marxschen Kritik“ der Umbruch im Hegelschen Weltverständnis thematisch geworden. (im Marxschen Text: „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“, 140) Hegels Logik sei traditional, wie es eben Schöpfungsgeschichten mit ihrem Bezug auf ein Absolutes (Weltgeist/ Gott) zeigen. Die Kritik des Marxschen Denkens, sei nicht einfach. Denn die „Deutsche Ideologie“ sei „ein Chaos von Gedanken, sie hat gleichwohl das Verdienst, den Umbruch des Denkens in der Neuzeit für die Gesellschaftstheorie thematisch gemacht zu haben“. Das eigentliche Problem darin sei, daß das Denken selbst in der Genese wie in der Entwicklung seiner Strukturen unerklärt bleibe (worin Dux noch zuzustimmen ist). Denn die gesellschaftliche Organisation vermöge nicht die Organisation des Wissens verständlich zu machen. Marx bleibe in der traditionellen Logik verhaftet. (329) Marx (und Engels) hätten sich also – heißt das – „die Menschen/ die Gesellschaft“ nur aus ihrem Vorwissen gesetzt, aber die Entstehung des Individuums nicht erklärt. Engels denkt aber beispielsweise auch später über die Menschwerdung des Affen und auch über den Übergang Tier - Mensch nach, aber nicht speziell über

¹ Die moderne Religionskritik geht von der aktuellen Vorstellung der Entwicklung menschlichen Seins aus, steigt zu den früheren Stationen/ Typen von Religion ab (Polytheismus - Mythen - Animismus), um dann mittels der Vorstellung einer Evolution zur Erkenntnis aufzusteigen, wie Ontogenese und Phylogenese funktionieren: gottlos.

die Entstehung des Denkens aus der Natur. (#20: 444) Ebenso sieht Marx den Übergang deutlich und sagt, gegen „Propheten des 18. Jahrhunderts“ argumentierend, die sähen das „*naturgemäße Individuum*“ in ihrer „*Vorstellung von der menschlichen Natur, nicht als ein geschichtlich entstehendes, sondern von der Natur gesetztes*“. (#42: 19) Wenn er dort von der *Menschheit als Subjekt* und der *Natur als Objekt* spricht, (21) kann darin ein Bezug zu einer realen Dialektik gesehen werden, wenn der Text streng logisch analysiert wird. Dem Sinn ihrer Worte folgend läßt sich aber dennoch interpretieren, daß beide deutlich versuchten, die historische Entwicklung herauszustellen.¹ Gegen den Idealismus waren sie von der materiellen Produktion ausgegangen, wenn sie auch etwas mehr dazu sagen, als nur vom Entstehen des Bewußtseins aus dem gesellschaftlichen Sein zu reden, zum Beispiel wenn sie bereits Bewußtsein (nicht: Denken) mit Sprache verbinden. Aber die Entstehung des Individuums zusammen mit dessen Geistigkeit haben sie nicht analysiert. Es bleibt auch sinnvoll, Gesellschaft erst nach der Geburt des Homo sapiens zu untersuchen, ohne bei dieser zu beginnen. Marx habe sich zwar der Metaphysik² des absoluten Geistes (Hegels) zu entledigen gesucht, sei aber einer Logik verbunden geblieben, die kausal vom Anfang zum Ziel führe.³ Die Weltdeutungen seien bei ihm – nur! soll das heißen – zum Überbau der *gesellschaftlichen* Organisation geworden, also nicht auf der Kenntnis der Ontogenese gegründet, sondern bloß aus der Gesellschaft analysiert, nicht aus dem Individuum. Dem ist erstmal für die *Thesen* in der „*Deutschen Ideologie*“ von 1845 zuzustimmen, als der lange Prozeß der Menschwerdung kaum erahnt wurde, Marx und Engels gehen später aber über sie hinaus. Prägnant entsteht ein Vergleich zwischen Dux und Marx bei folgenden Aussagen beider zur geistigen *Konstruktion* – zuerst Dux: „*Der Aufbau der Welt und der Praxisformen des Daseins in der Welt wird vermittels Denken und Sprache dadurch möglich, daß die Gegenstands- und Ereigniswelt in eine Vielzahl von Bestimmungen aufgelöst [!] und wieder zusammengefügt [!] wird. Die konstruktiven Elemente dazu sind die Begriffe*“. (2008: 74) Diese Duxsche Definition der Konstruktion entspricht nämlich – bis hin zum Wort: Bestimmungen – dem bereits angesprochenem *Absteigen* zu den Begriffen bei Marx, und das diesem folgende Zusammenfügen bei Dux entspricht dem *Aufsteigen* zum zu untersuchenden Stoff in Marxens „*Methode der politischen Ökonomie*“. (#42) Dort finden wir um 1858 diesen methodischen Satz bei Marx, es

1 Ob es gelang ist immer eine andere Frage; es ist interessant, wie Holz (1993) mit seiner strengen logischen Analyse – die bei Marx und Engels auch das Bemühen sieht, aus der Hegelschen Form der Dialektik herauszukommen und die historische Entwicklung zu betonen, was aber nicht hinreichend gelungen sei –, in den wichtigsten Punkten mit meiner ganz anders gewonnenen Auffassung übereinstimmt.

2 Metaphysik ist die Lehre, die das hinter der sinnlich erfahrbaren Welt liegende, die letzten Gründe und Zusammenhänge des Seins behandelt (Duden). Also keine Empirie/ Erfahrung, keine direkte Untersuchung der positiven Dinge.

3 Ich bin skeptisch, ob gegenüber dem, was ich bei Marx und Engels als Modelle von Basis-Überbau und Kapitalverwertung darstelle, eine Kritik der Erkenntnistheorie Marxens in philosophischer Tradition greift, wie es Dux (unter Hinweis auf Holz, 1993) andeutet. Aber das wäre ganz neu zu analysieren.

müsse im Denken zuerst vom bloßen Phänomen (zum Beispiel: Bevölkerung) zu den es bildenden Begriffen analytisch abgestiegen werden, um dann zum (theoretischen) Ganzen erklärend aufzusteigen (also zur nun erklärten/ analysierten und begrifflich definierten Bevölkerung). Im „Kapital“ heißt es 1867: *„Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiednen Entwicklungsformen zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren. [=Absteigen zu den Begriffen] Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, [=Aufsteigen] so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun“*. (#23: 27) Marx wendet sich mit dem *a priori* (von der Erfahrung und Wahrnehmung unabhängig) nicht nur hier gegen eine bloße Setzung der Begriffe anstelle ihrer Entwicklung aus der Geschichte; und er warnt damit auch davor, seine Aussage als zu simpel zu verstehen. In der „Methode der politischen Ökonomie“ von 1858 geht Marx von diesem Zweierschritt aus; dort wird suchend (?) hinter Hegel zurückgegangen, um methodisch bei Bacon, Descartes bis zu Aristoteles Anschluß zu finden. Ähnliche Formulierungen des Ab- und Aufsteigens finden sich bei Durkheim und Weber.

Ich erwähne noch Wenzels (2000) Beurteilung von Marx (und Engels) bei der Entstehung der modernen Sozialwissenschaften, der der historisch-genetischen Theorie zuzuordnen ist, und der einen Schritt weiter als Dux geht: *„Beispielhaft läßt sich der Rückgriff auf ursprunglogische Theoreme, ebenso wie ihre Überwindung in der Entwicklung des jungen Marx nachvollziehen. Wird in den ‚Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten‘ von 1844 im Begriff des Gattungswesens noch eine ganze Weltgeschichte der Entfremdung und der Überwindung von Entfremdung im Kommunismus in die Anthropologie eingeschlossen, die hier als Ursprung fungiert, [weil weiter nicht zurückgedacht wurde] so steht die ‚Deutsche Ideologie‘ für den Versuch, sich eben von diesem Denken zu befreien und zu einer nicht länger dialektisch-ableitungslogischen, sondern rekonstruktiven Geschichtstheorie vorzudringen, bei der die anthropologische Ausgangslage nurmehr eine der Bedingungen darstellt, Bedingungen, die den Verlauf der Geschichte beeinflussen, aber in seinem Richtungssinn nicht determinieren. Was sich als Geschichte zeigt, so Marx nun, ist von den Anfängen her überhaupt nicht zu verstehen (deshalb sind sie auch nicht länger Ursprünge), weil Geschichte in den konkreten pragmatisch-kommunikativen Beziehungen der Menschen untereinander und in Auseinandersetzung der Natur allererst entsteht, also konstruiert wird“*. Methodisch zwingt dieses Argument (in der historisch-genetischen Theorie) zum Verfahren der *Rekonstruktion* (aus der Geschichte her, empirisch), denn wenn klar werde, historische Konstellationen bezeichnen nicht bereits ein Ziel (wie Heilslehren das tun, die eine glückliche Zukunft predigen), dann könne erst nachträglich aus dem Geschichtsverlauf bestimmt werden, welcher Logik er unterlag! Wenzel verweist dazu auf den oben schon von mir angesprochenen Marxschen Satz, die Anatomie des Menschen (Ziel) sei ein Schlüssel zur Anatomie des Affen (Ursprung), nicht umgekehrt. (191f)

Der Kausalitätsbegriff bei Aristoteles wurde schon erwähnt. Wenzel (2000) hat dessen Logik und ebenso die ihm hinsichtlich des Kausalitätsbegriffs folgenden Logiken am Projekttilflug nach dem Verlassen der werfenden Hand genauer untersucht: „*Das Projekttil – von der Wurfhand einmal in Bewegung versetzt – verdrängt also [in der Vorstellung Aristoteles‘] in jedem Moment seiner Reise die jeweils vor ihm liegenden Luftkörperchen, die augenscheinlich um es herumwandern, an die vom Projekttil zuletzt vakant gelassene Stelle treten und diesem dabei noch einen Anschub geben...* | *Projekttil und Luftteilchen sind bei diesem wechselseitigen Anstoß beide sowohl Bewegendes als auch Bewegtes*“. (117) Heute lachen wir über solche Vorstellung, die Luft habe fördernden und nicht hemmenden Anteil am Flug des Projekttils, sie ist uns Kinderlogik. Als die Christen die ihnen durch arabische Gelehrte übermittelten Texte Aristoteles‘ (und anderer) sehen, merken sie, dort, im alten Griechenland, war schon lange vor ihrer eigenen Glaubensdogmatik sehr systematisch gedacht worden. Und es schien nötig, an dieser vorchristlichen, also gottlosen Zeit anzuknüpfen, um diese Schriften in die eigene Glaubenslehre hinein zu interpretieren. Es gab im frühen Mittelalter erhebliche Diskussionen um deren Beurteilung, um die Richtung der Glaubensentwicklung auch, wie an der Kirchenspaltung in West- (Rom) und Ostkirche (Byzanz) sichtbar wurde (später an der Reformation). In der dabei entstehenden mittelalterlichen Naturphilosophie wird dann der Projekttilflug als allein vom Abwurf her determiniert begriffen, denn in der alltäglichen Praxis war eine realistischere Vorstellung entstanden, die *Impetustheorie*, nach der nur eine einzige Kraft im Projekttil wirke. Doch diese neue Vorstellung überwand nicht zugleich die frühere Logik beziehungsweise deren Struktur, sagt Wenzel (wie oben ähnlich schon Dux). Erst die Zeit danach entwickle mit der *Mechanik* eine ganz neue Sichtweise, die bereits in die Moderne zeige. (167) Merkmal prozeßlogischen Denkens, das dabei aufscheint – wir reden mit der Kausalität nur von einem Teilbereich des Denkens – ist dann, *Beschleunigung* eines Objekts als Vektor (Kräftepfeil) im Parallelogramm der Kräfte aufzufassen.¹ (168; Energie gleich Masse mal Geschwindigkeit zum Quadrat; Einstein)

Wir können noch eine weitere Ebene vor Duxens Ansatz zurückgehen und mit Tomasello (2006) und der „evolutionären Anthropologie“ tiefergehend fragen, wie die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens entsteht. Ich hatte oben beim Spracherwerb seine Grundlagen schon angedeutet; er steht mit seinen Forschungen zur Ontogenese für eine *nicht-nativistische* Vorstellung. Ich fasse das bezüglich der

1 Bei einem Zusammenstoß von Kräften (eines oder mehrerer Objekte) ist der Kraftstoß gerichtet, führt aber typischerweise nicht zu einer Bewegung des Angestoßenen in seine eigene Richtung (wie bei den alten Griechen postuliert). Sondern die Richtung dessen Weiterflugs wird als aus der Summe aller wirkenden Kräfte erkannt: aus den verschiedenen Vektoren wird ein neuer Kraftpfeil, eine *Resultierende*, hier sinngemäß zusammengefaßte handelnde Bewegungen zu einer einzigen Bewegung des Handelns. Engels benutzt die Resultante, um in einem Brief an Bloch zu erläutern, wie aus den Konflikten vieler Einzelwillen Geschichte entsteht, „nach Art eines Naturprozesses“. Doch daraus dürfe nicht geschlossen werden, daß die Resultante = 0 zu setzen sei, im „Gegenteil, jeder trägt zur Resultante bei und ist insofern in ihr einbegriffen“. (21.9.90; #37: 464) Esser führt diese Nutzung des Begriffs auf Menger, 1883, zurück. (543) Schon Pascal und mit ihm Comte nutzten ihn. (Wagner, 2001: 50)

kindlichen Entwicklung, nicht nur des Spracherwerbs, noch einmal zusammen: Tomasello sieht – wie Dux – das menschliche Gehirn aus dem Tier-Mensch-Übergangsfeld mit allgemeinerer Fähigkeit entstehen, um Sprache aus der frühen Interaktion (primär mit der Bezugsperson zu erklären, nicht aus vorgegebenen genetischen Strukturen. Er analysiert den Übergang vom Primaten zum Menschen und untersucht die Mechanismen, Funktionen und Strukturen der Ontogenese (nicht nur des Sprachwerbs). Während Dux hinsichtlich eines speziellen Experiments (von Jonas Langer) mit Schimpansenjungen und Kindern fünfjährigen Schimpansen eine Lernleistung bis zu der von fast dreijährigen Kindern zubilligt, geht Tomasello von einer geringeren Überschneidung von etwa zwölf Monaten aus, dann entfernten Kinder sich von Primaten. (113) Und er meint, was Schimpansen lernen, könne auf *anderen Denkweisen* (!) beruhen als bei Kindern, das sei nicht klar. Insbesondere bauten Schimpansen nicht auf bestehende Kulturleistungen auf, um ihre Gruppe weiter voranzubringen (soziales Lernen von Generation zu Generation, „Wagenhebereffekt“), wie Menschen es heute lernen, ihre vorgefundene Umwelt einen Schritt voran zu bringen. Entsprechend betont Tomasello – ähnlich Dux – die „Neunmonatsrevolution“ (77) bei Kindern, wenn Kleinkinder sich immer mehr mit anderen Lebewesen (primär der sorgenden Bezugsperson) identifizieren. Solange sich Kinder nur als Lebewesen verstehen, die Dinge verursachen können, verstünden sie auch andere so. Mit sieben bis acht Monaten fingen sie jedoch an, sich als „intentionale Akteure“ zu verstehen, als solche, die etwas bezwecken, und andere dann ebenso zu sehen. (93) Sie begannen zu verstehen, wie andere etwas tun wollen (Intention) und reagieren darauf, nicht bloß auf deren direktes Handeln. (96) Nun sei ihr Verhalten nicht mehr nur Nachahmung, sondern Reproduktion des intentionalen Verhaltens anderer. (100) Es entstehen im Erwachsenen-Kind-Dialog (Interaktion) *Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit*, in denen das Kind beobachte, ob die Bezugsperson ihr Interesse auf das gleiche Objekt wie es selbst richte. Jetzt entwickle es ein Imitationslernen durch gedanklichen Rollentausch zur Reflexion der eigenen Situation. (121) So komme es auch zum Spracherwerb: erst verstehe ein Kind die Situation, dann die sprachlichen Symbole zu deren Beschreibung. Auch bei Tomasello erwirbt ein Kind also sein Bewußtsein in Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Sein. Doch wie komplex zeigt sich dieser Vorgang zwischen Kindern und Bezugspersonen! Mit simplem (womöglich Auswendig-) Lernen durch das Kind ist es da nicht getan, wie schon die Skizze zum Funktionieren des Gehirns oben zeigte. Kinder können nur selbst lernen. Der Phase als intentionale Akteure folge mit etwa vier Jahren die der geistigen Akteure. (208) Über Simulation setzten sich die Kinder dann immer mehr in die Lage anderer, reflektierten deren Situation und gewannen dabei – besonders im Gespräch mit Gleichaltrigen! – auch moralische Urteile, wenn sie „den Schmerz der anderen fühlen“. (210f)

Ein letzter Hinweis auf eine Arbeit mit engem Bezug zu den Stadientheorien Piagets und Kohlbergs ist der zu Oesterdiekhoff (2006; der Dux nicht erwähnt, aber ebenfalls den Anspruch formuliert, nach seiner eigenen Arbeit müsse die Sozialwissenschaft generell neu denken). Anders als Dux, der eine eigene neue Systematik für

das Weltgeschehen und die Logiken aus dem Wirken Piagets und anderer entwickelt hat, skizziert er die Weltgeschichte eher direkt analog zu den kognitiven Stadien Piagets und den daran anschließenden moralischen Stufen Kohlbergs, wobei er historische Gemeinschaften in ihren Formen als relativ identisch mit den Vorstellungen verschieden alter Kinder aufzeigt.¹ Auch hier heißt es aber: die Erwachsenen solcher Gruppen dächten nicht wie ihre Kinder, sondern gewönnen mehr Wissen und Erfahrung. Dieses logische Denken reiche aus, um das Leben als Wildbeute;innen und später darüber hinaus das bis in die Neuzeit hinein zu bestehen. Am Beispiel des Rechts sei angedeutet, wie demnach das „hohe“ Denken des Mittelalters im prä-formalen Stadium verblieb. Dessen Entwicklung entspräche wesentlich den Stadien der Moralität bei Kindern, die Kohlberg vorgestellt habe. In jungen Jahren seien sie sehr obrigkeitgläubig (Eltern als Götter) und beurteilen zum Beispiel Schuld so: Ein Dieb, der bei der Flucht über eine gerade einstürzende Brücke floh, sei der Verursacher des Einsturzes; die Stabilität der Brücke oder ein Zufall kämen bei solcher Logik nicht in den Blick. Verwiesen wird auch auf drastische Strafen für Vergehen, von denen kleine Kinder sprechen. Dieses Stadium fände sich in der zum Teil brutalen Aggressivität des mittelalterlichen europäischen Rechts wieder, als Folter, Rädern, Zerhacken von Verurteilten noch Volksgaudi waren und Urteile unter anderem durch Zweikampf oder Gottesurteil (Ordalie) zustandekamen. Diese Logik des Rechts – im Zweikampf zu siegen, oder das Gottesurteil, zum Beispiel das Tauchen der Hand in kochendes Wasser unverletzt zu überstehen, um Recht zu bekommen – war nach unserer Vorstellung keine Rechtsfindung. Und die Mythen und Sagen der Welt sind voll mit Exzessen der Rache nach Ehrverletzungen und von Brutalität.

Diese Bestimmung des Rechts in frühem Denken tangiert den Überbau. Der hat nach Marx und Engels keine eigene Geschichte, sondern werde von der produktiven Praxis oder Basis her bestimmt. Das läßt sich auch gut nachvollziehen, wie beispielsweise mit der Französischen Revolution ein neues bürgerliches Recht das alte feudalistische Recht ablöst. Eine solche Einführung des neuen Rechts mußte allerdings, um verstanden zu werden, zugleich am Alltag der Menschen ansetzen. Nun sehen wir eine neue Bedingung für seine Ausprägung, die eigentlich nicht so sehr überraschend daherkommt. Das neue rechtliche Denken mußte mit dem Bewußtsein der Menschen zusammenpassen, es mußte ja denkbar sein, also der damaligen Logik der Elite entsprechen, die es schuf (das einfache Volk hatte zu parieren).

Mit Dux, Wenzel, (historisch-genetische Theorie) dazu Hallpike, Tomasello, aber auch Oesterdiekhoff, haben wir Ansichten nach-moderner Wissenschaftsrichtungen gehört, die das menschliche Bewußtsein und damit die Geschichte aus der Ontogenese im historischen Prozeß plausibel herleiten oder sich darauf beziehen, ohne sich auf einen Nativismus zu stützen. Bei Beginn dieser Studie sah ich noch

¹ Bei dieser Analogie, die Stadien Piagets in die Geschichtsepochen zu übertragen, entsteht aber die Frage, ob eine solche Parallelisierung von Ontogenese und historischer Entwicklung, die im großen und ganzen in den Erscheinungen erkannt werden mag, in dieser Weise auch erklärt werden kann, oder ob nicht beide Prozesse auf unterschiedliche Weise entstehen. (Dux/Wenzel, 1994: 323ff, 341)

nicht, wie sehr die Ontogenese beziehungsweise die Entwicklungspsychologie die Bewertung der Entwicklungstheorie in der „Deutschen Ideologie“ beeinflusst. Wenn ich nun auch intensiver darüber nachdenke, welchen Einfluß solche neuen Ansätze auf die Interpretation Marx‘ und Engels‘ haben, gilt erst mal weiterhin: Manche Stelle in der Analyse der beiden ergäbe mit diesem Wissen vielleicht einen weitergehenden Sinn. Ist also das, was ich als ihren Ansatz der *Empirie mit prozeßhafter Interpretation* (positive Wissenschaft) beschreibe, prozeßlogisches Denken im Duxschen Verständnis, was ja Dux verneint? Ist es noch prä-formaler Logik verhaftet? Das in den 42 Bänden der MEW noch einmal zu analysieren ist im Moment nicht leistbar, obwohl meine Zweifel an der Kritik größer geworden sind und ich bei Marx und Engels jedenfalls deutlich eine moderne Logik aufscheinen sehe. Gleichwohl könnte es immer noch sein, daß ich – ohne zuerst hinreichende Sensibilität für diese besondere Frage zu haben – Marx‘ und Engels‘ mehr „Prozeßlogik“ zuordnete als sie selbst formulieren; ich sehe das nicht, aber aus Sicht der Quellenkritik ist das zu bedenken. Wie auch immer. Es wurde deutlich, wie heute manche Frage zur Interpretation ihres Werks zu neuen Aspekten führen kann. Dabei wird deutlich, wie an das Anliegen beider, eine neue Wissenschaft zu entwickeln, noch heute sinnvoll angeschlossen wird. Wir kommen gleich darauf zurück. Der Prozeß der Ontogenese sollte bei den weiteren Ausführungen mitgedacht werden. Unten wird das Thema der historisch-genetischen Theorie unter der Überschrift „Traditionale Logik?“ noch einmal aufgegriffen, um diese Frage bei Marx und Engels weitergehend zu überprüfen.

Im Ergebnis der bisherigen Überlegungen scheinen zwei Bereiche bei Marx und Engels nun tendenziell revisionsbedürftig zu sein. *Erstens* ergibt sich aus dem neuen Wissen um die Ontogenese, es sind nicht die Produktion oder das gesellschaftliche Sein die primären Veränderungskräfte für das Bewußtsein. Wenn jeder Mensch aktiv lernend seine Umwelt erfassen und konstruieren muß, dann kann nicht „die Gesellschaft“ allein für das Bewußtsein, das Wissen und Denken verantwortlich sein. Es ist für ein Kind unmöglich, alle Vorgaben der Kultur einer Gemeinschaft oder Gesellschaft genau aufzunehmen. Dann änderte sich auch nichts. Jedes Individuum und jede Generation erarbeitet sich einen eigenen Blick auf seine Welt. Das Sein „bestimmt“ nicht das Bewußtsein. Marx und Engels haben dafür auch ein Gespür, sonst hätten sie nicht den sozialen Wandel betont. Aber die Arbeit in der Produktion ist ein nachrangiges Movens gegenüber der Arbeit denken zu lernen, sahen wir. *Zweitens* ist zur „Weiberherrschaft“ und zum eng damit verbundenen Urkommunismus nach Berücksichtigung weiterer Forschungsergebnisse über den Beginn von Landbau und Selbsthaftigkeit zu sagen: das heutige Wissen ist mit dem Stand von Engels (und Morgan) kaum noch in Übereinstimmung zu bringen. Die Irokesen und Çatal Hüyük passen trotz gewisser äußerer Übereinstimmungen („Langhaus“ mit Kernfamilien, Landbau und Jagd, Handel) irgendwie nicht zusammen. Und wir werden noch sehen, wie selbst die Vorstellung eines Urkommunismus‘ mit relativ „paradiesischen“ Verhältnissen sich in der Wirklichkeit früher Geschichte des Homo sapiens in Europa und dem Nahen Osten verliert. Wird beim

Bedenken der Ontogenese eine Verbindung zur Teilung der Arbeit sichtbar, die vielleicht im frühkindlichen Prozeß eine Wurzel hat, weil in der Ontogenese eigene Erfahrungen sich mit der äußeren Hilfe der sorgenden Bezugsperson verbinden? Der engere Lebensbereich des Kindes entwickelt sich als seine Praxis, und vom äußeren Bereich werden größere Zusammenhänge, aber auch Zwänge und Autorität vermittelt. Das erinnert an mythische Gemeinschaften einer rationalen individuellen Alltagspraxis mit göttlichem Überbau und herrschaftlichen Zwängen.

Exkurs: Traditionale Logik bei Marx/ Engels?

An dieser Stelle versuche ich eine erste Beantwortung der Fragen, wie weit Marx und Engels noch einer traditionellen Logik verhaftet gewesen sind; eine weitere komplette Durchsicht der MEW ist derzeit nicht möglich. Dabei geht es nicht primär um eine erneute Beschäftigung mit den Duxschen Thesen, sondern um das Erkennen der Probleme auf dem Weg zum neuen Denken bei ihnen, um ihre in mancher Hinsicht offen gebliebene Theorie zu verstehen. Generell läßt sich wohl die historische Grenzlinie zwischen der spekulativen Philosophie und der modernen prozeßhaften positiven Wissenschaft bei Marx und Engels ziehen, die zusammen die entscheidende theoretische Weichenstellung öffneten, von Menschen als sich selbst aus der Natur durch Arbeit „gemachte“ soziale Wesen auszugehen; phylogenetisch also in der gleichen Weise wie alle Individuen ontogenetisch sich selbst aus der Natur sozial erschaffen. Marx betont zu Beginn der „Grundrisse...“, bevor er auf die „Methode der politischen Ökonomie“ als Unterkapitel zu sprechen kommt, denn auch die *historische* Entwicklung. Den Propheten der Wissenschaft des 18. Jahrhunderts schwebte ahistorisch das nach dem Feudalismus entstehende Individuum als Ideal vor, *„als das naturgemäße Individuum, angemessen ihrer Vorstellung von der menschlichen Natur, nicht als ein geschichtlich entstehendes, sondern von der Natur gesetztes“*. (#42: 19, Hv. h.) Die Individuen – sagt Marx zur sozialen Evolution – seien zuallererst unselbständig (Horde), einem größeren Ganzen zugehörig, danach Familie, Stamm, Gemeinwesen, wenn er das auch nicht im Detail der von Dux betonten Ontogenese sehen kann. Marx kritisiert aber schon, was Dux als ein Kennzeichen der traditionellen Logik benennt, Dinge würden einfach *gesetzt*, statt ihre Genese zu entwickeln. Ebenso kritisiert er auch solche Ökonomen, wie Proudhon, die *geschichtsphilosophisch* den **„Ursprung eines ökonomischen Verhältnisses“** nur *einführten*, das sei Mythologie einer bloßen (und teleologischen) Idee. (#42: 20; Hv. h.) Das ist eine Kritik an der „bürgerlichen“ Ökonomie, die im Werk immer mal auftaucht. Schon in den „Ökonomisch-Philosophische Manuskripten“ von 1844 gibt es eine solche Bemerkung über die Nationalökonomie: *„Wenn sie zum Beispiel das Verhältnis des Arbeitslohns zum Profit des Kapitals bestimmt, so gilt ihr **als letzter Grund das Interesse des Kapitalisten**, das heißt sie unterstellt [setzt], was sie entwickeln soll“*. (#40: 510) Nachdem Marx dann jene Methode der bürgerlichen Ökonomie kritisiert hat, in der Analyse der Bevölkerung direkt von ihr auszugehen (Ursprung-Ziel-Relation bei Dux), stützt er sich – etwas überraschend – auf die sei-

nerzeit neu entfaltete Wissenschaft der „*Ökonomen des 17. [!] Jahrhunderts*“ – geht also, wie oben zu Bacon gesehen, hinter Hegel zurück –, die fingen ihre Untersuchung zwar auch mit der Bevölkerung an, mit dem lebendigen Ganzen, endeten aber immer damit, „*daß sie durch Analyse einige bestimmende abstrakte, allgemeine Beziehungen, wie Teilung der Arbeit, Geld, Wert etc., herausfinden. Sobald diese einzelnen Momente mehr oder weniger fixiert und abstrahiert waren, begannen [!] entstanden] die ökonomischen [Denk-] Systeme, die von dem Einfachen, wie Arbeit, Teilung der Arbeit, Bedürfnis, Tauschwert, aufstiegen [!] bis zum Staat, Austausch der Nationen und Weltmarkt. Das letztere ist offenbar die wissenschaftlich richtige Methode. Das Konkrete ist konkret, weil es die Zusammenfassung vieler Bestimmungen [Begriffe] ist, also Einheit des Mannigfaltigen. Im Denken erscheint es daher als Prozeß der Zusammenfassung, [!] als Resultat, nicht als Ausgangspunkt, obgleich es der wirkliche Ausgangspunkt und daher auch der Ausgangspunkt der Anschauung und der Vorstellung ist. Im ersten Weg wurde die volle Vorstellung zu abstrakter Bestimmung verflüchtigt; im zweiten führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion [!] des Konkreten im Weg des Denkens. Hegel geriet daher auf die Illusion, das Reale als Resultat des sich in sich zusammenfassenden, in sich vertiefenden und aus sich selbst sich bewegenden Denkens zu fassen, während die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein geistig Konkretes zu reproduzieren. Keineswegs aber der Entstehungsprozeß des Konkreten selbst.*“ (#42: 35; Reproduktion erinnert uns an Rekonstruktion bei Dux) In der „*Deutschen Ideologie*“ wird als Folge der Teilung der materiellen und geistigen Arbeit schon gesagt: „*Von diesem Augenblicke an kann sich das [philosophische] Bewußtsein wirklich einbilden, etwas Anderes als das Bewußtsein der bestehenden Praxis zu sein, **wirklich** etwas vorzustellen, ohne etwas Wirkliches vorzustellen – von diesem Augenblicke an ist das Bewußtsein instande, sich von der Welt zu emanzipieren und zur Bildung der ‚reinen‘ Theorie, Theologie, Philosophie, Moral etc. überzugehen*“; als Idealismus mit der Idee als Beweger. (#3: 31) Wieder in der „*Methode...*“ sagt Marx wenig später: „*Das Ganze, wie es im Kopfe als Gedankenganzes erscheint, ist ein Produkt des denkenden Kopfes, der sich die Welt in der ihm einzig möglichen Weise aneignet.*“ (36) Er kommt dann auf die Arbeit zu sprechen, die eine ganz einfache Kategorie beziehungsweise Abstraktion zu sein scheine. (38) Doch die abstraktesten Kategorien seien, eben wegen ihrer Abstraktion, das Produkt historischer Verhältnisse und besäßen ihre Vollgültigkeit nur für und innerhalb dieser Verhältnisse. Die bürgerliche Gesellschaft sei die entwickelste und mannigfaltigste historische Organisation der Produktion. Die Kategorien dieser Zeit, die hier für die Begriffe stehen, die durch das Absteigen gefunden werden, gewährten daher „*zugleich Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse aller der untergegangenen Gesellschaftsformen, mit deren Trümmern und Elementen sie sich aufbaut ... Die Anatomie des Menschen ist ein Schlüssel zur Anatomie des Affen. Die Andeutungen auf Höheres in den untergeordneten Tierarten können dagegen nur verstanden werden, wenn das Höhere selbst schon bekannt ist. Die bürgerliche Ökonomie liefert so den*

Schlüssel zur antiken etc. Keineswegs aber in der Art der [-jenigen] Ökonomen, die alle historischen Unterschiede verwischen und in allen Gesellschaftsformen die bürgerlichen sehen“. (39) Kurz vorher betont Marx – von einer anderen Seite her, daß nämlich (einige) politische Ökonomen Produktion und Distribution zu sehr trennten –, dies sähe so aus, als wenn das Auseinanderreißen beider nicht aus der Wirklichkeit in die Lehrbücher, sondern *„umgekehrt aus den Lehrbüchern in die Wirklichkeit gedrungen sei, und es sich hier um eine [philosophisch] dialektische Ausgleichung von Begriffen handele und nicht um die Auffassung realer Verhältnisse“.* (25)¹ In diesem Zitat ist nun die Hegelsche (!) Methode als nur dialektische Ausgleichung von Begriffen kritisiert! Marx stützt sich also bereits auf die wenig später in der „Deutschen Ideologie“ formulierte positive Geschichtswissenschaft der Entstehung der Menschen aus der Natur und argumentiert gegen Idealismus und dessen Dialektik mit seiner neuen empirischen und nicht-teleologischen prozeßhaften Logik, wie es im Bezug auf die historisch-genetische Theorie wohl heißen darf. Ausdrücklich wird von ihm bestritten, einen sozialen Prozeß vom Ursprung her in der Zielsetzung erkennen zu können, wie es der traditionellen Logik eigentümlich ist. Im „Kapital“ hören wir beim „Fetischcharakter der Ware...“, das Nachdenken über die gesellschaftliche Analyse schlage einen der wirklichen Entwicklung entgegengesetzten Weg ein, es beginne mit den fertigen Resultaten des Entwicklungsprozesses. (Ziel; #23: 89) *„So war es nur die Analyse der Warenpreise“* – also erst in der fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaft –, *„die zur Bestimmung der Wertgröße, nur der gemeinschaftliche Geldausdruck der Waren, der zur Fixierung ihres Wertcharakters führte“.* (90) 1868 schreibt Marx an Kugelmann: *„Die Wissenschaft besteht eben darin, zu entwickeln, wie das Wertgesetz sich durchsetzt ... Es ist gerade der Fehler Ricardos, daß er ... alle möglichen Kategorien, die erst entwickelt werden sollen, als gegeben voraussetzt“* (also: setzt).² Er bestätigt die Aussage Kugelmanns über die Geschichte der Theorie, (!) daß die Auffassung des Wertverhältnisses stets dieselbe war, klarer oder unklarer. Und dann kommt Marx auf seine Weise tatsächlich zur Besprechung der **Ontogenese** (!): *„Da der Denkprozeß selbst aus den Verhältnissen herauswächst, selbst ein Naturprozeß ist, so kann das wirklich begreifende Denken [des Homo sapiens] immer nur dasselbe sein, und nur graduell, nach der Reife der Entwicklung, also auch des Organs, womit gedacht wird, sich unterscheiden. Alles andere ist Fasel!“*.³ (11.7.68; #32: 553; Homo sapiens mag hier eine zu enge Eingrenzung sein, gibt aber die Richtung an) Die Kapazität des Denkvermögens beim Homo sapiens bleibt bestehen, ändert ihre Logik aber nach der historischen Reife – übersetze ich mal etwas frei. Hier wird zur Methode, die ihren

¹ Ausgerechnet hier zitierte ich **falsch**: schon 1844 in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ sagt er, es genüge nicht, *„daß der Gedanke zur Verwirklichung drängt, die Wirklichkeit muß sich selbst zum Gedanken drängen“.* (#1: 386)

² David Ricardo, (1772 - 1823) englischer Ökonom, der einigermaßen Gnade bei Marx fand.

³ Dies ist eine Stelle, die ich bei der Überprüfung meiner Argumentation durch Zufall fand, als ich etwas anderes nachschlug; eine vollständige neue Durcharbeitung der MEW könnte also noch einiges erbringen.

Forschungsgegenstand historisch entwickeln müsse, doch wichtiges gesagt. Wenn natürlich auch noch nicht die Ontogenese im Sinne Dux⁴ erkannt wird, so sehen wir ein deutliches Überlegen in diese Richtung. Der soziale Prozeß – im Gegensatz etwa zur Folge Samen > Pflanze bei Hegel – ist für ihn ein zielloffener, weil historischer Prozeß, phylogenetisch wie ontogenetisch. Durch das eigene Prozessieren des sich selbst verändernden Prozesses von Handlungen kann es so oder anders kommen (wie 1848). Und viel mehr Parameter des Prozesses lassen sich ohne klassische Dialektik in die Analyse gedanklich einbinden. Bestimmungen wie Ab- und Aufsteigen, dazu die Entwicklung der Menschen und des Denkens aus der Natur heraus, zeigen ebenso das Verständnis für die neue Qualität der prozeßhaft gedachten Menschwerdung. Die fehlende weitergehende Ausarbeitung einer starken Sozialtheorie, in der nun Evolution *definiert*, das Zufällige/ Planlose und – etwas quer dazu – die Bewegungsgesetze reflektiert werden, kann darüber nicht hinwegtäuschen, wie weit Marx und Engels dieser Schritt im gesellschaftswissenschaftlichen Kontext (irgendwie) vor Augen stand. Ich zitierte Engels schon damit, als der von der ordnenden modernen Wissenschaft im „Ludwig Feuerbach...“ sagt, sie sei die: „*Wissenschaft von den Vorgängen, [Prozessen] vom Ursprung und der Entwicklung ... und vom Zusammenhang...*“ (#21: 294) Auch im „Kapital“ greift Marx, als er den Ursprung des Kapitalismus darstellt, nicht auf eine philosophisch-logische Erklärung zurück, sondern skizziert den *historischen* Ablauf der „Ursprünglichen Akkumulation“ als Übergangsstadium (und als Gewaltexeb).

Traditionale Logik? Wir sahen, wie Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ sich – gegen Hegels Ansatz – der Nutzung einer neuen Methode in der modernen positiven Gesellschaftswissenschaft zuwenden und den Übergang der Menschen aus der Natur als historischen Prozeß formulierten. Wenn es heißt, das gesellschaftliche Sein bestimme das Bewußtsein, dann bedeutet es bei ihnen ebenso, das Bewußtsein bestimme das Sein mit, nur in letzter Instanz habe die Ökonomie diesbezüglich Vorrang, die wiederum durch das Handeln bewegt wird. Handeln von immer neuen Generationen (mittels der Ontogenese), die ihre Welt jeweils neu interpretieren und also konstruieren. Es gibt auch aus dieser Sicht keine passive und keine direkte Übertragung der Ideologie von der Gesellschaft auf das Individuum, keine Widerspiegelung. Dieser Prozeß verläuft gerade umgekehrt, weil die Aufwachsenden das alte Weltbild nicht genau übernehmen können, da jedes Individuum die Vorgabe etwas anders versteht; schon Marx sagt, daß beim Erkennen „*ein und derselbe Gegenstand in den verschiedenen Individuen sich verschieden bricht*“ (#1: 7) Phylogenetisch ist der Versuch, die soziale Evolution als einen offenen Prozeß zu belegen, für die damalige Zeit weitgehend gelungen (wenn auch die Ergebnisse, die Inhalte der damaligen Vorstellung heute ins Wanken geraten, wie wir beim Besprechen des Urkommunismus sahen). Wir sahen auch, wie Marx und Engels zumindest dicht an ein Verständnis einer prozeßhaften Logik des Weltbildes herankamen. Und es zeigte sich bei ihnen, daß Dualbegriffe wie Historisch - Logisch, aber auch Sein - Bewußtsein, Subjekt - Objekt und weiteres mehr in modernem Sinn gedacht werden (oder können sie bloß so gedacht werden?). Diese Theorie-Figuren erscheinen als

Funktionen oder Typen in einer Strukturtheorie, in der auch der „Umschlag“ als methodisch zentrales Element dialektischer Logik nicht mehr vorkommt, sondern beispielsweise die (strukturelle) Metamorphose. Dagegen wird gesagt, Engels habe in der Rezension von 1859 mit dem Historisch - Logisch sich von Marx entfernt, seine Darstellung sei Realdialektik, er habe beides als dialektische Einheit verstanden. (Holz, 1993: 184) Wie soll das gehen? Von Engels wird die „historische Darstellung“, die er zum Erzählen des Zickzacks für möglich hält, zur Beschreibung der historischen Realität zurückgewiesen zugunsten einer theoretischen/ abstrakten/ logischen Darstellung. Deshalb betont er: „*Die logische Behandlungsweise war also allein am Platz. Diese aber ist in der Tat **nichts anderes** als die historische, nur **entkleidet** der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten*“. (Hv. h.) Entsprechend kann diese Darstellung, die lediglich ein anderer Weg der Behandlung sei (entkleidet), nur eine Art Übersetzung des Realen in eine andere Darstellungsform sein, als Typenbildung oder dergleichen, um das Wesentliche, das Klassische herauszuarbeiten. Wäre Engels tatsächlich von einer dialektischen Identität beider Begriffe ausgegangen, wäre das Logische keineswegs bloß Realdialektik, sondern jedenfalls *etwas anderes* als die historische Variante und nicht mehr nur die entkleidete Form.

Wer Hegel und die spekulative Philosophie nur flüchtig kennt, die Marx-Engels-Werke gelesen hat und erstmal den Darstellungen darin folgt, es gäbe nur eine Geschichtswissenschaft und dazu eine Marxsche dialektische Methode, wird allzu leicht bei einer Vorstellung landen, es müsse sich um die Subjekt-Objekt-Dialektik handeln: die Menschen verändern ihre Umwelt und dadurch sich selbst... So entsteht das Bild einer *realen Dialektik*, in der nicht ein (Hegelscher Welt-) Geist, sondern nun die Menschen Movers dieses großen Umschlages sind, die Entwicklung aber dennoch der ursprünglich idealistischen Logik von These > Antithese > Synthese folgt, die für die Menschen als soziale Entwicklungsgesetze erscheinen, denen sie weitgehend ausgeliefert bleiben. Auf Grund dieses Mißverständnisses erscheinen dann Engels' späte Hinweise auf die Dialektik als Verstärkung dieses Eindrucks. Für den ganz großen Prozeß der Menschwerdung mag das mit der Subjekt-Objekt-Dialektik vordergründig plausibel klingen, solange nicht im Detail nachgefragt wird. Doch der historische Prozeß ist keine Geistzeugung, die Umschwünge der Dialektik sind nicht anwendbar, um die tatsächliche Vielfalt und systemische Vielschichtigkeit der Parameter gesellschaftlichen Wandels hinreichend zu berücksichtigen. (siehe Godelier) Der Satz vom Subjekt, das sich über das von ihm veränderte Objekt selbst verändert, ist ja nicht generell falsch oder unverständlich. Nur wird durch eine allein akzeptierte klassische dialektisch/ logische Methode die Differenziertheit historischer Prozesse unzulässig reduziert. Hätte Marx im „Nachwort“ von 1872 nicht – offenbar wieder etwas kokett oder trotzig¹ – Kaufman davon überzeugen wollen, der selbst habe seine Rezension doch „deutsch-dialektisch“ formuliert, und anstelle von seiner eigenen dialektischen Methode von einer Strukturtheorie oder von Metamor-

¹ Daß Marx nicht eben gut gelaunt dies „Nachwort“ schrieb, zeigt die etwas peinliche Attacke auf die „breitmäuligen Faselhänse“.

phosen oder dergleichen gesprochen, wäre der Sachverhalt viel deutlicher geworden. Es gibt im „Kapital“, wo das am intensivsten erwartet wird (selbst von Engels, der sie dort suchen mußte), keine Darstellung einer Dialektik, sondern die von komplexen Prozessen.

Entsprechend scheint mir der Verzicht auf jede Dialektik das Werk von Marx und Engels gut nachvollziehbar zu machen. Wir haben folgende sozialgeschichtliche Darstellung: Menschen gestalten durch Arbeit/ Produktion sich und ihre Umwelt, sie leben in Verhältnissen, die sie nur sehr bedingt im Großen beeinflussen können, heute mehr als früher, wo aber dafür nun die Eingriffe viel drastischer werden; sie unterliegen in sofern gesellschaftlichen, ökonomischen, also von ihnen – durch „Klassenkämpfe“ – selbst gemachten, nur langfristig änderbaren Entwicklungsgesetzen. Und gerade im „Kapital“ wird sehr deutlich auf Typen, Klassizität, Struktur, System und dabei primär auf das Prozeßhafte verwiesen, die die Grundlage der Analyse sind. Soweit von Dialektik wirklich mal in den MEW gesprochen wird, ist der Grund Abgrenzung zu Hegel und zugleich der Versuch, in seiner Nachfolge zu stehen, ohne noch als Hegelianer zu gelten, oder sie wird schlicht als Prozeß beschrieben, manchmal mit Andeutungen Hegelschen Formulierens. Mal versteckt, mal ausdrücklich benannt ist sie Metapher für die Dynamik in Gesellschaft und Natur, um das eigene Werk in die neue Vorstellung einer allgemeinen Evolution einzubinden und sich einer Ganzheit des eigenen Denkens über die Welt zu versichern; so wie es in der Philosophie Tradition, in der Komplexität der modernen Sozialtheorie aber nicht mehr möglich ist. Doch einmal festgelegt auf die Marxsche „dialektische Methode“ im „Kapital“, wird das Prozeßhafte in den späteren Erläuterungen für die Leser:innen nicht weiter als Sozialtheorie und als Reflexion des eigenen Vorgehens entfaltet, sondern von Marx und Engels eher formelhaft weiter behauptet. In den Spätschriften, wie im „Anti-Dühring“, wird nichts Neues gesagt, und auch dort wird betont: Dialektik = Prozeß, ein Prozeß, der im Kleinen bewußt zu steuern ist, im Großen jedoch in Form von Entwicklungsgesetzen erscheint! Aber diese letzten, die Methode notwendig zusammenfassenden Darstellungen, wirken in ihrer Kompaktheit als bedeutend, wenn nicht als neu. Doch das kann alles schon aus der „Deutschen Ideologie“ herausgelesen werden, soweit es für die Analyse der Sozialgeschichte, die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft bedeutsam ist.

Die „Deutsche Ideologie“ als bereits die theoretische Grundlage der Arbeiten Marx' und Engels' scheint mir für 1845 eine wissenschaftshistorisch beeindruckende Leistung zu sein. Es mag bedauert werden, daß sie nicht als Sozialtheorie ausgearbeitet wurde, um die Thesen weiterzuführen. Auch dort, wo solche Ansätze für die heutige Wissenschaft keinen Nutzen mehr haben, wie etwa die Vorstellung eines Urkommunismus, womöglich als matriarchale Stufe, oder bei der Übernahme von Hegels statischer „asiatischer Produktionsweise“, zu der ich noch komme, entstanden für ihre eigene Zeit weitreichende Gedanken. Sie in die damalige Diskussion um die Entstehung der Sozialwissenschaft insgesamt einzuführen, die Literatur ihrer Zeit weitgehend zu besprechen, als beispielsweise nur mit Morgans Schrift eine Stufenfolge der Familie zu übernehmen, wäre fruchtbar gewesen. Eine solche Theo-

rie hatte tatsächlich das Potential, neben Darwin die Wissenschaftsgeschichte zu prägen. Das wird im nächsten Teil B besonders an dem dennoch erheblichen Einfluß deutlich werden, den sie auf frühe Soziologen ausgeübt haben, die zudem durch ihre Arbeiten manches noch erläutern und bestätigen, was bei Marx und Engels These blieb. (Hennings, ¹⁴2017)

Literatur

Wo es sinnvoll ist, auf die Ersterscheinung zu verweisen, wird die vorn hinter dem Namen der Autor:innen in Klammern angezeigt, gefolgt von der benutzten Ausgabe. Weitere Bände einer Autor:in im gleichen Jahr sind mit einem Kleinbuchstaben versehen, wie: 1987^b; eine Auflage wird gegebenenfalls vorn mit der betreffenden Ziffer gekennzeichnet, wie: ⁵1989. Mehrere Bände werden durch: - abgetrennt, wie: 1979-2. Bei zwei gleichnamigen Autor:innen bei gleichem Jahrgang wird ein Hinweis auf Vornamen gegeben: Fletcher, J. 2004.

- Acosta de, José, 1605, *America, oder wie mans zu teutsch nennet, die Newe Welt, oder West Indien*
- Affentranger, Thomas, 2006, *Ambiguität, Ambivalenz und Aporie: Neue methodische Paradigmen zur Neuropsychologie der Frontallappen*, Göttingen
- Albrecht, Gerd, 2009, *Durch diese hohle Gasse...*, in *Eiszeit*, 2009
- Algaze, Guillermo, ²2005, *The Uruk World System, the Dynamics of Expansion of early Mesopotamian Civilisation*, Chicago/ London
- Altamira, *Höhlenmalerei der Steinzeit*, 1995, Hg., Deutsches Museum München (Texte: Benz-Zauner/ Müller-Beck/ Züchner)
- Anati, Emmanuel, 2002, *Höhlenmalerei*, Düsseldorf
- Arasse, Daniel, 2005, *Leonardo da Vinci*, Köln
- Ariès, Philippe, 1960, *Geschichte der Kindheit*, München
- Arte.tv: www.arte.tv/guide/de/051652-000/steinzeit-und-moderne
- Ascalone, Enrico, 2005, *Mesopotmien - Sumerer, Assyrier und Babylonier, Bildlexikon der Völker und Kulturen*, Bd. 1, Berlin
- Assmann, Jan, 1988, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in Assmann/ Hölscher, 1988
- Assmann, Jan, 1988^b, *Stein und Zeit, das „monumentale“ Gedächtnis der altägyptischen Kultur*, in Assmann/ Hölscher, 1988
- Assmann, Jan, 1992, *Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München
- Assmann, Jan, 2010, *Magie und Ritual im alten Ägypten*, in Assmann/ Strohm, 2010
- Assmann, Jan/ Hölscher, Tonio, 1988, Hg., *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt
- Assmann, Jan/ Müller, Klaus E, 2005, Hg., *Der Ursprung der Geschichte - Archaische Kulturen, das alte Ägypten und das frühe Griechenland*, Stuttgart
- Assmann, Jan/ Strohm, Harald, 2010, Hg., *Magie und Religion*, München
- Auffermann, Bärbel, 1998, *Frauendarstellungen in der eiszeitlichen Kunst*, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Auffermann, Bärbel/ Orschiedt, Jörg, 2002, *Die Neandertaler, eine Spurensuche*, Stuttgart
- Auffermann, Bärbel/ Weniger, Gerd-Christian, 1998, *Frauen - Zeiten - Spuren*, Mettmann

- Aurenche, O., in Ausstellung: Badisches Landesmuseum, Hg., 2007, in Vor 12.000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit, Karlsruhe
- Bachofen, Johann Jacob, 1947, Mutterrecht, Dortmund (Schwalvenberg Verlag)
- Bacon, Edward, 1963, Hg., Versunkene Kulturen, München/ Zürich
- Balter, Michael, 2011, Was North-Africa the Launch Pad for Modern Human Migrations? in *Science*, 331: 20ff
- Balz-Cochois, Helgard, 1992, Inanna - Wesensbild und Kult einer unmütterlichen Göttin, Gütersloh
- Banning, E. B., 2011, So Fair a House, Göbekli Tepe and the Identification of Temples in the Pre-Pottery Neolithic of the Near East, *Current Anthropology*, Vol. 52, No. 5 (October 2011), pp. 619-660 [mit Kommentaren]
- Bar-Yosef, Ofer/ Belfer-Cohen, Anna, 2010, The Levantine Upper Palaeolithic and Epipalaeolithic, in Garcea, 2010
- Barham, Lawrence, 2010, A technological fix for ‚Dunbar’s Dilemma‘, in Dunbar u. a., 2010
- Baring, Andrew, 1974-2, Die Sudanvölker, in *Bild der Völker*
- Bartl, Karin, 2004, Vorratshaltung, die spätepipaläolithische und frühneolithische Entwicklung im westliche Vorderasien, Berlin
- Bauer, Joachim, 2008, Das Kooperative Gen, Abschied vom Darwinismus, Hamburg
- Bauer, Joachim, 2011, Schmerzgrenze, vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt, München
- Bayertz, Kurt, 2013, Der aufrechte Gang, eine Geschichte des anthropologischen Denkens, München
- Beauvoir, Simone de, (1949) 1999, Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau [neue Übersetzung], Reinbek
- Beck, Ulrich/ Giddens, Anthony/ Lash, Scott, 1996, Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt
- Becker, Heidrun/ Steding-Albrecht, Ute, Hg., 2015, Ergotherapie im Arbeitsfeld Pädiatrie, Stuttgart
- Becker, Nico/ Dietrich, Oliver/ Götzelt, Thomas/ Köksal-Schmidt, Çiğdem/ Notroff, Jens/ Schmidt, Klaus, 2012, Materialien zur Deutung der zentralen Pfeilerpaare des Göbekli Tepe und weiterer Orte des obermesopotamischen Frühneolithikums, in *Zeitschrift für Orient-Archäologie*, Jg. 5
- Behn, Friedrich, 1963, Vorgeschichtliche Kunst in Europa, in Ullstein Kunstgeschichte, Bd. 1
- Bender, Andrea, 2009, Heiliger Zorn im [Südsee-] „Paradies“? Emotionen im Kulturvergleich, in Wagner, 2009
- Benz, Marion, 2010, Die Neolithisierung im Vorderen Orient, Theorien, archäologische Daten und ein ethnologisches Modell, Berlin
- Benz, Marion, 2010b, Changing Landscapes, Changing Societies, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., *Landscapes in Transition*, Oxford UK

- Benz, Marion, 2010c, Ed., *The Principle of Sharing, Segregation and Construction of Social Identities at the Transition from Foraging to Farming*, Berlin
- Benz, Marion, 2010d, *Beyond death - the construction of social identities at the transition from foraging to farming*, in Benz, 2010c
- Benz, Marion, Datenbank 14C Neolithikum:
http://exorient.org/associated_projects/ppd.php
- Benz, Marion, et al., 2015, *Prelude to village life. Environmental data and building traditions of the Epipalaeolithic settlement at Körük Tepe, Southeastern Turkey*, in *Paléorient*, vol. 41.2, p. 9-30 © CNRS ÉDITIONS 2015
- Benz, Marion/ Bauer, Joachim, 2013, *Symbols of Power – Symbols of Crisis? A Psycho-Social Approach to Early Neolithic Symbol Systems*, in *Neolithics*, 2/ 2013
- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas, (1969) 1980, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt
- Bernbeck, Reinhard, 1997, *Theorien in der Archäologie*, Tübingen/ Basel
- Bernbeck, Reinhardt, 1993, *Steppe als Kulturlandschaft, das 'Ağaç-Gebiet Ostsystems vom Neolithikum bis zur islamischen Zeit, mit Beiträgen von Peter Pfälzner*, Berlin
- Bild der Völker, 1974, 10 Bd. Hg. Evans-Pritchard, Edward, (Beirat: R. Ardrey, R. J. Braidwood, R. Fox, Th. Heyerdahl, L. S. B. Leakey, D. Morris, J. Soustelle) Wiesbaden
- Binford, Lewis R., 1984, *Die Vorzeit war ganz anders, Methoden und Ergebnisse der Neuen Archäologie*, München
- Bischof-Köhler, Doris, 1989, *Spiegelbild und Empathie, die Anfänge der sozialen Kognition*, Bern u. a.
- Bischof-Köhler, Doris, 2006, *Empathie – Mitgefühl – Grausamkeit, und wie sie zusammenhängen*, in *Berliner Debatte Initial*, 17/ 1-2
- Bischof-Köhler, Doris, 2011, *Soziale Entwicklung in Kindheit und Jugend - Bindung, Empathie, Theory of Mind*, Stuttgart
- Blocher, Felix, *Die Ikonographie der Inanna/ Ishtar im alten Orient*, in: Uruk, 2013
- Böhner, Utz/ Schyle, Daniel, 2006, *Karten Levante*:
<http://context-database.uni-koeln.de/map.php>
- Bolz, Peter, 1983, *Oglala-Sioux*, in Müller, 1983
- Bosinski, Gerhard, 1981, *Gönnersdorf, Eiszeitjäger am Mittelrhein*, Koblenz
- Bosinski, Gerhard, 1989, *Fünfte Theodor Mommsen-Vorlesung 1986: Die grosse Zeit der Einzeitjäger, Europa zwischen vierzigtausend und zehntausend v. Chr.*, in: *Jahrbuch des römisch-germanischen Zentralmuseums Mainz*, 34, 2 Bd., 1987, Bd. 1, Mainz
- Bosinski, Gerhard, 2009, *Universalgeräte und Spitzentechnologie, Paläolithische Kulturen im Überblick*, in *Eiszeit*, 2009
- Bräuer, Günter, 2006, *Das Out-of-Africa-Modell und die Kontroverse um den Ursprung des modernen Menschengeschlechts*, in Conard, 2006

- Bräuer, Günter, 2012, Middle Pleistocene Diversity in Africa and the Origin of Modern Humans, in Hublin/ McPherron, 2012
- Brecher, Kenneth S., 1974-5, Indianer-Stämme am Xingu in Brasilien, in Bild der Völker
- Brentjes, Burchard, 1981, Völker an Euphrat und Tigris, Leipzig
- Bruner, Jerome S./ Olver, Rose R./ Greenfield, Patricia M., 1971, Ed., Studien zur kognitiven Entwicklung, Stuttgart
- Burenhult, Göran, Hg., 2004, Die Menschen der Urzeit, Köln
- Bussmann, Hadumod, 1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart
- Butterlin, Pascal, 2013, Die Expansion der Uruk-Kultur, in >Uruk, 2013
- Cassou, Jean, o. J., Pablo Picasso, Paris
- Catlin, George, 1982, Die Indianer Nordamerikas, Leipzig
- Cauvin, Jaques, 2000, The Birth of the Gods and the Origins of Acriculture, Cambridge
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca, 1996, Gene, Völker und Sprachen, Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation, München/ Wien
- Chagnon, Napoleon, 1974-5, Die Yanomamo in Brasilien und Venezuela, in Bilder der Völker
- Chauvet, Jean-Marie/ Brunel Dechamps, Éliette/ Hillaire, Christian, 1995, Grotte Chauvet - Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche, Sigmaringen
- Childe, V. Gordon, (1951) 1975, Soziale Evolution, Frankfurt
- Clottes, Jean/ Lewis-Williams, David, 1997, Schamanen, Trance und Magie in der Höhlenkunst der Steinzeit, Sigmaringen
- Conard, Nicholas J., 2006, Hg., Woher kommt der Mensch, Tübingen
- Conard, Nicholas J., 2009, Alles wird anders? Innovation und kultureller Wandel, in Eiszeit, 2009
- Conard, Nicholas J., 2009, Die Anfänge der Musik, in Eiszeit, 2009
- Conard, Nicholas J./ Bolus, Michael, 2009, Basislager der Kreativität, in Eiszeit, 2009
- Cook, Jill, 2003, Vom Mutterleib zum Sexualpartner, sexuelle Bildsprache in der Kunst der Altsteinzeit, in 100.000 Jahre Sex, über Liebe, Fruchtbarkeit und Wollust, Vilsteren v., Vincent T./ Weiss, R.-W., Hg., Katalog, Hamburg
- Coward, Fiona, 2010, Ancient Near Eastern Social Networks, in Dunbar u. a., 2010
- Crawford, Harriet, 2013, The Sumerian World, ISBN 978-0-415-56967-5
- Crespigny, X., 1975-5, Die Bewohner von Feuerland, Chile und Arnetinien, in Bild der Völker
- Crone, Eveline, 2011, Das pubertierende Gehirn, wie Kinder erwachsen werden. München
- Croucher, Karina, 2010, Tactile engagements: the world of the dead in the lives of the living ... or ,sharing the dead‘, in Benz, 2010c
- DAI, eForschungsberichte des DAI/ Deutsches Archäologisches Institut, Faszikel 3 (<https://www.dainst.org/publikationen/e-publikationen/e-forschungsberichte>)

- Damasio, Antonio, 2011, *Selbst ist der Mensch, Körper, Geist und die Entstehung des menschlichen Bewusstseins*, München
- Dapper, Olfert, (1668, dt. 1671), 1964, *Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa*, eingerichtet, mit einem Nachwort versehen und herausgegeben von Rolf Italiaander, Stuttgart
- Darwin, Charles, (1859) 2004, *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein)*, Hamburg (3-933203-82-1, Nachdruck 6. Auflage)
- Darwin, Charles, (1871) o. J., *Die Abstammung des Menschen (und die geschlechtliche Zuchtwahl)*, Paderborn (3-937229-86-8, Nachdruck 6. Auflage)
- Delluc, Brigitte und Gilles, 1998, *Die grossen Erfindungen von Lascaux oder Lascaux – ein eigener Stil*, in Ruspoli, 1998
- deMause, Lloyd, 1980, *Hört ihr die Kindlein weinen*, Frankfurt
- Denwood, Philip, 1974-7, *Die Tibeter in Bild der Völker*
- Dietl, Holger, 2009, *Analyse der paläolithischen Siedlungsdynamik an Freifundplätzen in der levantinischen Steppenzone*, Rahden
- Dietrich, Oliver u. a., *The role of cult and feasting in the emergence of Neolithic communities. New evidence from Göbekli Tepe, south-eastern Turkey*, in: *Antiquity Publications Ltd., Antiquity* 86 (2012): 674–695
- Dinzelbacher, Peter, 2008, *Europäische Mentalitätsgeschichte*, Stuttgart
- Döbert, Rainer/ Habermas, Jürgen/ Nunner-Winkler, Gertrud, Hg., 1980, *Entwicklung des Ichs*, Meisenheim
- Donald, Merlin, 1993, *Précis of Origins of the modern mind: three stages in the evolution of culture and cognition*, in *Behavioral and Brain Sciences*, 16/ 1993
- Donald, Merlin, 2008, *Triumph des Bewusstseins, die Evolution des menschlichen Geistes*, Stuttgart
- Doyle, Claudia, 2017, *Der Wandel, der vom Acker kam*, in *Max Planck Forschung* 2.2017
- Dressel, Gert, 1996, *Historische Anthropologie*, Wien u. a.
- Driesch, v. d. Angela/ Peters, Joris, 1998, *Vorläufiger Bericht über die archäozoologischen Untersuchungen am Göbekli Tepe und am Gurgütepe bei Urfa [Şanlıurfa], Türkei*, in *Istanbuler Mitteilungen*
- Dunbar, Robin, 2010, *Deacon's Dilemma: The Problem of Pair-bonding in Human Evolution*, in Dunbar u. a., 2010
- Dunbar, Robin/ Gamble, Clive/ Gowlett, John, 2010, *Social Brain, Distributed Mind*, Oxford
- Dunbar, Robin/ Knight, Chris/ Power, Camilla, Hg., 1999, *The Evolution of Culture*, Edinburgh
- Dux, Günter, 1989, *Die Zeit in der Geschichte*, Frankfurt
- Dux, Günter, 1990, *Die Logik der Weltbilder, Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte*, Frankfurt
- Dux, Günter, 1992, *Liebe und Tod im Gilgamesch-Epos: Geschichte als Weg zum Selbstbewusstsein des Menschen*, Wien

- Dux, Günter, 1994, in Zusammenarbeit mit V. Pushpa Kumari: Studien zur vorindustriellen Kausalität, in Dux/ Wenzel, 1994
- Dux, Günter, 1997, Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter, Frankfurt
- Dux, Günter, 2008, Historisch-genetische Theorie der Kultur, Instabile Welten, zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel, Weilerswist
in Englisch: Dux, Günter, 2011, Historico-genetic Theory of Culture - On the Processual Logic of Cultural Change, Bielefeld
- Dux, Günter, 2013, Die ganze Geschichte im Blick. Der Eintritt in die Gattungsgeschichte als Geistesgeschichte, in SAECULUM 63.1/ 2013, Wien/ Köln/ Weimar
- Dux, Günter, 2014, Geistesgeschichte als Gattungsgeschichte, in Dux/ Rüsen, 2014
- Dux, Günter, 2017, Die Evolution der humanen Lebensform als geistige Lebensform - Handeln, Denken, Sprechen, Wiesbaden
- Dux, Günter, 2019, Gesammelte Schriften, Heidelberg
- Dux, Günter/ Rüsen, Jörn, Hg., 2014, Strukturen des Denkens, Studien zur Geschichte des Geistes, Wiesbaden
- Dux, Günter/ Wenzel, Ulrich, Hg., 1994, Der Prozess der Geistesgeschichte, Frankfurt
- Eggert, Manfred K. H., 2006, Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft, Tübingen/ Basel
- Eggert, Manfred K. H./ Samida, Stefanie, 2009, Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie, Köln/ Weimar/ Wien
- Eiszeit - Kunst und Kultur, 2009, Begleitband zur Ausstellung, Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a., Hg., Stuttgart
- Eitler, Pascal/ Scheer, Monique, 2009, Emotionsgeschichte als Körpergeschichte, eine heuristische Perspektive auf religiöse Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert, in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 35, 2009
- Elias, Norbert, (1936) 1968, Über den Prozess der Zivilisation, 2. Bd., Frankfurt
- Ess, Margarete van, 2013, Altorientalische Grundsteinlegung, in Uruk, 2013
- Facchini, Fiorenzo, 2006, Die Ursprünge der Menschheit, Stuttgart
- Fagan, Brian, 1990, Die ersten Indianer - das Abenteuer der Besiedlung Amerikas, München
- Fagan, Brian, 2007, Hg., Entdeckungen! Neue Schätze der Archeologie, Frankfurt
- Falk, Dean/ Gibson, Kathleen R., 2001, Ed., Evolutionary Anatomy of the Primate Cerebral Cortex, Cambridge
- Falk, Harry, 2005, Hg. Wege zur Stadt, vergleichende Studien zu Antike und Orient, Bremen
- Fedigan, Linda M., 1986, The Changing Role of Women in Models of Human Evolution, in Annual Review of Anthropology, 15 - 1986
- Fink, Helmut/ Rosenzweig, Rainer, Hg., 2008, Neuronen im Gespräch, Sprache und Gehirn, Paderborn
- Finkel, Daniel/ Swartwout, Paul/ Sosis, Richard, 2010, The Socio-Religious Brain, in Dunbar, 2010

- Finlayson, Bill, 2010, Archaeology, evidence and anthropology: circular arguments in the transition from foraging to farming, in Benz, 2010c
- Fischer, Julia, 2008, Zum Ursprung der menschlichen Sprache, in Fink/ Rosenzweig, 2008
- Flam, Helena, 2002, Soziologie der Gefühle: eine Einführung, Konstanz
- Fletcher, Joann, 2004, Das alte Ägypten, Geschichte, Kunst und Mythen, Köln
- Fletcher, Roland, 2004: Häuser aus Mammutknochen, in Burenhult, 2004
- Fletcher, Roland, 2004^b, Die Olduvai-Schlucht: ein Fenster in die Vergangenheit, in Burenhult, 2004
- Floss, Harald, 2009, Menschen mit Migrationshintergrund, in Eiszeit, 2009
- Forge, Anthony, 1974-1, Die Völker Melanesiens, in Bild der Völker
- Frankfort H. und H. A./ Wilson, J./ Jacobsen, Th., 1954, Frühlicht des Geistes, Wandlungen des Weltbildes im alten Orient, Stuttgart
- Franz, Angelika, 2015, Rätsel um Rote Königin von El Mirón, in Spiegel.de (28.5.15)
- Fraser, Douglas, 1962, Die Kunst der Naturvölker, München/ Zürich
- Fraundorf, Elke, 2001, Mehr Menschen - mehr Krankheiten, zur Evolution parasitärer Erkrankungen im populationsbiologischen Kontext, in Kemkes-Grottenthaler/ Henke, Hg., 2001
- Frazer, James George, 2000, Der goldene Zweig, das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker, Reinbek
- Freeman, Derek, 1983, Liebe ohne Aggression, Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker, München
- Frevert, Ute, 2000, Vertrauen als Gefühlshaltung, in Benthin, Claudia/ Fleig, Anne/ Kasten, Ingrid, 2000, Emotionalität, zur Geschichte der Gefühle, Köln u. a.
- Frevert, Ute, 2009, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen? in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 35, 2009
- Frevert, Ute, 2011, Emotions in History – Lost and Found, Budapest/ New York
- Fuchs, Brigitte/ Nöbauer, Herta/ Zuckerhut, Patricia, 2001, Vom Universalismus zur Differenz, in Wernhart, Karl R./ Zips, Werner, Hg., 2001, Ethnohistorie, Rekonstruktion und Kulturkritik, Wien
- Führer-Haimendorf, C., 1974-7, Die Naga in Nagaland, in Bild der Völker
- Furth, Hans G., 1972, Intelligenz und Erkennen - Die Grundlagen der genetischen Erkenntnistheorie Piagets, Frankfurt
- Gage, John, 2001, Kulturgeschichte der Farbe, von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin
- Gamble, Clive, 2002, The Palaeolithic Societies of Europe, Cambridge
- Garcea, Elena A. A., 2010, Ed., South-Eastern Mediterranean Peoples Between 130,000 and 10,000 Years Ago, Oxford
- Garcea, Elena A. A., 2010b, The Spread of Aterian Peoples in North Africa, in Garcea, 2010

- Gebel, Hans-Georg, 2002, Subsistenzformen, Siedlungsweisen und Prozesse des sozialen Wandels vom akeramischen bis zum keramischen Neolithikum, Teil II, www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/466/pdf/diss.pdf
- Gebel, Hans-Georg, 2010, Commodification and the formation of Early Neolithic social identity. The issues as seen from the southern Jordanian Highlands, in Benz, Marion, 2010c
- Geertz, Clifford, 1983, Dichte Beschreibung, Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt
- Gelner, Ernest, 1974-8, Die Berber im Atlasgebirge, Marokko, in Bild der Völker 1974
- Ginsburg, Herbert/ Opper, Sylvia, (1969) 1993, Piagets Theorie der geistigen Entwicklung, Stuttgart
- Gloy, Karen, 2010, Schwarze und weisse Magie, Forschungsbericht aus Papua-Neuguinea, in Assmann/ Strohm, 2010
- Godelier, Maurice, 1973, Ökonomische Anthropologie, Reinbek
- Godelier, Maurice, 1987, Die Produktion der Grossen Männer, Macht und männliche Vorherrschaft bei den Baruya in Neuguinea, Frankfurt/ New York
- Gombrich, E. H., (1950) 162016, Die Geschichte der Kunst, Berlin
- Gopnik, Alison/ Kuhl, Patricia/ Meltzoff, Andrew, (2003) 2007, Forschergeist in Windeln, wie Ihr Kind die Welt begreift, München/ Zürich
- Gottschalk-Batschkus, Christine/ Schuler, Judith, 1996, Hg., Ethnomedizinische Perspektiven zur frühen Kindheit, Berlin
- Graebner, Fritz, 1924, Das Weltbild der Primitiven, München
- Grimal, Pierre, 1977, Hg., Mythen der Völker, 3 Bd., Frankfurt
- Grimal, Pierre, 1977b, Die Mythologie der Griechen, in Grimal, 1977
- Grönbech, Wilhelm, (1909) 1954, Kultur und Religion der Germanen, 2 Bd., Darmstadt
- Groves, Colin, 2004, Die Neandertaler, in Burenhult, 2004
- Grunwald, Susanne, 2009, Mound-Builder Mystery, Zur Erforschungsgeschichte der nordamerikanischen Mounds bis 1850, in Arte Fact, Festschrift für Sabine Rieckhoff zum 65. Geburtstag, Teil 1, Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie, Bd. 172
- Guenther, Mathias G., 1983, Buschmänner (Nharo), in Müller, 1983
- Gunz, Philipp, 2015, Die Evolution des menschlichen Gehirns (Max-Planck-Gesellschaft)
https://www.mpg.de/8953555/MPI_EVAN_JB_2015?c=9262520&force_lang=de
- Gurjewitsch, Aaron J., 1994, Das Individuum im europäischen Mittelalter, München
- Haarmann, Harald, 2006, Weltgeschichte der Sprachen, München
- Hahn, Joachim, 1977, Aurignacien, das ältere Jungpaläolithikum in Mittel- und Osteuropa, Köln/ Wien
- Hahn, Joachim, 1986, Kraft und Aggression, die Botschaft der Eiszeitkunst im Aurignacien Süddeutschlands? Tübingen

- Hahn, Joachim, 1987, Die ältesten figürlichen Darstellungen im Aurignacien, in Müller-Beck, Hansjürgen/ Albrecht, Gerd, Die Anfänge der Kunst vor 30000 Jahren, Stuttgart
- Haidle, Miriam N., 1999, Der Unterschied liegt in der Zukunft: Untersuchungen zur Planungstiefe als Marker kognitiver Evolution, in Mitt. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. CXXIX, Hg. Anthropol. Gesell. in Wien
- Haidle, Miriam, 2009, Mir ist heute gar nicht wohl, in Eiszeit, 2009
- Hallpike, Christopher R., 1990, Die Grundlagen primitiven Denkens, Stuttgart (engl. 1979)
- Hamel, Elisabeth, 2007, Das Werden der Völker in Europa, Berlin
- Hanbury-Tennison, 1974-5, Der Xingu-Nationalpark, in Bild der Völker, 1974
- Hansen, Svend, 2003, Archäologie zwischen Himmel und Hölle: Bausteine für eine theoretisch reflektierte Religionsarchäologie, in Heinz, M./ Eggert, K. H./ Veit, V., Hg., 2003, Zwischen Erklären und Verstehen, Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation, New York/ München/ Berlin
- Harris, Marvin, 1991, Menschen, wie wir wurden was wir sind, Stuttgart
- Harvati, Katerina/ Hublin, Jean- Jacques, 2012, Morphological Continuity of the Face in the Late Middle and Late Pleistocene Hominins from Northwestern Africa: A 3D Geometric Morphometric Analysis, in Hublin/ Pherron, 2012
- Hasler, Felix, 2012, Neuromythologie, eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung, Bielefeld
- Hauptmann, Harald, 2007, Nevalı Çori, in Vor 12.000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit, Karlsruhe
- Hauska, Günter, Hg., 2005, Gene, Sprachen und ihre Evolution, Regensburg
- Heider, Karl, 1974-1, Dani Kurelu - Neuguinea, in Bild der Völker
- Heinz, Marlies, 2014, Wissensbestände und Erkenntnisgewinn im Alten Orient, in Dux/ Rüsen, 2014
- Helbling, Jörg, 1987, Theorie der Wildbeutergesellschaft - eine ethnosozologische Studie, Frankfurt/ New York
- Henke, Winfried/ Rothe, Hartmut, 1999, Stammesgeschichte des Menschen, Berlin/ Heidelberg/ München
- Hennings, Lars, ¹⁴2017, Marx, Engels und die Teilung der Arbeit - Materialien zur Gesellschaftstheorie und Geschichte, Berlin
https://zenodo.org/record/843492#.Wbq_j4pCTdQ
- Hennings, Lars, 1995, Familien- und Gemeinschaftsformen am Übergang zur Moderne, Haus, Dorf, Stadt und Sozialstruktur zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel Schleswig-Holsteins, Berlin (www.ssoar.info)
- Hennings, Lars, 2016, Von der Höhlenmalerei zur Hochkultur am Göbekli Tepe, Zur Soziologie früher Gemeinschaften, der Kognition und der Geschlechter im Jung-Paläolithikum, Berlin; auch: <https://zenodo.org/record/51501#.Wdjo94pCTdQ>
- Hennings, Lars, 2017, Anfänge des Denkens (1. Ausgabe) Zur Soziologie des Jung-Paläolithikums - Ontogenese, Neurowissenschaft, Epigenetik u. m.,
<https://zenodo.org/record/1234441#.WugeTMhCTOR>

- Henrich, Jörn, 2010, Die Fixierung des modernen Wissenschaftsideals durch Laplace, Berlin
- Herzog-Schröder, Gabriele, 2000, Okoyōma - Die Krebs-Jägerinnen, Hamburg
- Hesse, Eva, o. Jg. [2000?], Die Achse Avantgarde-Faschismus, Reflexionen über Filippo Tommaso Marinetti und Ezra Pound, Zürich
- Heyerdahl, Thor, 1963, Die ‚Grossen Steine‘ der Osterinsel, von Peru in den Pazifik, in: Bacon, 1963
- Hildebrandt, Hans-Jürgen, 1979, Einführung, in Morgan, 1877
- Hoffmann, Emil, 1999, Lexikon der Steinzeit, München
- Holle, Gérard, 1994, Kunstgeschichte, Erlangen
- Hradil, Stefan, 1987, Sozialstruktur in einer fortgeschrittenen Gesellschaft, von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen
- Hrouda, Michael, 2000, Mesopotamien - Die antiken Kulturen zwischen Euphrat und Tigris, München
- Hublin, Jean-Jacques/ McPherron, Shannon P., 2012, Ed., Modern Origins, A North African Perspektive, Dordrecht u. a.
- Hübner, Kurt, 1985, Die Wahrheit des Mythos, München
- Hui, Julie/ Deacon, Terence, 2010, Altruism and social addiction, in Dunbar u. a., 2010
- Humboldt, Alexander v., 1967, Südamerikanische Reise, Berlin
- Hurford, James R., 1999, The evolution of language and languages, in Dunbar u. a., 1999
- interim6, Ursprung, Vortragszyklus 1986/ 87 über die Entstehung des Menschen und der Welt in den Mythen der Völker, Hg. Münzel, Mark, Museum für Völkerkunde, Stadt Frankfurt am Main
- Ivanova, Mariya, 2008, Befestigte Siedlungen auf dem Balkan, in der Ägäis und in Westanatolien, ca. 5000 - 2000 v. Chr., Münster u. a.
- Jacobsen, Thorhild, 1954, Mesopotamien, in Frankfurt/... 1954
- Jaffé, Hans L. C., Hg., 20000 Jahre Malerei der Welt, von der Höhlenmalerei bis zur Moderne, Freiburg u. a.
- JB = Jahrbuch des Deutschen Instituts für Archäologie, div. Jg.
- Jones, Nicholas B./ Hawkes, Kristen/ Draper, Patricia, 1994, Differences between Hadza and !Kung Children's Work: Original Affluence or Practical Reason? in Burch, Ernest S./ Ellanna, Linda J., Hg., Key Issues in Hunter-Gatherer Research, Oxford
- Jones, Schyler, 1974-8, Die Nuristaner, Afghanistan, in Bild der Völker
- Jöris, Olaf/ Street, Martin/ Sirocko, Frank, 2010, Als der Norden plötzlich wärmer wurde, in Sirocko, 2010
- Joseph jr., Alvin M., Hg., 1998, Die Welt der Indianer, München
- Jung, Matthias, 2005, Zur objektiv-hermeneutischen Interpretation des Symbolguts prähistorischer Kulturen, in Kienlin, Tobias L., 2005, Hg., Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materiale Kultur, Bonn
- Junkmanns, Jürgen, 2009, Präzise und tödlich, in Eiszeit, 2009

- Jursa, Michael, 2004, *Die Babylonier - Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München
- Kahler, Birgit, 1999, *Schlangendarstellungen in Mesopotamien und Iran vom 8. bis 2. Jahrtausend vor Christus - Quellen, Deutung und kulturübergreifender Vergleich* (Grin.de)
- Kälble, Karl, 1997, *Die Entwicklung der Kausalität im Kulturvergleich, Untersuchungen zur historischen Entwicklungslogik der Kognition*, Opladen/ Wiesbaden
- Kanz, Christine, 2013, *Gender-Theorie der Angst*, in Koch, 2013
- Kaptchuk, Ted J., 2008, *Das grosse Buch der chinesischen Medizin*, Frankfurt
- Kästner, Sibylle, 1998, *Mit Nadel, Schlinge, Keule oder Pfeil und Bogen - Jägerinnen im ethnohistorischen und archäologischen Kontext*, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Kästner, Sibylle, 2012, *Jagende Sammlerinnen und sammelnde Jägerinnen, wie australische Aborigines-Frauen Tiere erbeuten*, Münster
- Kauschke, Christina, 2012, *Kindlicher Spracherwerb im Deutschen*, Berlin
- Kegel, Bernhard, 2015, *Epigenetik, wie unsere Erfahrungen vererbt werden*, Köln
- Keller, Heidi, 2002, *Development as the biology/culture interface*, in Keller, Heidi/ Poortinga, Ype H./ Schölerich, Axel, 2002, *Between Culture and Biology, Perspectives on Ontogenetic Development*, Cambridge
- Kemkes-Grottenthaler, Ariane/ Henke, Winfried, Hg., 2001, *Pein und Plagen, Aspekte einer historischen Epidemiologie*, Gelsenkirchen u. a.
- Kenyon, Kathleen M., 1960, *Excavations at Jericho*, Jerusalem
- Kenyon, Kathleen, 1957, *Digging up Jericho*, New York
- Kiernan, Ben, 2009, *Erde und Blut, Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute*, München
- Kirwan, L. P., 1963, *Rätselhafte Gruppe X, ein kaum bekanntes Volk am nubischen Nil*, in Bacon, 1963
- Klann-Delius, Gisela, 2008, *Spracherwerb*, Stuttgart
- Klek, Markus, 2012, *Ahle versus Nadel: Experimente zum Nähen von Fell und Leder während der Urzeit*, in *Experimentelle Archäologie in Europa, Bilanz 2012*, H. 11, *Unterruhldingen*
- Koch-Grünberg, Theodor, 1923, *Zwei Jahre bei den Indianern Nordwest-Brasiliens*, Stuttgart
- Koch, Klaus-Friedrich, 1974-1, *Die Jalé im Hochland Neuguineas*, in *Bild der Völker*
- Koch, Lars, 2013, Hg., *Angst - ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart/ Weimar
- Koelsch, Stefan/ Fritz, Tom, 2008, *Musik verstehen*, in Fink/ Rosenzweig, 2008
- Koepping, Klaus-Peter, 1983, *Australier (Arnhem-Land)*, in Müller, 1983
- Kölbl, Stefanie, 2009, *Ich, wir und die anderen, Kleidung und Schmuck als Statement, in Eiszeit*, 2009
- Kramer, Samuel Noah, 1979, *Mesopotamien - Frühe Staaten an Euphrat und Tigris*, Reinbek

- Krebs, Uwe, 2001, *Erziehung in Traditionalen Kulturen, Quellen und Befunde aus Afrika, Amerika, Asien und Australien (1898 - 1983)*, Berlin
- Krecher, Joachim, 1993, *Alltagsformen der sumerischen Sprache*, in Zablocka, Julia, Hg., *Everyday life in ancient Near East*, Poznań
- Kreide-Damani, Ingrid, 1992, *Kunstethnologie - Zum Verständnis fremder Kunst*, Köln
- Kreuzer, Udo, 2001, *Zum Schicksal der Feuerland-Indianer*, in Kemkes-Grottenthaler/ Henke, Hg., 2001
- Krohn, Wolfgang, 1987, *Francis Bacon*, München
- Krohn, Wolfgang, 1990, Hg., *Francis Bacon, Neues Organon*, 2 Bd., Hamburg
- Kurella, Doris, 1993, *Handel und soziale Organisation im vorspanischen nördlichen Andenraum*, Bonn
- Lafitau, Joseph F., 1752, *Die Sitten der amerikanischen Wilden im Vergleich mit den Sitten der Frühzeit*, Halle
- Lange-Küttner, Christiane, 1989, *Raubbegriff und Objektbeziehung beim Kind, die Entstehung des perspektivischen Zeichnens bei verhaltensgestörten und normalen Kindern*, Bern u. a.
- Langer, Jonas, 1994, *Die universale Entwicklung der elementaren logisch-mathematischen und physikalischen Kognition*, in Dux/ Wenzel, 1994
- Layton, Robert/ O'Hara, Sean, 2010, *Human Social Evolution: A Comparison of Hunter-gatherer and Chimpanzee Sozial Organisation*, in Dunbar u. a. 2010
- Lee, Dorothy, 1984, *Lineare und nicht-lineare Wirklichkeits-Koordinierungen*, in Schöfthaler, Traugott/ Goldschmidt, Dietrich, Hg., *Soziale Struktur und Vernunft*, Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung, Frankfurt
- Lee, Richard B./ Daly, Richard, 1999, Ed., *The Cambridge Encyclopedia of Hunters and Gatherers*, Cambridge
- Lenin, 1981, *Ausgewählte Werke*, Berlin/ DDR
- Lepowsky, Maria, 1990, *Gender in an Egalitarian Society: A Case Study from the Coral Sea*, in Sanday, Peggy Reeves/ Goodenough, Ruth Gallagher, 1990, *Beyond the Second Sex, New Directions in the Anthropology of Gender*, Philadelphia
- Leroi-Gourhan, André, (1964) 1981, *Die Religionen der Vorgeschichte, Paläolithikum*, Frankfurt
- Leroi-Gourhan, André, 1975, *Prähistorische Kunst - die Ursprünge der Kunst in Europa*, Freiburg
- Lévi-Strauss, Claude, 1994, *Das wilde Denken*, Frankfurt
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1910) 1926, *Das Denken der Naturvölker*, Wien/ Leipzig
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1922) 1959, *Die geistige Welt der Primitiven*, München
- Lévy-Bruhl, Lucien, (1927) 1956, *Die Seele der Primitiven*, Düsseldorf/ Köln
- Lévy-Bruhl, Lucien, 1949, *Carnets*, Paris;
http://classiques.uqac.ca/classiques/levy_bruhl/carnets/carnets.html
- Lewis, I. M., 1974-2, *Die Danakil im Französischen Afar- und Issa-Territorium*, in *Bild der Völker*

- Lexikon zur Soziologie, 2007, Hg. Fuchs-Heinritz u. a., Wiesbaden
- Lommel, Andreas, 1967, Vorgeschichte und Naturvölker, Gütersloh
- Lorblanchet, Michel, 1997, Höhlenmalerei - ein Handbuch, Sigmaringen
- Lühning, Jens, 1989, Einführung, in Spektrum der Wissenschaft, 1989
- Lühning, Jens, 2005, Zwischen Alltagswissen und Wissenschaft im Neolithikum, in Kienlin, 2005
- Mader, Elke, 2008, Anthropologie der Mythen, Wien
- Mahler, Margret S. unter Mitarbeit von Manuel Furer, (1968) 1986, Symbiose und Individuation, Psychosen im frühen Kindesalter, Stuttgart
- Malinowski, Bronislaw, 1962, Geschlecht und Verdrängung in primitiven Gesellschaften, Reinbek
- Malinowski, Bronislaw, 1979, Argonauten des westlichen Pazifik, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1979^b, Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1981, Korallengärten und ihre Magie, Frankfurt
- Malinowski, Bronislaw, 1986, Schriften zur Anthropologie (Bd. 4), hg. Kramer, Fritz, Frankfurt
- Mania, Dietrich, 1998, Die ersten Menschen in Europa (Sonderheft: Archäologie in Deutschland), Stuttgart
- Mann, Charles C., 2005, 1491 - The Americas before Columbus, New York
- Markschies, Christoph, 2016, Gottes Körper, München
- Mauss, Marcel, 1968, Die Gabe, Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, Frankfurt
- Mayer, H./ Aksoy, H., 1986, Wälder der Türkei, Stuttgart/ New York
- McCall, Henrietta, 1993, Mesopotamische Mythen, Stuttgart
- McDougall, George F., 1974-2, Die Nuba in der Republik Sudan, in Bild der Völker
- Meier, Simon, 2007, Beleidigungen, eine Untersuchung über Ehre und Ehrverletzung in der Alltagskommunikation, Aachen
- Meinerts, Hans Jürgen, o. Jg., Hg., Griechische Tragödien, Gütersloh
- Mellaart, James, 1967, Çatal Hüyük - Stadt aus der Steinzeit, Bergisch-Gladbach
- Meller, Harald, 2005, Hg., Begleithefte zur Dauerausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle, Bd. 1 Geisteskraft - Alt- und Mittelpaläolithikum, Band 2 Menschenwechsel - Jungpaläolithikum und Mesolithikum, Halle
- Melling, Machteld/ Filip, Jan, 1985, Frühe Stufen der Kunst, Berlin/ Frankfurt/ Wien (Propyläen Kunst Geschichte, Bd. 14)
- Memorandum reflexive Neurowissenschaft, 2014; <http://www.psychologie-heute.de/home/lesenswert/memorandum-reflexive-neurowissenschaft/>
- Merthen, Claudia, 2012, Gut angezogen? Wesentliche Punkte zur Rekonstruktion jungpaläolithischer Kleidung, in Experimentelle Archäologie in Europa, Bilanz 2012, H. 11, Unterruhldingen
- MEW - Marx-Engels-Werke, 42 Bde, div. Jg., Berlin (zit. als: MEW, Band: Seite)

- Meyer, Martin F., 2011, Scham im klassischen griechischen Denken, in Bauks, Michaela/ Meyer, Martin F., 2011, Zur Kulturgeschichte der Scham, Hamburg
- Mithen, Steven, 1996, The Prehistory of the Mind - The cognitive origins of art, religion and science, New York
- Mithen, Steven, 1998, A Creative Explosion - Theory of Mind, language and the disembodied mind of the Upper Palaeolithic, in ders., Hg., Creativity in Human Evolution and Prehistory, 1998, London/ New York
- Mithen, Steven, 1999, Symbolism and the supernatural, in Dunbar u. a., 1999
- Mithen, Steven, 2010, Excavating the Prehistoric Mind: The Brain as a Cultural Artefact and Material Culture as Biological Extension, in Dunbar u. a., 2010
- Mithen, Steven/ Finlayson, Bill/ Maričević, Darko/ Smith, Sam/ Jenkins, Emma/ Najjar, Mohammad, 2018, WF16 Excavations at an Early Neolithic Settlement in Wadi Faynan, Southern Jordan, Oxford
- Mitmansgruber, Horst, 2003, Kognition und Emotion, die Regulation von Gefühlen im Alltag bei psychischen Störungen, Bern
- Moreau, Luc, 2009, Die Zeit der starken Frauen, in Eiszeit, 2009
- Moreau, Luc, 2009^b, Höhlenpuzzle, in Eiszeit, 2009
- Morenz, Ludwig D., 2014, Medienevolution und die Gewinnung neuer Denkräume
- Morenz, Ludwig D./ Schmidt, Klaus, 2009, Grosse Reliefpfeiler und kleine Zeichentafelchen, ein frühneolithisches Zeichensystem in Obermesopotamien, in Andrassy/ Budka/ Kammerzell, Hg., Non-textual Marking Systems, Writing and Pseudo Script from Prehistory to modern Times, = Lingua Aegyptia - Studia monographica 8
- Morgan, Lewis H., (1877) 1908, Die Urgesellschaft, Stuttgart; Nachdruck 1979, Lollar
- MPF Max-Planck-Forschung, Das Wissenschaftsmagazin der Max-Planck-Gesellschaft
- MPG [Max-Pl.-Ges.], 2013, <http://www.mpg.de/7450884/neandertaler-sprache>
- Mühl, Peter v. d., Hg., Einleitung zu Voss, 1960
- Müller-Beck, Hansjürgen, 1998, Die Steinzeit, der Weg der Menschen in die Geschichte, München
- Müller-Karpe, Hermann, 1998, Grundzüge früher Menschheitsgeschichte, Bd 1, Von den Anfängen bis zum 3. Jahrtausend v. Chr., Darmstadt
- Müller, Klaus E., 1983, Hg., Menschenbilder früher Gesellschaften, Frankfurt/ New York
- Müller, Klaus E., 1989, Die bessere und die schlechtere Hälfte, Ethnologie des Geschlechterkonflikts, Frankfurt/ New York
- Müller, Klaus E., 1997, Schamanismus - Heiler, Geister, Rituale, München
- Müller, Klaus E., 2005, Der Ursprung der Geschichte, in Assmann/ Müller, 2005
- Mulsow, Martin/ Assmann, Jan, 2006, Hg., Sintflut und Gedächtnis, München
- Munk, Katharina, 2011, Hg., Taschenlehrbuch Biologie, Zoologie, Stuttgart
- Murdock, George P., 1967, Ethnographic Atlas, Pittsburgh

- National Geographic, Deutsch, 15.5.15,
<http://www.nationalgeographic.de/aktuelles/aeltteste-hoehlenmalerei-der-welt-ent-deckt>
- Neo-Lithics, The Newsletter of Southwest Asian Neolithic Research. www.exorientte.org
- Neubauer, Simon/ Hublin, Jean-Jaques/ Gunz, Philipp, 2018, The evolution of modern human brain shape, in *Science Advances* 24. 1. 2018: Vol. 4, no. 1, eaao5961 DOI: 10.1126/sciadv.aao5961
<http://advances.sciencemag.org/content/4/1/eaao5961>
- Niedenzu, Heinz-Jürgen, 2014, Die Genese der Normativität, in Dux/ Rüsen, 2014
- Nissen, Gerhardt, 1995, Hg., Aggressivität und Gewalt, Prävention und Therapie, Bern u. a.
- Nissen, Hans J., 1999, Geschichte Altvorderasiens, München
- Noble, William/ Davidson, Iain, 2004: 22, Von Tönen zur Sprache, in Burenhult, 2004
- Noll, Elisabeth, 2002, Ethnoarchäologische Studien an Muschelhaufen, Münster (Tübinger Schriften)
- Nunn, Astrid, 2006, Alltag im alten Orient, Mainz
- Nunn, Astrid, 2009, Körperkonzeption in der altorientalischen Kunst, in Wagner, 2009
- Oesterdiekhoff, Georg W., 2006, Kulturelle Evolution des Geistes - Die historische Wechselwirkung von Psyche und Gesellschaft, Hamburg
- Orschiedt, Jörg, 1999, Manipulationen an menschlichen Skelettresten - Taphonomische Prozesse, Sekundärbestattungen oder Kannibalismus? Tübingen
- Osterwold, Tilman/ Pollig, Hermann, Hg., 1987, Exotische Welten, Europäische Phantasien, Stuttgart
- Owen, Linda R., 1995, Der Topos der Sammlerin bei den Inuit, in Frauen - Forschung - Archäologie, Hg., Brandt, Helga, Münster
- Owen, Linda R., 1998, Frauen in der Altsteinzeit: Mütter, Sammlerinnen, Jägerinnen, Fischerinnen, Köchinnen, Herstellerinnen, Künstlerinnen, Heilerinnen, in Auffermann/ Weniger, 1998
- Owen, Linda R., 2005, Distorting the Past, Gender and the Division of Labor in the European Upper Paleolithic, Tübingen
- Parianen, Franca, 2017, Woher soll ich wissen, was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?, Reinbek
- Passingham, Richard E./ Wise, Steven P., 2012, The Neurobiology of the Prefrontal Cortex – Anatomy, Evolution, and the Origin of Insight, Oxford
- Peschlow-Bindokat, Anneliese, 2003, Frühe Menschenbilder. Die prähistorischen Felsmalereien des Latmos-Gebirges, Mainz
- Peter-Röcher, Heidi, 1998, Mythos Menschenfresser - Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen, München

- Peter-Röcher, Heidi, 2007, Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa, Beiträge zur Konfliktforschung auf der Grundlage archäologischer, anthropologischer und ethnologischer Quellen, Bonn
- Peterson, Jane, 2002, Sexual Revolutions, Gender and Labor at the Dawn of Agriculture, Walnut Creek u. a.
- Pfälzner, Peter, 1994, Haus- und Haushalt, Wohnformen des 3. Jtsds. v. Chr. in Nordmesopotamien, Habilitationsschrift Halle-Wittenberg
- Pfälzner, Peter, 2001, Auf den Spuren der Ahnen, Überlegungen zur Nachweisbarkeit der Ahnenverehrung in Vorderasien vom Neolithikum bis in die Bronzezeit. in Meyer, Jan-Waalke, Hg., 2001, Beiträge zur Vorderasiatischen Archäologie: Winfried Orthmann gewidmet, Frankfurt
- Piaget, Jean/ Inhelder, Bärbel, (1955) 1977, Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Freiburg
- Pichot, André, 1995, Die Geburt der Wissenschaft - Von den Babyloniern zu den frühen Griechen, Frankfurt/ New York
- Pinker, Steven, 2011, Gewalt, eine neue Geschichte der Menschheit, Frankfurt
- Plamper, Jan, 2012, Geschichte und Gefühl, Grundlagen der Emotionsgeschichte, München
- Pörtner, Rudolf, 1971, Die Wikinger-Saga, Düsseldorf/ Wien
- Prinz, Ulrike, 2019, „Wer die Flöten hat, hat die Qual“ - Vom Streit um die gender-Repräsentationen am Alto-Xingu, Quelle Papier in Academia.edu
- Probst, Ernst, 1991, Deutschland in der Steinzeit, München
- Proceedings of the Royal Society B, Biological Sciences, 2012 ;
<http://rspb.royalsocietypublishing.org/content/early/2012/03/20/rspb.2012.0455?sid=0ff6a027-e3fc-4285-a9df-15b91fe354cf>
- Ramstedt, Martin, 2013, Ethnologie der Angst, in Koch, 2013
- Reichholf, Josef H., 2008, Warum die Menschen sesshaft wurden, das grösste Rätsel unserer Geschichte, Frankfurt
- Renfrew, Colin, 2009, Prehistory - the Making of the Human Mind, New York
- Renfrew, Colin/ Frith, Chris/ Malafouris, Lambros, 2009, The sapient Mind, Archaeology meets Neuroscience, Oxford
- Rieger-Jandl, Andrea, 2010, Identität im Wandel, in Trebsche, Peter u. a., Hg., 2010, Der gebaute Raum, Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften, Münster u. a.
- Ries, Julien, 1993, Ursprung der Religionen (Vorwort: F. Facchini), Augsburg
- Ringo, John, 2006, Genetik kompakt, München
- Rivière, Peter, 1974-5, Die Jivaro in Peru und Brasilien, in Bild der Völker
- Roaf, Michael, 1998, Bildatlas der Weltkulturen: Mesopotamien, Augsburg
- Robinson, Tara Rodden, 2015, Genetik kompakt für Dummies, Weinheim
- Röder, Brigitte, 2014, Hg., Ich Mann . Du Frau, Feste Rollen seit Urzeiten? Freiburg
- Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta, 1996, Götinnendämmerung: das Matriarchat aus archäologischer Sicht, Königsfurt
- Röllig, Wolfgang, 2009, Das Gilgamesch-Epos, Stuttgart

- Ronen, Avraham, 2010, The symbolic use of basalt in the Levantine Epipalaeolithic and the emergence of socioeconomic leadership, in Benz, 2010c
- Ronen, Avraham, 2012, The oldest burials and their significance, in Reynolds, Sally C./ Gallagher, Andrew, *African Genesis: Perspectives on Hominin Evolution*, Cambridge University Press
- Rosenberg, Michael, in *Ausstellung: Badisches Landesmuseum, Hg., 2007, in Vor 12.000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit*, Karlsruhe
- Rösler, Frank, 2011, *Psychophysiologie der Kognition, Eine Einführung in die Kognitive Neurowissenschaft*, Heidelberg
- Roth, Gerhard, 2010, *Wie einzigartig ist der Mensch? Die lange Evolution der Gehirne und des Geistes*, Heidelberg
- Roth, Gerhard/ Strüber, Nicole, 2015, *Wie das Gehirn die Seele macht*, Stuttgart
- Rothermund, Dieter/ Weigele-Schwiedrzik, Susanne, Hg., 2004, *Der Indische Ozean: das afro-asiatische Mittelmeer als Kultur- und Wirtschaftsraum*, Wien
- Röttger-Rössler, Birgitt, 2004, *Die kulturelle Modellierung des Gefühls, ein Beitrag zur Theorie und Methodik ethnologischer Emotionsforschung anhand indonesischer Fallstudien*, Münster
- Row, Yong, 1988, *Grundmerkmale der Kinderzeichnung, eine vergleichende Untersuchung koreanischer und deutscher Kinder bis zum 12. Lebensjahr*, Giessen (Diss.)
- Rowley-Conway, Peter, 2004, *Hatten die Neandertaler eine Religion?* in Burenhult, 2004
- Ruspoli, Mario, 1998, *Die Höhlenmalerei von Lascaux, auf den Spuren des frühen Menschen*, Augsburg
- Sanday, Peggy Reeves, 1981, *Female Power and male dominance, on the origins of sexual inequality*, Cambridge
- Schadewaldt, Wolfgang, ¹⁸2016, Übers.: Homer, *Ilias*, Berlin
- Schadewaldt, Wolfgang, 1958, Übers.: Homer, *Die Odyssee*, Hamburg
- Scheer, Tanja, 2009, Hg., *Tempelprostitution im Altertum*, Oldenburg
- Scherke, Katharina, 2009, *Emotionen als Forschungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie*, Wiesbaden
- Schild, Romuald/ Wentorf, Fred, 2010, *Late Palaeolithic Hunter-Gatherers in the Nile-Valley of Nubia and Upper Egypt*, in Garcea, 2010
- Schmidt, Klaus, 2003, ‚Kraniche am See‘. Bilder und Zeichen vom frühneolithischen Göbekli Tepe (Südosttürkei), in Seipel, Winfried, Hg., *Der Turmbau zu Babel, Bd. IIIa, Ursprung und Vielfalt von Sprachen und Schrift*, Ausstellung Graz
- Schmidt, Klaus, 2005, *Die ‚Stadt‘ der Steinzeit*, in Falk, 2005
- Schmidt, Klaus, 2008, *Sie bauten die ersten Tempel - Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger, Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe*, München
- Schmidt, Klaus, 2011, *Göbekli Tepe*, in *The Neolithic in Turkey*, Archaeology and Art Publication, Istanbul
- Schmidt, Klaus, 2013, *Adler und Schlange*, in *Anatolian Metal VI*

- Schmökel, Hartmut, 1956, Das Land Sumer - die Wiederentdeckung der ersten Hochkultur der Menschheit, Stuttgart
- Schrenk, Friedemann, 2009, Vom aufrechten Gang zur Kunst - Die Entwicklung und Ausbreitung des Menschen, in *Eiszeit*, 2009
- Schuster, Martin, 21993) Die Psychologie der Kinderzeichnung, Berlin/...
- Schyle, Daniel, 1996, Das Epipaläolithikum und der Übergang zum Neolithikum in der Levante und in Ägypten, in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Schyle, Daniel, 1996b, Das Epipaläolithikum und der Übergang zum Neolithikum zwischen Taurus und Hindukusch, in Schyle/ Uerpmann, 1996
- Schyle, Daniel/ Uerpmann, Hans-Peter, 1996, Das Epipaläolithikum des vorderen Orients, (2 Bde.) Teil II/ Band 2, Wiesbaden
- Segal, J. B., Mysterien der Sabier, in Bacon, 1963
- Seitz, Stefan, 1977, Die zentralafrikanischen Wildbeutekulturen, Wiesbaden
- Sellin, Ernst/ Watzinger, Carl, 1913, Jericho, die Ergebnisse der Ausgrabungen, Leipzig
- Selz, Gebhard J., 2010, Sumerer und Akkader, Geschichte - Gesellschaft - Kultur, München
- Semendeferi, Katarina, 2001, Advances in the study of hominoid brain evolution: magnetic resonance imaging (MRI) and 3-D reconstruction, in Falk/ Gibson, 2001
- Shea, John J., 2010, Neanderthals and Early Homo sapiens in the Levant, in Garcea, 2010
- Sibisi, Harriet, 1974-2, Die Zulu in Südafrika, in Bild der Völker
- Simson, Otto v., 1968, Die Gotische Kathedrale, Beiträge zu ihrer Entstehung und Bedeutung, Darmstadt
- Sirocko, Frank, Hg., 2010, Wetter, Klima, Menschheitsentwicklung - von der Eiszeit bis ins 21. Jahrhundert, Darmstadt
- Smith, Alan, 1974-1, Die Bewohner der Salomon-Inseln, Melanesien, in Bild der Völker
- Snell, Bruno, 1975, Die Entdeckung des Geistes, Göttingen
- Spektrum der Wissenschaft, 1989, Siedlungen der Steinzeit, Heidelberg
- Spork, Peter, 2009, Der zweite Code, Epigenetik oder: wie wir unser Erbgut steuern können, Reinbek
- Steinbach, Markus, 2008, Gebärdensprache und das Gehirn, in Fink/ Rosenzweig, 2008
- Steinert, Ulrike, 2012, Aspekte des Menschseins im Alten Mesopotamien - eine Studie zu Person und Identität im 2. und 1. Jt. v. Chr., Leiden/ Boston
- Stelzel, Christine, 2008, Interference processing in dual tasks - the functional role of the lateral prefrontal cortex [online HU-Berlin]
- Stern, Daniel, 1996, Die Lebenserfahrung des Säuglings, Stuttgart
- Stodiek, Ulrich, 2009, Der verlängerte Arm, in *Eiszeit*, 2009
- Suhrbier, Mona B., 2005, Die Welt aus Dingen: Indianische Gegenstände und der Diskurs über Natur (Amazonien), in Kienlin, 2005

- Sumer, Assur, Babylon, 1980, Sieben Jahrtausende Kunst und Kultur am Euphrat und Tigris, Ausstellungskatalog (Liebighaus Frankfurt/ Main)
- Summers, Roger, Stadt des Schwarzen Goldes, in Bacon, 1963
- Supp, Eckhard, 1994, Australiens Aborigines, Ende der Traumzeit?, Bonn
- Swanhilt Haeger, Kaja, 2005, Die Beschneidung als Initiationsritus und ihre Bedeutung für die Herausbildung männlicher Geschlechtsidentität, marokkanische Jungen in der Pubertät – eine qualitative Untersuchung, Stuttgart
- Tauchmann, Kurt, 1983, Kankanaey (u. Lepanto), in Müller, 1983
- Terra X-71-Jenseits von Eden - der Jahrtausendfund, Sat1, 2012,
<https://www.youtube.com/watch?v=lrFcpu3mJlc>
- Terhorst, Janina, 2012, Die Ikonographie bildlicher Darstellungen des Neolithikums in Anatolien, Marburg (Bachelor)
- Teschner, Ulrike, 2005, Kortikale Verarbeitung von bewegungs- und sprachrelevanten visuellen Stimuli - Eine Untersuchung mit funktioneller Kernspintomografie bei Gehörlosen, Gebärdensprachdolmetschern und Hörenden, Saarbrücken
- Theweleit, Klaus, 1978, Männerphantasien, 2 Bd., Frankfurt
- Tobias, Phillip v., 2001, The promise and the peril in hominin brain evolution, in Falk/ Gibson, 2001
- Tomasello, Michael, 2006, Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens, Frankfurt
- Tomasello, Michael, 2011, Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt
- Tönnies, Ferdinand, (1887) 1972, Gemeinschaft und Gesellschaft - (1. Aufl. Untertitel: Kommunismus und Sozialismus als empirische Kulturformen) Grundbegriffe der reinen Soziologie, (Leipzig) Darmstadt
- Torbrügge, Walter, o. J., Europäische Vorzeit (Kunst im Bild), München
- Travis, Cheryl Brown, 2003, Ed., Evolution, Gender and Rape, Cambridge/ London
- Tschubinow, Georg, 1914, Beiträge zum psychologischen Verständnis des sibirischen Zauberers, Halle (Diss.) in Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, Bd 1
- Turnbull, Colin, 1974-2, Die Pygmäen im Kongobecken, in Bild der Völker
- Tylor, Edward Burnett, 1873, Die Anfänge der Kultur, Leipzig
- Ucko, Peter J./ Rosenfeld, Andrée, 1967, Felsbildkunst im Paläolithikum, München
- Uerpmann, Hans-Peter, 1996, Die Ökologie des Epi-Paläolithikums, in Schyle/ Uerpmann, 1996, Teil III.
- Uerpmann, Hans-Peter, 2007, Von Wildbeutern zu Ackerbauern – Die Neolithische Revolution der menschlichen Subsistenz, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte 16, Tübingen
- Uhl, Heidemarie, 2002, „Kultur“ und/ oder „Gesellschaft“? Zur „kulturwissenschaftlichen Wende“ in den Geschichtswissenschaften, in Musner, Lutz/ Wunberg, Gotthart, Hg., Kulturwissenschaften, Forschung – Praxis – Positionen, Wien
- Unesco: 2006, Die Natur- und Kulturwunder der Welt, alle Natur- und Kulturstätten der Unesco-Welterbeliste, Gütersloh/ München

- Unger-Dreiling, Erika, 1966, *Die Psychologie der Naturvölker als historische Grundlagendisziplin*, Wien
- Uruk, 2013: Uruk – 5000 Jahre Megacity (Ausstellung im Vorderasiatischen Museum/ Pergamon Berlin), Begleitband
- Veit, Ulrich, 2005, Kulturelles Gedächtnis und materielle Kultur in schriftlosen Gesellschaften, in Kienlin, 2005
- Vermeersch, Pierre M., 2010, Middle and Upper Palaeolithic in the Egyptian Nile Valley, in Garcea, 2010
- Vialou, Denis, 1992, *Frühzeit des Menschen*, München (Universum der Kunst 37)
- Vieyra, M., 1977, Die Mythologie der Sumerer, Babylonier und Hethiter, in Grimal, 1977
- Voigt, Mary M., 2000, Çatal Höyük in Context, in Kuijt, Ian, 2000, Ed., *Life in Neolithic Farming Communities, Social Organisation, Identity, and Differentiation*, New York
- Vor 12000 Jahren in Anatolien, die ältesten Monumente der Menschheit, Karlsruhe 2007, Hg. Badisches Landesmuseum
- Voss, Johann Heinrich, 1960, *Homer, Ilias und Odyssee*, Hg. Mühlh, Peter v. d., 1960, Wiesbaden
- Wagner, Andreas, 2009, Hg., *Anthropologische Aufbrüche, alttestamentliche und interdisziplinäre Zugänge zur historischen Anthropologie*, Göttingen
- Wales, Nathan, 2012, Modelling Neanderthal clothing using ethnographic analogues, in *Journal of Human Evolution* 63 (2012) 781 - 795, <http://dx.doi.org/10.1016/j.jhevol.2012.08.006>
- Wallace, Alfred Russel, (1870), o. J., *Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl*, Hg. Meyer, Adolf Bernhard, Erlangen (Besold)
- Walle, van de, B., 1977, *Die Mythologie der Ägypter*, in Grimal, 1977
- Watkins, Trevor, 2010: 106ff, *Changing People, changing Environments*, in Finlayson, Bill/ Warren, Graeme, Hg., *Landscapes in Transition*, Oxford UK
- Watkins, Trevor, 2011, *Opening the door, pointing the way*, in *Paléorient*, vol. 37.1, CNRS ÉDITIONS 2011
- Watkins, Trevor, 2012, *Household, Community and Social Landscape: Maintaining Social Memory in the early Neolithic of Southwest Asia*, in Furholt, Martin/ Hinz, Martin/ Mischka, Doris, 2012, „As time goes by?“ *Monumentally, Landscapes and the Temporal Perspective*, Bonn (Kiel archaeology)
- Watts, Ian, 1999, *The origin of symbolic culture*, in Dunbar u. a., 1999
- Wenzel, Ulrich, 1994, *Dynamismus und Finalismus – Zur Strukturlogik der Aristotelischen Naturphilosophie*, in Dux/ Wenzel, 1994
- Wenzel, Ulrich, 2000, *Vom Ursprung zum Prozess - zur Rekonstruktion des Aristotelischen Kausalitätsverständnisses und seiner Wandlung bis zur Neuzeit*, Frankfurt
- Wesel, Uwe, (1980) 1994, *Der Mythos vom Matriarchat, Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften*, Frankfurt
- White, J. Peter, 2004, *Australien, der ganz andere Kontinent*, in Burenhult, 2004

- Whitehouse, David und Ruth, 1990, Archäologischer Weltatlas, Köln
- Widlöcher, Daniel, (1965) 1993, Was eine Kinderzeichnung verrät, Methode und Beispiele psychoanalytischer Deutung, Frankfurt
- Widlöcher, Thomas, 2010, Sharing as a cultural innovation, in Benz, 2010c
- Wieser, Wolfgang, 2007, Gehirn und Genom, Ein neues Drehbuch für die Evolution, München
- Widgen, Wolfgang, 2013, Visuelle Semiotik. Die Entfaltung des Sichtbaren. Vom Höhlenbild bis zur modernen Stadt, Bielefeld
- Wilson, John A., 1954, Ägypten, in Frankfort/ Wilson/ Jacobsen, 1954
- Windelband, Wilhelm, 1908, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Tübingen/ Leipzig
- Wolfradt, Uwe, 2011, Ethnologie und Psychologie, die Leipziger Schule der Völkerpsychologie, Berlin
- Wunn, Ina, 2005, Die Religion in vorgeschichtlicher Zeit, Stuttgart
- Yeşilyurt, Metin, 2014, Die wissenschaftliche Interpretation vom Göbeklitepe, die Theorie und das Forschungsprogramm, Münster
- Young, Michael W., 1974-1, Die Bewohner der Trobriand-Inseln, in Bild der Völker
- Zerries, Otto, 1983, Yanoama, in Müller, 1983
- Zgoll, Annette, 2013, Inanna - Stadtgöttin von Uruk, in Uruk
- Zgoll, Annette/ Lämmerhirt, Kai, 2009, Lachen und Weinen im antiken Mesopotamien, in Nitschke, August/ Stagl, Justin/ Bauer, Dieter R., 2009, Hg., Überraschendes Lachen, gefordertes Weinen, Gefühle und Prozesse, Kulturen im Vergleich, Wien u. a.
- Zick, Michael, 2008, Türkei - Wiege der Zivilisation, Stuttgart

Kurzfassung

Nach Hinweisen auf die prozessorientierte Methode einer historischen Soziologie werden drei Typen des Homo sapiens des Jung-Paläolithikums vorgestellt: Ältere und Jüngere Wildbeuter:innen sowie die Sozial-differenzierte wildbeuterische sesshafte Gemeinschaft. Letztere steht für jene, die das Geistige Zentrum am Göbekli Tepe planen und errichten konnte, weil sie offensichtlich arbeitsteilig und hierarchisch strukturiert war. Die zentralen männlichen Götterfiguren in den Kreisbauten dort symbolisieren das; ähnliches gilt für den Turmbau von Jericho. Dagegen begannen noch sehr schlicht organisierte und denkende Leute die Höhlenmalerei und Schnitzerei. Da die Schädelform bei Homo sapiens erst vor 35.000 Jahren ihre heutige Kugelform erreichte, wurde es umso nötiger, die ersten Jahrtausende als besondere, frühe Form der Kompetenz zu untersuchen. Bei der Analyse von Kognition und Emotion wurden auch die Neurowissenschaften, Bewusstsein und psychische Entwicklung, einbezogen.

Piagets Stadien der kindlichen Ontogenese – die der individuellen Entwicklung des Präfrontalen Kortex folgen – geben Hinweise, dass die neue frühe Kommunikation (Schnitzerei, Malerei, Musik) nur mit Zeigen und Gebärden und noch ohne Sprech-Sprache entstehen konnten. Sie ging deutlich einher mit der Transformation der materiellen Kultur, an der Denken und Logik als historische Kompetenz sich ausbildet. Dazu wurde kontinuierlich schon früh die Sesshaftigkeit zur generellen Lebensform. Grössere Siedlungen erforderten einen Lernprozess des Zusammenlebens, des Verzichts auf Aggression als Reaktion etwa auf Ehrverlust. Eine wichtige Bedeutung bekam die Institutionalisierung der Verwandtschaft von nur gefühlten Formen bei Mutter und Kind hin zur organisierten Stammesverfassung, die eine erhebliche Machterweiterung mit sich brachte. Speziell die alltägliche Macht, die Geschlechterdifferenz, der Prozess der Institutionalisierung und die Entwicklung des Religiösen werden als Movens dieser Gemeinschaften erkennbar. Sesshafte Wildbeuter:innen schufen am Göbekli Tepe die erste Hoch-Kultur, als die Folge des Endes der Eiszeit eine erweiterte Kognition verlangte. Hier, und nicht im Neolithikum, erleuchtet der menschliche Geist, dessen Entwicklung in den Stadtstaaten Sumers (und in Ägypten) erneut sichtbar wurde.

